Deutsche Dichtung

Digitized by Google

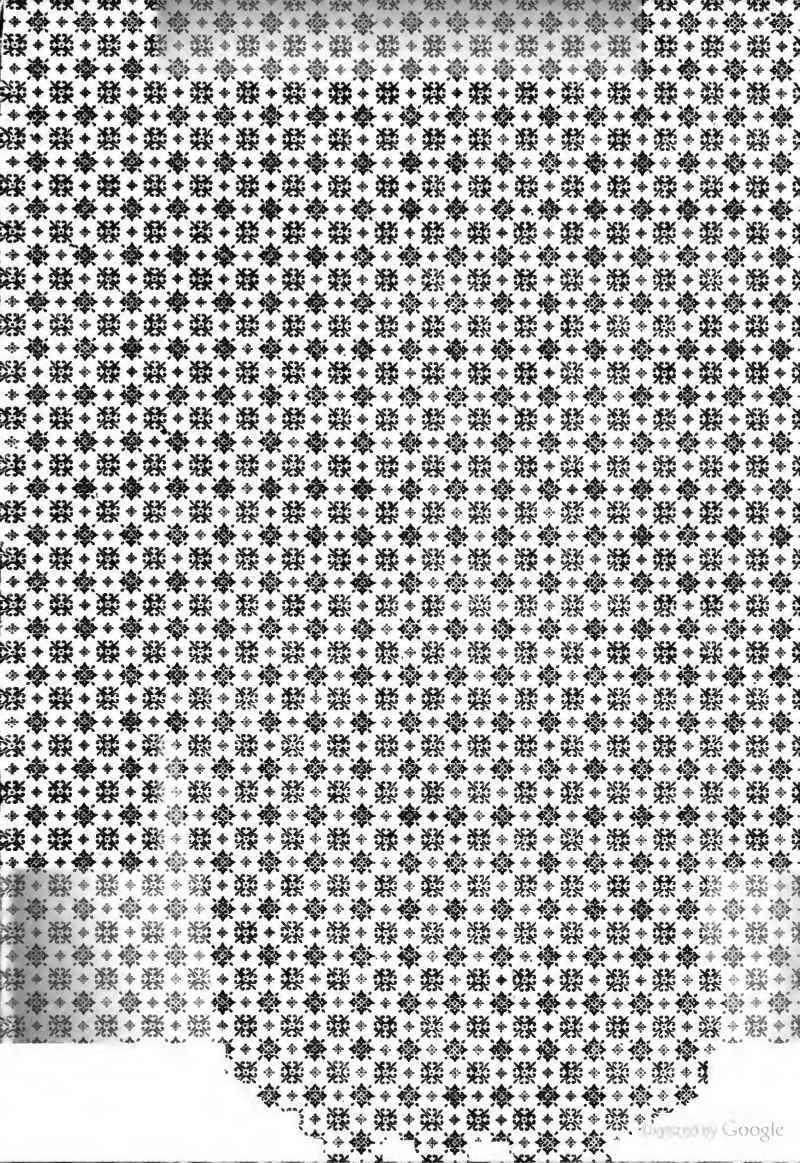
0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Vierzehnter Band.

April bis September 1893.

Berlin.

Verlag von F. Fontane & Co.

1893.

Digitized by Google

Druck von Gergonne & Cie, Berlin W.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XIV. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich, in Prag . . . 13. 121. 172. 194

Bernstein, Max, in München 116
Bienenstein, Karl, in Wiesselburg a. d. Erlaaf 215
Bloem, Walter, in Elberfeld 261. 289
Braun, G., in München 261
Bulthaupt, Heinrich, in Bremen 164. 189. 216. 242

Chamisso, Adalbert von, (Ungedr. Nachlaß.) . 296
Collan, Maria, in Helsingfors 170
Coßmann, Paul Nicolaus, in München 245. 272

Dessoff, Albert, in Frankfurt a. M. . . . 8. 170
Domsch, Hermann, in Leipzig 87. 122. 163. 213. 260. 290
Dreydorff, Rudolf, in Leipzig 241
Driese, P., in Frankfurt a. M. 63. 293
Droescher, Emilie, in Bad Homburg 40. 214. 261

Eckstein, Ernst, in Dresden 8. 87

Feist, L., in Bingen 168
Fitzger, A., in Bremen 13. 213. 292
Franzos, Karl Emil, in Berlin 28. 53. 236. 262. 294
Fulda, Ludwig, in Berlin 169

Gandy, Franz Freiherr, (Ungedruckter Nachlaß) 147. 177. 202. 225
Grünlinger, Hans M., in Konstanz 20. 87. 115. 224. 289

Häcker, Gustav, in Tübingen 214
Hahnau, Kurt, in Hamburg 72. 260
Hango, Hermann, in Wien . . 13. 72. 213. 288
Hansen, Oskar, in Recklinghausen 63
Hartung, Otto, in Wien 78. 149
Havemann, Julius, in München . . . 87. 196
Heyse, Paul, in München . . 9. 20. 41. 64. 88
Hirzel, Georg, in Leipzig . . 147. 177. 202. 225
Hoffmann von Fallersleben, (Ungedruckter Nachlaß). . . . 28. 55. 138. 139. 140 215. 260
Hoffmann, Max, in Berlin 40
H. H., in Berlin 172

Seite

Jensen, Wilhelm, in München 1. 20. 33. 57. 72. 81. 105. 129. 153. 196. 197
Izzerott, E., in Perleberg 268

Kunisert, Rudolf, in München 137. 246
Königsbrunn-Schaup, Fr. von, in Dresden 8

Langewiesche, Wilhelm, in Rheydt . . 115. 161
Lingg, Hermann, in München 13. 39. 137. 235. 260. 288
Lorenz, Max, in Königsberg 87
Lüdegger, W., in Zürich 268

Mayer, Otto, in Chicago 39
Matthes, Valerie, in Schweidnitz 241
Mörike, Eduard, (Ungedruckter Nachlaß) . . . 161

Öhquist, Johannes, in Helsingfors 122
Oswald, J. G., in Basel 122
Ottmer, F., in Berlin 170

Preuschen, Hermine von, in Rom . . 63. 162

Roquette, Otto, in Darmstadt . . 8. 40. 87. 169
Rosmer, Ernst, in München 287

Salus, Hugo, in Prag 77. 162. 195. 235
Schürmann, Johannes, in M.-Gladbach 121. 171. 172. 214
Specht, Richard, in Wien 162 224. 292
Spitteler, Karl, in Luzern 40
Stona, M., in Strebowitz 13

Telmann, Konrad, in Rom 14. 49. 77. 95. 117. 141. 178. 181. 205. 229. 253. 277
Volkmar, A., in Jever 195
Vorbeck, Otto, in Berlin 179

Wachler, Heinrich Ernst, in Berlin 241
Wäckerle, Hyazinth, in Lantingen . 137. 196. 215
Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden . 163
Weiß, G. in Wien 289
Werherr, Armin, in Aschach . . . 137. 213. 293
Werner, Richard Maria, in Hamburg . . . 29
Wichert, Ernst, in Berlin 21
Wolff, Franz, in Wien 13

166166

Digitized by Google

Inhalt des XIV. Bandes.

Seite

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Heimkunft. Ein Roman von Wilhelm Jensen I. 33. 57. 81. 105. 129. 153. 197

Vaterrechte. Novelle von Konrad Telmann 14. 39. 77. 95. 117. 141. 173. 181. 205. 229. 253. 277

Der Frack. Novellette von Karl Emil Franzos 236. 262

Das Tintenfaß. Skizze von Hermann Domsch. 290

Lyrik.

Abendschein. Von Ernst Eckstein 8

Der Tintenfisch. Von Fr. von Königsbrunn-Schaup. 8

Die Großmutter. Aus dem Französischen des Louis Ratisbonne von Albert Dessoff . . 8

Am Weiher im Walde. Von Hermann Lingg. 13

Ein Gebet. Von Friedrich Adler 13

Sommer. Von Franz Wolff. 13

Die Spinnerin. Von A. Fitger 13

Eisblumen. Von M. Stona 13

Flocken. Von Hermann Hango 13

Ueber die Barre. Aus dem Englischen des Alfred Tennyson. Von Paul Heyse 20

Chole chanse. (Allemannisch) Von Hans M. Grüninger 20

Gretchen. Eine Totenklage. Von Ernst Wichert 21

Kinderlieder. Von Hoffmann v. Fallersleben. (Ungedruckter Nachlaß.) 28

Spatzenlied 28

Müller heraus 28

Die drei Jungfrauen 28

Das Ruhlied 28

Denkmale. Von Hermann Lingg 39

Der Wettlauf. Von Karl Spitteler 40

Friede. Von Max Hoffmann 40

Mädchenlied. Von Emilie Droescher . . . 40

Einem Kinde. Von Karl Emil Franzos . . . 53

Werbung. Von P. Driese 63

Urform. Von Hermine von Preuschen . . . 63

Frühlingszeichen. Von Oskar Hansen . . . 63

Am Strand. Von Wilhelm Jensen 72

Der Traum von Glück. Von Hermann Hango 72

Frühlingsnahen. Von Kurt Hainan 72

Tuzing. Von Hermann Domsch 87

Frühlingsnacht. Von Max Lorenz 87

Blüten. Von Hans M. Grüninger 87

Berchsamkeit. Von Ernst Eckstein 87

Südliche Landschaft. Von Julius Havemann 87

Leid. Beethovens neunte Symphonie, erster Satz. Von Friedrich Adler 121

Am Bettchen meines Kindes. Von Johannes Schürmann 121

Lenzgrüße. Von A. G. Oswald 122

Heimatlos. Von Johannes Ohquist 122

Berg Isel. Von Hermann Domsch 122

Seite

Tablo d'hunt. Von Hermann Lingg. 137

„Sie schwebt dahin." Von Rudolf Knussert . 137

G'ringlete Haar'. Von Hyazinth Wäckerle . . 137

Was willst du mehr? Von Armin Werherr . 137

Lieder im Volkston. Von Hoffmann von Fallersleben (Ungedruckter Nachlaß.)

„Wie ein Garten ohne Blumen" 138

Abendlied 138

Des Frühlings letzte Gabe 138

Kneipen 139

Abendlied der Winzer 138

Ein gelegentliches Lied 139

Tanzlied zur Fastnacht 139

Matrosen-Wochenarbeit 139

Kindtaufe 139

Wunderwasser 139

Frau Rheuma 140

Auf den Dünen bei Katwijk 140

In der Fremde 140

„Es ist ein Reif gefallen" 140

Gutenbergs Erfindung. Von Eduard Mörike (Ungedruckter Nachlaß.) 161

Sommerabend. Von Wilhelm Langewiesche . 161

Ewige Treue. Von Hugo Salus 162

Perlenschnur. Von Hermine von Preuschen . 162

Heimweg. Von Richard Specht 162

Zum Geburtstage eines jungen Freundes. Von Robert Waldmüller-Duboc. 163

Brenner. Von Hermann Domsch 163

Der glückliche Hannes (Pfälzisch.) Von L. Feist 163

Nach dem Tode. Aus dem Englischen der Christina Georgiana Rossetti Von Albert Dessoff 170

An Roines Strand. Aus dem Schwedischen des Z. Topelius. Von Maria Collan . . . 170

Der See. Aus dem Französischen des Alphonse de Lamartine. Von F. Ottmer 170

Gebannt. Aus dem Italienischen des A. Fogazzaro. Von Johannes Schürmann 171

Von der Reise. Aus dem Czechischen des Jaroslaw Vrchlický. Von Friedrich Adler. . . 172

Die vier Geschwister. Aus dem Englischen der Felicia Hemans. Von H. H. 172

Der erste Zahn. Aus dem Holländischen des Hendrik Tollens. Von Johannes Schürmann 172

Abendstimmung. Von Hugo Salus 195

Unterwegs. Von Wilhelm Jensen 196

Meine zwoi Bäsla (Schwäbisch). Von Hyazinth Wäckerle 196

Sommertag. Von Julius Havemann . . . 196

Fatal. Von A. Fitger. 213

Zuweilen. Von Hermann Hango 213

Sommerklage. Von Armin Werherr . . . 213

Bergandacht. Von Hermann Domsch . . . 213

Digitized by Google

Seite

Die Stimme der Natur. Aus dem Französischen des Henri Bérenger. Von Johannes Schürmann 214
Wohin. Von Gustav Hacker 214
Wunsch. Von Emilie Droescher 214
Das Blümchen „Hab' mich lieb!" Von Hoffmann von Fallersleben (Ungedr. Nachlaß) 215
d'Fiehrma'speitsch. (Schwäbisch.) Von Hyazinth Wäckerle 215
Vielleicht. Von Richard Specht 224
Der Kukuk. Von Hans M. Grüninger . . 224
Sommertag. Von Hermann Lingg 235
Das kranke Mütterlein. Von Rudolf Dreydorff 241
Siesta. Von Heinrich Ernst Wachler . . . 241
Willst du mit? Aus dem Italienischen des Enrico Panzacchi. Von Valerie Matthes . . . 241
Sommerabend. Von Hermann Lingg . . . 260
Beim Walpurgsheimer. Von Kurt Hainan . 260
Eingeregnet. Von Hermann Domsch . . . 260
Sturm. Von Emilie Droescher 261
Entsagung. Von G. Braun 261
Abend. Von Walter Bloem 261
Ueber den Nebeln. Von W. Lädegger . . 268
Mutterstolz. Von E. Zyerott 268
Liebeslieder. Von Hoffmann von Fallersleben. (Ungedruckter Nachlaß.)
Des Herzens Antwort 269
Dein Herbst 269
Singe! singe! 269
„Könnt' ich dir frohe Kunde sagen . . ." . 269
„Ich war so stolz" . . ." 270
An der Hart I. II. III. IV. 270
Am Neckar I. II. III. 270
An Johanna 271
Verblühende Rosen 271
Winden im Winde 271
Wein und Liebe 271
„O wie bin ich so bescheiden . ." 271
„Beträumet hab' ich Jahr und Tag . ." . 271
Am Verlobungstag 272
Vergänglichkeit 272
„O Anneli . . ." 272
„Wenn die weißen Wolken ziehen . ." . . 272
Vor dem Schlosse. Von Hermann Lingg . 288
Im Lilienduft. Von Hermann Hango . . 288
Mädchenlied. Von Walter Bloem 289
Über den See. Von Hans M. Grüninger . 289
Der alte Spielmann. Von G. Weiß . . . 289
Rabbia. Von A. Fitger 292
Eisenbahnfahrt. Von Richard Specht . . 292
Trauer. Von P. Driese 293
Zu Hause. Von Armin Werberr 293

Epische Dichtungen.

Maud Müller. Aus dem Englischen von John Greenleaf Whittier. Von Otto Mayer . 89
Der Blindenreigen. Von Hugo Salus . . . 77
Die Glocke des Glücks. Von Hans M. Grüninger 115
Antinous. Von Wilhelm Langewiesche . . 115
Wittekind. Von Max Bernstein 116

Seite

Tedeum. Von Friedrich Adler 194
Germanischer Mut. Von A. Voltmar . . . 195
Der Nebelkönig. Von Karl Bienenstein . . 215
Auf den Knien. Von Hugo Salus 235
Danae. Von Rudolf Kunffert 256
Der Todesritt. Von Ernst Rosmer 287

Sprüche und Aphorismen.

Sprüchgedichte. Von Otto Roquette . 8. 40. 87
Sprüch. Von Wilhelm Jensen 20
Sprüch. Von Ludwig Fulda 169
Der schönste Klang. Von Otto Roquette . . 169
Aphorismen. Von Paul Nicolaus Coßmann 245. 272

Dramatische Dichtungen.

Jungfer Justine. Schauspiel in vier Akten. Von Paul Heyse 9. 20. 41. 64. 88
Der Präsident. Drama in fünf Akten. Von Karl Emil Franzos 23
Timon von Athen. Tragödie in fünf Akten um freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung. Von Heinrich Bulthaupt 164. 189. 216. 242

Essays.

Giebt es Humor? Von Prof. Dr. Richard Maria Werner 29
Ein deutsches Nationallied 54
Metrische Übersetzungen. Besprochen von Otto Hartung 78
Neue Lyrik und Epik 79
Ein Volksbüchlein 80
Jean Pauls Tochter I. II. 100. 123
Bunte Reihe 101
Ein Brief Robert Hamerlings 103
Ohren zu! 103
Politische Lyrik 124
Franz Freiherr Gaudy. Ungedruckte Briefe aus den Jahren 1834 — 1840. Mitgeteilt von Georg Hirzel. I. Briefe aus den Jahren 1834 und 1835 147
II. Briefe aus den Jahren 1836 und 1837 . 177
III. Briefe aus den Jahren 1837 und 1838 . 202
IV. Briefe aus den Jahren 1838 bis 1840 . 225
Quellenwerke zur Deutschen Litteraturgeschichte. Besprochen von Otto Hartung 149
Erzählerinnen. Besprochen von Otto Borbeck. 179
Gregorovius „Römische Tagebücher" . . 249. 273
Bauernfeld im März 1848. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos 294
Ein Brief Chamissos 294
Die besten Bücher 294
Aus der Mittelregion 296

Autographen.

Hoffmann von Fallersleben. (Nachlaß). „Deutschland, Deutschland über Alles." . . . 55

Digitized by Google

Seite

Zuschriften.

In Sachen der „Letzten Jugendlieder“ von Ernst Rethwisch. Zwei Zuschriften von Herrn Dr. Ernst Rethwisch in Berlin und K. B. . . . 252

Litterarische Notizen.

32. 56. 127. 128. 180. 252. 275. 299.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Andresen, C. „Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-nationaler Weltanschauung 101
„Aus der Schmiede“ 101

Bassermann, Alfred. Dantes Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil 78
Batsch „Deutsch Seegrass“. „Rantische Rückblicke“. 101
Berlepsch, H. von. „Thalia in der Sommerfrische“ 79
Bertuch, August. Frederi Mistrals „Mireio“ . 78
Biedermann, Woldemar Freiherr von. „Goethes Gespräche“ 149
Bonghi, Ruggero. „Die römischen Feste“ . . 103
Bornhak, F. „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach) 149
Breitsprecher, Dr. Karl. „Johanna d' Arc und der schwarze Ritter“ 128
Bülow, Frieda von. „Ludwig von Rosen“. . . 179

Deckert, Emil. Die „neue Welt“ 101
Dinkmeyer, Friedrich. „Fische mit brennenden Schwänzen“ 180

Eckstein, Ernst „Dombrowsky“ 275
Edlinger, Anton. „Aus deutschem Süden“ . 127
Eitelberg, A. „Unmoderne Ansichten über die moderne Kultur“ 101

Find, F. N., „Weltfremd — weltfremd“. . . 297
Fischer, Kuno. „Erinnerungen an Moritz Seebeck“ 127
Förster, Bern. „Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen“. 100. 128
Förster, W. „Arete, die nabaläische Christin.“
„Lieder aus der Dresdener Heide“ 103
Frank, Ulrich. „Rechtsanwalt Arnau“ . . . 180
„Freiheit, Liebe, Menschlichkeit“ 128
Fuchs, Reinhold. „Strandgut“ 299
Fulda, Ludwig. „Molières Meisterwerke“ . . 78

Geißler, Max. „Ausfahrt“ 275
Georgi, A. „Die Rache ist mein“ 56
Gesellhofen, Julius. „Am Webstuhl der Zeit“ 299
Geyer, Florian. „Der 27. Januar 1859“ . . 126
Glaser, Marie von. „Zittergras“ 252
Gregorovius, „Römische Tagebücher“ . . 249. 272
Grotowsky, Paul. „Der toten Mutter“ . . 79
Gurlitt, Emanuel. „Weinsprossen“ 297

Haars, Ferdinand. „Deutsche Klänge“ . . . 127
Haeseeba, „Auf dem Pegasus“ 103

Seite

Heller, Eduard von. „Goethes Antheil an Lavaters physiognomischen Fragmenten“. . . 150
Henckell, Karl. „Olorama.“ „Trutznachtigall“ 125
Henri, Cl. „Urania“. 103
Herzfeld, Marie. S. P. Jacobsens Novellen“. 32

„Ideal und Moral“ 127
Jüngst, Hugo C. „Herzblut“ 103

Kanngießer, Otto. „Geschichte des Krieges von 1866 101
Keuschel, G. Tolstojs „Kosaken“ 32

Laaff, Wilhelm. „Gedichte“ 79
Laven, Hermann. „Jörg von Falkenstein“ . . 79
Löwenfeld, R. „Tolstojs Werke. Band II. (Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marqueurs. Luzern. Albert. Die Kosaken). 32

Mackay, John Henry. „Fortgang“. „Das starke Jahr“ 125
Meisner, Heinrich. „Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt.“ 150
Melnee, S. „Die Gouvernante“ 179
Muff, Prof. Dr. „Idealismus“ 101

Polenz, Wilhelm. „Der Pfarrer von Breitendorf“ 180
Presber, Rudolf. „Leben und leben lassen“ . 79

Rethwisch, Ernst. „An den Kaiser.“ „An Bismarck“ 126
Rethwisch, Ernst. „Letzte Jugendlieder.“ „Der Urgeist“ 103
Robert, H. „Pro patria“. „Lieder eines Semiten“ 126
Rumpff, Anna. „Lebensblätter“ 103

Schantal, Richard. „Gedichte“ 103
Scherenberg, Ernst. „Gedichte“ 126
Schlif, Hans. „Gedichte.“ 299
Schlickeysen, Gustav. „Blut oder Frucht“ . 103
Schroeder, Leopold von. „Gedichte.“ 297
Schulz, August. Dostojewskis. „Eine heikle Geschichte“ 32
Schubin, Ossip. „Aebsin“. 127
Schuster, Dr. G. „Die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen 101
Stein, W. F. M. Dostojewskis „Jünger-Nachwuchs“ 32

Telmann, Konrad. „Sizilianische Geschichten.“ „Im Nebenschatten.“ „Am ligurischen Meer.“ „Spähne.“ „Unterm Strohdach.“ Aus der Fremde“ 127
Theater-Album 56

Westarp, Adolf Graf von. „Deutsche Lieder“. 126
Weiß, F. G. Adolf. „Lieder und Fanfaren . 288
Wieland, Eugenie. „Wovon die Leute leben.“ 32
„Wiener Liebesgaben“ 101
Wichner, Josef. „Akanu-Wurzeln“ 80
Willatzen, H. P. „Nordische Novellen.“ . . 32

Neue Bücher.

32. 56. 80. 104. 128. 152. 180. 204. 228. 252. 276. 299

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

II.

Es war wohl begreiflich, daß Jan Harring, als er am andern Morgen aufwachte, sich erst darauf besinnen mußte, wo er denn in der Welt sei. Er lag in einem großen Bett in einer kleinen, sehr einfach ausgestatteten, aber höchst sauberen Kammer, an deren niedrigem Fenster mit acht schmalen Glasscheiben der Wind sang. Wie ein leichtes Schwingen und Schwirren von tönenden Saiten klang's, nur einmal stärker anschwellend, dann wieder wie aus einer weiten Ferne. Manchmal scholl der Schrei eines vorüberfliegenden Strand- oder Wasservogels dazwischen; Jan Harring machte die Augen wieder zu und blieb noch eine Zeitlang horchenden Ohrs liegen.

„Nil admirari," hatte er einstmals in der Prima als einen altrömischen Ratschlag und Weisheitsspruch erlernt.

Das besaß auch seine Richtigkeit und ohne Zweifel für ihn besonders. Er war in seinem Leben an so vielen Enden der Erde unter so verschiedenen Umständen aus dem Schlaf in die Höh' gekommen, daß es ihn nicht in Erstaunen setzen konnte, einmal auf der Insel Amrum aufzuwachen. Darüber wunderte er er sich denn auch nicht, aber doch über etwas Anderes, über sich selbst. Daß in ihm gar kein Rückdenken an eine Vergangenheit, kein Empfinden derselben war, sondern nichts als ein ruhig-gleichmütiges Gefühl der Gegenwart, seines lebendigen Vorhandenseins, das hatte doch Verwunderliches. Und dies Gefühl war ebenso ohne Trübung durch Leid und Enttäuschung, wie ohne jede Erregung durch irgend einen Zukunftswunsch. Es glich dem, welches den Menschen zunächst ausfüllt, wenn er aus einem eisig erstarrenden Wintersturm in stillen Windschutz geriet, oder noch mehr dem Eingetretensein aus verdorrendem Sonnenbrand in kühlen Laubschatten, daß in dem zur Rast Hingestreckten jedes weitere Begehren zerging, als ausruhend zu liegen und die wohlthuende Waldluft in langen Zügen einzunehmen. Am meisten ähnelte die leibliche und gemütliche Empfindung Jan Harrings einem langsamen Hingetragenwerden von großen, sicheren Flügeln. Er konnte sich deutlich vorstellen, daß er eine der draußen am Fenster vorbeiziehenden Möven sei und hoch in der Luft über lauter Dingen auf der Erde, die ihn gar nichts angingen, fortschwebe. Ein solcher Zustand ließ doch die bedingungslose Gültigkeit des Horazischen nil admirari anzweifeln.

Er stand auf, kleidete sich an und wollte das Fenster öffnen. Aber es ging nicht, nur eine der winzigen Scheiben ließ sich aufmachen; selbst durch den festen Verschluß hatte der Wind einen Streifen Sand, fein wie Mehl, hereingedrückt. Draußen lag zum Teil mit Haidekraut, zum Teil von einer kurzen Grasnarbe bedeckter Boden, auf dem weiße und schwarze Schafe magere Kost abrupften; nach Osten stieß etwas mit dürftigem Getreide bestandenes Ackerland daran. Gerade voraus breitete, gegen Dünenhügel gelehnt, in einiger Entfernung lang hingestreckt sich eine ziemliche Anzahl von Häusern aus, ein Dorf, mit einer kleinen, turmlosen, wie vom Wind irgend woher getragenen und nur zeitweilig hier niedergelassenen Kirche; sie brüstete sich nicht

Digitized by Google

als etwas Besonderes, erschien kaum anders als ein primus inter pares zwischen den Gebäuden. Das Haus, in dem Jan Harring sich befand, gehörte offenbar mit zu der Dorfschaft, doch lag es, einem Vorposten ähnlich, auf Büchsenschußweite von ihr abgesprengt; hin und wieder, wo die Bodenanschwellung oder eine Wand gegen Westen Schutz bot, grünte ein niedriger Baum. Unter weißlich-grauem Himmelsdach überlagerte Alles eine feiertägige Stille; die Bewohner des kleinen Ortes gingen wohl vermutlich bereits ihrer Tagesthätigkeit nach, aber der Blick nahm nichts davon gewahr. Lebensnotdurft mußte natürlich überall Abwehr und Arbeit heischen, das Gefühl empfand indeß sie nicht mit Lebenssorge verschwistert. Wider diese schien eine mächtige Beschirmerin, die Genügsamkeit, schützende Hand über der Weltabgeschiedenheit der ärmlichen Häuserreihe zu halten. Was darin lebte, mochte harten Kampf mit dem unfruchtbaren Boden, mit Luft und Wasser zu bestehen haben, doch nicht mit seiner eigenen Art. Die Menschen selbst streuten keine Zwietracht von Haß, Dünkel, Scheelsucht und Verläumdung in ihren Frieden hinein.

Drunten vor dem Hause belebte sich jetzt der Platz, Antje und Mantje, Katel und Haje kamen zusammen dort hinaus, die beiden ersteren Mädchen, die anderen Knaben. Doch unterschieden sie sich den Gesichtern nach wenig, nur die Kleidung kennzeichnete ihre Geschlechtsangehörigkeit. Die Mädchen trugen Röcke von dunkelgrüner Farbe aus einem dicken, eigengemachten, für Sommer- und Winterzeit gleichen Stoff, die Knaben nahmen sich in ihrem derben Schiffer- oder Fischerwämsern schon völlig als kleine Abbilder der Erwachsenen aus. Alle liefen barfüßig und barhäuptig, der Wind blies ihnen das helle Haar um die Köpfe. Das älteste Mädchen mochte wohl acht Jahre zählen, Pidder Tamen mußte erst gegen die Mitte seiner Dreißiger geheiratet haben, und seine Frau hatte zu der Zeit wohl auch schon am Ende der Zwanziger gestanden. Aber dann war seit dem Erstling trenlich mit jedem Jahr ein Nachfolger hinzugekommen, das jüngste lag noch viermonatlich im Wiegenkorb. Die Bevölkerung auf den friesischen Inseln nahm seit Jahrhunderten stetig in gleichem niedersteigenden Maß ab, in der Heimat und in der Fremde verschlang das Wasser zu viel von ihr. So war's eine Pflicht derer, die Kinder ernähren konnten, für Nachwuchs Sorge zu tragen, und Pidder und Eike Tamen kamen ihr nach.

Jan Harring sah den Kleinen zu; sie spielten. Doch ging dies anders vor sich, als bei Kindern auf dem Festlande, ohne Gelärm und Unhertollen; ihre Gesichter zeigten wohl Fröhlichkeit, aber mehr noch einen ernsthaften Eifer. Sie betrieben ein gemeinsames Werk, augenscheinlich einen Deichbau gegen ein von ihrer Vorstellung auf dem trockenen Grund gebildetes Meer. Antje und Mantje suchten kleine Steine zusammen, um den von Katel und Haje aufgehöhten und sorglich abgeplatteten Damm an der von der Flut gefährdeten Böschung damit zu befestigen, wie es bei wirklichen Deichen mit großen Blöcken geschah. Die Einbildung der Kinder und ihr Spielbetrieb waren schon auf das Nämliche gerichtet, wie die Fürsorge, Arbeit und Mühsal der Großen, und sie faßten ihr Thun nicht minder wichtig auf. Der ihnen vom Fenster aus Zuschauende empfand einen sonderbaren Gegensatz zwischen dem bedachtsamen Ernst ihres gegenwärtigen Gehabens und dem frendigen Ungestüm, mit dem sie ihm auf den Ruf ihres Vaters gestern Abend entgegengestürzt waren. Das mußte einen besonderen Grund gehabt haben, sein Name ihnen von klein auf vertraut gewesen sein, als gehöre er mit zu ihrem Hause und Leben. Und wie der, von dem ihnen so oft gesprochen worden, plötzlich draußen gestanden, war das Kinderfrohlocken und Wetteifern gewaltsam in ihnen durchgebrochen, daß jedes ihn zuerst an der Hand fassen gewollt.

Nun kamen noch die beiden Kleinsten von denen, die sich auf eigenen Füßen bewegen konnten, hinzu und hinter ihnen drein Pidder Tamen. Sie interessirten sich noch nicht für das bedeutsame Bauwerk der älteren Geschwister, sondern arbeiteten sich laufend und auf den Knieen rutschend hurtig zu den nächsten Schafen hin, um diesen nach den Beinen zu greifen. Doch statt dessen griff ihr Vater ihnen an den Kragen, hob Tykke und Mattje wie ein paar junge Hunde auf und setzte sie nach links und rechts rittlings auf einen weißen und einen schwarzen Rücken. Da saßen sie, fest mit den kleinen Fingern in die Wolle packend, be-

Digitized by Google

friedigt und furchtlos. Selbst hinaufzukommen hatten sie nicht gekonnt, aber sie sahen sich nach keiner haltenden Hand um; Angst, hinunterzufallen, kannten sie offenbar nicht.

Das helle Tageslicht ließ jetzt die Erscheinung Pidder Tamens klar ins Auge fassen. Ihn belustigte wohl das Gebahren der beiden Knirpse, und wer ihn genauer kannte, mochte ihm anmerken, daß er in fremdigster Stimmung sei, aber für Andere that der Ausdruck seines Gesichts nichts davon kund, am wenigsten irgend ein lachender Zug um den Mund. Er sah gelassen-ernsthaft drein, hoch und breitwüchsig, in allem ganz von der Art Bleik Sönkens; man hätte ihn an jedem Ende der Welt als demselben Stamm zugehörig erkannt. Seine Augen waren von der Farbe eines dunkelblauen Meerwassers, wenn es, in windloser Sonnenstille liegend, leis glimmernde Strahlen ausschickt; und ebenso glichen sie jenem auch an klarer Durchsichtigkeit, den Blick bis auf den Grund hinunter gelangen zu lassen. Er trug einen Anzug einfachster Art, eine Schutzbekleidung gegen Winterkälte und Regensturm, die auch im Sommer die nämliche blieb, wie sie's mit geringem Unterschied als Werkeltracht wohl von jeher auf den Inseln gewesen. Das kurze jackenartige Wams, über den Hüften von einem Gurt festgespannt, bestand aus demselben eigengewebten groben Wollenzeug, wie die weiten, nur halb über die Kniee zum Fuß reichenden Hosen, die in hohen, weichledrigen Stulpenstiefeln verschwanden. Anderswo, auch unter gleicher Breite, hätte die derbe Tracht in der gleichen Jahreszeit sich schwer ertragen, doch hier gab's keine Hitze ohne kühlenden Wind; eine flache, breit den Nacken deckende Südwesterkappe ließ das hellbraune Haar nur an den Schläfen herauskommen. Auf den Beinen stand und ging Pidder Tamen etwas breitspurig, als Einer, der von früh an gewöhnt worden, sich auf schwankendem Brett gegen Wind- und Wellenstoß aufrecht zu halten. Das that er mit leiblichen Kräften, aber sein Anblick ließ nicht Zweifel, gerade so sicher ruhe er auch mit seinem Denken, Wollen und Thun auf sich selbst. Man sah ihm eine Verkörperung menschlichen, angeborenen Freiheitsgefühls an, das keinen fremden Willen über sich kannte, doch auch niemanden geringer achtete, als sich. Es gab auf den friesischen Inseln mehr oder minder Begüterte, wie Verdienst oder Glücksfall es ausgeteilt, aber keine höher und niedriger an Rang Stehende oder sich Glaubende, keine Herren und keine Knechte.

Nun drehte er das Gesicht nach dem Kammerfenster seines Gastes und führte beim Gewahrwerden desselben Ungewöhnliches aus. Denn er griff mit der Hand nach seiner Kappe. Das war sonst nicht der Brauch diesseits des Wattenmeeres, und that er es bei keinem, es zeugte vor ungeheurem Respekt, den er vor Jan Harring in sich trug. Und ebenso, wie der letztere zu ihm hinunterkam, daß Pidder ihn in hochdeutscher Sprache begrüßte und nur dann und wann, wenn er sich einmal vergaß, ein paar plattdeutsche Worte unterlaufen ließ. Gestern Abend hatte er's so gethan und setzte es heut gleicherweise fort. In seinen Augen glomm etwas wie das Meerleuchten einer Herbstnacht, gab lautlos seiner innerlichen Beglückung durch die Anwesenheit des bei ihm zum Besuch Eingekehrten Ausdruck, und er schüttelte ihm auch heut morgen noch herzhaft wieder und wieder die Hand. Aber in der Anrede war sein Gast für ihn der „Herr Leutnant," wie vor zwanzig Jahren, dem er an Rang, Stellung, Bildung oder sonstwie nicht gleichkam. Bei anderen ehemaligen Offizieren des Bataillons, in dem er den Krieg mitgemacht, hätte er sich wohl gegenwärtig darüber weggesetzt, doch bei Jan Harring nicht.

Was dem als Eigentlichstes zu Grunde lag, war schon am Abend aus seinen Reden zum Vorschein gerathen. Nur kurz, denn Harring kam mit anderen Fragen dazwischen, suchte abzulenken und meinte, die Geschichte habe sich im Gedächtnis des Erzählers vergrößert, er mache aus einer Mans ein Käugmruh. Indeß ging es doch deutlich aus Pidder Tamens Worten hervor, ohne den Beistand seines damaligen Leutnants nach einem Gefecht säße er nicht hier und seine Familie sei nicht in der Welt vorhanden. Das wußten Eike und die älteren Kinder auch genau und sahen Jan Harring manchmal an, daß es ihm geradezu lächerlich wurde, und einmal hatte er auch so laut dazu lachen müssen, daß ihm dabei Wassertropfen aus den Augenwinkeln gequollen waren. Denn Pidder

Digitized by Google

Tamen ließ gewiß keinen Zweifel über seine Zufriedenheit und Dankbarkeit, noch am Leben zu sein, aber der letzte Grund seines Respekts vor dem „Herrn Leutnant“ lag auch noch nicht darin, sondern man fühlte es heraus, der rührte daher, daß Jan Harring ihn, als er schwer verwundet worden, nicht allein vor'm Verlassenwerden bewahrt, sondern die Nacht darauf hindurch bis zum Morgen als Wärter bei ihm gesessen und ohne ein Auge zuzuthun für ihn gesorgt hatte, wie wenn für ihn gar kein Unterschied zwischen einem Offizier und einem gemeinen Soldaten vorhanden gewesen. Daran erinnerte Pidder Tamen sich mit hundert Einzelheiten, wie von gestern her, so närrisch deutlich und mit einem so tief aus dem Augengrunde aufstrahlenden Blick, daß Jan Harring sich das Wasser an die Wimpern darüber lachen mußte.

Und lachen, wenngleich in anderer Weise, mußte er auch jetzt drunten auf dem dürftigen Weidegrund, wie er nach dem Namen des drüben hingestreckten Dorfes fragte und erfuhr, es heiße „Nebel“. Das war die einfache, aber drollige Lösung der unverständlichen Briefnachschrift und der gleichlautenden Antworten, die er gestern auf seinen Wegerkundigungen bekommen. So ging's manchmal im Leben; ein angestrebtes Ziel lag durchaus nicht versteckt, sondern ganz offen und klar da, wenn Einer nur den Wegweiser des richtigen Begreifens in sich trug. Doch daran fehlte es nicht gar selten, man hielt von vornherein etwas für richtig, was ein vernünftiges Nachdenken als unsinnig herausstellen mußte, machte sich so selbst einen Nebel um den Kopf und tappte drin herum. Nicht bloß um den Kopf, auch um das Ding, das in der Brust hin und her klopfte, und besonders verfiel dies auf solche Thorheit, wenn jemand sich in der Sonne hinlegte, um zu träumen. Dann wachte man mit übernebelten Augen auf, vor denen dann alles wunderschön und lieblich, wie ein Paradiesgarten aussah, so daß der Fuß darauf zulief, um plötzlich im Sumpf zu stecken, und die Hand, die nach einer Rose griff, hielt eine künstlich aus Seidenpapier nachgemachte Schanfensterblume ohne Duft in den Fingern. Aber nun war's heller Morgen, in den Jan Harring mit voll wachen Augen hineinsah, und er sagte, nach dem Dorf hinübernickend: „Also Nebel heißt das. Der Name ist gut, ich will ihn behalten.“

Pidder Tamen führte seinen Gast jetzt zum Frühstücken ins Haus, das der letztere sich vorher noch zum ersten Male im Tageslicht betrachtete. Es war ein altes umfängliches Friesengehöft, wies über dem Zugang eine aus starken Eisenziffern hergestellte Jahreszahl vom Ende des 17. Jahrhunderts; Scheune und Stall schlossen sich fest angebaut daran. Eine auffallend niedrige Thür, so daß ein großgewachsener Mann den Kopf unter ihr wegbücken mußte, ging nach der Nordseite hinaus; verwundert fragte Harring, weshalb sie nicht höher sei. Pidder Tamen antwortete: „Das is noch eine von den alten, man sagt, sie sei aus der Zeit vom Dänenkönig Götrik. Dem waren die Friesen was zu steifnackig und sie mußten ihre Hausthüren so niedrig machen, um allemal den Kopf bücken zu lernen, wenn sie heraskamen. Das ging denn nicht anders, aber da nach der anderen Seite brachen sie sich eine hohe „Ebberthür“ durch die Wand und hatten's nicht nötig, sich zu ducken. So geht's noch bei den Leuten um, daß es gewesen, die neuen Häuser haben's nicht mehr.“

Sie bogen nach der Ostseite um, wo unter einem steinernen Spitzgiebel die hohe Thür ins Innere führte; an beiden Seiten derselben war in die Wand ein eiserner „Maueranker“ eingefügt, eine der uralten friesischen „Hausmarken“, die in früherer Zeit jedes Haus besaß; sie bildeten runenhafte Merkmale, die der Besitzer zugleich auch als Schriftzeichen und Handsiegel benutzte. Die Ankermarke an der Thür bekundete, daß die Vorfahren Pidder Tamens Seefahrer gewesen; dem Eingang gegenüber hob sich eine lange, freistehende Flügelstange in die Luft, an der oben eine unablässig bewegte Windfahne rundlief. Nun traten die Beiden auf den „Posal“, dem breiten Flur mit steinartig hartgestampftem Lehmboden; über der Thür zur Wohnstube stand mit großen Buchstaben gemalt: „Glöwen un Pröwen“. Das war ein beherzigenswerter Spruch, dem Jan Harring ebenfalls verständnisvoll zunickte. Der Glaube an allerhand Dinge, z. B. an Menschen, mochte recht gut sein, aber ohne Prüfung war er nicht ratsam.

Digitized by Google

Alles machte einen wohnlich-behäbigen Eindruck, das Innere der Stube überraschte indeß doch noch. Der Gast hatte es am Abend bei der kargen Beleuchtung nicht so wahrgenommen, jetzt übersah er das Zimmer deutlich. Der Raum mit niedriger Decke besaß etwas von einer großen Schiffskajüte, deren Wände ringsum aus blankglänzenden blauweißen Thonkacheln oder dunklem Holzgetäfel bestanden. Eine Seite ward ganz von der „Bettwand", den geschlossenen Schiebethüren eines Alkovens, eingenommen; wo sich Holz zeigte, war es fast überall mit mannigfacher, vom Alter etwas abgeblaßter Malerei bedeckt, Thiere und Blumen, Dünenketten und Seestrand sahen von den Gesimsen und Thürfüllungen her. Dazwischen fanden sich auch hier Sprüche; der altfriesische Wahlspruch: „Lewer dodt als Slav". Gegenüber eine eigentümliche Warnung: „Hö' di vör dem Sleiker, de Beiter deiht di nicks". In einer Nische tickte aus stubenhohem, mit Seejungfern bemaltem Kastengehäuse eine alte holländische Wanduhr; über dem mächtigen Ofen befand sich, als jeder Amrumer Wohnstube von Alters her gebührendes Hausratstück ein großer, glitzernder, vielfach gebuckelter und mit Metallknöpfen verzierter Messingteller, andere, kleinere, gleichfalls aus Messing oder spiegelnd blankem Kupfer hingen an den Seiten daneben. Ein paar alte Eichenholzschränke waren prächtig und kunstvoll geschnitzt, ebenso die Stühle an den Rück- und Armlehnen. Fremdländischen Eindruck aber machte überall hängender und liegender mannigfaltiger Stubenzierat von riesigen glanzfarbigen Muscheln und Korallen, fliegenden Fischen, seltsam-fremden ausgestopften, buntgefiederten Vögeln, sonderbaren Waffen und Geräten verschiedenster Art. Das Zimmer glich einem kleinen Museum von Merkwürdigkeiten aus allen Erdteilen, von Nord und Süd.

Ein großer Tisch mit einer dicken eichenen Bohlenplatte und gewaltigen kolbenartig gedrechselten Beinen stand in der Stubenmitte, und Eike Tamen trug jetzt große blaugeblümte holländische Tassen zum Frühstück daran. Sie und ihr Mann tranken Thee, doch für den Gast hatte sie Kaffee gekocht; Schwarzbrot und Butter, daneben allerhand selbstbereitetes Backwerk, hart-spröde Kringel, Pfeffernüsse, Zwieback luden zum Zugreifen von dem mit grobem, doch schneeweiß-sauberem Leinentuch überspreiteten Tisch ein. Und Jan Harring ließ sich nicht bitten, zugzugreifen, er hatte seit gestern Hunger, wie nur je ein ins Wachstum geschossener Schuljunge oder er selbst im amrikalischen Busch. Das im alten Theekessel durch glühende Holzkohlen kochend erhaltene Wasser summte blauen Dampf aus, und aus einer Korbwiege machte sich die noch dünne Stimme Harros, des jüngsten Ankömmlings im Hause, bemerklich. Um ihn zur Ruhe zu bringen, zog die Mutter an einem Gurtband, das von ihrem Sitz zur Wiege hinüberging und diese ins Schaukeln versetzte, aber er ließ sich dadurch nicht befriedigen, sondern schrie weiter. So nahm sie ihn mit den Worten: „He hett ok Hunger, denn helpt dat nich," heraus, drehte sich ein wenig von Jan Harring ab zur Seite, legte den Kopf des Kleinen an ihre Brust und gab ihm zu trinken. Sie hatte nicht erst überlegt, ob es in Gegenwart des Gastes so schicklich sei, that's als etwas Natürliches und Selbstverständliches; und ohne mystische Zuthat, doch in einer schlichten Naturhoheit stand das Bild der Mutter mit ihrem Kinde an der Krippe von Bethlehem vor dem Blick des Zuschauers. Indeß nur für das Auge, das Ohr ward nicht an christliche Mythologie erinnert. Jan Harring fragte, wann der Storch den Kleinsten gebracht habe, und Eike erwiderte — sie sprach nur friesisch und plattdeutsch — in der letzteren Mundart, der Storch komme nicht nach Amrum, und ihn könne man deshalb nicht um Kinder bitten. Auf den Inseln müsse man danach zu der Meeresgöttin und Göttermutter Ran rufen, die draußen in der Nordsee wohne, doch zuweilen mit der Flut an den Strand heraufsteige. Dann müßten die Frauen achtgeben.

Ran war sonst eigentlich nicht mildthätig, sondern grausam und wild, denn sie spannte Netze aus, mit denen sie die armen Schiffbrüchigen einfing und hülflos in die Tiefe hinunterzog. Aber einmal, als ihr Mann Ongir, den man auf den Inseln den Meermann Ekke Nekkepeen hieß, weit fortgewesen, war sie in einer schaurlichen Sturmnacht in Kindsnöte gekommen und da hatte eine Schiffersfrau von Sylt ihr in ihrer Verlassen-

Digitized by Google

heit Beistand geleistet. Seitdem betrug die schlimme Nan sich gegen alle Frauen freundlich und brachte denen, die sie darum baten, kleine Schreihälse aus der See herauf.

Doch nach Amrum selbst, erzählte Eike Tamen, komme sie nicht, sondern habe in dem Süßwasserteich „Gunsköl" eine Stellvertreterin angestellt, welche die Kinder darin hüte, die sei aber jedesmal ergrimmt, wenn eine Frau sich dort eines von den vielen herumschwimmenden herausfische und schlage ihr hinterhältisch mit einer Sense nach dem Bein. Die Wunde müsse man dann in den Kauf nehmen, obgleich so ein Ding es eigentlich nicht verdiene, denn es sei im Anfang schrecklich dumm. Das rühre wahrscheinlich daher, weil es eben aus dem Gunsköl, dem Gänsepfuhl, komme.

„Nich wohr, Harrke?" endigte Eike, dem mittlerweile eingeschlafenen Säugling an ihrer Brust zu der Frage einen leichten Ruck mit dem Arm gebend, „dumm sünd wi noch woll, awers doch all so klok, dat wi slapen, wenn wi noog hebbt". Sie hatte ihre Mitteilung mit dem friesisch-ernsthaften Gesichtsausdruck vorgebracht, dem sich nur dann und wann ein kaum merkbarer Mundwinkelzug von Schalkhaftigkeit beigemischt, und legte das beruhigte Kind in die Wiege zurück. Jan Harring erkundigte sich jetzt nach seines Wirtes Lebensgang und Betreiben, wovon er bisher noch wenig erfahren. Doch war's bald berichtet; Pidder Tamen hatte von seinem Vater Hof und Grund an magerem Weideland, indeß auch ein paar fruchtbare Marschfennen ostwärts hinüber geerbt und trieb darauf Schaf- und Rinderzucht. Außerdem nahm er auch an allem teil, womit die Inselbewohner sonst noch sich ihren Unterhalt erwerben, an Fisch- und Austernfang, Eiersuchen, Wildgans-, Enten- und Seehundsjagd auf den Sandbänken des Wattenmeeres. Nur zur See, in die Fremde hinaus ging er nicht mehr, wie er es in der Jugend lange Jahre hindurch gethan. Damals war er auf deutschen und niederländischen Handelsschiffen, auch noch als Walfischfänger, in allen Meeren der Erde gewesen, — ein „Halfjunkengänger", wie man die jungen, im Frühling ausfahrenden und zum Winter in die Heimat zurückkehrenden Burschen noch aus alter Zeit nannte — hatte sich zu seinem väterlichen Hab und Gut eine nette Summe zusammengespart und von den Ecken und Enden der Welt die bunten Raritäten, welche die Stube verzierten, mitgebracht. Auch nachdem er Eike kennen gelernt, war er noch ein paarmal für lange Zeit weggegangen, obwohl sie seine Braut geworden, — „Glöwen und Pröwen" that gut — und als er sie in der Weite nicht vergessen und sie ebenso, geduldig auf seine Wiederkunft wartend, an ihn gedacht und geglaubt, hatten sie sich geheiratet. Solches freiwillige sich selbst Auferlegen einer Prüfungszeit geschah auf den Inseln nicht selten, freilich nicht immer mit so glücklichem Ausgang. Es kam auch wohl vor, daß eine Braut umsonst auf die Heimkehr ihres Bräutigams wartete, weil Nan ihn irgendwo in ihrem Netz zu sich heruntergeholt hatte; wenn sie dann von echter Art war, blieb sie dem Toten ebenso treu, wie dem Lebendigen, zog, sobald keine Hoffnung mehr vorhanden, daß er noch zurückkomme, ein Trauerkleid an und sah nach keinem Mann mehr aus. So saß seit zehn Jahren auf einer Hallig drüben ein Mädchen Binna Fredden, die Arkst Boikens Braut gewesen, der nach Westindien gesegelt und von dem nie wieder eine Kunde gekommen war. Doch mit Eike Hayen und Pidder Tamen hatten Wind und Wasser es besser im Sinn gehabt; seitdem sie seine Frau geworden, war er der Arglist Nans aus dem Wege gegangen, hier ruhig vor Anker geblieben, und alles an ihm sprach, daß er keinen Lebensfehlgriff gemacht, sondern sich aus dem großen Glückshafen zwischen den vielen Nieten heraus eine Loosnummer gezogen hatte, die er mit keiner andern je zu vertauschen gewünscht.

„Ja, wenn's so einschlägt, dann ist es wohl gut," nickte Jan Harring; „man sieht bloß nicht, wenn man in den dunklen Sack hineingreift, und ist leicht zu hastig dabei. Da hat's denn besonders mit dem „Pröwen" was für sich. Na, mich geht das ja nichts mehr an."

Er erzählte seinerseits Pidder Tamen ebenfalls mancherlei von dem Leben, das er in der Fremde geführt, und sie wanderten danach aus dem Haus zu einem Gang über die Insel in's Freie. Der Weg führte sie zunächst durch das lang hingedehnte Dorf

Digitized by Google

Nebel, das auch in der Nähe die gleiche Stille bewahrte, wie aus der Weite. Männer sah man fast garnicht, sie waren bei ihrem Betriebe am Strande, auf dem Wasser oder ihren Ländereien abwesend; nur Kinder spielten da und dort in ähnlich ruhig-ernsthafter Weise, wie die Pidder Tamens, und hin und wieder ging ein Mädchen oder junge Frau, nicht eilig und nicht langsam, sicheren und doch leichten Schrittes durch die Dorfstraße. Sie trugen sämmtlich die nämliche Werkeltagstracht dunkler, zumeist brauner Röcke, unter denen mehr in's Roth fallende Strümpfe ein wenig hervorsahen; den Oberkörper umschloß ein festes Mieder, eine „Spencerjacke", heller an Farbe, grau oder bläulich, mit langen, vorwiegend grünen Ärmeln. Die ehemalige alte Nationaltracht war es nicht mehr, aber doch noch ein gemeinsam beibehaltenes Überbleibsel davon, ein kleidsamer, besonderer Anzug, der für das Auge eine gewisse Mitte zwischen Ernst und Heiterkeit innehielt und den fast ausnahmslos schlanken-hohen Gestalten wie für sie vorgesehen stand. Nur ein eigentümliches Kopftuch stammte noch unverändert aus Vormüttertagen her, von weißer Farbe, seidem vor länger als einem Jahrhundert ein mit Leinewand beladenes Schiff an der Küste Amrums gestrandet war und die Bewohnerinnen der Insel für mehrere Geschlechter mit seiner angeschwemmten Fracht versorgt hatte. Das Tuch, „Haadskudj" benannt, ward in Form eines abgestumpften Zuckerhutes um den Kopf getragen und darüber ein zweites, buntfarbiges, das vom ersteren nur die unter dem Kinn zusammengeknüpften Zipfel und einen schirmdachartig die Stirn überschattenden Rand gewahren ließ. Das bildete für die durchgängig überraschend nordisch-zarte Haut der Trägerin einen Sonnenschutz, den der Anblick derselben, wenn das Ende des Sommers, wie jetzt, herankam, als eine notwendige Verteidigung zu erkennen gab. Denn wo die Tücherhülle keine Deckung bot, zeigten die Wangen und Nase mannigfach eine dunkle, dem Aussehen einer Mulattin gleich gebräunte Färbung, während unmittelbar darüber die geschützten Stellen mit dem Weiß einer sorglichst für ihren Teint bedachten Stadtdame wetteiferten. Doch die fast allgemeine Feinheit der sich sehr ähnelnden, außerordentlich regelmäßigen Gesichtszüge machte sich auch trotz der verbrennenden, manchmal halbkomischen Sonnenwirkung auf's einnehmendste geltend. Mit den hellen oder dunklen, saphir- oder muschelblauen Augen, dem vom Blonden in's Lichtbraune übergehenden reichen Haar war es ein schönes Menschengeschlecht, seiner Umgebung angepaßt, es gehörte zur Eigenart seines Heimatbodens. Deutlich erkannte man in den jungen Frauen und Mädchen auch Eike Tamen wieder, wie sie in gleichem Alter gewesen sein mußte, ehe der jugendliche Nachwuchs ihres Hauses sich so dicht um sie gehäuft hatte.

Doch für weiblichen Reiz besaß Jan Harring keine Augen, oder mehr noch, er legte sogar eine entschiedene Abneigung dagegen an den Tag. In der Stadt hatte sein Benehmen davon nichts kundgegeben, aber jetzt that er's. Und gerade wenn sein Begleiter ihn auf ein besonders wohlgebildetes Mädchengesicht aufmerksam machte, kehrte er sofort mit einem Ausdruck des Widerwillens den Blick ab. Für die Tracht bezeugte er ein Interesse, doch, was darin steckte, hielt er sich unverkennbar nach dem Sprüchwort zehn Schritt vom Leibe.

Die beiden Weitergehenden kamen an der unscheinbaren Kirche mit dem neben ihr stehenden niedrigen Glockenturm vorüber, Grabsteine und Kreuze bildeten einen Kreis drumher. Wie das Leben auf der Insel, sprach auch der Tod vom Meer. Häufig zeigte sich auf den älteren Denkmälern über der Inschrift ein mit vollen Segeln über's Wasser hinziehendes Schiff; wie das kleine Eiland mit der großen Welt draußen manchmal auch in einem romantischen Zusammenhang gestanden, kündete beredt ein alter Leichenstein aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Er sagte, daß Ulw Jensens Sohn, Hark Ulws, bei den Scilly-Inseln von afrikanischen Seeräubern überfallen, mit seinem Schiff nach Algier weggeschleppt und dort als Sklave verkauft worden sei. Doch nachdem er öfter aus der Hand eines Herrn in die des andern übergegangen, war er in den Dienst des Beys Assin gelangt, der ihn hochgeschätzt und nach einer Reihe von Jahren reich belohnt aus der Sklaverei entlassen, so daß der lange Totgeglaubte eines Tages plötzlich wieder als ein groß-

Digitized by Google

vermöglicher Mann auf seine Heimatinsel zurückgekehrt war. Pidder Tamen zeigte das Grabmal als etwas mit seinem Leben in Verbindung stehendes; seine Frau Eike stammte von einer Tochter Hark Ulws' her. Jan Harring nickte: „Seeräuber waren's grad' nicht, die mich beim Kragen gefaßt. Aber wenn ich's bedenke, so halb mit Gewalt gekapert war ich eigentlich wohl auch auf dem trocknen Land und stand noch etwas länger im Dienst, wenn's auch bei mir selber war. Na, nun ist's ja vorbei und bin ich hier, wie der da es vor hundert Jahren gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Abendschein.

Das Eine wird die Jugend nie begreifen:
Warum das Alter weint,
Wenn hoch am First mit ihrem letzten Streifen
Die Abendsonne scheint.

Die Jugend glaubt: der Born ist unerschöpflich,
Aus dem des Lebens heitre Welle rieselt;
Für jeden Traum, der ihr zu Grabe geht,
Hofft sie Ersatz . . .

Das Alter weiß: die Welt ist arm und leer,
Es sagt sich bang: Hier winkt mir aus der Ferne
Ein letztes Glück. . . Ach, lohnt sich's drum zu leiden?
Und dem Verzagten sinkt das müde Haupt.

Jung an Gefühlen, doch an Hoffnung alt,
So wandl' ich durch des Daseins bunten Markt,
Und seh' hinauf . . . Hoch an den Häusergiebeln
Strahlt mir der letzte goldne Abendstreif,
Und feuchtet mir das Auge. . . .

Zieh' Deines Weg's, Du blondgelockter Knut,
Im Arm die Leier, — und den Frühlingshimmel
Mitsamt den Engeln Gottes in der Brust!

Schau' mich nicht an und forsche nicht, weshalb
Die Wimper sich zur bleichen Wange senkt. . . .

Nein, Du begreifst nicht, wunnetrunkner Knabe,
Warum das Alter weint . . . .
Flieh' vor der Gorgo — flieh' am leichten Stabe —
Ihr Blick versteint!

Ernst Eckstein.

Der Tintenfisch.

Ich ging spazieren am Lidostrand
Und starrte mißmutig hinein in den Sand:
Schwarze Tangbündel lagen umher,
Die ausgeworfen das flutende Meer.
Nun herrschte Ebbe. Aus dem Tang herfür
Kroch viel wunderlich Seegetier.
Die Krabben mit komischem Ungeschick,
Sie krabbelten hastig zum Meere zurück.
Das hat mich indessen garnicht gewundert,
Es war so, wie's Goethe vor einem Jahrhundert
Beschrieb in der „Italienischen Reise."
Es krabbelte heut nach altem Geleise.
Mich drückt' es aber, weil Alles beschrieben,
Und mir, dem Spätling, nichts übrig geblieben.
Da hielt ich plötzlich im Gehen an,
Ich stand in zweier Augen Bann:
Mit klagenden Blicken, menschlich schier
Ein Tintenfisch sah auf zu mir.

Er lag im Sand zu meinen Füßen,
Mir war's, als wollt' er mich sterbend grüßen. —
O Tintenfisch, Du armer Tropf,
Ich fühle mit Dir ein tief Erbarmen,
Hast träumrische Augen und keinen Kopf,
Einen winzigen Leib mit sehnenden Armen,
Und weil Du gewesen so weich und schwach,
Stellten Dir tückisch die Krabben nach;
Hast, um Dich einigermaßen zu schützen,
Sicher viel Tinte müssen verspritzen!
Und Alles umsonst und Alles vorbei,
Wir sind wohl Tinten-Collegen, wir zwei!
So sprach ich und watete fort durch den Sand
Am vielbeschriebenen Lidostrand.

Fr. v. Königsbrunn-Schaup.

Die Großmutter.

„Großmutter, warum ist Dein Haar so silberweiß?"
— „Mein Winter, Kind, brach an mit Alters Schnee und Eis."

„Großmutter, wovon ward so runzlich dein Gesicht?"
— „Der Gram ist's, liebes Kind, der tiefe Furchen bricht."

„Warum mußt mit dem Kopf Du nicken immerzu?"
— „Ein Wind vom Himmel weht. Bald singt er mich zur Ruh."

„Wovon sind schwarz gesäumt die lieben Augen Dein?"
— „Viel Thränen hab' ich einst geweint in bitt'rer Pein."

„Warum gehst Du gebückt, schaust stets zur Erde nieder?"
— „Ich suche mir ein Grab für meine müden Glieder."

„Was ist's, das wie ein Hauch von Deinen Lippen geht,
Selbst wenn Dein Enkelkind Dich küssel?" — „Ein Gebet."

Aus dem Französischen des Louis Ratisbonne
von **Albert Dessoff.**

Spruchgedichte.

Nimm schon als geistigen Gewinn
Des Besten, was Du gebracht hast,
Fiel nur ein Körnlein irgendwo hin,
Und keimt so, wie Du's gedacht hast.

*

Sie hadern und wissen, was da frommt,
Und was von der Zukunft zu verlangen,
Und wenn Alles ganz anders kommt,
Dann ist die Welt zurückgegangen.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Jungfer Juſtine.

Schauſpiel in vier Akten von **Paul Heyſe.**

Perſonen.

Friedrich II., König von Preußen.
Generalleutnant von Zieten.
Lieutenant von Marwitz.
Steuerrat Ellinger.
Marianne, ſeine Tochter.
Juſtine, Haushälterin bei Ellinger.
Dietrich, Dresdener Bürger.
Dörte, Magd bei Ellinger.
Graf Ludowski.
Ein Cornet.
Ein Dragoner-Unteroffizier.
Ein Unteroffizier von den Garde-Grenadieren.
Ein Gefreiter.
Eine Marketenderin.
Soldaten.

Ort der Handlung: im 1., 2. und 4. Akt im Hauſe Ellinger's, im 3. Akt Lager bei Hochkirch.
Zeit: October 1758.

Erſter Akt.

Zimmer bei Rath Ellinger. Thüren rechts, links und in der Mitte. Vorn rechts ein Fenſter in einer tiefen Niſche, auf einem Antritt ein Großvaterſtuhl, davor ein Nähtiſch, darüber ein Vogelbauer. Links gegenüber ein ſchmales, mit Kattun überzogenes Sofa, davor ein Tiſch. Altertümliche bürgerliche Einrichtung.

Erſte Scene.

Juſtine (auf dem Stuhl am Fenſter, dem Zuſchauer zugekehrt, ſiebzigjährig, in einer großen Haube und dunkler Kleidung. Mitten im Zimmer), **Dietrich** (auf einem Holzſtuhl, im Begriff, ihre Silhouette zu ſchneiden; kleine Stupperücke, brauner Anzug mit Kniehoſen und ſchwarzen Strümpfen. Am Tiſch ſitzt **Cornet von Borck** (trinkt Kaffee. Eine große Schale ſteht vor ihm, eine Flaſche mit Schnaps daneben. — Vormittag.)

Juſtine. Wie iſt's, Gevatter? Seid Ihr nicht bald fertig?
Dem Herrn Cornet preſſirt's.

Dietrich. Geduld! Nur noch
Zwei winz'ge Augenblickchen, werte Jungfer
Gevattrin. Bin am Kinn ſchon. Eu'r Geſicht
Iſt ſchwer, weeß Gott!

Juſtine. I was nicht gar! Die alte
Verſchrumpelte Viſage!
(zum Cornet) Na, mein Sohn,
Laß dir's indeß man ſchmecken. Du mußt wiſſen,
Ich bin all ſiebzig. So vor fünfzig Jahren,
Da hätt' ſich's eh gelohnt, mich auszuſchneiden,
Doch dazumalen nicht in ſchwarz Papier,
Da hatt' ich rote Backen. Na, jetzt geht's
In einem hin. Schönheit vergeht und Tugend
Beſteht, und mein Herr Junker, der Gen'ral
Hans Joachim von Zieten — ſitz' ich recht ſo,
Gevatter?

Dietrich. Nur ein Spürchen mehr nach links.

Juſtine. Ja, was ich ſagen wollte: mein Herr Junker,
Er war drei Jahr alt, wie ich zu ihm kam,
In Dienſt bei ſeiner gnädigen Frau Mutter;
Ich bin ja auch 'ne Preußin und aus Wuſtrau.
Ganz klein und ſpillrig war er dazumal,
Obzwar 'ne muntre Krabbe. Na, ich ſelbſt
Kaum funfzehn war ich, aber forſch und feſt,
Schon confirmiert und hatte meinen hellen
Verſtand im Kopp, den braucht' ich manchesmal,
Wenn mir der Knirps, der Junker — denn er war
Ein hitz'ger Bengel — nicht parieren wollt'.
Ich aber ward ihm Meiſter, na und gab
Ihm manchen dächt'gen Klaps. Der Herr Gen'ral,
Wie vor zwei Jahren er mich hier beſuchte —
Juſtine, ſagt' er, weißt du wohl — und lachte
Dabei wie'n Kobold — hab's von dir gelernt,
Wie man unnütze Buben klopfen muß.
Wenn ich dem Feind ſo auf den Hacken ſitze,
Da mach' ich's grad wie du, wenn ich als Junge
Was ausgefreſſen hatt' und witſchte fort,
Du aber fauſteſt mir wie's Wetter nach
Und kriegt'ſt mich beim Schlafittchen, na und dann —
Gott gnade meinem armen Hinterteil!
Das ſagt' er lachend. Aber ich — mir ward
Ganz ſchwül, zu denken, daß ich mal die Hand
Erhoben gegen ſolchen großen Herrn
Und hochberühmten Kriegsheld.

Cornet. Ei, Ihr ſeid
Gar ſehr bei ihm in Gnaden, Mütterchen.
Er band mir's auf die Seele, wie ich geſtern
Mit den Depeſchen her nach Dresden mußte,
Euch aufzuſuchen.

Juſtine (gerührt mit dem Kopf nickend).
Ja, mein alter Junker!
Der hat das Herz ſtets auf dem rechten Fleck.
Nur Einmal hat er's doch nicht gut gemacht.

Digitized by Google

Dietrich. Wieso, Gevattrin?

Justine. Wie er mich besuchte
Das letzte Mal — ich hätt' mir so viel Ehre
Nicht träumen lassen, — klopft' er mir die Backen
Und machte Spaß mit mir und wie er wegging,
Beiß Gott, da hat er mir 'nen Kuß gegeben.
Doch hinterher, was meinst du? Hier im Korb
Bei meinem Strickzeug, in Papier gewickelt
Dreißig Ducaten fünd' ich, und ich denke,
Mich trifft der Schlag. Nee, nee das war nicht schön!
Der Kuß allein, der war mir hundert wert,
Das Geld konnt' er sich sparen.

Cornet. Nu, er meinte,
Ihr solltet Euch dafür 'ne Güte thun.
Der Herr Gen'ral hat eine offne Hand.

Justine. Nee, nee, ich brauch's ja nicht. Bin hier im Haus
Bei dem Herrn Rat all sechsundzwanzig Jahr,
Da geht mir gar nichts ab. Wie ich von Wustrau
Hierher verzogen bin, das ging curios.
Ein junger Kaufmann hier aus Dresden sprach
Mal bei den Zietens in Geschäften vor.
Da sah er mich und hat mich heiern wollen,
Erst aber sollt' mich seine Mutter sehn,
So kam ich hier nach Sachsen.

(Der Cornet steht auf.)

Die Geschichte
Ist gleich zu End', mein Sohn, Gott sei's geklagt.
Denn kaum war ich zur Brautschau hergereis't,
Da starb mein Bräutigam, ein feiner Mensch,
'ne Seele von 'nem Menschen. Na, da blieb ich
Zehn Jahr' bei seiner Mutter. Als ich die
Zu Tod gepflegt, nahm mich der Rat in Dienst,
Weil die Frau Rätin just in Wochen kam
Mit ihrem ersten Kind. Marianneken
Ist erst die Sechst' und Letzte. All die andern
Sind leider bald gestorben. Doch die Jüngste
Hab' ich mit Gottes Hülfe großgezogen.

(Steht auf.)

Nu aber hab' ich's satt, Gevatter Dietrich.
Ihr schnitzelt doch kein Engelsbild aus mir.

(sieht den Schattenriß an, den er ihr hinreicht.)

Was? Wie 'ne rich'ge Hexe seh' ich aus?
Da lohnt's der Müh', so lange stillzustehen.
Na, meinthalb bring's dem Herrn Gen'ral, mein Sohn.
Er weiß ja doch: ganz wie dem Teufel seine
Großmutter sieht Justine noch nicht aus.
Und wart, ich geb' dir noch was andres mit.

(geht rasch nach rechts ab.)

Zweite Scene.

Dietrich. Der Cornet.

Dietrich (die Silhouette in ein Papier wickelnd).
Da seht, mein Gutester, die Besten selbst,
Sind sie so alt schon wie Methusalem,
Man soll sie noch adrett und niedlich machen.
Na, übergebt's dem Herrn Gen'ral und sagt ihm,
Daß mir's 'ne ganz besondre Ehre war,
Ein Pröbchen meiner Kunst ihm darzubringen.

Cornet. Kennt Ihr den Herrn Gen'ral?

Dietrich. Nur so vom Sehn.
Doch ob ich auch ein Mann des Friedens bin,
Verehr' ich doch die ruhmbekränzte Schar
Der Helden, die der große Preußenkönig
Von Sieg zu Siegen führt.

Cornet. Da seid Ihr freilich
Ein weißer Rabe hier in Sachsen.

Dietrich. Freilich,
Mein Gutester, und hab's auch büßen müssen.
Schon seit Urzeiten war ein Dietrich immer
In Dresden Hofconditor, müßt Ihr wissen.
Nun wollt' ich eigentlich ein Künstler werden,
Doch ging's nicht an, mein väterlich Geschäft
Mußt' ich betreiben, und so übt' ich mich
Im Zeichnen nur und Bosseln zum Plaisir
So nebenher. Wie König Friedrich nun
So heldenmäßig seinen Lauf begann,
Hier aber war's ein sündhaft Regiment
Und Lotterieen — na Ihr wißt — Graf Brühl
Ist weltbekannt — da stellt' ich einen Tempel
Des Ruhms, gar zierlich aus Tragant geformt,
Einmal ans Fenster, auf dem Altar drinnen
'nen Genius, der 'ne Tafel hielt, darauf
Ein F und R — Fridericus Rex. Natürlich
Ward ich bei Hof mißliebig, und das Schild
Als Hoflief'rant ward mir sofort entzogen.
Was kümmert's mich? Jetzt bei den schlechten Zeiten
Kommt kein Conditor auf 'nen grünen Zweig.
Denn wer ißt Kuchen, wo das Brot schon knapp?
Nun darf ich taglang Schattenrisse schneiden
Und Tempel kleistern. Doch mein höchster Wunsch
Wär', einmal nach dem Leben Euren König
In conterfeyn. Was meint Ihr, dürft' ich hoffen?
Nur zehn Minuten braucht' ich —

Dritte Scene.

Vorige. Justine (tritt wieder ein, mit einem Packet).

Hier, mein Sohn!
Bring das dem Herrn Gen'ral. Sind sechs Paar Socken,
Und eine warme wollne Unterjacke,
Von klein auf hat er nie sich recht geschont,
Und jetzt im Feld, da wir October schreiben,
Wenn wochentaug er in kein Bette kommt —
Wie soll er die Gesundheit conservieren?

Cornet. Ihr seid sehr gut. Er dankt es Euch gewiß

Justine. Sag ihm, ich hätt' von seinem vielen Geld
'nen ganzen Haufen Wolle angeschafft,
Die würd' ich nach und nach für ihn verstricken.
Und eine Flasche alten Kirschengeist —
Ich zog ihn selber ab — that ich dazu.
Der hält ihm Leib und Seele warm.

Cornet. Will's pünktlich
Besorgen. Na adjes! (grüßt militärisch.)

Justine. Gott sei mit dir,
Mein Sohn. Und halt! nimm nur das Restchen dort
Für dich noch mit. Wirst's auch wohl brauchen können.

(steckt ihm die Flasche vom Tisch in die Tasche.)

Cornet. Von Herzen Dank! Werd' Eure Güte nie
Vergessen, Mütterchen.

Justine. 's war gern geschehn.

(Cornet ab durch die Mitte.)

Digitized by Google

Vierte Scene.

Justine. Dietrich.

Justine (ihm nachblickend).
Ein fixes Jüngelchen! Ach Gott, wer weiß,
Ob Der's erlebt, daß ihm ein Schnurrbart wächst!
Der grausam wilde Krieg!

Dietrich. Ei ja, Gevattrin.
Doch wär' kein Krieg, könnt's auch nicht Helden geben,
Wie Euer Junker und der große Fritz.
Wär' ich nicht bei dem Naschwerk aufgewachsen —
Herr Gott von Strambach! Das verfluchte Zeug
Hat mir das Blut versüßt, nichts ist an mir
Von Stahl, als meine Scheere.

Justine. Na, die schneidet
Auch manchmal mörderlich.

Dietrich. Jungfer Gevattrin,
Mit Permission, davon versteht Ihr nichts.
Was in 'nem Menschen steckt, bringt die ans Licht.

Justine. Ein schönes Licht — kohlschwarz!

Dietrich. Denn jedermann
Trägt seinen innern Steckbrief im Gesicht
In seiner Nase.

Justine. Was Ihr schnackt! Mein Junker
Hat eine Nase, mit Respekt zu sagen,
Wie eine aufgeweichte Backebeere,
Und ist doch, der er ist.

Dietrich. Die Nase muß
Nicht schön sein, wenn sie nur, was man so sagt,
Charakter hat. Da zum Exempel ist
Graf Brühl. Die Weiber sind wie toll nach ihm;
Ein schöner Mann und eine schöne Nase.
Doch hat sie auch Charakter? Nicht für'n Pfennig.
Verschwendernase, Weichlingsriechorgan,
Nach Trüffeln schnüffelnd oder Rosenöl
Und rümpft sich ekel, wenn sie Pulver riecht.
Da seht mal Eures Königs Nas' Euch an.
Die streckt sich fest und stark und gottesfürchtig
Wie'n Königsscepter oder schlankes Schwert,
Daß Jeder sieht, die biegt vom Ziel nicht ab,
So wenig wie der Herrscher, der sie trägt,
Und auf die Nase kann man sich verlassen!

Justine. Ach Gott,
's ist ja mein König, bin auch stolz auf ihn.
Und doch mußt' er mit Krieg das arme Sachsen,
Was meine zweite Heimat, überziehn?
Das kann ich ihm mein Lebtag nicht verzeihn.

Dietrich. Ihr seid 'ne Zierde des Geschlechts, Gevattrin,
Doch in der Politik, mit Eurer gärt'gen
Erlaubnis, dumm wie'n neugebornes Kind.
Denn seht —

Fünfte Scene.

Vorige. Marwitz und Marianne.

Marianne (stürzt herein, fällt der Alten um den Hals).
O Mütterchen Justine —

Justine. Kindchen,
Mariannekeu — Herr Leutnant —

Marwitz. Liebe Jungfer,
Wir kommen —
(sieht auf Dietrich, verstummt.)

Justine (begreift die Lage). Na, Gevatter, wie gesagt —
Die Politik — 's ist 'ne verfluchte Sache,
Die kriegen wir so bald nicht klein, und morgen
Ist auch ein Tag.

Dietrich. Empfehl' mich allerseits.
(für sich, im Abgehen).
Hm! hm! Was da passiert ist, sieht man leichtlich
Den beiden Leutchen an der Nase an.
(ab durch die Mitte.)

Sechste Scene.

Vorige (ohne Dietrich).

Justine. Nu aber sage, Kindchen —

Marianne. Mütterchen,
Du weißt's ja — und da ist auch Er! O Gott,
Mir ist das Herz so voll, so bang, so selig!
(gleitet neben der Alten auf einen Stuhl, faßt ihre Hand.)

Justine. Wird der Herr Leutnant mir wohl Rede stehn?

Marwitz. O liebe, teure alte Freundin —

Justine. Nee,
Das bin ich gar nicht, Eure Freundin nicht;
Denn wie Ihr Euch bei uns habt aufgeführt —

Marianne. Ach Mütterchen, er kann ja nichts dafür,
Daß ihm mein Herz gehört!

Justine. Kann nichts dafür?
Na freilich, dafür kann er nichts. Auch das
Ist keine Sünde, so ein junges Ding
Nach seinem Gusto und Geschmack zu finden,
Zumal, wenn's Samariterdienste thut
An dem blessierten Feind. Doch soll der Mensch
Vernunft auch brauchen, nichts in Kopf sich setzen,
Was nie zu einem guten Ende kommt.
Sagt ich's nicht dem Herrn Leutnant klipp und klar
Nie würde mein Herr Rat sein einzig Kind
'nem Preußen geben! Hat mir der Herr Leutnant
Nicht heilig angelobt, den Mund zu halten,
Als vor acht Tagen er das Haus verließ,
Und jetzt —

Marwitz. O Mütterchen Justine —

Justine. Nee,
Er schmeichelt mir nichts ab!

Marianne. Hör' ihn nur an!

Marwitz. Ja, liebe Mutter — denn Ihr wart's ja stets
Für mein geliebtes Mädchen, so auch hab' ich
Euch stets verehrt, Euch bis zuletzt gehorcht
Und dieses Haus verlassen, ohn' ein Wort
Zu sprechen, das zwei Herzen ewig bindet.
Acht Tage mußt' ich noch auf Ordre warten,
Ob ich zu meinem Regimente stoßen,
Oh hier in Dresden bleiben sollt'. Und gestern
Kam der Befehl, ich solle fort, und gestern,
Wie ich voll Schwermut durch den Zwinger gehe,
Begegn' ich — (stockt.)

Justine (nickt mit dem Kopf). Darum also kam das Kind
So wirr und wild nach Haus und war kein Wort
Aus ihr herauszubringen!

Marwitz. Auf der Straße
Hab' ich mir nicht getraut, sie anzureden.
Mit stummem Gruß ging ich vorbei. — Doch sie —

Digitized by Google

Marianne. Ich meint', das Herz im Leib müßt' mir zerspringen.

Marwitz. Sie war so totenbleich, so sterbenstraurig, Sie, die sonst lauter Lust und Leben war — Da in der Nacht, als ich den Schlaf nicht fand, Da ging mir's auf: als Ehrenmann bist du Verpflichtet, deines heiligsten Gefühls Kein Hehl zu haben, komme, was da mag! Und wenn ihr Vater unerbittlich bleibt, Sie wenigstens soll wissen, daß in Not Und Tod ihr Bild mir vor der Seele schwebt, Und daß mein letzter Seufzer ihr gehört, Ist mir's bestimmt, im Kampf zu fallen.

Justine. Hm! Das klingt recht wacker und erbärmlich. Doch Wie ich ihn kenne, wird das den Herrn Rat Nicht andern Sinnes machen.

Marianne (ist aufgesprungen). O Justine, Du mußt uns helfen. Auf dich hört er ja. Ach, Mütterchen, wir hoffen ja nicht viel. Wir wissen, weil der Krieg noch dauert, kann Kein Glück uns blühn. Doch einst wird Friede werden, Der bringt auch Sachsen seinen Herrn zurück Und stillt den Haß und heilt die alten Wunden. Und wenn mein Wilhelm heut den Vater fragt Ob er ihm dann die Tochter geben wolle, Was glaubst du, daß er ihm erwidern werde.

Siebente Scene.

Vorige. Ellinger (ist schon während **Marianne's** Rede durch die Thür links eingetreten, tritt jetzt rasch vor).

Ellinger. Daß er die einz'ge Tochter nie und nimmer Dem Mann vermählen wird, der um sie ward Als Landesfeind.

Marianne. O Vater!

Justine. Stille, Kind! (Pause.)

Ellinger. Daß meine Tochter hinter meinem Rücken Zum Feinde sich verirrt — schwer trifft's mein Herz. Doch angesehn die Schwäche des Geschlechts, Kann ich's verzeihn. Daß aber Sie, Herr Leutnant, Der Gastfreundschaft in diesem Haus genoß —

Marwitz. Erwägen Sie, Herr Rat —

Ellinger (heftig). O ich erwäge, Daß der Erobrer seine Macht gebraucht Und Beute macht nach Willkür und Gelüst. Doch daß der Schwächre, Vergewaltigte Zur Wehr sich setzt zum letzten Atemzug, Wenn man das beste Kleinod seines Hauses Antastet — (Die Stimme versagt ihm.)

Justine. Mein Herr Rat —

Ellinger. Ihr schweigt, Justine! Mit Euch hab' ich hernach ein Wort zu reden.

Marwitz. Sie haben, mein Herr Rat, mit Güte hier Mich aufgenommen —

Ellinger. Nein, nur widerwillig! Die Lazarette waren voll, mein Haus Von Einquartierungslasten nicht befreit.

Marwitz. O, mein Herr Rat, verkleinern Sie nicht selbst, Was Sie an mir gethan. Sie gaben mir So manches Zeichen gütig edlen Sinns, Ja, auch der Achtung. Ewig lebt in mir Das Dankgefühl. Und das soll alles nun Nichts Ihnen gelten nur des Haders wegen, Der unsre Fürsten trennt?

Ellinger (mildert). Herr Leutnant, Als Mann von Ehre glaubt' ich Sie zu kennen, Und doch — Ehrloses muten Sie mir zu? Litt' ich nicht Schaden an der eignen Ehre, Wenn ich, ein Diener meines Landesherrn, Dem, der dem Feinde meines Königs dient, Das Teuerste, das mir der Himmel gab, Auslieferte mit freiem Willen? Nie Versteh' ich mich zu solcher Schmach, so wenig Mein Fürst gutwillig in die Hand des Räubers Jemals die seine legt.

Marwitz (aufbrausend). Die Hand des Räubers? Mein König wär' als Räuber in dies Land Gefallen, nicht aus Notwehr, — da die Feinde Ihn rings umstellten, wie im Kesseltreiben Den Eber, — und zuerst hervorzubrechen, Die Pflicht der Selbsterhaltung ihm gebot? Der Welt bekannt ist seine gute Sache, Seit die geheimen Pläne zwischen Sachsen, Rußland und Österreich ans Licht gekommen.

Ellinger. Ja, durch Verrat, erkauften Treubruch feiler Beamten! Sehr des Helden würdig!

Marwitz. Not Bricht Eisen und auch Schlösser im Archiv. Doch bot mein König Ihrem Fürsten nicht Trotzdem ein Bündnis an, und erst, da dieser Entwichen in sein polnisch Königreich, Nahm Friedrich das verwaist'te Land in Pfand Mit aller Schonung?

Ellinger (bitter). Eine Schonung, die Der edlen Kurfürstin das Herz gebrochen!

Marwitz. War sie die Seele nicht des Widerstands? Und doch — ist Friedrich ihr nicht ehrfurchtsvoll Begegnet? Ist im ganzen Land ein Dorf Verbrannt, ein Haus, ein Schatzgewölb geplündert worden? O wenn des Krieges Furie die Gemüter Erhitzt und die Gedankenlosen aufreizt Zu blindem Haß — ein reifer, edler Geist, Wie Sie, Herr Rat —

Ellinger. Genug!

Marwitz. Nein, mein Herr Rat, Noch kann ich nicht verstummen. Was begehr' ich So Unerhörtes? Will ich, da der Krieg Noch währt, in seine ungewissen Schrecken Ein junges Weib fortreißen? Das sei fern! Nur eines einst'gen Glückes mich versichern, Nur hoffen dürfen, daß es mir dergönnt, Wenn die entzweiten Brüderstämme sich Versöhnt die Hände reichen, vor den Vater Zu treten, bittend: O vertrau'n Sie mir Ihr bestes Gut; ich will's in Ehren halten. O nehmen Sie mich an als Ihren Sohn! (Pause.)

Marianne (halblaut). Vater! O sei'n Sie gütig!

Digitized by Google

Ellinger (entschieden, doch nicht mehr gereizt). Sparen Sie
Ein jedes weit're Wort. Sie ändern nichts
An meinem Willen. Wohl beklag' ich es,
Doch höh're Mächte stemmen sich dagegen,
Und unerschütterlich steht mein Entschluß.

Marwitz. So — leben Sie denn wohl! (wendet sich ab.)

Marianne (aufschreiend). Vater!

Ellinger. Mein Kind
Weiß, einen Herzenswunsch ihr zu versagen,
Wird mir nicht leicht. Sie aber, mein Herr Leutnant,
Da wir für immer scheiden, nehmen Sie
Die Anerkennung mit hinweg, daß ich
Die Pflicht bedaure, die mich Ihnen feindlich
Genüberstellt.

Marwitz. Dank für dies Wort! Und nun —

Marianne (wirft sich an seine Brust). Lebwohl! Und
sollt' es denn auf ewig sein,
Nie wird ein andrer Mann —

Ellinger (mit Nachdruck). Kein frevelhaft
Voreilig bindend Wort!

Marwitz. Lebwohl, mein Leben!
Die Macht, die Weltgeschicke lenkt, sie kann
Auch Herzen lenken. (eilig ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Am Weiher im Walde.

Komm', ruh' mit mir, geliebte Maid,
An diesem stillen, braunen Weiher!
Kuh' aus nach jahrelangem Leid!
Der Schwermut und der Dämm'rung Schleier
Senkt sich auf diese Flut vereint,
Die wie auf uns zu warten scheint.

Wie dort die beiden Tannen, schau'n
Auch wir in schwarze Tiefen nieder,
Und uns erfaßt ein inn'res Grau'n,
Seh'n wir im Spiegelbild uns wieder,
Zu viele Schuld und Seelenpein!
Hofft Du, je wieder froh zu sein?

Schon senkt die Nacht sich um das Land,
Und auch der Mond ist aufgegangen,
Noch immer hall' ich Deine Hand
Und streichle Deine blassen Wangen,
Und sind wir denn nicht beide so,
Schon glücklich jetzt und innig froh?

Hermann Lingg.

Ein Gebet.

Heut morgens hab' ich ein Gebet vernommen,
Wie noch kein hell'res mir an's Ohr gekommen,
Es sprach's ein Weib, den Buben an der Hand,
Die mühsam sich durchs Marktgekümmel wand.
Der Knabe sah die Weihnachtsherrlichkeiten
Und ließ begehrlich seine Blicke gleiten,
Sie sprach und schaute freudig auf das Kind:
„Gieb, Gott, nur Kraft, daß ich mich tüchtig schind'!"

Friedrich Adler.

Sommer.

Die Sonne ruht auf Blumenwiesen,
Es steht der Wald im Mittagstraum,
Und tiefer Frieden atmet leise,
Ein Sommermärchen durch den Raum.

Die Welt in ihrer ganzen Schöne
Seh' ich gleich einer jungen Braut,
Die selig in das treue Auge
Des wolkenlosen Himmels schaut. —

Franz Wolff.

Die Spinnerin.

Gestern saß ich, wie ich schon seit Jahren
Saß, und mühte mich, den Flachs zu spinnen.
Heute spinn' ich, wie ich spann schon gestern,
Morgen werd' ich, ach, wie heute spinnen.
In dem Flachse soll ein goldnes Hälmchen
Tief verborgen sein, ein Halm des Glückes,
Und wer hofft nicht, den herauszuspinnen?
Heute spinn' ich, und ich hoff' auf morgen,
Immer morgen, immer, immer morgen,
Hoffe still dem Wahnsinn mich entgegen;
Doch das goldne Hälmchen will nicht kommen.
Aber aus den vielen, vielen grauen
Web' ich rastlos mir mein Leichentuch.

A. Silger.

Eisblume.

Am Fenster glitzert mit kalter Pracht
Eisblume in träumender Winternacht.
Es küßt der Mond ihr Angesicht
Mit seinem zitternden Strahlenlicht,
Will kosen mit ihr, doch wie sehr er sich härmt,
Sein Liebeswerben sie nicht erwärmt.

Da naht der Morgen, der Mond erbleicht,
Dem mächtigen Sonnengott er weicht,
Wie Der am blauen Himmel erglüht,
Die Frostige tausend Farben sprüht,
Vor seinem leuchtenden Flammenschein
Zerfließt zu Thränen ihr Blumenfein.

M. Llona.

Flocken.

Die stillen Flocken wallen,
's ist manche anzuseh'n,
Als wolle sie nicht fallen
In Lüften bleibt sie steh'n.

Und immer muß ich denken:
So aus des Dunkels Schoß,
So müssen sich auch senken
Die Seelen in ihr Loos;

Die armen, blumenreinen,
Sie müssen niederweh'n,
Die großen und die kleinen —
Im Kote zu vergeh'n.

Hermann Hango.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

Fritz Lienhardt kam mit etwas schweren Schritten die schmalen, knarrenden Holztreppen zu seiner Wohnung heraufgepoltert. Er riß droben im Vorflur ein Streichholz an, um das Schlüsselloch zu suchen, konnte es aber trotzdem nicht gleich finden. Und nun hörte er einen leisen Gesang von drinnen und blieb horchend vor der Thür stehen.

Es war eine weibliche Stimme, die sang, eine Stimme, die nicht groß, aber weich und süß war. Gedämpft erklang die Weise eines Liedes, das dem Lauschenden bekannt vorkam. Und jetzt konnte er auch die Worte unterscheiden:

„Irr ist die Wanderschaft.
Dunkelnder Abgrund klafft,
Leid überall;
Dennoch ist hell mein Sinn,
Liebe ist Führerin,
Schirm mir und Wall." —

Es kam ihm wie eine wehmütige Erinnerung. Das waren Worte, die er gedichtet, und eine Melodie, die er gefunden. Wann doch? Er wußte es nicht gleich. Und es war auch eine Wandlung mit der Weise vorgegangen. Es schien ihm, als wäre ein Wiegenlied daraus geworden. Sonderbar!

Fritz Lienhardt lehnte den Kopf einen Augenblick gegen die Thür, als ob er ihm schwer geworden sei, und schloß die Lider. Dann raffte er sich mit einer unwilligen Bewegung auf, atmete ein paarmal tief und riß nun abermals ein Streichholz an, um bei dem Feuerschein desselben endlich das Schlüsselloch zu finden und die Thür zu öffnen. Gleich danach stieß er die gegenüberliegende Thür auf, die nur angelehnt war und einen matten Lichtschimmer auf den schmalen Korridor hinauswarf. Er hatte den weichen, grauen Filzhut dabei in den Nacken geschoben und blondes, wirres Haar quoll unter dem Rande desselben über die feuchte Stirn hin. Die hellblauen Augen darunter hatten etwas Glasiges und die Züge des blassen, eckigen, aber nicht unschönen Gesichts erschienen verschwommen. Ein ungepflegter, hellblonder Vollbart umrahmte darunter. Die Kleidung des Mannes war zwar fadenscheinig, aber nicht verwahrlost.

Als er eintrat, sah er ein junges Weib neben einem Kinderbett sitzen. Zu ihrer Linken stand ein Holztisch mit einem Petroleumlämpchen, dessen Lichtschein durch eine aus Büchern und Zeitungen hergerichtete Schirmwand von dem Bett abgewehrt wurde und nur gerade auf die Handarbeit fiel, an der die Frau stickte. Sie sah verhärmt und kränklich aus. Neben den Mundwinkeln hatte sich eine scharfe Spalte ausgeprägt und die großen dunklen Augen blickten trübe; man merkte ihnen an, daß sie schon viel geweint hatten im Leben. Das stille feine Gesicht war noch immer schön zu nennen, und die vornehme Schlankheit des Wuchses war auch unter dem ärmlichen Gewande deutlich erkennbar.

Der Gesang war verstummt, seit das erste Geräusch des Heimkehrenden im Zimmer gehört worden war, und nun, da die Thür sich hinter dem Eingetretenen geschlossen hatte, stand die junge Frau auf, nahm die Lampe und trug sie, dem Manne vorleuchtend, in das Nebengemach hinüber. Dort standen Beider Betten und noch etlicher, dürftiger Hausrat. Aber auch hier war es sauber und freundlich, wie drüben, wo das Kind schlief, auf das der Mann im Vorbeigehen keinen Blick

Digitized by Google

geworfen hatte, und alles verriet das Walten einer sorglichen, weiblichen Hand. Die Frau hatte die Lampe hier auf eine altmodische Truhe gestellt, da kein Tisch im Zimmer sich befand, und um erst und nachdem sie die Thür zur Nebenstube leise geschlossen hatte, sagte sie in einem beinahe demütigen Ton: „Guten Abend, Fritz“.

Er hatte ihr bis jetzt nur einen flüchtigen Seitenblick gegönnt, sonst war er halb scheu, halb teilnahmlos hinter ihr drein geschlichen, und jetzt warf er Hut und Mantel ab, und ließ sich schwerfällig auf den Rand seines Bettes nieder, das unter ihm krachte. Dabei murmelte er etwas zwischen den Zähnen, das wie „Guten Abend“ klingen konnte, und nach einer Weile stieren Brütens fragte er plötzlich auffahrend: „Weshalb bist Du wieder noch wach, Melanie? Es muß spät sein.“

Seine Stimme klang rauh und heiser, er sah sie auch nicht an bei seinen Worten, sondern blickte an ihr vorüber ins Dunkel. „Ich habe garnicht auf die Zeit geachtet,“ erwiderte die Frau mit einer sanften, etwas müden Stimme. „Die Stunden sind so hingegangen. Ich war nicht schläfrig.“

Fritz Lienhardt brummte etwas von „bekannten, frommen Lügen“, dann sagte er: „Der Junge hat natürlich wieder nicht schlafen wollen und da hast Du ihm Deine Nachtruhe geopfert. Du hast dem Eigensinn erst 'was vorsingen müssen, ehe er gernhte, einzuschlummern. Wir kennen das, und ich habe Dich ja auch draußen gehört.“

„Nein, nein, Fritz,“ erwiderte sie rasch, aber ganz ruhig und mit einem leisen Kopfschütteln, „deshalb war's wirklich nicht, — diesmal nicht. Bruno schläft schon lange und war heute sehr artig und verständig. Ich habe nur so vor mich hin gesungen, weil mir's gerade einfiel und weil sich's leichter dabei arbeiten läßt. Und den Jungen stört's nicht.“

Sie hatte beginnen wollen, sich zu entkleiden, hielt aber wie in einer Regung von Scham damit inne, als sie sah, daß er nicht daran dachte, das gleiche zu thun, sondern regungslos, in zusammengekauerter Stellung auf dem Bettrand hocken blieb. In die entstandene Stille hinein dröhnten plötzlich von draußen die Schläge einer Turmuhr, welche die erste Stunde nach Mitternacht verkündigten.

Fritz Lienhardt machte eine zuckende Bewegung. „Das ist Alles Lügerei,“ sagte er und zum ersten Male merkte man seiner barsch klingenden Stimme das frühere Lallen nicht mehr an, wie wenn die Zunge allmählich mehr Herrschaft über sich gewonnen hätte, „du bist bloß wach geblieben, um zu kontrolieren, wann ich nach Hause kommen würde. Wir kennen das. Und dann meinst du auch, es soll mich rühren, wenn ich dich als liebende Gattin meiner wartend in tiefer Nacht vorfinde — am Bette deines Kindes! So ähnliche Scenen kommen in verschiedenen Rührkomödien vor, glaub' ich. Und dann soll der beschämte Mann um Verzeihung bitten, und es kommt zu einem Versöhnungsauftritt mit Thränen und Umarmungen. Und anderen Tages fängt Alles wieder von vorn an.“ Er lachte bitter auf. Dann erhob er sich, reckte seine Arme und rief mit wilder Stimme: „Ich will dergleichen nicht. Ich mag nicht, daß du aufbleibst. Wie oft hab' ich dir das schon gesagt! Ich will's nicht!“ Dann unterbrach er sich in seinem Wutanfall wieder mit einem spöttischen Lachen. „Ja so, das Kind könnt' ich aufwecken, nicht wahr? Nun gut, gut, gehen wir also zu Bett!“

Melanie hatte auf das Alles keine andere Antwort gehabt, als einen müden, flehenden Blick, den sie ihm zuwarf. Man sah deutlich genug, wie jedes seiner Worte ihr in die Seele schnitt und wie sie darunter zuckte und zitterte. Aber kein Groll oder Widerstand machte sich bei ihr bemerkbar, sondern nur ein tiefer, still sich verschließender Schmerz sprach aus ihren Mienen. Sie sagte kein Wort.

Aber gerade das schien ihn nur noch mehr zu erbittern. Er hatte sich den Rock von den Schultern gerissen, wandte sich nun zu ihr um und schrie: „Ich weiß ganz gut, daß Du Dir noch obendrein einbildest, mir ein ungeheures Opfer zu bringen. Ich könnte sonst am Ende auch den Weg nicht finden, im Dunkeln was umstoßen oder mir eine Beule in den Kopf rennen, oder Gott weiß was sonst? Nicht? Du hältst mich ja doch immer für betrunken, wenn ich zurückkomme.“

„Ich halte Dich nicht für betrunken, Fritz,“ wandte sie schüchtern ein, als er innehielt und sich die Knöpfe seiner Weste aufriß.

Digitized by Google

„Nicht? Und wenn ich's wäre, jeden Tag wäre, würd' es doch wirklich kein Wunder sein. Und auch kein Unrecht. Denn bei dem Leben muß man sich ja eigentlich betrinken, um es nur überhaupt ertragen zu können. Sonst ginge man d'ran zu Grunde. Möglich, daß man auch so zu Grunde geht. Aber dann ist's wenigstens leichter und auch anständiger. Die Nüchternheit, weißt Du, die Nüchternheit könnt' einen toll machen!"

Er schlug mit der Faust auf die Platte des Nachttisches, daß sie zu bersten drohte. „Du wolltest ja zu Bett gehn," mahnte sie leise.

„Nein," schrie er zornig und fing an, so wie er da war, im Zimmer auf und ab zu gehen, „nein, ich will reden, ich muß reden. Endlich einmal will ich mich ausreden. Und schlafen? Schlafen kann ich ja doch nicht. Deine verdammte Sanftmütigkeit bringt mich auch erst vollends in Rage. Weshalb schimpfst Du nicht auf Deinen infamen, liederlichen Trunkenbold und Nachtschwärmer von Ehemann, der seine hübsche, junge Frau so vollständig vernachlässigt? Und Gott mag wissen, in welchen Gassen und Häusern er sich herumtreibt?"

„Fritz!" rief sie angstvoll dazwischen.

„Nun? He?" machte er stehen bleibend, „weißt Du's etwa? Die Männer sind ja schon im allgemeinen viel schlechter, als ihr Frauenzimmer euch träumen laßt. Und nun gar so einer, wie ich! Einer, der um jeden Preis vergessen und sich betäuben will! Denkst Du, da wäre man noch wählerisch? Und kurz und gut: ich bin ein Lump, verstehst Du? Das weiß keiner besser, als ich. Und Du sollst es auch wissen, und sollst mir nicht dreinreden. Deine milde, beschönigende und verzeihende Art und Weise, — die bringt mich um, die macht mich erst ganz verrückt."

„Du sagst ja, daß ich an dem allen Schuld bin," warf Melanie mit ruhig-ergebungsvollem Ton ein; „wenn ich also widersprechen wollte" —

„Bist Du's etwa nicht?" rief er, die Arme in die Seiten stemmend, mit einer Stimme, die vor gurgelnder Wut sich fast überschlug. „Wer denn? Wer denn? Ich, wirst Du sagen. Ja, natürlich, ich. Weshalb bin ich damals auf den gemeinen Handel eingegangen? Wegen der Versorgung. Weshalb sonst? Nun, und ein Schuft, der gegen bares Geld seine Ehre hingiebt, der hat ja kein Recht darauf, daß es ihm anders wird in der Welt, als jetzt mir. Der hat seinen Lohn dahin. Und wenn man eine Weile herrlich und in Freuden gelebt hat, dann kommt der Ekel, dann kommt die gemeine Reue, die Scham, und dann ist's aus, ganz aus. Dann giebt's nur noch den Branntwein. He, Melanie, verstehst Du? Den Branntwein! Immer tiefer geht's hinab, immer tiefer. Und wenn man sich zuletzt ganz verloren hat, die Kugel — die übliche Kugel vor den Kopf. Voraussgesetzt, daß man die Kraft dazu noch hat, die moralische Kraft, mein' ich. Denn die geht schließlich ja auch verloren. Und dann bleibt nichts, als der Tod in der Gosse." —

„Fritz!" Wieder dieser geängstigte Aufschrei, der sich ihrer ringenden Brust entpreßte.

Sie hatte die beiden Hände gegen ihn aufgehoben, aber er beachtete es nicht. „Das Delirium," sagte er und griff sich in die zerwühlten Haare. „Das ist der ganze Rest." Er stöhnte heftig und warf sich auf einen Rohrsessel, die beiden Hände vor's Gesicht deckend. „O ja, ja," fing er dann wieder an, während sein ganzer Körper zuckte und zitterte, „man kann ja weiterleben unter diesen Menschen, die im Grunde alle zusammen auch nicht besser, sondern Lumpe und Schufte sind, einer wie der andere, — warum nicht? Die belügen, betrügen und bestehlen sich gegenseitig, daß es eine Freude ist, zuzuschauen. Und schlagen sich dann noch an die Brust, verdrehen die Augen und danken Gott im Himmel, daß sie keine Zöllner und Sünder sind. Aber die Ideale, Melanie, die Ideale! Wo bleiben die bei dem allen? Kann der Mensch denn ohne Ideale leben? Ich habe sie vertrunken, meine Ideale. Und nun muß das andere alles auch vertrunken werden, — das ganze Leben — heissah! das ganze Leben!"

Er hatte lachen wollen, brach aber nun plötzlich statt dessen in ein krampfhaftes Weinen aus, das alle seine Glieder durchschütterte und ihn hin und her warf. Er schluchzte herzbrechend. Da stand Melanie leise auf, ging mit ein paar leichten, schwebenden Schritten zu ihm hin und ließ sich vor ihm auf die

Digitized by Google

Kniee nieder, um im nächsten Augenblick die seinigen zu umschlingen. „Fritz“, sagte sie mit ihrer weichen, müden, traurigen Stimme, „sprich Dich weiter aus! Erleichtere Dich endlich einmal! Du bist jetzt gerade aufgelegt dazu. Und es wird Dir gut thun. Wir sind lange genug dumpf und stumpf nebeneinander hergegangen. Du hast all' Deinen Groll und Gram zu lange in Dir verschlossen. Nun muß er sich endlich Luft machen.“

Fritz Lienhardt hatte das Gesicht immer noch hinter seinen Händen verborgen, aber das Zucken seines Körpers wurde allmählich seltener und gelinder. Er wehrte die Kniende nicht von sich ab, aber er beugte sich auch nicht zu ihr nieder, er kümmerte sich garnicht um sie. Nur ihre Worte mochten Eingang bei ihm gefunden haben. Denn er fing zwischen den Fingern hindurch, die Ellenbogen auf die Kniecu gestützt, mit murmelnder Stimme zu reden an. „Wenn ein Mann seine Selbstachtung verloren hat, dann kann er auf der Welt nichts mehr schaffen und leisten. Dann ist alles aus. Wie kann man glauben, etwas Wertvolles fertig zu bringen ohne Selbstbewußtsein? Und das ist für unsereinen spurlos vorübergegangen. Du lieber Himmel! Wie sollt' es auch anders? Weißt Du, was das Schlimmste ist im ganzen Leben, Melanie, das Fürchterlichste? Sich selbst verachten müssen. Ich — ich verachte mich.“

Die Frau zu seinen Füßen rang, ohne daß er es gewahr wurde, in stummer Qual. „Fritz,“ flüsterte sie endlich mit großer Anstrengung, „glaubst Du nicht, daß es noch einmal anders und besser werden könnte?“

Er schüttelte den Kopf. Wie gebrochen lehnte er da im Stuhl, der Wutanfall, der ihn vorher ergriffen, war völlig gewichen und hatte einer matten, trostlosen Verzagtheit Platz gemacht. „Nein, nein,“ murmelte er, „es wird nichts mehr besser. Wie sollt' es denn auch? Wenn ich Dich ansehe, weiß ich, wie ich Dich gewonnen habe, und dann steigt mir's auf — Du glaubst nicht, wie bitter und wie wild und wie zornig. Dann schlag' ich mir mit den Fäusten vor die Stirn und möchte sie mir zerschmettern. Daß ich d a s einmal gethan habe! Und dann das Kind — vor allem das Kind! Das Du so abgöttisch liebst und für das Du Dich aufopfern möchtest, wenn Du nur irgend könntest! Mit welchen Augen soll ich das denn ansehen? Ist das nicht das lebendige Zeugnis meiner Schmach und meiner Selbsterniedrigung? Und da sollt' ich vergessen können? Und da sollt' ich jemals anders und besser werden können? O Gott, nein, es kann ja nicht! Nur draußen lernt sich's vergessen, — nur beim Glase lernt sich's. Es ist alles umsonst gewesen, was ich weiter versucht habe, — alles.“

Wieder stöhnte er dumpf in seine Hände hinein, und nun hatte die Kniende keine Worte der Erwiderung mehr für ihn. Als er dann die Hände langsam von seinem Gesicht ablöste, sah er in ihr todestrauriges, todesstarres Antlitz. Er fühlte etwas wie Mitleid mit ihr, er wollte ein paar Worte des Trostes sagen, wollte etwas von dem zurücknehmen, was er gesprochen hatte, aber er brachte es nicht über die Lippen. Dieser Frau gegenüber zu lügen war unmöglich, und er hatte es niemals gekonnt. Wozu auch? Sie hätte ja doch alles erraten. Und es war nun eben, wie es war. Man mußte das bißchen jämmerliche Leben zu Ende schleppen, so gut es gehen wollte.

Dennoch war etwas unsicheres in seinen Augen, die an Melanie vorüber ins Leere gingen, und seine Haltung war noch gedrückter, als vorher, wie er nun aufstand und auf sein Bett zuwankte. Auch sie hatte sich erhoben, wortlos, ohne ihn anzusehen. War er zu weit gegangen? Aber er hatte ihr im Grunde das alles ja schon hundert mal gesagt. Vielleicht nicht mit diesen Worten, nicht in dieser klaren Knappheit, aber doch dem Sinne nach. Und sogar härter, grausamer, roher, mitten in einem seiner Wutanfälle, die häufig waren, wenn er viel getrunken hatte. Er hatte sie womöglich dann schon einmal eine „Dirne,“ ihr Kind einen „Bastard“ genannt. Er wußte es nicht mehr, aber es war ihm gar nicht unwahrscheinlich, gar nicht. Und doch hatte sie dann niemals so ausgesehen, wie eben jetzt. Es war seltsam, es machte ihn unruhig.

Sein Rausch war jetzt völlig verflogen, ein bohrendes Gefühl des Unrechts, das er mit seinen Worten begangen, war in ihm. Er schämte sich, er mochte sie gar nicht anblicken. Gern hätte er ihr etwas besänftigen-

Digitized by Google

des gesagt, etwas, das sie hätte den bitteren Stachel in seiner Rede wieder vergessen lassen, aber er fand nichts, es kam ihm gar nichts geeignetes in den Sinn. Und weil auch sie schwieg, wuchs der Trotz wieder in ihm. Warum sagte sie nichts? An ihr wäre es doch wahrlich gewesen, ein Wort der Versöhnung zu sprechen. Und wenn es selbst eines der Anklage und der Gegenwehr gewesen wäre! Aber dies Schweigen, in dem so viel Verachtung lag, reizte ihn. Es war gut, es mochte denn also dabei bleiben. Er hatte keinen Grund, sich zu demütigen oder zu entschuldigen. Überdies war's wohl endlich Zeit, schlafen zu gehen, er war müde, sehr müde.

Unter solchen Gedanken hatte er sich mechanisch vollends entkleidet und warf sich nun in die Kissen nieder, rasch das Gesicht zur Wand kehrend. Er wollte Melanie's Augen nicht begegnen, er hatte keine Lust, stumme Vorwürfe, oder gar Thränen in ihnen zu sehen. Wozu das? Das half ihnen auch nicht weiter, das nicht und nichts überhaupt. Dennoch wartete er in herzklopfender Spannung darauf, daß sie an sein Bett kommen, neben seinem Bett niederknieen und zu ihm sprechen sollte, — was, galt ihm gleich, nur überhaupt etwas, das dies unselige Schweigen durchbrach. Er horchte auf ihren Schritt, auf jedes leiseste Geräusch, das sich im Zimmer hörbar machte. Kam sie wirklich nicht? Manchmal glaubte er ihren Atem zu spüren, der über sein Gesicht hinwehte und seine Haare bewegte. Aber es war Täuschung.

Er hatte die Augen fest geschlossen gehalten. Als er sie endlich öffnete, sah er, daß es dunkel war im Gemach. Sie hatte das Licht also gelöscht, war zu Bett gegangen und schlief wahrscheinlich schon, während er immer noch dachte, sie würde kommen, ihm ein freundliches Wort zu sagen, ihn zu bitten, seine eigenen Worte zurückzunehmen! Wieder wallte es zornig in ihm auf. Nicht einmal „Gute Nacht“ hatte sie ihm gesagt. Oder hatte er's nur überhört? Nun, gleichviel. Er konnte also nun schlafen, und er wollte es.

Trotz dieses Entschlusses richtete er sich freilich noch ein paarmal in die Höhe, um ins Dunkel hineinzulauschen, ob Melanie sich nicht doch vielleicht eines anderen besinne, aber er vernahm nichts, nicht einmal ihre Atemzüge oder ein unterdrücktes Weinen, wie er's wohl manchmal früher von dort gehört hatte. Sie schlief also wohl wirklich und in der leisen, geräuschlosen Art, die ihr eigen war. Nun freilich, sie war ja lange genug wach geblieben, sie hatte es schon verdient, jetzt zu schlafen! Eine mildere Stimmung griff in ihm Platz. Ihm wurde ruhiger und friedlicher zu Sinne. Er wollte auch nicht mehr denken. Und allmählich entschlief er.

Melanie aber schlummerte nicht. Sie saß halb aufgerichtet in ihrem Bett und starrte regungslos ins Dunkel, die beiden Hände über dem Busen zusammengefaltet, wie wenn sie gewaltsam alles zurückdrängen wollte, was darinnen wühlte und gährte. Sie überdachte, was er zu ihr gesagt hatte. Wort für Wort wiederholte sie es sich. Und dann nickte sie vor sich hin, wie wenn sie sich selber bestätigen wollte, daß es nach dem allen nur einen Weg für sie geben könne. Und in rasch wechselnden Bildern zog noch einmal das Vergangene vor ihr vorüber, schemengleich, und doch hätte sie glauben mögen, sie brauche nur die Hand auszustrecken, so könne sie es ergreifen, wie etwas Körperhaftes. . . . . .

Melanie von Werben war einem alten, verarmten Geschlecht entstammt. Ihr Vater war Offizier gewesen und hatte sich an dem Tage erschossen, wo der seit langem gegen ihn schwebende Verdacht, daß er sich durch unrechtmäßiges Spiel die Mittel zu seinen kostspieligen Liebhabereien verschaffe, zur Gewißheit geworden, durch untrügliche Beweisstücke bestätigt worden war. Die Mutter, die mit ihren zwei Kindern nicht nur ohne die Möglichkeit einer standesgemäßen Existenz, sondern sogar als eine Entehrte und Verfehmte zurückgeblieben war, hatte den jähen Zusammenbruch ihres kurzen Glücks nicht lange überlebt. Sie war in eine kleine Stadt übergesiedelt, wo keiner sie kannte, wo das Leben billig war, wo sie von den Unterstützungen, die ihr von Seiten einiger Verwandten zuflossen, sowie von den Erträgnissen kunstvoller Handarbeiten, die sie zu fertigen verstand, ihr und ihrer Kinder Dasein kümmerlich fristete. Aber sie war bitter, menschenscheu und grämlich geworden in solcher Existenz. Eine dumpfe Stickluft war's, in der die vaterlosen Kinder

Digitized by Google

aufwuchsen. Die kleinstädtischen Klatschzungen rächten sich für die vornehme Zurückhaltung der „Offiziersdame“ überdies dadurch, daß sie von geheimen Sünden derselben zu munkeln wußten, aus denen sie ihren Lebensunterhalt bestritt. Dann raffte sie eine jähe Krankheit plötzlich hin. Nach ihrem Tode erhielt der Sohn eine Freistelle im Kadettenhaus, — nach seiner eigenen Berufswahl fragte niemand, — die Tochter wurde einem adligen Fräuleinstift anvertraut. Daß ihr einst kein anderes Loos, als das der Erzieherin in einem „vornehmen“ Hause blühen könne, verstand sich von selbst. Und Melanie wußte, was ihr bevorstand und fand sich in ihr Schicksal.

Mit achtzehn Jahren war sie Gouvernante in der Familie des Grafen Herzberg auf Perkuhn. Die ausgedehnten Güterkomplexe, die unter diesem letzteren Namen zusammengefaßt wurden, lagen in einer der reizlosesten Gegenden Schlesiens. Der Graf selber war fast niemals, außer zur Jagdzeit, auf dem Herrschaftsschlosse anwesend; als Herrenhausmitglied und Vorsitzender verschiedener Wohlfahrtsausschüsse war er viel an die Residenz gefesselt und andere, öffentliche Pflichten wieder hielten ihn in der Provinzhauptstadt fest; auf seinen Gütern erschien er nur als Gast, ihre Bewirtschaftung lag in fremden Händen. Daß die Gräfin im Gegensatz hierzu dauernd ihren Wohnsitz daselbst genommen hatte, fand seinen Grund in ihrer Kränklichkeit. Ein unheilbares Rückenmarksleiden verhinderte sie am Gehen und machte ihr jeden Verkehr unmöglich. Ständig an ihren Rollstuhl gefesselt, verbrachte sie ihre Tage mit der Lektüre frommer Schriften, mit der Verwaltung der milden Stiftungen, deren lady patroness sie war und mit nörgelnden Ermahnungen an alle Untergebenen des Hauses, von denen keiner ihr je etwas recht machen konnte und Jeder ihre wechselnden Launen ertragen mußte.

Zu diesen Untergebenen rechnete auch Melanie von Werben. Sie hatte die Aufgabe, die einzige, achtjährige Tochter des gräflichen Paares, ein kränkliches, verwöhntes und eigenwilliges Kind, zu erziehen, das die Launen der Mutter und den Hochmut des Vaters geerbt zu haben schien. So streuge sie sich hierbei auch an die Weisungen der Gräfin hielt, war es doch unmöglich, es ihr jemals recht zu machen. Kein Tag verging ohne unsinnliche Auseinandersetzungen und ermüdende Lehren, die niemals zu irgend einem Resultat führten. Gräfin Armgard hatte viel disponible Zeit. Es gab immer neue, unerquickliche Scenen, die damit zu enden pflegten, daß Melanie erfuhr, sie sei an der neuerlichen Verschlimmerung im Zustande der Gräfin schuld und werde für ihr frühes Ende mit verantwortlich zu machen sein.

Das war die Umgebung, in welcher Melanie von Werben zwei Jugendjahre verbrachte, ohne von ihrem Posten zu weichen, ohne den Mut und die Kraft zu finden, ihre Fesseln zu zerreißen. Wie hätte sie auch sollen? Vor ihr lag es dunkel und aussichtslos und das Leben, auf das sie zurückblickte, hatte keine Freuden gehabt. Sie wurde allmählich stumpf und mürbe in dieser Sklavenexistenz, in die das Schicksal sie hineingezwungen und in der ihre Jugend hinzuwelken begann. Die trostlose Einsamkeit um sie her schuf ihr eine ungeheure Leere im Innern und weckte eine unbezwingbare, stetig wachsende, ziellos schweifende Sehnsucht. Ihr einziger Verkehr war der mit dem Pfarrhause des Dorfes, denn mit den jeweiligen adligen Jagdgästen des Schlosses kam sie in keine Berührung. Aber die Pastorsleute, einfache, ältliche, längst durch Gewohnheit und Zwang verbauerte Menschen, boten ihr bei aller schlichten Güte und Herzenseinfalt wenig Trost und keinerlei Anregung oder Verständnis.

Für ein paar Sommerwochen kam freilich einmal ein Neffe des Pastors zum Ferienbesuch, der Kandidat Fritz Lienhardt. Er hatte eben das erste theologische Examen bestanden, aber keine rechte Freude oder innere Befriedigung an seinem Beruf. Allerlei Gewissensbedenken quälten ihn. Überdies wiesen ihn Neigung und Begabung weit mehr auf die Musik hin und auch dichterisch war er reich beanlagt. Die beschränkten Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, und der Zwang eines strenggläubigen, herrschsüchtigen Vaters hatten ihn in eine Laufbahn gedrängt, die ihn keine Bethätigung seiner Anlagen in Aussicht stellte und ihn an sich selber irre werden ließ. In solcher Stimmung und Verfassung war er nach Perkuhn gekommen, ein innerlich zerrissener Mensch, voll hochfliegender Pläne und Hoff-

Digitized by Google

nungen, und doch einem gefangenen Vogel gleich, dessen Flügel von einem Faden umwickelt ist, den ein eigenwilliger Knabe in der Hand hält.

Melanie fühlte rege Sympathieen für den schwärmerisch veranlagten jungen Mann, der gleich ihr selber in unzerreißbaren Fesseln schmachtete. Sie lernte von ihm, sie ließ sich von ihm auf der Orgel der kleinen Dorfkirche und auf dem alten Tafelklavier des Pfarrhauses etwas vorphantasieren, sie las mit ihm in den Dichtern und hörte von ihm, was er selber in seinen Weihestunden geschaffen. Ein inniges Band umschlang sie, die sich beide als Schiffbrüchige vorkamen, ohne zu wissen, wohin die Woge des Lebens sie einmal werfen würde. Melanie empfand mit dem feinen, weiblichen Instinkt, der auch ihr eigen war, daß Fritz Lienhardt sie liebte, wenn er ihr auch niemals davon zu sprechen wagte. Weshalb er schwieg, wußte sie ja, denn die Zukunft lag aussichtslos vor ihm. Sie selbst konnte gerade um deswillen in unbefangener Ruhe ihren Verkehr mit ihm fortsetzen. Über ihre eigenen Empfindungen war sie sich nicht klar. Sie fühlte inniges Mitleid und warme Teilnahme für ihn, sie bewunderte ihn, sie erträumte für ihn eine Zukunft voller Glanz und Ruhm. Keinen Bruder hätte sie aufrichtiger lieben können. Aber ihr eigenes Leben konnte sie sich an seiner Seite nicht vorstellen. Ihre Sehnsucht ging nach andern Zielen. Sie hätte sie schwerlich selber zu nennen gewußt, denn sie schweifte in die Irre; aber gerade deshalb vermochte sie in ihren Gedanken nicht ihren Platz einzunehmen neben einem bestimmten Manne, der ihr alles in der Welt hätte sein sollen, über den hinaus sie dann keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr sollte hegen dürfen. Sie war zu phantastisch angelegt dafür. Weil sie von jeher immer in der Enge hingesiecht war mit allen ihren rastlosen Wünschen und allen ihren schillernden Illusionen, strebte sie über diese Enge hinaus in's Maßlose, gab es für sie keine Grenze in ihrem Wollen und Sehnen. Sie hätte sich auch an den geliebtesten Mann jetzt nicht binden mögen. Und sie liebte Fritz Lienhardt nicht einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Barre.*)

Abend herniederlaut,
Und ein Ruf dringt hell zu mir her,
Und kein Gestöhn werd' an der Barre laut,
Fahr' ich hinaus in's Meer.

Eine Flut nur, wie von Schlaf überhaucht,
Für Gischt und Gelös zu voll,
Wenn, was aus grundloser Tiefe getaucht,
Zurück nun kehren soll.

Zwielicht und Abendgeläut
Und dann die dunkle Nacht,
Und keine Wehmut, wenn nun Scheidens Zeit,
Die schwerer den Abschied macht.

Denn ob auch weit aus Zeit und Raumes Bann
Mich trägt der Woge Spiel,
Ich hoff', ich werde von Angesicht dann
Zu Angesicht schau'n meinen Steuermann,
Fuhr über die Barre mein Kiel.

Aus dem Englischen des Alfred Tennyson
von **Paul Heyse.**

*) „Crossing the bar." Tennyson's letztes Gedicht. Barre nennen die Seeleute die vor der Mündung eines Flusses liegende Sandbank, die das Ein- und Auslaufen oft schwierig macht.

Chole chaufe.[1])

(Allemannisch).

Uf de Wald ie[2]) bin i g'ritte,
Ein i g'fahre mit vier Gäul.
Chole han i chaufe welle,
Händ er[3]) keini Chole feil?

Aso han i g'sait[4]) zum Maidli
z' Ebnet, wie e'i chum i's Huus:
s' lit am Weg, und üse Herrgott
Schtreckt sin Arm zum Funschter us.[5])

s' Maidli lacht und sait: „Du dumme
Wälder fahr nu wieder zue."
Jo! wie die mi aschaut, aguggt,
Do verlier' i grad mi Rueh.

Sini Auge, schwarz wie Chriesi[6])
Gugget au so lieb und froh. —
Z' füre[7]) han i chaufe welle,
Und jetzt brenn i liechterloh.

Hans M. Grüninger.

[1]) Kohlen kaufen. [2]) Auf den Schwarzwald hinein. [3]) Habt Ihr. [4]) Also hab ich gesagt. [5]) Euphemistisch für Wirtshaus. [6]) Kirschen. [7]) Zu feuern.

Spruch.

O Thorheit, selbst sich zu verbittern
Auf einem Weg durch ödes Feld,
Was zwischen bösen Ungewittern
Mit kurzem Sonnenblick ihn hellt!
Und willst Du höchste Weisheit üben,
So halt' an Einem sorgend fest:
Dir keine Stunde selbst zu trüben,
Die ungetrübt dein Leben läßt!

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Gretchen.

Eine Totenklage. Von Ernſt Wichert.

I.

Ich war erwacht. Du ſchliefſt noch nicht
Und ſuchteſt meine Hand. — „Was haſt Du, Lieb?“
Fragt' ich verwundert Dich. Und Du: „Vergieb!
Ich wollt' . . . Mir iſt, als ob's vernehmlich ſpricht —
Da horch!“ — Mein Ohr ſank unter Deine Bruſt. —
„Vernimmſt Du's“? — „Ja — ganz leiſe klopft es an.“
— „Und was da klopft, mein heißgeliebter Mann,
Ganz leiſe klopft, iſt's Dir noch nicht bewußt?
Ein kleines Herz!“ —
— „Und das ſoll unſer ſein?
Du Liebſte!“
— „Still', wir ſind nicht mehr allein.“ —

II.

In allerſchönſter Maienzeit
Am Sonntagmorgen früh,
Noch vor der Glocken Frühgeläut
Begrüßten froh wir ſie.

Ein erſtes Kind, ein Sonntagskind!
Das war ein Jubeltag,
Dem keiner, die uns heilig ſind,
Sich voll vergleichen mag.

Beglückt am Sandweg kleines Haus,
Am Waldſaum über'm Moor!
Wie ein Palaſt ſieht heut mir aus,
Was Hütte ſchien zuvor.

Du birgſt der Wunder größtes nun,
Das kein Verſtand ermißt:
Lebend'ges Daſein — Gotteslhun,
Was Menſch vom Menſchen iſt!

Daß ich's erlebt! Wie ward die Welt
Mir plötzlich doppelt weit;
Als wär' ich auf den Weg geſtellt
Von Zeit zu Ewigkeit.

Und jede Knospe, die enthüllt,
Und jeder Blütenſproß
Des wunderſamſten Wunders Bild,
Das mir der Mai erſchloß!

III.

Zwei Stübchen und ein Kämmerlein
Mit halbem Fenſter; innen
Zwei Betten und ein Bettchen klein
Und unſer Kindlein drinnen.

Da haben wir auf unſ're Ruh,
Des Nachts nicht achten dürfen;
Ein kläglich Stimmchen, ein Su-ſu,
Und dann ein durſt'ges Schlürfen . . .

Es war ſo wonnig doch und ſüß,
Für's kleine Mädel ſorgen.
Wie artig, wenn's uns ſchlafen ließ,
Ein Stündchen gegen Morgen!

Einmal verſäumt, ihm zuzuſehn,
Wie es im lauen Bade
Sich wohlig reckt und ſtreckt — um den
Genuß wär's jammerſchade.

Es ſchläft! Die Feder in der Hand
Lauſcht' ich der Atemzüge;
Ich wußte wohl: mein Schreibtiſch ſtand
Drei Schritt nur von der Wiege.

IV.

Taufe war's. Ein wunderſchöner
Sonntertag. Im Gärtchen blühten
Duftend Roſen und Reſeden.
Unſer Kindlein fuhr zur Kirche,
Ausgeputzt mit grünen Sträußchen,
Und es trug ein Kindermützchen,
Das als Täufling ich getragen,
Und ein Kleidchen von dem Hochzeits-
Kleide meiner ſel'gen Mutter.
Als zurückkam aus der Kirche
Unſer kleines Mädel, hieß es
Margarete.

Abends gab es Taufgeſellſchaft,
Eingeladen war'n die Paten
Und des Hauſes gute Freunde.
Auf dem Schreibtiſch, wo die Akten
Sonſt ſich türmten, ſtanden Flaſchen
Guten Rheinweins und Burgunders,
Und ich leerte ſie behutſam
In die bauchige Terrine,
Löſte Zucker zu der Bowle,
Rührte alles wohl zuſammen.
Und der Weindunſt flog durch's Zimmer
Mit der nied'ren Balkendecke — —
Und verwundert rühmten alle
Gäſte Gretchens art'ges Weſen,
Daß ſie immer ſchlief und gar nicht
Schrie und ſtörte, prophezeiten
Für die Zukunft Wunderdinge,
Und es klangen hell die Gläſer
Auf das Wohl des lieben Kindes.

Digitized by Google

Als es dunkelte, begab ich
Still mich in den Garten, wo von
Baum zu Baum an langen Schnüren
Schon Papierlaternen hingen,
Farbig und in Oel getränkt. Die
Steckt' ich an: in einer Ecke
Braunt' ein Teerfaß, und die Wolken
Zogen nach dem Kiefernwäldchen
Drüben und hinab zur Heide.
Offen standen Thür und Fenster,
Und, die Gläser nicht vergessend,
Sangen wir Studentenlieder
Bis nach Mitternacht. Dann fuhren
Heim die Gäste von der lust'gen
Taufe. — — —
Taufkind schlief noch immer.

V.

Vorbei, vorbei, du
Wunderlieblicher Quelle
Nimmerrastender Kindermund —
Vorbei, vorbei kleinig Gefälle,
Blumiger Wiesengrund —
Vorbei Wälder und Höhen,
Sonnenscheinglitzernde Seen,
Kleißige Mühlen am Wehr,
Fischerhütten im Weidengebüsch,
Schiffige Bucht an der Überfahr,
Wogender Felder krauses Gemisch
Vorbei! —

Hüpft kein wackrer Geselle
Herab von des Berges Schwelle,
Stürmisch in heißem Verlangen,
Zierliches Bächlein,
Dich zu umfangen,
Dich zu entführen,
In dem breiteren Strom
Sich mit dir zu verlieren?
Nein, nein!
Einsam ziehst du den stillen Weg,
Manchem Wand'rer zur Augenweide,
Der dich begleitet am Ufersteg.
Kurz ist die Freude,
Zu kurz dein Lauf.
Sandige Dünen schon
Nehmen dich auf,
Färben dich trüb,
Saugen dich ein.
Träge durch graues Gestein,
Was dir verblieb
Gleitet zum endlosen Meer;
Und dich verschlingt
Rollender Woge
Tödlich Gegehr — — —
Vorbei, vorbei!

VI.

Du warst noch jung, erst dreißig Jahr,
Zum Sterben viel zu jung.
So rasch ging's aus, so schnell — es war
Wie einer Glocke Sprung.

Bald liegst Du unterm Rasen bleich
Und hall, mein liebes Kind:
Dein Schlummerlied singt immer gleich
Der Abend- und Morgenwind.

Du brauchst es nicht, Dein Schlaf ist fest.
So lang um sich ohn' Ruh
Der Glutball Erden kreisen läßt,
Bleibst Staub vom Staube Du.

VII.

Wenn rauh auf deinen Sarg die Erde pollert,
Du hörst's nicht mehr,
Und was dein Herz beglückt hat und gefoltert,
Du fühlst's nicht mehr.

Die um Dich flehn und bittre Thränen weinen,
Du siehst sie nicht.
Du hoffst kein Wiedersehn und kein Vereinen
Im Sternenlicht.

Ob auf dem sand'gen Hügel modernd welken
Die Kränze bald,
Ein Hauch von blühenden Rosen und von Nelken
Dein Grab umwallt,

Ob über's Grab der Schnee die Decke breitet
In Winterspracht —
Für Dich sind alle Zeiten gleich gezeitet
So Tag als Nacht.

Nur wir, die leben, werden uns der Maien
Um Deinen Stein,
Als ob sie Auferstehungsboten seien,
Für Dich erfreun.

VIII.

Ich werde Dich nicht wiedersehn
In leiblicher Gestalt.
Doch ist's, als ob dein geist'ges Wehn
Um meine Stirne wallt.

Sich schmeichelnd um das Herz mir legt
Wie warmes Sonnenlicht,
In jedem Nerv sich tastend regt
Und liebe Worte spricht.

Ein holder Wahn! — So mag es sein!
Erlosch die Leuchte hier:
Du lebst in mir als Wiederschein,
Wirst erst vergehn mit mir.

IX.

Kein Tag vergeht, daß ich in wachen Träumen
Nicht Dein gedenke, liebes Kind.
Wie Purpurstreifen graue Wolken säumen,
Die um den Horizont gelagert sind,
Der Sonne Scheidegruß hinauszuleuchten,
So ist es auch dem Blick, dem thränenfeuchten,
Auf trüber Ferne leuchtendes Gepack
Der sonnigen Erinnerung, was lange
Versunk'nes Glück noch wiederspiegeln mag
Dem Wanderer auf seinem Abendgange.
Es kehrt nicht wieder . . . Doch mit lichten Borden
Umzieht's die schwarze Decke golden prächtig;
Und bis der letzte Streif' erlischt und nächtig
Die Wolke ragt — ist's ihm auch Nacht geworden. —

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Als Manuskript gedruckt

Der Präsident.

Drama in fünf Akten von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Fünfter Akt.

(Palmengarten neben dem Festsaal des Rathauses, wo das Bankett für Sendlingen stattfindet. Im Hintergrunde Palmengruppen und Blumenständer, im Vordergrunde rechts und links je ein Marmortisch mit Sitzen. Im Hintergrunde ist die nicht sichtbare, von den Palmenarrangements verdeckte offene Thür zum Festsaale gedacht, rechts Thür zur Vorhalle, links zur Bildergalerie. Zwischen den Bosketts des Hintergrundes hindurch führen schräge, gewundene Gänge zur Thür des Festsaales.)

Erste Scene.

(Während der Vorhang aufgeht, ist der Vordergrund leer, nur) **zwei Kellner** (eilen mit Champagnerkübeln von rechts nach dem Hintergrunde. Man hört die Stimme des) **Bürgermeisters Helfft** (aus dem Saale, welche das Geräusch des Banketts übertönt).

Helfft (hinter der Scene). Und so schließen wir, wie wir begonnen haben. Der Hort des Rechts, das Vorbild aller Richtertugend, der neue Ehrenbürger unserer Stadt, Victor Reichsfreiherr von Sendlingen, er lebe hoch! Unsere Segenswünsche geleiten ihn in die Ferne, wir werden seiner nie vergessen, wir werden nimmer seines Gleichen sehen. Hoch! Hoch und zum dritten Male hoch! (Viele Stimmen fallen jubelnd ein. Die Musik bläst einen Tusch.)

Zweite Scene.

(Festgäste beginnen in den Gängen zwischen den Palmen sichtbar zu werden und treten in den Vordergrund, darunter **Helfft** (und) **Rohn, die beiden Stadträte.**

Dornegg. Prachtvoll! So ein Fest hat dies alte Rathaus noch selten gesehen. Ich gratuliere Ihnen, meine Herren!

Stadträte (verbeugen sich).

Dornegg (zu Rohn). Ich hoffe, der Minister erkennt nun, was ein Sendlingen für das Ansehen der Justiz wert ist!

Rohn (bitter). Natürlich erkennen das Seine Excellenz! Ein wahres Glück, daß wir keine barbarischere Provinz haben, als Galizien. Ehrenbürger — eine Sendlingen-Gasse — die Straßen illuminiert — ein solches Bankett — dafür wäre nur Kamtschatka der rechte Lohn!

(Ein Kellner servliert ihnen Kaffee, einige Herren treten auf sie zu und gehen dann nach links.)

Dornegg. Wenn er nur wohler wäre. Sie sind ja sein Arzt, sind Sie nicht auch beunruhigt?

Rohn. Sein Arzt?! Der Teufel mag sein Arzt sein! In den acht Tagen seines Hierseins hat er mich fünf Mal hinausgeworfen! Das ist Alles!

Dornegg. Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht abweisen lassen! Er ist ja plötzlich ein alter Mann geworden! Und seine heutige Rede! Kaum, daß er seinen Dank stammeln konnte —

Dritte Scene.

Vorige. **Wagner, Schöll** (treten hinzu).

Wagner (zu Dornegg). Sendlingen?! Der arme Mann! Aber er braucht sich's gar nicht so zu Herzen zu nehmen. Ihm legt's ja kein Mensch zur Last!

Rohn (scharf). Was?

Wagner. Na, die Flucht der Lippert! Freilich die Verantwortung hat er — ich nicht — ich habe ihm die Schlüssel übergeben.

Vierte Scene.

Vorige. **Helfft.**

Dornegg (zu Wagner). Ja, Sie sind klug und weise. . . . (Zu Helfft.) Wo ist Sendlingen?

Helfft. Im Gespräch mit dem Minister! Seine Excellenz zeichnet ihn geradezu demonstrativ aus. Einen Mann, der ohne Orden erschienen ist! (Zu einem der Diener, die Kaffee servieren.) Kennen Sie den Franz, den Diener des Herrn Baron Sendlingen?

Diener. Zu Befehl! Ja!

Helfft. Wenn er kommt, so melden Sie ihn sofort seinem Herrn. (Zu den Herren.) Sendlingen erwartet seine Rückkehr mit dem Neunuhrzug. Er hat ihn und Fräulein Brigitta vor acht Tagen nach Lemberg vorausgesendet, Quartier zu machen . . .

Dornegg (zu Wagner). Was hat denn der Minister über die Sache gesagt?!

Digitized by Google

Wagner. Daß keinen der Beamten eine Schuld trifft! Natürlich!

Helfft. Eine merkwürdige Affaire! Hat der Rovyrok etwas gestanden?

Wagner. Keine Silbe! Ich sage ihm: „Du bleibst im Kerker, bis Du alles gestehst, und wenn's zehn Jahre dauert," und er antwortet nur immer wieder: „Nachdem die Wächter fort waren, bin ich gleich eingeschlafen und habe nichts mehr gehört!"

Helfft. Kann denn er sie befreit haben?

Wagner. Nein, unmöglich! Überhaupt eine rätselhafte Geschichte. Hören Sie nur: Die Zellenthür eingetlinkt, das Schloß unversehrt, an der Thür zum Korridor das Schloß von innen abgesprengt, das Hauptthor wieder unverletzt und geschlossen. Mit wessen Hilfe ist sie also entwischt? Die Aufseher sind brave Leute, können es aber auch garnicht gewesen sein. Denn den Schlüssel zum Hauptthor haben sie nicht, wohl aber jenen zur Korridorthür; hätten sie also nicht aufzusprengen brauchen! Der Kerkermeister wieder, der übrigens über allen Verdacht erhaben ist, besitzt die Zellenschlüssel nicht! Das pure Rätsel, meine Herren!

Helfft. Deuten keine Spuren auf Hilfe von außen? Hat sie Freunde gehabt?

Wagner. Keinen Menschen! . . . Wenn es nicht etwa — hahaha! — Berger selbst war . . .

Dornega. Herr Präsident, solche Scherze macht man selbst nach einem opulenten Bankett nicht.

Wagner. Sie haben Recht, ein schlechter Spaß. Selbst Nidda sagt: „Berger zu verdächtigen, wäre kaum ein geringerer Wahnsinn, als wenn man etwa Sendlingen anklagen wollte." Aber — hahaha! — ein böses Gewissen hat der Berger doch! Warum fehlt er denn heute?

Helfft (achselzuckend). Er ist ein politischer Todfeind des Ministers. . . .

Fünfte Scene.

Vorige. Sendlingen. Einige Herren.

Helfft (auf Sendlingen zueilend). Bitte, wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen?

Sendlingen. Danke. (Zu Wagner). Der Minister hat ja heute Nachmittag den Rovyrok selbst verhört. Wissen Sie nicht, wie er entschieden hat?

Wagner. Nein; hoffentlich bleibt der Kerl sitzen. In vier Wochen ist er mürb!

Sendlingen (beifällig). Das wäre — (sich bezwingend, zu Helfft). Ist mein Franz noch nicht da?

Helfft. Wie es scheint, nicht. Ich befahl, es Ihnen sofort zu melden.

Sechste Scene.

Vorige. Der Minister. Festgäste.

Minister (zu Helfft). Welche Räume Sie da haben! Und dieser Palmengarten!

Helfft. Ein altes Gemeinwesen, Excellenz, dessen Stolz es war, dies Haus zu schmücken. (Auf die Sitze um den Tisch links deutend.) Wenn Excellenz uns die Auszeichnung erweisen wollen!

Minister. Sehr gern. Aber Sie haben ja auch den Bildersaal erleuchten lassen, Herr Bürgermeister. Da sollen ja herrliche Sachen sein?!

Helfft (nach links deutend). Wenn Excellenz befehlen —

Siebente Scene.

Vorige. Ein Diener der Stadt.

Diener (halblaut zu Sendlingen). Herr Baron, Herr Graf Riesbach läßt bitten, er wartet in der Vorhalle.

Minister (zu Sendlingen). Kommen Sie nicht mit?

Sendlingen. Ich komme nach, wenn Excellenz gestatten.

(Alle bis auf Sendlingen durch die Thür links ab.)

Achte Scene.

Sendlingen. Riesbach.

Sendlingen (geht nach rechts, öffnet die Thür zur Vorhalle). Bitte, Heinz. (Riesbach tritt ein.) Hier sind wir momentan ungestörter als draußen . . . Verzeih', daß ich gestern nicht zum Begräbnis nach Pirkniz gekommen bin, — ich konnte wahrlich nicht!

Riesbach. Oh! das bedarf keiner Entschuldigung, wenn man Dich ansieht. Mein armer, guter Onkel Victor . . . Ich bin zur Stadt herübergekommen, weil Du sagtest, Franz könnte heute Abend zurück sein . . . Mich tötete drüben die Angst . . . Er ist nicht gekommen? . . .

Sendlingen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick —

Riesbach. Du hast keine Nachricht?

Sendlingen. Nein. Wie auch, jeder Brief, jedes Telegramm hätte ja verhängnisvoll werden können.

Riesbach. Aber Du hoffst, das es geglückt ist?

Sendlingen. Ich hoffe es, denn das Schlimme hätten wir ja schon auf — anderem Wege erfahren.

Riesbach (händeringend). Eine entsetzliche Lage. Und wenn gar Dein Opfer nutzlos ist, wenn alles entdeckt wird . . . Soll ich denn auch müßig dabei stehen und zusehen, wie Ihr Beide . . .

Sendlingen. Es kommt hoffentlich nicht so — aber wenn — dann — gieb Dich drein —

Digitized by Google

Riesbach. Nein! nein! . . . Ich habe Dich für uns Beide handeln lassen, aber dann hätte meine Feigheit ein Ende. Sie könnte ich nicht retten, aber Dich! Dann bin ich der Thäter, ich habe Dir die Schlüssel entwendet. Und meine Strafe wird geringer sein, als die Deine — ich hätte ja nicht mein Amt —

Sendlingen. Glaubst Du wirklich, daß ich mich durch eine Lüge retten ließe und durch das Opfer Deines Lebens?! Übrigens bin ich ja vorläufig nicht in Gefahr, Niemand beschuldigt mich —

Riesbach. Aber es könnte so kommen! Und wenn auch nicht — etwas müssen wir thun! In den Zeitungen steht: Novyrok wird täglich verhört, das Gericht ist von seiner Mitschuld überzeugt. Sollen wir den Unglücklichen für uns büßen lassen?!

Sendlingen. Nein! Er wird bald frei sein! In dem Augenblicke, wo Franz hier ist und ich Sophie in Sicherheit weiß —

Riesbach. Dann willst Du auch ihn —?

Sendlingen. Nein! Auf gesetzlichem Wege wird er dann frei . . . Ich verspreche es Dir! (Franz tritt ein.) Gottlob, da ist er!

Neunte Scene.

Vorige. Franz.

Sendlingen (atemlos auf Franz zueilend). Nun?

Franz (seine Hand ergreifend). Alles in Ordnung! O, daß ich nur wieder da bin! Wie man aussieht! Aber man hat sich umsonst geängstigt.

Sendlingen (aufatmend). Sie ist in Sicherheit?

Riesbach. In Santa Margherita?

Franz. Ja.

Sendlingen. Wie ging die Reise?

Franz. Gut und glatt! Zwei Tage bin ich noch dort geblieben und dann zurückgereist.

Sendlingen. Sophie?

Franz. Das Fräulein ist ruhig und wie neugeboren. Und die Brigitta hält den Kopf oben und wälscht mit den Italienern auf Wienerisch, daß es eine Freud' ist. Aber jetzt — jetzt darf ich hierbleiben — nicht wahr?

Sendlingen. Gewiß, Franz! So lang — so lang es möglich ist!

Franz (erschrickt). Was soll das heißen?

Sendlingen. Nichts, was . . . (Reicht ihm die Hand.) Ich danke Dir, Du treue Seele . . . (In steigender Bewegung.) Und denke nicht schlecht von mir. (Fast stammelnd.) Mein alter Franz!

Franz. Mein Gott, das klingt ja wie ein Abschied, will man mich wieder fortschicken?

Sendlingen (zögernd). Nein . . . Ich habe einen Auftrag für Dich. (Zieht seine Brieftasche hervor und schreibt mit Bleistift einige Worte auf eine Karte.) Du nimmst unten einen Wagen und bringst Berger diese Karte. Es ist kaum zehn Uhr, er wird jedenfalls noch am Schreibtisch sein. Den Wagen läßt Du ihm und gehst in unsere Wohnung.

Franz (wendet sich zum Abgehen).

Sendlingen (reicht ihm nochmals die Hand). Noch einmal, ich danke Dir . . . Adieu, Franz.

Zehnte Scene.

Sendlingen. Riesbach.

Riesbach. Gott war uns gnädig. Es wäre ja auch zu furchtbar gewesen. (Sendlingens Bewegung gewahrend.) Warum bist Du so — so sehr erschüttert? Das muß Dich doch aufrichten. (Da Sendlingen abgewendet stehen bleibt.) Oh — nun verstehe ich — Du wirst Dich nun selbst anklagen, um Novyrok zu befreien!

Sendlingen. Nein — ich . . .

Riesbach. Du willst es thun! . . . Da kommen . . .

Elfte Scene.

Vorige. Wagner. Helfft (beide von links).

Helfft. Aber so früh, Herr Präsident?

Wagner. Zehn vorbei! Und das ist ja heute schon mein zweites Fest. . . . Vormittags die Taufe meines Enkelchens — Excellenz waren so gütig, als Pate — und nun dies Bankett. Es war großartig; tausend Dank, Herr Bürgermeister!

Helfft. Gute Nacht, Herr Präsident. (Ab nach links.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Wagner.

Wagner (Helfft nachrufend). Gute Nacht. (Gewahrt Sendlingen.) Ach, da kann ich Ihnen ja auch noch Adieu sagen . . . Ich gehe, heute mein zweites Fest. . . . Sie wissen, mein Enkelchen — der Bub ist so dick wie ich, auf Ehre, so dick wie ich. Also gute Nacht, lieber Kollege.

Sendlingen. Gute Nacht.

Wagner. Morgen mittags — zum Zug nach Galizien — bin ich natürlich auf dem Bahnhof . . . Also — auf Wiedersehen. (Geht, hält an.) Und was ich Ihnen noch sagen wollte. Sie haben vorhin nach dem Novyrok gefragt? Der Minister sagte mir eben: „Die Indizien sind nicht genügend, lassen Sie den Kerl morgen laufen". . . . Natürlich thue ich's nun, aber ungern, sehr ungern . . . Na . . . gute Nacht . . . gute Nacht. (Ab.)

Dreizehnte Scene.

Sendlingen. Riesbach.

Riesbach (Sendlingen umarmend). Gottlob! Nun ist auch diese Sorge von uns genommen! . . .

Digitized by Google

So freue Dich doch mit mir. . . . Und nun, wo ich Dich hier völlig sicher weiß, kann auch ich meine Pflicht thun. Morgen reiche ich meinen Abschied ein und reise zu ihr. —

Sendlingen. Das wirst Du noch überlegen, es wäre ein zweckloses Opfer, so lange Sophie bei ihrem Entschlusse bleibt. Ihr sagt ihr Empfinden, daß sie nie Dein Weib werden kann. (Da Riesbach sprechen will.) Es ist eine Sache zwischen Dir und ihr. Aber ich bin überzeugt, daß Du ihren Sinn nie ändern wirst. Und darum meine ich: Du gehst erst dann zu ihr, wenn sie es gestattet. So lange bleibst Du im Dienst!

Riesbach. Und so soll meine Schuld ungesühnt bleiben?

Sendlingen. Du wirst ihr Freund und Beschützer sein, ihr einziger, Heinz, wenn ich nicht mehr bin. Nicht wahr, das gelobst Du mir?

Riesbach. Wenn es dessen bedarf — ich gelobe es Dir. . . . Aber Du — kaum fünfzig — Du wirst noch viele Jahre mit ihr leben und mein Fürsprecher bei ihr sein.

Sendlingen. Das steht in Gottes Hand! (Auf die Uhr blickend.) Wenn nur Berger —

Riesbach. Warum ist er heute nicht hier? Dein bester Freund —

Sendlingen. Weil er mich seit acht Tagen um meines Verbrechens willen meidet und verachtet!

Riesbach. Oh, da hättest Du mich zu ihm senden sollen! Ich hätte ihm gesagt . . . aber da ist er ja. . . .

Vierzehnte Scene.

Vorige. Berger.

Sendlingen (da Riesbach auf Berger zueilen will). Nein — morgen magst Du mit ihm sprechen. Auf Wiedersehen, Heinz.

Riesbach (drückt Sendlingen und Berger die Hand. Ab).

Fünfzehnte Scene.

Berger. Sendlingen.

Sendlingen. Ich danke Dir, daß Du gekommen bist,

Berger (tau). Eine Bitte, mit solchen Worten begründet, darf man niemand abschlagen.

Sendlingen. Nicht so. . . . Ich weiß ja, ich habe Dir tiefes Weh bereitet, Georg.

Berger. Das tiefste, welches mich hätte treffen können. Ich habe an Dich geglaubt, wie an keinen andern Menschen! Du hast mir das Bild des edelsten Mannes in den Kot geworfen!

Sendlingen. Was ich thun kann, um es zu reinigen, wird geschehen.

Berger. Dafür giebt es keine Sühne. Ich sagte Dir damals, Dein Schicksal wäre des reinsten Mitleids würdig. Und wie hast Du es gewendet!

Sendlingen. Wie ich mußte! Hätten gegen die Wucht eines solchen Schicksals Paraden der Sophistik helfen sollen?! Der Verhandlung präsidieren — hätte ich dies nach dem Gesetz thun dürfen?!

Berger. Und so hast Du gleich den größten Frevel begangen!

Sendlingen. Weil er die einzige Rettung meines Kindes war, die volle Bezahlung meiner Schuld!

Berger. Und nun zahlst Du dem Recht, indem Du Dich als Hort des Rechts feiern läßt!

Sendlingen. Ich durfte das Fest nicht absagen. Es hätte Verdacht erregen können. Was ich drinnen gelitten habe — es gab Momente, wo ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. . . . Aber nun brauche ich nicht länger zu heucheln. Ich erbitte Dich zum Zeugen, wie ich die Schuld gegen das Recht zahle.

Berger. Womit willst Du zahlen? (Erschauernd, da er Sendlingen anblickt.) Mit dem Leben?! . . . Was willst Du thun?

Sendlingen. Nein! Mein Leben gehört ja nicht mehr mir, es gehört dem Recht!

Berger. Victor!

Sechszehnte Scene.

Vorige. Der Minister. Hefft. Schöll (aus der Thür links kommend).

Minister. Ein herrlicher Rubens! Und diese Porträts! So einen Palma Vecchio hat auch das Belvedere nicht.

Hefft. Excellenz sind zu gütig.

Sendlingen (auf den Minister zutretend, halblaut.) Darf ich Eure Excellenz um eine kleine Unterredung bitten?

Minister. Mit Vergnügen. . . . Wenn die Herren gestatten?

Hefft. Wie Excellenz befehlen.

(Hefft, Schöll ab.)

Siebzehnte Scene.

Der Minister. Sendlingen. Berger.

Sendlingen (Berger vorstellend). Mein Freund, Doktor Berger. Ich habe ihn hierher gebeten, um Zeuge der Mitteilungen zu sein, die ich Euer Excellenz zu machen habe.

Minister. Sehr angenehm. Aber wie feierlich! Nun setzen wir uns, meine Herren! (Setzt sich.)

Sendlingen (stehen bleibend). Ich bitte Euer Excellenz, zunächst meinen Verzicht auf die Stelle eines Obergerichtspräsidenten zur Kenntnis zu nehmen.

Digitized by Google

Minister (aufschnellend). Was fällt Ihnen bei? Warum denn!

Sendlingen. Euer Excellenz werden diesen Verzicht gewiß genehmigen, wenn ich den Grund beifüge. Ein Verbrecher darf nicht mehr Richter sein.

Minister. Ein Verbrecher! — Sind Sie — (auf Berger blickend).

Sendlingen. Nein, Excellenz, ich bin nicht wahnsinnig. Ich bin wirklich ein Verbrecher. Ich habe meine Amtsgewalt in so unerhörter Weise mißbraucht, wie sich vielleicht noch nie Ähnliches begeben hat. Euer Excellenz haben heute angeordnet, daß die Untersuchung wegen der Flucht der Sophie Lippert einzustellen ist, da sich keine Spur des Schuldigen finden läßt. Nun denn — ich habe sie mittelst meiner Amtsschlüssel aus dem Gefängnis befreit und irgendwo in Sicherheit gebracht.

Minister. Sie?! . . . (Auf Berger blickend.) Herr Doktor?! . . . Es ist also wahr? Mein Gott, warum haben Sie das gethan?

Sendlingen. Sie ist meine Tochter.

Minister (sich die Stirne wischend). Aber das ist ja eine furchtbare Geschichte. . . . Warum schritten Sie gerade zum Äußersten?

Sendlingen. Weil ich nicht anders konnte — ich behalte mir die Einzelheiten für das Verhör vor!

Minister. . . . Für das Verhör! Ja, was denken Sie denn eigentlich? Ich soll Sie doch nicht verhaften lassen?

Sendlingen. Ich verlange dies im Namen des Rechts. . . . Ich war dazu entschlossen, das Recht Sühne zu thun, sobald ich konnte, jetzt kann ich es. Sie sind der oberste Hüter der Rechtspflege in diesem Lande: übergeben Sie mich meinem Richter.

Minister. Unmöglich! Sind Sie wahnsinnig?! Aber so sehen Sie doch ein, daß es aus tausend Gründen nicht sein kann!

Sendlingen. Es kann sein und es muß sein, ich will meine Strafe!

Minister. Aber bedenken Sie nur! Es wäre der furchtbarste Schlag, den das Ansehen unserer Justiz treffen könnte! Ein einstiger Präsident als Angeklagter, ein Mann wie Sie! Welcher Skandal, welches Fressen für den Pöbel. Auch verdienen Sie ja keine Strafe! Das scheint ja ein furchtbarer Konflikt des Gewissens gewesen zu sein. Nicht wahr, Herr Doktor!

Berger. Das kann ich bestätigen. Einer der furchtbarsten, in welche je ein Mensch geraten ist.

Minister. Nun also! Wir sind keine Barbaren! Ihre Demission will ich zur Kenntnis nehmen, aber von einer Strafe kann ja nicht die Rede sein. Ich war erschrocken, als ich Sie heute wiedersah. Haben Sie gefrevelt, so straft Sie Ihr Gewissen hart genug!

Sendlingen. Excellenz weigern mir also mein Recht?!

Minister. Es wäre Unrecht. Ziehen Sie in Frieden, Herr Baron, zu Ihrer Tochter.

Sendlingen. Ich kann nicht. Weigern Sie mir meine Strafe, so werde ich mich öffentlich selbst anklagen.

Minister. Um Gotteswillen. Das fehlte noch! (Zu Berger.) Das ist ja ein Fanatiker, so helfen Sie mir doch! (Auf Sendlingen zutretend.) Ich bitte Sie, lassen Sie diese Dinge ruhen. Fügen Sie dem Stande, dessen Zierde Sie so lange gewesen sind, nicht das Schlimmste zu, was ihm widerfahren kann. Und noch anderes hätte Ihre That im Gefolge: sie würde das Ansehen des Staates untergraben. Erwägen Sie die Zeit, in der wir leben, die Revolution glimmt unter der Asche fort.

Sendlingen. Ich kann nicht, Excellenz. Ich würde die Martern meines Gewissens nicht ertragen.

Minister (völlig veränderten Wesens, kalt). Die Martern Ihres Gewissens? — (Leichthin.) Dafür sollte ein Mann von Ihrer Geburt und Stellung einen anderen Ausweg wissen — (noch leichter, ohne jede Betonung) derlei macht man mit sich selbst ab.

Berger (entrüstet, angstvoll). Excellenz!

Sendlingen. Ruhig, Georg. (Zum Minister.) Ich bedauere, Ihren Rat nicht benützen zu können. Den Selbstmord — das meinen Sie ja — (hält inne, der Minister blickt vor sich hin) — nun denn, diesen Ausweg darf ein Mann von Gewissen nur dann wählen, wenn ihm jeder andere Weg zur Sühne verschlossen ist. Und so bitte ich Sie zum letzten Male: Erfüllen Sie Ihre Pflicht, damit ich Sie nicht dazu zwingen muß.

Minister (kalt, streng). Nun wohl, thun Sie, was Sie nicht lassen können! Wir aber werden thun, was uns die Pflicht gebietet! Sie haben Ihre Tochter aus dem Gefängnis befreit, sagen Sie! Gut, Ihre Strafe soll Ihnen werden, aber mit Ihnen Jedem, der es verdient! Sie müssen ja Mitschuldige haben!

Sendlingen. Unter den Beamten oder Aufsehern niemand — ich betenere es Ihnen.

Minister. Wird zu untersuchen sein. Aber dann sind's andere, dieser Novyrok zum Beispiel.

Digitized by Google

Und allein wird sie auch nicht geflohen sein. Wir werden diese Mitschuldigen erkunden und bestrafen. Aber damit ist unsere Pflicht noch nicht gethan! Sie werden natürlich verschweigen wollen, wo Ihre Tochter jetzt ist?!

Sendlingen (fährt zusammen, wankt, schweigt).

Minister. Wir aber werden es erfahren und wenn wir die Polizei der ganzen Erde zu unserer Hülfe aufbieten müßten. Es giebt keinen Staat, der es verweigern würde, eine rechtskräftig angeklagte Mörderin unserer Justiz zu übergeben. (Mit erhobener Stimme.) Entscheiden Sie sich, Herr Baron! Wenn Sie keinerlei Eclat machen, so sind auch wir stumm, stumm und blind. Wir sehen keine Mitschuldigen, sehen Ihre Tochter nicht und wenn sie mitten unter uns auftauchen sollte. Zwingen Sie uns zum Gegenteil, so fassen wir Sie, aber auch Ihre Tochter.

(Pause.)

Sendlingen. Ich füge mich Ihrem Willen. — Und möge Ihnen Gott vergeben. —

Minister (während Sendlingen abgeht). Das nehme ich auf mein Gewissen! Ich gebe den Vater seinem Kinde wieder. Leben Sie wohl, Herr Baron! . . . (Zu Berger.) War das nicht ein mildes Urteil?

Berger (empört auffahrend.) Keine Heuchelei! Sie haben ihn in den Tod getrieben.

(Der Vorhang fällt.)

Kinderlieder.

Von Hoffmann von Fallersleben.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Spatzenlied.

Wenn ich auch ein Spatz nur bin,
Hab' ich dennoch frohen Sinn,
Weiß mich trefflich durchzuschlagen,
Jedes Leiden zu ertragen;
Mut und Hoffnung lassen mich
Selbst im Winter nicht im Stich.

Bin ich euch auch nicht gar lieb,
Schellet ihr mich Schelm und Dieb,
Nun, ich will es lassen gelten,
Dankbar sind die Menschen selten,
Denn sie denken nie, ja nie,
Was ich Gutes thal für sie.

Sagt, was würd' am Ende wohl
Doch aus eurem Obst und Kohl,
Thät' ich nicht zu eurem Nutzen
Auch die Raupen wegstiputzen?
Nehm' ich dann mal meinen Zoll,
Schimpfet ihr, als wärt ihr toll.

Müller heraus!

(1857.)

Müller heraus! Müller heraus!
Schau' doch zum Fenster heraus!
Die Sonne schon am Himmel steht,
Die Vögel singen, der Wind der weht.
Laß doch die Mühle nicht stille stehn,
Laß sie sich lustig im Winde drehn!
Klapp klapp klapp klapp klapp klapp!

Die drei Jungfrauen.

(1860.)

Es war wohl um die Dämmerzeit,
Da hört ich großes Herzeleid.
Drei Jungfrau'n standen fern an der See
Und klagten sich einander ihr Weh.
Die erste sprach zu den andern zwei'n:
Ach, möcht' es ewig Tag doch sein!
Die andre drauf entgegnete: Nein!
Soll mög' mir immer Nacht verleih'n!
Die dritte dann wehmütig begann:
Ach, keins von beiden mir nützen kann!
Den Tag und die Nacht und immerzu
Hab' ich auf Erden keine Ruh. —
Nun rate geschwind, mein liebes Kind,
Wer diese Jungfern gewesen sind? —
Die Sonne nur nach dem Tage verlangt,
Weil sie nur Tags am Himmel prangt.
Und nach der Nacht verlangt der Mond,
Weil er nur Nachts am Himmel thront.
Das Wasser begehrt nicht Nacht und Tag,
Weil's doch nicht ruhen kann und mag.

Das Rudilied.

(1870.)

Rudi rudi ralla la!
Rudi ist wieder da,
Hat sein bunt' Röcklein an,
Seht, wie er tanzen kann!
Hat keine Zeit zum Schrei'n,
Lacht in die Welt hinein:
Ha ha ha! Ha ha ha!
Rudi rudi ralla ralla ralla ra!

Rudi rudi ralla la!
Sieh mich mal an, Mama!
Bin ich auch noch so klein,
Kann ich doch tanzen fein,
Und das gefällt mir sehr,
Immer noch mehr, noch mehr.
Ha ha ha! Ha ha ha!
Rudi rudi ralla ralla ralla ra!

*) Aus der soeben bei F. Fontane & Co. in Berlin erscheinenden, von Dr. Heinrich Gerstenberg herausgegebenen Gesamt-Ausgabe. Vrgl. Bnd. XII S. 260 ff.

Digitized by Google

Giebt es Humor?

Von Prof. Dr. Richard Maria Werner.

Mit einem gewissen Zagen geht man heute daran, ästhetische Fragen allgemeiner Art zu prüfen, hat sich doch der ganzen Ästhetik ein Schwanken bemächtigt, das alle bisherigen Errungenschaften umzuwerfen scheint, alle Begriffe, auch die scheinbar feststehenden, wieder zweifelhaft macht, uns den Boden unter den Füßen wegzieht. Je weiter unser Forschen geht, desto mehr verirren wir uns in einem Walde von Fragezeichen und bangen wohl, den Punkt nicht so rasch erreichen zu können, von dem sich uns eine Aussicht über unser Gebiet eröffnet. Wir besitzen einen Reichtum an Tragödien — fragen wir aber nach dem Wesen der Tragödie, dann erhalten wir so verschiedenartige Antworten, daß wir uns schmerzlich erstaunt eingestehen müssen, hier sei noch nichts entschieden und abgeschlossen. Noch verwirrender wird der Zustand bei den kleineren, weniger ausgedehnten Gebieten, und unternimmt es irgend ein Kühner, sich durch das Gestrüpp einen Weg zu bahnen, dann ruft man ihm wohl entgegen: zu früh! dein Versuch im Ganzen ist mißlungen, so viel Scharfsinniges, Feines du im Einzelnen auch entdeckt hast, „nach dem heutigen Stande der Forschung war ein Gelingen nicht denkbar!“ Das ist gewiß betrübend, aber nicht unberechtigt. Die Psychologie, deren die Ästhetik nicht entraten kann, steckt auch noch in ihren Anfängen und hilft noch wenig, wo es sich um so komplizierte Zustände handelt wie bei der Betrachtung der Kunst.

Giebt es Humor? Diese Frage wurde vor einiger Zeit rundweg verneint, ja verspottet. G. Kleinert hat alle Definitionen oder Beschreibungen des Humors lächerlich zu machen gesucht und hat als Schlußresultat seiner Skizze verkündigt, der Humor sei nichts anderes, als das Komische, das Witzige, das Satirische. So sicher Kleinert aber seine Meinung vorträgt, so unsicher ist sein Resultat, und wir dürfen dies Problem noch einmal von allen Seiten untersuchen.

Wir besitzen ein altes Excerpt über die komischen Charaktere, das allgemeiner Anerkennung nach der aristotelischen Poetik entstammt; die verwirrende Masse der Erscheinungen wird darin mit großem Geschick auf drei Grundtypen zurückgeführt, die sich durch das Verhalten zu ihren Schwächen voneinander unterscheiden. Da ist einmal der Possenreißer, der Spaßmacher, er bemüht sich, das Fehlerhafte als solches hervorzuheben, alles, sich, andere, alle Dinge lächerlich zu machen und so anderen Spaß zu bereiten. Wir haben am Clown im Cirkus diesen Typus am reinsten entwickelt, auch in unseren Lustspielen leiden manche Figuren an der — Clownseuche. Schon Aristoteles hat dieser Gattung komischer Charaktere nur einen minderwertigen Rang bestimmt. Die zweite Gruppe bilden die Prahler, Aufschneider, Großthuer, Windbeutel. Sie verstecken ihre Schwächen hinter Eigenschaften, die sie nicht oder nur in geringem Maße besitzen. Am besten repräsentiert uns Fallstaff diesen Typus, wie denn der Gloriosus, der Capitano spadente zu den Lieblingsfiguren des Lustspiels gehört. Auch Riccaut de la Marlinière — „wie heißt der Minister da drauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz?“ — ist ein solcher ἀλαζών. Auch der Großsprecher will Effekt, komischen Effekt bei andern erzielen, er übertreibt so stark, daß er für seine Märchen nicht dauernd auf Glauben rechnen kann. Als letzten Typus stellt Aristoteles den Ironiker hin, der bestrebt ist, sich geringer darzustellen, als er ist, seine guten Eigenschaften in Abrede zu stellen oder zu verkleinern, seine Schwächen, Fehler und Mängel dagegen hervorzukehren. Dichtet sich der Aufschneider Vorzüge an, die er nicht besitzt, so sucht der Ironiker an sich Fehler zu verraten, die ihm fremd sind, er stellt sich etwa dumm und unwissend, um andere so allmählich ad absurdum zu führen. Man denke nur an Sokrates und seine Lehrmethode, dann hat man den Typus rein vor sich. Dabei ist der Ironiker nicht etwa ein Spaßmacher, denn es ist ihm heiliger Ernst mit seinem Wesen; er will den Kern der Sachen und Personen enthüllen, die Wahrheit klarlegen, während der Spaßmacher, an Äußerlichkeiten haftend, nur eine Seite trifft, durch deren grelle Beleuchtung das Ganze verzerrt und dadurch komisch wird. Der Ironiker steht dabei dem Prahlhans als Antipode gegenüber, denn dieser macht aus der Mücke einen Elefanten, obwohl er sehr gut weiß, daß es eine Mücke ist, der Ironiker dagegen legt dem Trefflichen in sich geringere Bedeutung bei und läßt seine Schwächen unverändert als solche gelten, oder scheinbar noch wachsen, wobei sich aber gerade seine Trefflichkeit ganz verrät.

Nehmen wir nun einen Charakter wie Don Quixote. Zu welcher dieser drei aristotelischen Gruppen von komischen Charakteren gehört er? Ist er ein Spaßmacher? Gewiß nicht, denn er treibt allen Unsinn mit dem größten Ernst, mit immer gleicher Grandezza; uns erscheint zwar sein Thun thöricht, widersinnig, aber er glaubt an das, was er zu sehen glaubt. Die Windmühlen hält er wirklich für Riesen und läßt sich auch durch Sancho Pansa von diesem Wahn nicht abbringen. Also könnte man ihn vielleicht für einen Großsprecher erklären? auch das geht nicht an, denn er ist vollkommen überzeugt, Riesen, nicht Windmühlen stünden ihm drohend gegenüber und müßten bekämpft werden, und da er zerschunden und zerschlagen auf dem Boden liegt, ist er „fest überzeugt“, der weise Zauberer Freston habe diese Riesen in Windmühlen verwandelt, um ihm die Ehre des Sieges zu rauben. Das Großmaul weiß aber sehr wohl, wie es in Wahrheit steht, und möchte nur andere an seine Übertreibung

Digitized by Google

glauben machen. Es bliebe nur der Ironiker, doch keiner der Züge will auf Don Quixote passen, vor allem tritt bei ihm das Komische ganz unbewußt hervor, er ist verblendet für die Wirklichkeit, lebt in seinen Phantasieen, die allein das wahre Wirkliche für ihn darstellen. Dieser Typus läßt sich also unter keine Gruppe der aristotelischen Gliederung einreihen und doch, wer wird an seiner Wichtigkeit zweifeln.

Vergleichen wir ihn nur einmal mit einer anderen Figur, mit Goethes Egmont. Ist nicht auch Egmont verblendet, da er allen Warnungen zum Trotz ausharrt und in Albas Falle geht, da er festhält an seinen Überzeugungen, an seinem Wesen und darüber das Leben verliert? Über Don Quixote lachen wir, obwohl uns seine Verblendung leid thut, um Egmont fürchten und zittern wir, trotzdem seine Verblendung uns klar ist. Wie ist dieser Unterschied der Wirkung zu erklären? Wird er nur durch die Größe des Einsatzes bedingt? Nein, denn Don Quixote setzt, wie Egmont sein Leben aufs Spiel, wenn er auch immer wieder nur mit blauen Flecken davon kommt. Das kann also den verschiedenen Eindruck nicht hervorrufen; der Ausgang selbst aber ebenso wenig, denn selbst wenn Don Quixote in einem Abenteuer den Tod fände, wir würden nicht so für ihn fühlen, wie für Egmont. Ein anderer Verblendeter, Kleists Prinz von Homburg, endet nicht mit dem Tode, trotzdem stehen wir ihm anders gegenüber als dem Windmühlenritter. Es muß der Unterschied darum bedingt sein durch die Art der Verblendung. Sehen wir genau zu, dann zeigt sich uns, daß die tragische Verblendung eines Egmont z. B. sich gar nicht aufklären lassen kann, wenn sie nicht ihr ganzes Wesen aufopfern soll, daß dagegen die humoristische Verblendung sich nicht aufklären lassen will, obgleich uns dies leicht erschiene. Das Thun des Don Quixote kommt uns thöricht vor, trotzdem bedauern wir ihn, weil er mit so viel Ernst so viel Thörichtes treibt; das Thun Egmonts kommt uns notwendig vor, trotzdem wir für ihn wünschen, daß er anders handeln könnte, um sich zu erhalten. Die Konsequenz Don Quixotes hat etwas vom Eigensinn, den wir verwerfen, während uns die Konsequenz Egmonts berechtigt, wenn auch verderblich erscheint. Man könnte mit Goethe sagen: „die große Notwendigkeit erhebt, die kleine Notwendigkeit erniedrigt den Menschen," beide Ausdrücke natürlich im ästhetischen Sinne verstanden. Einem Egmont gegenüber haben wir die Überzeugung, daß wir nicht so handeln würden, obwohl wir wünschen, so handeln zu können, darum imponiert er uns — und das tritt bei allen tragischen Charakteren ein. Dem Don Quixote gegenüber müssen wir uns gestehen, daß auch wir in gewisser Hinsicht so handeln könnten, obwohl wir auf diese Erkenntnis nicht gerade stolz sind, aber darum bemitleiden wir ihn auch.

Der Grund, warum beide Charaktere verschieden wirken, liegt also in unserer Stellung zu ihnen. Egmont steht über uns, wir blicken zu ihm auf, Don Quixote steht unter uns, wir sehen auf ihn mitleidig und erlustigt herab. Damit ist ein wesentlicher Zug für die Erfassung jener komischen Charaktere gewonnen, die sich in die aristotelische Gliederung nicht einfügen lassen, sie bieten uns ihrer ganzen Erscheinung nach oder doch einer hervorragenden Seite ihres Wesens nach einen Zug ins Kleine. In Egmonts Verblendung enthüllt sich uns seine Trefflichkeit, er bleibt seiner Niederländer wegen und vertraut auf sein gutes Recht, vor dem er Achtung auch bei Alba voraussetzt, weil er selbst vor fremdem Recht Achtung hat; gerade sein Thun, dessen Gefährlichkeit wir fühlen, enthüllt das Gute in seiner Persönlichkeit. Auch Don Quixote ist konsequent, auch er begiebt sich in eine Gefahr; aber sie besteht nur in seiner Einbildung; wir dagegen wissen, daß es keine Riesen zu bekämpfen giebt, wir wissen, daß Windmühlen eben Windmühlen sind und daß es Thorheit ist, gegen sie die Lanze einzulegen; darum ist uns Don Quixote, dem wir unsere Überzeugung leihen, komisch. Aber im gewissen Sinne beneiden wir ihn doch um seine Thorheit, denn die Gefahr, die er sich nach unserer Überzeugung nur einbildet, ist in seinen Augen eine wirkliche Gefahr, eine große Gefahr, er aber sucht sie zu bestehen, weil er alles Übel — das sind hier die Riesen — aus der Welt schaffen will, weil er allein den vielen Riesen begegnen will. Darum wird er uns nicht verächtlich als ein Thor, sondern erregt unser Mitleid als ein Verblendeter; neben dem komischen Eindruck, den wir von ihm und seinem Thun empfangen, ist also noch gleichzeitig ein anderer zu bemerken. Und das ist maßgebend.

Aber noch auf etwas muß hingewiesen werden: Don Quixote handelt in gutem Glauben, er will nicht etwa einen komischen Eindruck machen, obwohl wir über ihn lachen; sein Vorgehen, sein Thun ist unbewußt komisch, und dadurch unterscheidet er sich vom Ironiker. Wir kommen damit zugleich auf ein weiteres beachtenswertes Moment, das vielleicht durch ein bekanntes Beispiel am klarsten zu machen ist. In den „Wolken" des Aristophanes wird Sokrates auf das Grausamste verspottet und lächerlich gemacht; nun wissen wir, daß Sokrates selbst nicht nur der Aufführung beiwohnte, sondern ihr mit Lachen folgte, ja daß er sich endlich im Theater erhob, um allem Volke neben dem Zerr- und Karrikaturbilde, das Aristoteles vom Sokrates entwarf, das Original, den leibhaftigen Sokrates zum Vergleiche zu zeigen. Treffend sagt Theodor Lipps in seiner ausgezeichneten „Psychologie der Komik", das sei „bewußte Erhabenheit, die die Selbsterniedrigung nicht zu scheuen braucht." Das Benehmen des Sokrates im Theater stimmt also ganz mit der Art seines komischen Charakters, die wir schon früher entwickelt haben: Diese bewußte „Erhabenheit in der Selbsterniedrigung", die sich in seinem Gebaren bethätigt und daraus hervorleuchtet, verrät uns eben Sokrates als einen Ironiker. Er macht sich klein, setzt sich dem Gelächter aus, und wenn ihn nun die Athenienser auslachten, dann erzielte er die Wirkung, die er beabsichtigte: sie lachten nicht über die Erhabenheit in der Kleinheit, sondern nur über eine scheinbare Kleinheit ohne Verständnis für die Erhabenheit. Wenn wir dagegen über diese Anekdote vom Sokrates lachen, so geben wir zu erkennen, daß wir mit Verständnis jener Erhabenheit in der Kleinheit lachen, d. h., daß wir Humor haben. Lipps nennt den Humor im engeren Sinne des Wortes als Gefühl der Komik „das bewußt gewordene Naive", damit meint er natürlich das uns zum Bewußtsein kommende Naive. Diese Bezeichnung paßt für unser Gefühl gegenüber Don Quixote so gut

Digitized by Google

wie gegenüber Sokrates, aber nur insofern wir unser Gefühl in Betracht ziehen. Das, was uns entgegentritt, das Benehmen des Don Quixote einer-, des Sokrates andererseits, ist verschieden: jener will ernst handeln und wird komisch, warum, das haben wir schon gesehen, dieser handelt komisch und erregt dadurch das Gefühl der Erhabenheit: Don Quixote ist ein humoristischer, Sokrates ein ironischer Charakter.

Wir haben nun gesehen, daß wir zwischen dem Humor, der in uns ist, und dem Humor, der uns entgegentritt, scharf unterscheiden müssen, aber zugleich durften wir den Humor als etwas Wirkliches erkennen, als eine besondere Form des Komischen, die eine gewisse Verwandtschaft mit dem Tragischen hat. Unbeachtet blieb dabei, was Cervantes mit seinem Roman wollte, daß er eine Satire, eine Parodie der Amadisromane zu schreiben beabsichtigte; sein Werk ist aber hinweggewachsen über die Schranken einer bestimmten Litteraturgattung, einer bestimmten Zeit.

Die Gestalt des Don Quixote, dem sich Sancho Pansa mit seiner ähnlichen komischen Bedeutung gesellt, ermangelt eines Zuges von besonderer Bedeutsamkeit für den sogenannten germanischen Humor. Betrachten wir die Gallerie der kleinen Jean Paul'schen Figuren, des Wuz ꝛc., oder einzelne Gestalten von Raabe, z. B. den Hungerpastor, den „Auch Einer" von Friedrich Vischer, den Onkel Bräsig von Reuter, manche von Dickens usw., so bemerken wir nicht die Grandezza des Spaniers, aber einen Stich ins Sentimentale. Man hat darin wohl ein wesentliches Ingrediens des „Humors" in diesem speziellen Sinne des Wortes erblicken wollen, und am drastischesten wurde von Gustav Kleinert seine Verurteilung der ganzen Gattung durch die Worte ausgedrückt: „Humor ist Witz, der durch sein langweilig-sentimentales Beiwerk einen eigentümlichen süßlich-sauren Beigeschmack bekommen hat." Ihm gelang es aber nicht, Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden, das zu erfassen, was die Charaktere zu humoristischen macht, wenn ihnen auch noch anderes anhaftet; er spottet über das „Lächeln unter Thränen", das man dem Humor nachrühmte. Wer ähnliche viel- und doch nichtssagende Beschreibungen des „Humors" lesen will, der sei auf das Heft von A. Biese „Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung" (Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer 1891) verwiesen. Der Humor erscheint in mancherlei Verbindungen, er mußte, so sagt Adolf Zeising ganz richtig, „einer mit sich selbst Versteckes spielenden Mystik als Maskenanzug dienen; dann hing ihn sich der moderne Weltschmerz als Carbonari um, dem er trotz seiner Zerrissenheit ein gar stattliches Aussehen gab, und jetzt gilt er für nichts Geringeres als für den leider abhanden gekommenen Philosophenmantel, der trotz seiner Fadenscheinigkeit besser als alles vor Wind und Wetter und allen Chikanen des Lebens schützt und in dem sich jeder, der ihn trägt, inmitten all der tausend Widersprüche und Wehen der Welt als frei und leicht darüber schwebender Gott empfindet." Zeising sieht klar den Unterschied zwischen dem Wesen und der Erscheinungsform, er erkennt den Humor, auch wo er in Verbindung mit anderen Zeitrichtungen auftritt.

Nehmen wir einen humoristischen Charakter, wie den Hungerpastor. Eigen ist ihm ein unverwüstlicher Idealismus, der sich im praktischen Leben bethätigen will und dadurch in Konflikte gerät. Er ist unpraktisch und stößt überall an, ihm fehlt jede Weltklugheit, jedes klare Erfassen des Lebens, jede Einsicht in das zusammengesetzte Wesen der Menschen. Dadurch wird er unbewußt komisch, lächerlich, obwohl überall das Treffliche seines reinen Charakters durchschimmert. Auch er ist ein Verblendeter, der glaubt, das Leben, die Menschen seien so, wie er sie sich denkt, wie er selber sie und sich auffaßt, aber gerade darin offenbart sich eine solche Herzensgüte und Herzensreinheit, daß wir wieder Erhabenheit in aller Niedrigkeit erblicken. Auch Onkel Bräsig, der mit seiner Güte manches Unheil anrichtet, zeigt diesen Charakter des unbewußten Erhabenen im Kleinlichen. Überall schimmert der gute Kern durch die bizarre Schale hindurch. Und damit wird der Charakter zu einem humoristischen, mag die Schale das eine Mal diese, das andere Mal jene besondere Färbung haben.

Auch die Konflikte, in die ein humoristischer Charakter gerät, die Situationen, in denen er uns entgegentritt, können die mannigfaltigsten sein. Aber im höchsten Humor wird sich der Konflikt dem Tragischen nähern, ja mit ihm in gewissem Sinne zusammenfallen.

Und doch giebt es einen bedeutsamen Unterschied zwischen dem humoristischen und dem tragischen Konflikt. Unter tragischem Konflikt verstehen wir das Zusammenstoßen einer berechtigten Individualität mit dem Herkommen ꝛc. Kurz gesagt, mit einer Macht, die uns aber auch berechtigt erscheinen muß, wobei die Individualität trotz ihrem Untergange die ganze Trefflichkeit ihres Wesens enthüllt. Den humoristischen Konflikt könnten wir das Zusammenstoßen einer berechtigten, aber etwas lächerlichen, weil kleinlichen Individualität mit einer Macht nennen, die an sich oder in Beziehung zu der Individualität nicht völlig berechtigt erscheint, wobei sich aber auch die Trefflichkeit der Individualität enthüllt. Wenn der Held in Vischer's köstlichem Roman „Auch Einer" einen ununterbrochenen Kampf mit der „Tücke des Objekts" führt, im Widerstreit gegen die Kleinlichkeiten des Lebens erscheint, so ist sein Konflikt ein humoristischer. Da er endlich seine Liebe gestehen will und auf dem Wege ist, sein Glück zu finden, befällt ihn ein Kitzeln und Kratzen in den Schleimhäuten der Nase und — der Schnupfen vernichtet sein Glück: Das ist eine humoristische Situation. Oder wie Don Adone in Robert Waldmüller's sonnenhellem Roman auf seines Daches Zinne sitzt und seine Kenntnisse prüft, ob sich etwas daraus praktisch verwerten ließe, aber die Krankheiten, gegen die er Mittel weiß, die giebt's jetzt wohl gar nicht, auch seine genaue Vertrautheit mit dem Malleus maleficorum hilft ihm zu keiner Krumme Brot, das ist eine echt humoristische Scene. Schon in der „Kudrun" begegnet uns eine solche humoristische Scene

Der tragische Charakter verfolgt sein Ziel mit einer alles vergessenden Konsequenz, mit einer großartigen Beharrlichkeit, während beim humoristischen Charakter sich etwas Eigensinn und Schrullenhaftigkeit einmischt, die aber durch eine „wunderbare Stimmung des Gemüts, aus der tieferen Anschauung des Lebens in all seinen

Digitized by Google

Bedingnissen erzeugt," wie E. T. A. Hoffmann sich ausdrückt, in unseren Augen verklärt wird.

Und der echte Humorist, insofern wir nun den Dichter als den Schöpfer des humoristischen Kunstwerks betrachten, versteht es, das Kleine zu vergolden, dem Nichtigen einen Glanz zu verleihen, das Unscheinbare so ins Licht zu stellen, daß es einen ungeahnten Reichtum entfaltet: „in dieser Armut welche Fülle!" Manchmal liegt sein Humor nur in der Form der Darstellung, was bei Jean Paul häufig genug der Fall ist, aber der eigentliche Humor des Dichters besteht in seiner Weltanschauung. Sie wird immer eine idealistische sein, während die Darstellung realistisch ist. Gerade darin fehlen unsere modernen Naturalisten, daß sie den Humor nicht kennen. „Jolanthes Hochzeit" hätte unendlich gewonnen, das Peinliche verloren, wenn Sudermann auch nur einen Anflug von Humor hätte. Wie köstlich würde von Gottfried Keller das Motiv — wenn er darauf überhaupt hätte verfallen können! — bearbeitet worden sein.

Nach dem Gesagten dürfte der Zweifel Kleinert's an der Existenz des Humors sich zerstreuen, aber freilich man darf nicht vergessen, daß auch im humoristischen Romane nicht alles humoristisch zu sein braucht, daß alle weiteren Formen der Komik, des Witzes daneben genutzt werden können, daß die besondere Färbung des Humors nach Zeit und Person verschieden sein muß. Und noch Eines: man darf nicht glauben, daß alle Werke, die ein Dichter eines humoristischen Werkes hervorbringt, nun humoristische sein müssen. Es ist unsinnig zu sagen, Jean Paul ist ein Humorist, oder umgekehrt, wie dies Kleinert thut, weil Einzelnes von Jean Paul nicht zu dem Begriffe des Humors paßt: er ist kein Humorist. Kleinert erkennt das Thörichte der Ästhetiker in der Aufsetzung des Humors als einer besonderen Form des Komischen, unter anderem darin, daß Lorenz Sternes Sentimental journey etliche Witzkörner in einer Spren von langen, breitspurigen, melancholischen Betrachtungen enthalte. Wenn man aber vom Humoristen Sterne spricht, dann hat man den Tristram Shandy im Auge, nicht die empfindsame Reise, nicht seine Predigten. Ein wirklich großer Dichter läßt sich eben nicht mit einem kurzen Schlagwort in seinem ganzen Wesen bezeichnen, weil sein Wesen die Viel-, nicht die Einseitigkeit ist.

Giebt es Humor? so mußte man fragen; die Antwort lautet: ja es giebt Humor, er besteht in der unbewußten Gabe, das Erhabene im Nichtigen zu erkennen, darzustellen, und wenn man das Bild brauchen will vom Lächeln unter Thränen, so wird es zutreffen, soweit ein Bild zutrifft.

Literarische Notizen.

— Auf einige Übersetzungen bedeutender Erzähler des Auslands sei hier kurz hingewiesen. F. M. Dostojewski's sonderbarer, in der Erzählungsweise etwas wirrer, aber höchst interessanter und auch als Kulturbild bedeutsamer Roman Junger Nachwuchs hat in W. Stein einen übersetzer gefunden (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Der Roman ist mit „Schuld und Sühne", dem Meisterwerk Dostojewski's, das in Deutschland unter dem Titel „Raskolnikow" bekannt geworden, nicht zu vergleichen, aber doch höchst lesenswert. Der sorglich redigierten Gesamtausgabe, die R. Löwenfeld von Tolstoj's Werken (im Verlage von Richard Wilhelmi, Berlin) herausgiebt, haben wir bereits einmal gedacht, dem ersten Bande, der zum ersten Male in deutscher Sprache die Selbstbiographie Tolstoj's brachte, ist seither der zweite gefolgt, der eine Reihe kleiner Erzählungen des großen russischen Erzählers bringt: „Der Morgen des Gutsherrn", das Bruchstück eines unvollendeten Romans und vielleicht die beste Schilderung des Bauernlebens in russischer Sprache; die „Aufzeichnungen eines Marqueurs", eine gute, aber nicht hervorragende Arbeit, in der insbesondere das Verhältnis des jungen Tolstoj zur Geschlechtsliebe den Lesern der „Kreuzer-Sonate" von psychologischem Interesse sein wird; „Luzern" und „Albert", erstere Erzählung durch Gedankengehalt, letztere durch psychologische Vertiefung ausgezeichnet, dann „Zwei Husaren", die merkwürdige Studie „Drei Tode", endlich als wertvollste Gabe: „Die Kosaken"; Turgenjews hat diese Meisterarbeit einmal die beste russische Novelle genannt, das Wort wäre nichtig, wenn nicht Turgenjew selbst seinen „Faust" und „Erste Liebe" geschrieben hätte. Die Übersetzung (von dem Herausgeber und August Scholz) verdient alles Lob. Dieselbe Novelle liegt uns auch in anderer Übersetzung von G. Keuchel (Berlin, A. Deubner) vor. Eine der langen, moralisirenden Parabeln des alternden Dichters: „Wovon die Leute leben" ist von Eugenie Wieland (Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung in Bern), die prächtige, von echtestem freilich bitterem Humor erfüllte Novelle Dostojewski's „Eine heitle Geschichte" von August Scholz (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.) übersetzt worden. Unter dem Titel „Nordische Novellen" hat P. J. Wiltzen die gute und sorgliche Übersetzung von Novellen älterer und jüngerer skandinavischer Novellisten vereinigt, von Blicher bis Jacobsen; des Letzteren Cabinetsstück „Ein Schuß in den Nebel" dürfte die Perle des Buches sein; diese Erzählung hat auch nebst vier anderen des ausgezeichneten dänischen Dichters Marie Herzfeld (J. P. Jacobsen, Novellen. Berlin, S. Fischer) verdeutscht. Auch diese Übersetzung ist gut.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Schafheitlin, Adolf. Letzte Gedichte. Berlin. Rosenbaum & Hart. 1892.

Zeise, Heinrich. Natur- und Lebensbilder. Hamburg. Otto Meißner. 1892.

Spitteler, Carl. Literarische Gleichnisse. Zürich. Albert Müller. 1892.

Philipp, Peter. Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung. Leipzig. August Schulze. 1892.

Hoffmann, Hans. Landsturm. Erzählung. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Müller, Hubert. Gedichte. Zweite Auflage. Berlin. Julius Lieber. 1892.

Rethwisch, Ernst. Der Urgeist. Eine Dichtung. Dresden und Leipzig. L. Pierson. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Lie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Das gab dem Zuhörer Gelegenheit, etwas zu sagen, was er augenscheinlich schon gern einmal vorgebracht hätte. Jetzt ging's wohl und nahm er sich heraus, dem „Herrn Leutnant" halb wie im Scherz mit der Frage zu antworten, ob er's denn nicht auch wie Hark Ulws zu machen denke, der sich eine gute Frau genommen und noch lange glücklich in der Heimat hier mit ihr gelebt habe. Doch Jan Harring stieß hastig, fast heftig aus: „Nein, danke schön! Davon hab ich genug." Dann fügte er rasch abbrechend und wie erklärend nach: „Dazu hab ich's auch nicht vom Bey mitgebracht, wie der da."

Das wäre ja auch nicht nötig, meinte Pidder Tamen, zum Beispiel hier auf der Insel brauchte man nicht viel — ein Haus könnte man beinahe umsonst bauen — und was sonst noch —

Er brachte zum erstenmal das, was er sagte, nicht mit der ruhig-gleichmütigen Sicherheit, sondern etwas stockend und verlegenen Gesichts heraus. Und um zu Ende zu kommen, griff er nach Hark Ulws: Darum wäre der nicht so beliebt und hochgeachtet auf Amrum gewesen, weil er viel Geld mitgebracht habe, bloß wegen seines guten Herzens und seine Menschenfreundlichkeit, mit der er den Leuten in Not, Unglück und Krankheit beigestanden. Und wenn er — Pidder Tamen — nicht mehr am Leben wäre, da hätte er auch nicht Haus und Hof, Frau und Kinder, garnichts, sondern läge längst in der Erde unter solchem Stein und nicht einmal hier in seiner Heimat, vielmehr drüben über'm Wasser irgendwo in einer Feldecke eingescharrt.

Das hatte allerdings garnichts damit zu thun, daß Jan Harring nicht wie Hark Ulws, sondern ohne Vermögen aus der Fremde zurückgekommen war, und der Sprecher mochte selbst fühlen, er habe sich verhaspelt und rede allerhand ohne vernünftigen Zusammenhang aufeinander gestoppeltes Zeug. Denn er ward zu seiner vorherigen Verlegenheit nun auch noch rot im Gesicht und drehte die Augen von denen Jan Harrings zur Seite weg. Der stand still und sagte: „Ja, das ist nun so, wie es ist." Danach schwieg er auch ein paar Augenblicke und dann setzte er hinzu: „Giff mi mal die Hand, Pidder — ick meen', so klingt dat beter twischen twee ole Frünn, un de Karkhof hier seggt, det man mit de Tid sparen schall, in de man sick noch an ne Hand fastholten kann."

Er faßte die Hand Pidder Tamens, der, noch röter: „Herr Leutnant" stotterte, worauf dieser nur erwiederte: „Jau, meinst Du." Aber dann drückten sie sich wortlos fest die Hände und fügten nach friesischer Art nichts mehr hinzu. Jan Harring fing von anderem zu reden an; Kirchhof und Kirche brachten ihn auf den Pastor, und er erkundigte sich, wie's mit dem, seinen Ansichten und seinem Wirken in der Gemeinde stehe. Damit verhielt sich's so, wie's nach Pidders Meinung am besten war. Der Pastor Mechlenburg gehörte nicht zu den Lauen im Glauben, doch noch weniger zu den Eiferern, und seine Kanzelreden säeten keinen Unfrieden aus, sondern er war ein ebenso redlicher und guter, als verständiger, schon hoch in den Jahren stehender Mann, der sich der seelischen wie leiblichen Sorgen und Nöte im Dorf

Digitized by Google

gleicherweise pflichtgetreu annahm und der Insel mit mancherlei Kenntnis in allem zum Besten diente. Das bildete für Pidder Tamens Lebensansicht just das richtige; was seine eigene Glaubensüberzeugung anging, so hatte er darüber nie viel nachgedacht, denn er meinte: „Domit reckt een doch nich wit.“ Oder wenigstens fühlte er sich voll mit dem Ergebnis seines Nachdenkens befriedigt: „Wenn een nich slecht is, warrd de grote Captein baben wul weten, wohen he mit em stüert.“

Nun hatten die Beiden das Dorf verlassen und wanderten nordwärts zwischen dem Dünenwall zur Linken und etwas eingedeichtem Marschwiesenland zur Rechten fort. Es war wieder Tiefebbe und das an der Ostseite Amrums „ertrunkene Land“ lag bloß. Dort hatten noch vor zweihundert Jahren die Dörfer Beerendaal und Boragshol gestanden, weiter oben das Kirchspiel St. Annen, wonach die breite Wattenbank noch „Anlau“, Annas Land, hieß, über das ein Kundiger sich bei tiefstem Wasserstand zu Fuß nach der flachgestreckt gegenüberliegenden Insel Föhr getrauen konnte. Jetzt war das alles eine weite, graue Schlickwüste, von den jagenden, niederschießenden Vögeln überkreischt, und nur die Großmütter erzählten im Winter am Ofen von den weggerissenen Dörfern und Feldern, von denen ihnen ihre Großmütter so erzählt hatten.

Pidder Tamen führte seinen Begleiter querfeldein in die Dünen an der Westküste, da und dort schlüpfte vor den Ankömmlingen hurtig ein Kaninchen in seinen Bau, die Stollenöffnungen sah man überall. Der Pflanzenwuchs beschränkte sich auf äußerst wenig Arten. Hin und wieder standen einige zwerghafte, gelb- oder rothrindige Weidensträucher, das violett blühende Heidekraut nahm weitaus den größten Raum ein. Dazwischen verstreut Herbstlöwenzahn, kleiner Strandwegerich, Sumpfsilbekraut, Sonnentau, Simse, niederliegendes Mastkraut, Augentrost, an feuchten Stellen ein paar Rannunkeln, doch fast alles als Seltenheit. Den Grund, von dem die Heide aufwuchs, deckten schwärzliche Flechten und weißliches Rennthiermoos, durchstickt mit kleinen gelben Blüten des Gänsefingerkrauts; allgemein nur überzogen die Dünengräser, der Sandhafer und der Sandroggen mit ihren immer windzitternden steifen Halmblättern die Dämme und Abhänge. Eine unglaublich dürftige Welt, einsam und still, auf jedem Fleck gleichmäßig von Sandflug überrieselt. Das Auge nahm ihn nicht gewahr, doch er war immer da, wie das Pendelticken einer Uhr. In jeder Sekunde hob der Wind eine Anzahl Körner des feinen Triebsandes auf und rollte sie ein Stückchen von Westen gegen Osten fort, bis sie von einer kleinen Stande der Rauschbeere, des Thymians, des Strandhafers festgehalten wurden und sich darumher wie zu einem weißen Kegel anhäuften, aus dem zuletzt nur mehr die Blätterspitzen hervorsahen. Wunderliche derartige Bildungen in Hut- und Schirmgestaltungen gaben Rätsel auf, was darunter verborgen sei; Alles aber war Sand, wandernder Sand, der unhemmbar langsamen Ganges seinen Windweg über die Insel nahm. Der leise Wind, wie der wilde Sturm trieb hier sein souveränes Spiel und war auch der Maler, der die verschiedenen Färbungen über die Dünenhänge hinstrich. Hier wirbelte und wühlte er sich bis auf den festen diluvialen Untergrund hinunter und legte ein Stück von diesem bloß; dort blies er nur das stäubend leichte Mehl der oberen Sandschichtt fort und ließ die derberen Körner schön geglättet liegen, künstlerisch so die Abhänge in mannigfacher Weise wie Leinewand auf einer Staffelei anders grundierend, daß Sonnenlicht und Schatten sie in den gelblichen, bläulichen, rötlichen Farben spielen zu lassen vermochten. Nichts aber hatte Bestand, der nächste Sturm verwandelte alles wieder von Grund aus. Er warf Kuppen und Thäler mit schrankenloser Willkür durcheinander, schuf Berge, wo Thäler gewesen, eine neue Welt und doch immer die gleiche.

Die Wanderer überschritten ein paar besondere Dünenthäler mit friesisch-fremdtönigen Namen: „A Siatlar“ und „Skalnasdaal.“ Hier lagen im „Saanstaf“, dem Sandgestöber, große Findlingsblöcke, Menhire und Dolmen vorgeschichtlicher Zeit, bei denen man in Grabkammern Steinwaffen und Urnen gefunden. Von einer altheidnischen Grabstätte gab es Zeugnis; die Ueberlieferung erzählt, daß nachher zwei Ortschaften, „Schallum“ und „Schallkapell“ hier gestanden, über welche die Dünen-

Digitized by Google

kette fortgeschritten sei. Der harmlos anblickende Sand war mit seinen Körner-Myriaden nicht minder unwiderstehlich und unerbittlich, als das heulende Meer mit seinen Tropfen.

Noch auf mancherlei Seltsames, aus grauen Vorzeittagen Verbliebenes trafen die südwärts Weiterschreitenden, Hünengräber und Riesenwälle in der fahlen Einöde, auf sonderbare, inmitten des gegenwärtigen Landes zu Hügeln angehäufte Gräber aus Herz- und Miesmuschelschalen, welche gleichfalls Urnen mit Menschengebeinen unter sich geborgen hatten. Dann stieg auf dem Dünenkamm über dem „Hamhmgdnal" der erst vor kurzem erbaute gewaltige Leuchtturm vor ihnen auf, der gestern dem Boot aus der Ferne als erstes Wahrzeichen der Insel entgegen gegrüßt hatte, und Jan Harring sprach den Wunsch aus, von droben einmal freier in die Runde schauen zu können. Zuvor jedoch stand er noch einmal, um sich blickend, still; sie waren an die Grenze zurückgelangt, wo sich die Dünenwildnis vom ebenen Heideland der Insel gegen Osten schied, und seine Miene drückte ein besonderes Gefallen an der Gegend aus. Er fragte, wem der Grund und Boden hier gehöre. Der sei Keinem zu etwas nutz, antwortete Pidder, und niemand mache Anspruch darauf. „So, No mans Land?" nickte Jan Harring; „es thut gut, da zu sein, wo's das noch giebt." Sein Begleiter fügte noch nach, wenn das wüste Land überall auch keinem Einzelnen zu eigen gehöre, so hielten doch die drei Inseldörfer Nebel, Norddorf und Süddorf ihr Anrecht daran fest, daß nichts damit ohne ihre Zustimmung geschehen dürfe. Drüben auf Sylt bei Westerland wüchsen in den letzten Jahren, eins ums andre, große Hotels wie die Champignons aus der Erde, und im Sommer kämen von überall her reiche Leute zu Tausenden dahin, um zu baden, Wasservögel zu schießen, auf Seehundsjagd zu gehen, sich gegenseitig ihre schönsten Kleider zu zeigen und, wie sie's sonst könnten, zu amüsiren. Solch' ein Hotel hätte vor einiger Zeit ein Spekulant auch hier bauen wollen, aber von keinem der Dörfer einen Platz dazu bekommen. Und auf die Frage, warum nicht, versetzte Pidder Tamen in einfachster Kürze: „Nee, wie wüllt den Kram bi us nich hebbe," und Jan Harring hatte nichts dagegen einzuwenden, sondern stimmte ebenso kurz zu: „Na, denn bliwt man dabi."

Sie steigen über hundert Stufen bis an den Fuß des Leuchtthurms hinan und dann in diesem, vom unten hausenden „Feuermeister" begleitet, noch zweihundert weitere zu seiner Umlaufgalerie empor. In einem Gebirgsland wäre die Höhe keine sonderlich beträchtliche gewesen, aber hier erschien sie als eine gewaltige, fast übermächtig wirkende; sie erzeugte das Gefühl eines körperlos freien Schwebens in unerreichbar hoher Luft. Halbmondartig gekrümmt lag zu den Füßen die Insel mit ihren Sandhügeln, dem Heideland der Mitte und dem schmalen Marschgürtel hingedehnt; gen Norden drüber hinaus standen die Dünen von Hörnum, der öden Südspitze Sylts, weiß gegen den Horizont. Im Halbkreis nach Westen breitete sich unabsehbar die graue Nordsee, deren Flut zurückzukehren anhub und ihre Wellen mit einem hellen Brandungsschaumstrich draußen, weit hinaus, gegen die Wattenbänke aufschlagen ließ; dumpf herübertönendes, immer gleichmäßiges Rohren kündeten ihre Wiederkunft. Das entrunkene Land aber lag noch vom Wasser unbedeckt, erst seine Priele und kleineren Rinnen wuchsen, sich langsam füllend, zu breiteren und schmaleren blinkernden Streifen an. Es tauchte rundum auf und hier von besonderer Ausdehnung; die leeren Sandmassen trugen sämtlich Namen, die zum Teil noch an die auf ihnen untergegangenen Menschenwohnstätten erinnerten: „Kniepsand, Witjgapham, Hörnumsand, Janpnamen, Kapitänsknob, Haverknob, Knutshorn, Jungo Jap." Da und dort gewahrte der Blick in der Ferne auf dem Schlick einige winzige, schwärzliche Flecken, wie dunkles Gestein. Sie schienen geraume Weile auch gleich solchem unbeweglich, doch plötzlich schoß einer, blitzschnell verschwindend, in eine Tiefrinne hinunter. Es waren Seehunde, die sich behaglich auf den hochbelegenen trocknen Sandbänken sonnten und erschreckt vor einer wirklichen oder vermeinten Gefahr in den Wasserschutz zurückflüchteten.

Ostwärts dehnte sich als eine breite, deichumgürtete, zahlreich mit Dörfern und Kirchen bedeckte Masse die Insel Föhr aus; ihre Häuser machten nur den Eindruck kleiner Würfel, doch sie erschienen als Riesenbauten

Digitized by Google

gegen gegen die hier und da am letzten Rande der Welt emportauchenden dunklen Punkte, zu denen Türme, Windmühlen und große Gehöfte des Festlandes zusammenschrumpften, und ebenso was südher aus noch größerer Weite an Bauwerken von Pellworm und Nordstrand schattenhaft herübersah. Jan Harrings Augen aber verweilten hauptsächlich auf den überall gleich Felszacken auf ihren Werften aus dem grauen Gemenge von Wasser und Schlick heraufschnellenden Häusern der Halligen. Sie trieben darin wie Reststücke eines großen zerbrochnen Tonnenreifens, und wie schon gestern, zogen sie ihn besonders an. Ihm fiel etwas von Bleik Sönken gesagtes ein und er richtete eine Frage an Pidder Tamen. Der wies mit der Hand nach einer der winzigen Inseln und antwortete: „Ja, da drüben hat der Pastor den gleichen Namen wie Du, und heißt Bokke Harring. Ick weer all mal bi em, dat is en snakschen Enn, en olen Düttelknüll in sin Pipenlock, ahn Kinner un Fru, he kann dat Wiwervulk nich lide. Banni swatt is he dato n haut ann Sünndag sin Gemeen vunne Kanzel mit de Höllenswap de Stremen vunne Hut. Dat blubbert em denn man so dör de Täh'n, awers Respekt hebbt se doch vör em."

Seitdem Pidder Tamen Jan Harring nicht mehr „Herr Leutnant", sondern mit „Du" anredete, nahm er sich weniger in acht, kein Plattdeutsch vom Mund kommen zu lassen. Sein Zuhörer sah noch in die gedeutete Richtung und versetzte: „Na, dann pass' ich wohl ganz gut mit ihm zusammen, wenn's nicht im Himmel ist, doch hier unten; über das andre braucht man sich ja den Kopf noch nicht zu zerbrechen. Ich mächt' doch mal zu dem Vetter, was den Namen angeht, hinüber."

„Dat kann mit min Boot ja ok angahn", meinte Pidder Tamen, „blot noch nich so gau. Tovörst lat wi Di mal nich weg; ick heff twintig Johr op Di töwt, Du schast dat erst noch wis warrn, dat dat nich so leg is, en Hus mit Fru un Kinner to hebbn. Jawoll kannst Du den olen Schrakel mal beföken un en Pip bi em smöken; ick glöw meist, Du kümmst doch gau wedder trügg."

„Ja, zu Euch komm ich wieder", sagte Jan Harring. „Die Erde ist ein bischen klein, man findet nicht ganz viel darauf."

III.

Verhältnismäßig ruhigste Zeit des Jahres an der Nordsee war's. Sie schien mit ihrem alten Spießgesellen, dem Westwind, eine Wette gemacht zu haben, wer es am längsten aushalte, sich gesittet aufzuführen, denn offenbar hielt sie jeden launenhaften Trieb im Zügel, beschränkte ihre angeborne Unrast auf das denkbar geringste Maß. Zweimal in den vierundzwanzig Stunden des Tags dehnte sie wohl, wie von ihrem Anbeginn, den gewaltigen Leib gegen Dünen und Deiche heran, doch sie that's stets mit sachter, sanfter Vorbewegung, und ebenso glitt sie wieder in ihr altes Bett zurück; ihr Kommen und Gehen besaßen fast etwas Anmutiges, nicht die grimme Nau schien's zu sein, sondern ein junges, träumerisch tändelnd, auf dem weißen Ufersand mit Muscheln und Kieseln, Rollholzstückchen, Tangbüschelnund versteinerten Seeigeln spielendes Töchterchen des grauen Meermannes. Der Westwind aber mochte besorgen, von seiner ungestümen Natur um den Gewinn der Wette gebracht zu werden, er hatte sich klüglich ganz davon gemacht, irgend wohin in die Weite, und die Luftwelt völlig seinem Vetter im Osten überlassen. Der nutzte freudig die seltene Vergünstigung in seiner, wenigstens zu sommerlicher Zeit milden Art. Er blies alles Nebelgespinst vor dem Goldantlitz seiner Freundin, der Sonne, auseinander und duldete keinen trübenden Schattenwurf am sanftblauen Himmelsdach. Darunter sang und summte er leise über den Dünen in den bläulichen Strandhaferblättern, ja er suchte sich sogar auch nützlich zu machen, indem er da und dort einmal etwas von dem Flugsand aufhob und nach Westen zurücktrug. Doch viel half dies nicht, sein weicher Atem reichte dazu nicht aus.

So aber waren es ungewöhnlich schöne August- und Septemberwochen, die Jan Harring auf Amrum verbrachte. Überall auf der Insel und in der Wohnstube Pidder Tamens fühlte er sich, wie schon am ersten Tage, zu Hause; nichts änderte sich daran und nichts regte den Anhauch einer Empfindung, es könne sich je etwas verändern. Nur vorschreitend, daß für Eike und die Kinder aus einer Erzählung, einem Namen ein Mensch von Fleisch und Blut geworden, an dem sie von Tag zu Tag mehr mit herzlicher Zuneigung und scheuloser

Digitized by Google

Vertraulichkeit hingen. Rasch hatte er für sie die Eigenschaft von etwas Zugehörigem und — dies Gefühl war seinem Leben ein ganz neues — etwas nicht mehr Entbehrlichem angenommen; unter der ruhigen Art ihres Behabens sprach es doch aus Wort und Wesen Eikes, aus dem Drang, mit dem die Kleinen nach seiner Hand faßten, hervor, eine innere Wärme, die äußerer Beweise nicht bedurfte. Und er gab ihnen doch nichts, als daß er im Hause war, vielmehr nahm er ihnen eigentlich nur Speise und Trank seines Lebensunterhalts. Aber unverkennbar fiel das ihnen nicht ein, ihr Auffassungsvermögen reichte nicht zu dem Begriff aus, daß zwischen Menschen eine Leistung auf irgend einer Gegenleistung beruhen müsse. Oder sie sahen eine solche in ihrer Freude, ihn bei sich zu haben, und Pidder Tamen machte dazu den Eindruck, als gebe er nicht, sondern empfange und vergrößere noch täglich eine alte Schuld, die er nie im Leben abtragen könne. Das war im Grunde lächerlich, und drüben in der Stadt hätte man die Leute mit Fug und Recht als nicht richtig im Kopf angesehen. Aber es entsprang merklich ihrem beschränkten Bildungsstandpunkt, der sie nicht über die grundlegenden Bedingungen von Freundschaft und Liebe aufklärte. Freilich hatten Pidder und Eike über viel mehr Dinge nachgedacht, gesprochen und sich eine, bei beiden gleichartige Meinung davon gemacht, als ein Fremder wohl anfänglich vermutete. Auch das Wissen Pidder Tamens von Zuständen und Geschehnissen auf dem Erdrund ging aus seiner Seefahrtzeit her weit und zuweilen höchst überraschend über den Rand der kleinen Insel hinaus, und er legte in seiner bäuerlichen Ausdrucksweise öfter Zeugnis davon ab, daß sein Zuhörer weder diesseits noch jenseits des Äquators ein besseres Urteil über das in Rede stehende vernommen zu haben glaubte. Doch das zwanzigjährige Leben im australischen Busch hatte die gelehrte Jugenderziehung Jan Harrings stark mitgenommen, er litt unfraglich selbst nach mancher Richtung an einer Beschränktheit seines geistigen Horizonts, durch welche ihm das richtige Gefühl für seine Bildung, die Bemessung des Abstandes zwischen ihr und dem, wörtlich wie figürlich, unorthographischen Stil Pidder Tamens etwas abhanden gekommen war. Daher rührte zweifellos seine Genügsamkeit auch an der geistigen Kost, die seine neue Umgebung ihm täglich auftischte, so daß er durchaus keinen Hunger nach anderer, höher gearteter empfand und die Luft des Hauses mit einer ruhigen Befriedigung einatmete, als reiche sie für das seelische Bedürfnis seiner Brust vollkommen aus.

In körperlicher Hinsicht konnte diese allerdings nichts besseres verlangen, die Inselluft besaß etwas köstliches, eine staubfreie Reinheit, Weichheit und doch zugleich auch frische Kräftigkeit, wie angegriffene, nach einer Erholung von miasmatisch verdorbener Atmosphäre durstende Lungen sie nicht wohlthätiger zu finden vermocht haben würden. Harring begleitete seinen alten Kriegskameraden überall hin, zu jedem Betrieb auf dem Lande und Wasser und setzte seinerseits Pidder häufig durch die Kenntnis und guten Ratschläge in Verwunderung, die er über landwirtschaftliche Dinge zu Tage förderte. Von diesen verstand er unstreitig nicht nur einiges, sondern merkwürdig viel; man hatte ihn in der Stadt mit zu großem allgemeinen Anerkennungseifer seiner hervorragenden Fähigkeiten und Verdienste doch wohl um etwas zu hoch geschätzt. Er war eigentlich kein Erforscher fremder Weltteile, kein ruhmbedeckter Geologe, noch zur Abfassung epochemachender Werke berufener Schriftsteller, sondern im Grunde nur das, wofür seine Geburt ihn ursprünglich bestimmt gehabt und wohin er nach kurzem Anlauf zu einem gelehrten Beruf zurückgeschlagen, ein Landmann, der im Innern seiner Abkunft nachgeartete Sohn eines Bauern. Und daß er Lateinisch verstand, änderte daran im Letzten nichts Besonderes, erhob ihn in sich selbst nicht auf eine so viel bedeutendere Lebensstufe, um ihm einen tiefgreifenden Unterschied zwischen sich und Pidder Tamen zum Bewußtsein kommen zu lassen.

Mit Vorliebe, oft und lange aber lag er allein irgendwo auf einem einsamen Dünenkamm ausgestreckt, hörte drunten das unterlaßlose gleiche Rauschen der See, sah über sich die blaue Himmelsglocke und um sich die windzitternden Halme. So brachte er täglich manche Stunde zu, doch niemals schloß er die Augen dabei. Das war nicht gutgethan, dann verlor man leicht die klare Besinnung, die Herrschaft

Digitized by Google

über sich selbst, geriet unter die Gewalt von thörichten Traumvorstellungen. Außerdem schien auch die Sonne hier nicht so warm, daß es einer Kraftanstrengung der Lider bedurfte, um sich einer lieblich schmeichelnden, süß einhüllenden Wirkung der Goldstrahlen zu erwehren. Bei der weichen Luft enthielt der Wind doch etwas fühl Verständiges, eine frische Herbigkeit, die keinen verstohlen heranschleichenden Gedanken im Kopf aufkommen ließ. Am liebsten war's Jan Harring, wenn es ihm gelang, eine Weile überhaupt gar nichts zu denken, sondern sich einzig einer Empfindung der um ihn ausgebreiteten einsam-großen Natur hinzugeben. Dann war's ihm, als sei sie nur für ihn und er nur für sie da; sie lebte in ihm und er bildete ein Stück von ihr. Jeder seiner langsamen, ruhevollen Atemzüge glich einem, ihm über die Lippen eingehenden Heiltrank; ein Genesungsgefühl durchfloß ihm Leib und Seele. Soweit er über sein Leben zurückdenken konnte, war er im Innern niemals und nirgendwo wirklich gesund gewesen, immer hatte ein ungestilltes Verlangen ihm am Gemüt gezehrt. Hier hielt er zum erstenmal inne; Alles in ihm war leidlos, ohne quälende Regung von Reue und Sehnsucht. Seine Erinnerung führte ihm Gestalten vorbei, zwischen denen er lange Lebensjahre verbracht, und er nickte ihnen vertraut zu. Sie hatten zu ihm gehört und er zu ihnen, unlöslich schien's, und er durfte und wollte es auch nicht anders, ob sie ein Lebensglück für ihn sein mochten oder eine geheime Lebensnot. Aber da war er doch von ihnen gelöst worden, ohne sein Zuthun, wider seinen Willen, und nur als Schatten der Vergangenheit gingen sie ihm noch vorüber, etwas Gewesenes, an das Naturbande ihn gefesselt gehalten, dessen Verlust ihn heut' mit keiner Trauer erfüllte. Nur mit jäh', gleich einem Blitzschlag betäubendem Schreck hatte es ihn getroffen, wie wenn der Boden plötzlich unter ihm weggesunken und er ins Leere gefallen sei, nicht mehr von der alten Ammengewohnheit gehalten und willenlos gegängelt. Wieder derselbe war er gewesen, wie vor zwanzig Jahren, wohl ein anderer durch die Jahre dazwischen, doch mit der gleichen jungen Knabensehnsucht im Herzen. Die hatte ihn aus der ihn nun anstarrenden Öde der Wildnis in die alte Heimat zurückgetrieben, um in dieser zur Ruhe, zu einem nochmaligen Wiederanfang des Lebens zu gelangen. Und das war ihm nun geworden, ganz anders zwar, als er sich's gedacht. Nicht von rosigen, blondüberlockten Wangen und blauen, lieblichen Augen, sondern aus der großen Ruhe zwischen Wind und Wellen, Sonne und Sand.

Daß es nicht immer so fortdauern könne, daß er sich eine Thätigkeit für das neubegonnene Leben schaffen müsse, um es zu seiner Befriedigung auszufüllen, stand wohl erkennbar als Notwendigkeit vor ihm, doch noch in der Ferne; einstweilen überließ er sich ganz diesem durch die Ausraft auf der Düne und im Hause Pidder Tamens täglich fortschreitenden Gesundungsgefühl. Nur bemächtigte sich seiner allmählich ein Drang, seine Kenntnis der eigenartigen Welt, in die er geraten, über die Grenzen der ihm mit jedem Fleck vertraut gewordenen Insel hinaus auszudehnen. Darin machte sich doch der Forschertrieb bei ihm geltend; wie er gern mit der Büchse an der Seite weit in den Busch davongeritten war, zu keinem anderen Zweck, als um zu sehen, was jenseits des ihm Bekannten vorhanden sei, so zog's ihn zu solcher Auskundschaftung nach den Nachbarinseln, besonders zu den Halligen. Zu jedem praktischen Thun von der Natur und vielfältiger Lebenserfahrung ausgerüstet, hatte er sich rasch auch in der Handhabung der Segel die sichere Fertigkeit eines alten Schiffers erworben und gab eines Tages um die Mitte des September die Absicht kund, einmal seinen Vorsatz auszuführen und zu der Hallig, auf der sein Namensvetter als Pastor hause, hinüber zu fahren. Gleich mit Haut und Knochen werde der ihn ja wohl nicht verschlucken, und wenn er länger ausbleibe, möge man sich um ihn nicht beunruhigen. Vielleicht komme ihm Lust, noch eine Kreuz- und Querfahrt hierhin und dorthin zu machen; er nahm deshalb auch nicht wie sonst Pidder Tamens Boot, sondern hatte sich ein zeitweilig unbenutztes eines Fischers in Steenodde gemietet. Aber wie lange er ausbleibe, wieder komme er, so sicher als die Flut.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Denkmale.

Mehr in diesen schönen Thälern
Als wohl sonst in einem Land,
Litt das Volk von seinen Quälern,
Litt Gewaltthat, Mord und Brand.
Manch ein Denkmal, nicht aus Steinen
Lebt in stummen Jungen fort,
Vor des Geistes Blick erscheinen
Blut'ge Schatten hier und dort.
Dunkle, trauernde Cypressen
Ihr auch ragt wie liebbetrübt,
Könnt ihr nimmermehr vergessen,
Was einst Menschen hier verübt?
Zeugen sind die Burgenreste
Und die Hütten heute noch;
Ärmlich flicht das Volk zum Feste
Blumen ums gesprengte Joch.

Hermann Lingg.

Maud Müller.

Maud Müller rechte das Heu einmal
Zur Sommerszeit im Wiesenthal.
Hervor sah unterm zerrissenen Hut
Ein Antlitz frisch wie Milch und Blut.
So schaffte sie rüstig, und neckisch klang
Spottvogels Ruf in ihren Gesang.
Doch als sie zum Städtchen schaute hin,
Das fern vom Abhang herunter schien,
Erstarb ihr Ton und unruhvoll
Durchjog's ihr die Brust, die von Sehnsucht schwoll:
Ein Bild von Wohlstand, wie im Traum,
Erschien ihr — sie wußte es selber kaum. —
Da ritt des Wegs der Richter der Stadt,
Der strich seinem Braunen die Mähne glatt.
Wo die Bäume ragten, verließ er den Pfad
Und nahte grüßend der Maid und bat,
Sie möchte ihm schöpfen aus dem Quell,
Der durch die Wiese rieselte hell.
Sie neigte sich zu dem Brünnlein hin
Und füllte ihr zinnern Gefäß für ihn,
Und bot's ihm, errötend ob des losen
Zerrissenen Kleids und der Füße, der bloßen.
„Habt Dank!" sprach jener, „nie mundete mir
Ein Trank so süß wie der Eure hier!"
Von den Blumen und Bäumen sprach er dann weiter
Und wie die Vöglein sängen so heiter.
Sprach auch vom Heuen und was sie wohl dächte,
Ob die Wolke im West schlecht Wetter brächte.
Und Maud vergaß ihr zerfetztes Gewand
Und die zierlichen Knöchel, so nackt und verbrannt,
Und lauschte, und aus den Augen, den braunen,
Langwimprigen, blickte frohes Erstaunen.
Zuletzt mit einem verlegenen Wort
Sein Bleiben entschuldigend, ritt er fort.
Maud sah und seufzte: „Ach, wäre ich
Des Richters Gattin!" sprach sie für sich.
„In Seide würd' er mich kleiden fein
Und würde mich rühmen bei seinem Wein.
Mein Vater bekäm einen Rock von Gewand,
Ein schmuckeres Boot mein Bruder am Strand,
Dem Brüderchen schafft' ich täglich zu spielen
Was neues, der Mutter Putz; wie vielen
Wollt ich mit milder Hand begegnen!
Wer von mir ginge, müßte mich segnen." —
Und als der Richter bergaufwärts zog,
Sein Auge zu Maud noch einmal flog:
„Eine schön're Gestalt, ein süßer Gesicht
Sah ich in meinem Leben nicht.
Und ihr freundlicher Blick, ihr bescheidener Mund
Thun Herzensgüte und Klugheit kund.
O daß ich sie zum Weibe hätte
Und Heu mit ihr rechte um die Wette!
Kein Wortgefecht um Recht und Gesetz,
Noch ermüdendes Advokatengeschwätz.
Dafür Vogelsang und des Viehs Gebrülle
Und Gesundheit, Glück und Ruhe in Fülle."
Doch er dachte der Schwestern, kalt und stolz,
Und der Mutter, eitel ob ihres Gold's.
Drum ritt er und ließ das Grübeln sein
Und Maud blieb auf dem Feld allein.
Doch heut blinzten die Advokaten zusamt,
Denn er sumnte ein Liebestiedchen im Amt;
Und Maud vergaß des Heuens und saum
Beim Brunnen, bis es zu regnen begann. —
Eine Erbin nahm er, sein Gut zu mehren;
Die lebte der Mode, wie er den Ehren.
Doch sah er ein Bild oft kommen und ziehn
In seinem schimmernden Marmorkamin
Und süß erstaunt und fragend sah'n
Maud Müllers braune Augen ihn an.
Oft wenn er im Glas den Wein sah blinken,
Jog's ihm vom Brünnlein am Weg zu trinken;
Oft schlief er das Aug in den reichen Kämmen
Um von Wiesen und blühendem Klee zu träumen,
Und seufzte für sich, voll heimlichem Leid:
„Ach, wär ich frei noch wie zur Zeit,
Als ich einstmals hinritt durchs Gäu,
Wo das Mädchen stand und rechte das Heu." —
Sie nahm einen Gatten niedrig und arm;
Bald spielte um sie ein Kinderschwarm;
Doch Sorge und Kummer und Kindbettschmerz
Ließen Spuren auf Geist und Herz.
Und oft, wenn die Sommersonne im Gäu
Heiß schien aufs frisch geschnittene Heu,
Und das Brünnlein rauschte wie ehmals munter
Über den Pfad durch die Mauer herunter,
Und über ihr rauschte der Apfelbaum,
Erschien ihr ein Reiter mit stattlichem Zaum,
Des Auge gefällig auf ihr lag,
Wenn sie selber zu Boden blickte jag.
Ihr Kämmerchen mit dem niedrigen Dach
Dehnte sich oft zum Prunkgemach;
Zum Klavier ward's Rad, an dem sie sich mühte,
Die Ampel zur Lampe, die taghell glühte,
Und statt dessen, der träg beim Kamin dort saß
Und brummte bei Pfeife und Schoppenglas,
Ragte empor eine Mannesgestalt,
Da ward zur Liebe die Pflicht alsbald.
Auf nahm sie dann wieder des Lebens Pein

Digitized by Google

Und sagte nur: „Es hätt' können sein.“ —
Weh für die Maid, für den Richter dazu —
Sie voller Sorgen, er ohne Ruh'!
Mög ihnen Gott Erleichterung schenken
Und allen, die eitler Träume gedenken:
Denn von traurigen Worten sind insgemein
Die traurigsten die: „Es hätt' können sein!“

Ja — dort liegt Allen ein süßes Hoffen
Begraben und keinem Auge offen,
Bis die Zeit einst naht, wo Engelshand
Den Stein abwälzt von der Grabeswand!

Aus dem Englischen des John Greenleaf Whittier
von **Otto Mayer.**

Der Wettlauf.

Sieben junge Köhlein hüpften aus dem Stall.
Morgen war's, und Lerchen jauchzten überall.
Als sie durch's Gehölz das grüne Blachfeld sah'n,
Fingen sie vor Übermut zu niesen an.
Jenseits hinterm Holze ritten sie zu Hauf,
Wer der Erste wäre im verwegnen Lauf.
Sultan knirschte: „Meine Heimath ist Oxanz,
Klug ist meine Luft und meine Kraft ist Tanz“.
Auf dem Nasen schnuppert' er bei diesem Wort,
Hob das leichte Kreuz und flog verächtlich fort.
Schnob der Berber: „Schmach, wer sich der Ellern schämt!
Adlig bin ich nicht, doch frei und unbezähmt.“
Stampfte, bäumte sich und jagt', ein trotzig Wild,
Mit geblähten Nüstern stürmisch durchs Gefild.
Doch Haidfisk, der kleine Hengst von Erzerum,
Mit dem Hufe scharrend, sah sich blinzelnd um.
Sieh', vom Hügel, wo die Hirtenlager sind,
Wahrt Derjadar, das braune Türkenkind,
Bloß die Staub'gen Füße, hochgeschürzt das Kleid,
Los das Haar, die Peitsche in der Faust bereit.
Hui, wie flink sie auf den Hengst im Sprung sich setzt!
Und mit Hieb und Stoß und Knuff ihn schreiend hetzt!
Bei Mostir am Gartenzaun der Meierei
Saust' er wiehernd an der Brüderschar vorbei.
Tschak, ein Jungenschlag, ein Schenkelgegendruck
Stille hielt er schäumend mit gespannten Ruck.
Auf den Boden glitt die Türkin: „Wohlgethan,
Sollst zum Siegespreis ein lustig Kränzlein han.“
Mit behenden Griffen fing sie ihm beim Ohr,
Führt' ihn durch den kühlen Bach zum Waldesthor.
Knieen ließ ihn die gestrenge Derjadar,
Flocht' ihm singend einen Palmenbusch ins Haar.
Dann vom Rock die rothe Schürze löste sie,
Band sie ihm als Ehrenschleife übers Knie.
„Also“, sang sie, „Täuberich, gefällst du mir.
„Wer in Stambul, jupp, ist herrlicher als wir?“

Karl Spitteler.

Friede!

Die Heide schläft im schwülen Sonnenbrande.
Der Hirte liegt im Busch mit faulen Gliedern
Und schnarcht mit offnem Mund. Die Schafe drängen
Sich eng zusammen, grasen oder stieren
Dorthin, wo rot der Horizont erzittert.
Der Hund, die Schnauze auf den Vorderpfoten,
Erbebt vom raschen Atem, seine Zunge
Hängt schlaff und dampft, als wäre sie gekocht,
Und nur die Augen schauen klug und wachsam.
Doch seitwärts, wo das braune Heidekraut
Genügsam aus dem gelben Sande guckt,
Da herrscht lautlos ein unbarmherz'ger Kampf
Prinzessin Raupe wurde frech entführt
Durch zwei Arbeiter vom Ameisenstaate.
Sie träumte wohl von einer Gaukelfahrt
Als Purpurfalter zu der Königskerze,
Da ward sie angegriffen. Zwar, sie wehrt sich
Nach Kräften mit dem runden, feinsten Leibe,
Sie ringelt sich zusammen, spuckt und schnellt
Urplötzlich auseinander, um die Räuber
Sich abzuschütteln; doch die bissen sich
An ihrer Krone, dem bespornten Schwanze
Unerbrietlig fest und halten krampfhaft.
Zwar schießen sie auch manchen Purzelbaum,
Doch lassen sie nicht los und schleppen schlau
Den hochgebornen Raub zu einer Höhle
Bei einer erdentwachs'nen knorr'gen Wurzel,
Um von dem fetten Raube sich zu mästen . . .
Ganz ruhig liegt im schwülen Sonnenbrande
Die stumme Heide da, ganz ernst und friedlich.

Max Hoffmann.

Mädchenlied.

Das Mädchen.

Liebliche Blume, mußt du verblühen?
Farbenreich, düftevoll heut schon vergühen?
Weile, o weile — das rothe Licht
Entblättert dich leise, verzehret dich nicht!

Die Blume.

Liebliches Mädchen, beklage mich nimmer!
Stirbt sich am schönsten im sonnigsten Schimmer.
Ist es denn sterben, wenn lenzberauscht
Ein Blumenleben in Strahlen sich tauscht?

Emilie Broeschcr.

Spruchgedichte.

Laß dir nicht, was dich erbittert,
Fessel oder Schranke sein!
Was im Tiefsten dich erschüttert,
Soll im Tiefsten dich befrei'n.

*

Andre Zeiten, andres Glück!
Sei's mit Jugendlust empfangen,
Sei es unerfüllt vergangen,
Keinem Wunsche kehrt's zurück.
Und wie Sorg' und Weh dich zwangen,
Sieht gewandelt dein Verlangen
Andre Zeiten, andres Glück.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Jungfer Juſtine.

Schauſpiel in vier Akten von **Paul Heyſe.**

(Fortſetzung.)

Achte Scene.

Vorige (ohne **Marwitz**).

Marianne (will ihm nach). Wilhelm!

Juſtine (hält ſie). Stille, Kind!

Marianne. O Mütterchen, mein Herz geht ja mit ihm!
(drückt ihr Geſicht weinend gegen die Bruſt der Alten.)

Ellinger (durchmißt finſter das Zimmer, bleibt dann vor den Beiden ſtehen).

Ich hoffe, meine Tochter wird erkennen,
Was ſie mir ſchuldig iſt — und ſich. Die Sache
Muß abgethan ſein, ein für allemal.

Marianne (richtet ſich auf, faßt ſich, ſteht den Vater mit ſtillem, aber feſtem Blicke an).

Vater, Sie wiſſen, immer war ich Ihr
Gehorſam Kind. Auch jetzt vergeſſ' ich nicht,
Was meine Pflicht. Doch daß ich ein Gefühl,
Das mir der Himmel ſelbſt ins Herz gelegt,
Nicht drin erſtick' als einen ſünd'gen Trieb,
Nein, fromm und treu und dankbar drinnen hege,
Das ſchuld' ich mir, ſoll ich nicht ganz und gar
Mit meinem tiefſten Innern mich entzwei'n.
Und nennen Sie es hoffnungslos, ſo ſagt
Mein Herz: wo Lieb' iſt, iſt auch Glaub' und Hoffnung,
Und ganz unglücklich kann ich niemals werden,
So lange die Gewißheit in mir lebt,
Daß Er es meint, wie ich.
(geht langſam nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Ellinger. Juſtine.

Ellinger (ſtutzt auf einen Stuhl). Auch das noch! O!
Iſt's nicht genug der allgemeinen Not?
Muß mir im eignen Haus das eigne Kind —
(wendet ſich zu Juſtine, die ſtill vor ſich hinblickt).
Was ſteht Ihr noch und ſtiert und trotzt? Was habt Ihr
Hier noch zu ſchaffen?

Juſtine. Nu, ich bin noch hier,
Weil mein Herr Rat geſagt, er hätte noch
Ein Wort mit mir zu reden.

Ellinger (heftig). Schert Euch zum —!
Was ich zu ſagen hätte, wißt Ihr ſchon.
Seid Ihr nicht ſchuld dran, daß es ſo weit kam?
Ihr habt doch ſonſt die Augen überall
Und wär't nur diesmal blind geweſen? Hättet's
Nicht ſehn, mit Vorſicht nicht verhüten können?
Fluch dieſer Zeit, die Untreu' und Verrat
So ſchamlos brütet!

Juſtine. Wenn mir mein Herr Rat
Sonſt nichts zu ſagen hat, ich hätte wohl —
Obwohl ich man ein Dienſtbot' bin, der freilich
All ſechsundzwanzig Jahre —

Ellinger. Pocht Sie jetzt
Auf Ihre treuen Dienſte, ob Sie gleich
Mir eben dieſen ſchlechten Dienſt gethan?

Juſtine (ruhig). Kein Menſchenkind kann mehr thun,
als es kann.
Ich habe den Herrn Leutnant wohl gewarnt
Und mein Mariannchen. Die Augen hatt' ich
Wohl offen und mein Mundwerk ſtand nicht ſtill.
Wenn ſie nicht hörten, war es meine Schuld?
Doch ungerecht geſcholten werden, nu,
Auch daran muß ein Dienſtbot' ſich gewöhnen.

Ellinger. Dienſtbot' und immer Dienſtbot'! Wißt
Ihr nicht,
Daß Ihr mir mehr war't?

Juſtine. Ja, das dächt' ich auch.
Ich hab' an dem Mariannken Mutterſtelle
Vertreten, ſeit das Würmken mutterlos
In meinem Schoß gelegen. Lebte ſie
Noch heute, meine gütige Frau Rätin,
Die ſpräche jetzt zu dem Herrn Rat: Du haſt
Recht wie'n barbar'ſcher Vater an dem Kinde
Gehandelt, Chriſtian. — Ja ſo ſpräche ſie.

Ellinger. Ihr unterſteht Euch —?

Juſtine. Denn 'nen beſſern Mann
Für unſer Herzblatt, als den Leutnant Marwitz,
Könnt' ich und du nicht wünſchen. Wenn er auch
Ein Preuß' iſt — iſt er drum kein braver Deutſcher,
Tapfer und fromm, aus einem guten Haus?
Du aber thuſt, als wär's ein Botokude,
Ein Menſchenfreſſer oder Hottentott.
(da Ellinger reden will.)
Weiß ſchon, wir ſind im Krieg mit Preußen. Na,
Der kann nicht ewig dauern. Endlich wird
'mal wieder Friede, und wie heißt's im Sprichwort?
Nach Krieg und Brand
Kommt Gottes Segen ins Land

Ellinger (wendet ſich zum Gehen nach links). Ich will nichts
weiter hören!
Wo's meine Ehre gilt, darf niemand mir
Dreinreden. Hört Ihr?

Digitized by Google

Justine. Na, auch Unsereins
Hat seine Ehre. Wenn ein alter Dienstbot'
Hier nichts im Haus mehr gilt — so leid mir's thut,
So räumt der alte Dienstbot' seinen Platz.

Ellinger (an der Thür stehen bleibend). Was faselt Sie?

Justine. Mitansehn, wie das Kind
Zu Tod sich grämt, bring' ich nicht übers Herz.
Drum wollt' ich den Herrn Rat mit Permission
Um meinen Abschied bitten.

Ellinger. Denkt Sie mir
Was abzutrotzen, weil Sie hier im Haus
Sich unentbehrlich fühlt? Das bilde Sie
Sich nur nicht ein. Entweder steht Sie mir
Jetzt bei, das Mädchen zur Raison zu bringen —
Oder wir Beide sind geschiedne Leute!

(geht hinein, schlägt heftig die Thür hinter sich zu.)

Zehnte Scene.

Justine (allein.) Geschiedne Leute? Na, da muß ich wol
Ausessen, was ich selbst mir eingebrockt.
Nach sechsundzwanzig Jahren! Nee, so'n Hitzkopp!
Trumpf hatt' ich ausgespielt, der wird mir nun
Gestochen. Doch zu Kreuze kriechen? — nee
Das thu' ich nicht. Er soll nur mal erleben,
Wie ihm die Suppe schmeckt, wenn die Justine
Nicht mehr das Salz dran thut — dann wird er's merken!
Geschiedne Leute! Also wirklich!

Dörte (hastig durch die Mitte). Jungfer,
Da ist der Herr —

Justine. Was für ein Herr?

Dörte. Von gestern,
Der fremde poln'sche Herr —

Justine. Na, nu schlag' Gott
Den Deubel dobt! Hab' ich dir nicht gesagt —

Dörte. Ich sagt's ihm auch, der Herr wär' nicht zu sprechen,
Er aber sagt, er müßt' partu —

Justine. Na, denn
Laß ihn man kommen. Der soll's von mir hören!
Wenn ich doch aus dem Hause muß, so kann ich
Auch das wohl noch auf meine Kappe nehmen.
Auf eine Grobheit mehr kommt mir's nicht an.

Elfte Scene.

Justine. Graf Ludowski (tritt ein, in Hut und Mantel).

Ludowski. Nat Ellinger —

Justine (ohne ihn anzusehen). Bedaure. Mein Herr Rat
Ist nicht zu sprechen.

Ludowski (legt ab). Melde Sie mich nur!

Justine. Das werd' ich bleiben lassen.

Ludowski. Bleiben lassen?
Curiose alte Frau! Wer ist Sie denn?

Justine (knixt). Jungfer Justine Zanders — wenn der Herr
Es wissen muß — seit sechsundzwanzig Jahren
Haushält'rin beim Herrn Rat — zwar morgen früh
Verändr' ich mich — na, das geht Ihn nichts an —
So lang ich's aber bin, hab ich die Pflicht,
Darauf zu sehn, daß Alles rein hier bleibt,
Kein Unrat, nichts Unrechtes hier ins Haus kommt —
Und darum — werd' ich jetzt den Herrn nicht melden.
Ich hoff', der Herr versteht mich.

Ludowski. Nicht ein Wort,
Mamsell, parole d'honneur!

Justine. Na, wenn der Herr
Französlisch nicht versteht, so muß ich's wohl
Auf deutsch ihm sagen. Gestern Abend, wie
Ich hier dazu kam, als mir das Parlieren
Zu lange dauerte — das Essen brannte
Mir an —

Ludowski. Ja, ich entsinne mich.

Justine. Da hört' ich,
Wie mein Herr Rat noch auf der Schwelle sagte:
Dringt weiter nicht in mich, Herr Graf! Es geht
Mir wider das Gewissen. — War's nicht so?

Ludowski. Nun reißt mir die Geduld. Ventre saint gris!
Wenn sie nicht auf der Stelle —

Justine. Was, Herr Graf?
Der Herr meint wohl, mich einzuschüchtern? Nee,
Denn der Herr Graf muß wissen,
Ich bin ein altes Mädchen bloß, doch hab' ich
Den Gen'ral Zieten großgezogen. Na,
So wenig der sich je gefürchtet hat,
So nimmer's auch seine alte Wärterin
Noch mit: ganz andern auf, als mit so einem —
So einem — Gottseibeiuns!

(Sie hat sich, da Ludowski sich nach links gewendet, retirierend vor die Thür gestellt.)

Ludowski. Nom d'un nom!
Der Spaß wird mir zu bunt. Den Augenblick
Scher' Sie sich weg. Sonst —

Justine (ihn fest anblickend). Sonst?

Zwölfte Scene.

Vorige. Ellinger.

Ellinger. Was geht hier vor?
Justine — mein Herr Graf —

Ludowski (gezwungen lachend). Herr Steuerrat,
Sie kommen à propos. Die alte Frau
Bewacht gleich einem Drachen Ihre Thür.
Ich zitterte für meine Augen.

Ellinger (finster.) Laßt
Mich mit dem Herrn allein!

Justine (für sich, indem sie nach rechts abgeht.)
Wie'n Drache? Nee,
Der würde jetzo Feu'r und Flammen spei'n.
Wie'n alter Haushund, der nicht mal mehr beißen,
Nur bellen kann. — Ich geh' schon, mein Herr Rat.
(im Abgehn gegen Ludowski drohend)
Seelenverkäufer! (ab.)

Ellinger (mit Nachdruck.) Ich bin höchst erstaunt,
Herr Graf —

Ludowski. Herr Steuerrat.

Ellinger. Ich ließ Sie nicht
Im Zweifel gestern, daß Ihr Dringen völlig
Vergebens sei.

Ludowski (legt sich). La nuit porte conseil,
Mein bester Herr. Auch wurden wir gestört.
Mein letztes Wort blieb ungesprochen.

Digitized by Google

Ellinger. Meins
Gilt heut noch. Ihr Ansinnen, vom verflossnen
Quartal die Steuergelder Ihnen statt
Dem preußischen Finanzamt auszuliefern,
Muß ich noch heut ablehnen, ob es auch
Mein sächsisch Patriotenherz beklagt,
Daß meinem königlichen Herrn in Warschau
Die Mittel, seinen Hofhalt fortzuführen,
Nunmehr versiegen wollen.

Ludowski. Nur zu sehr!
Schon hat der König sich bequemen müssen,
Darlehn zu hohen Zinsen aufzunehmen.
Läßt ihn die Hülfe seiner Landeskinder
In Stich —

Ellinger. O glauben Sie, es schmerzt mich tief,
Doch mein Gewissen bindet mir die Hände.
Die feindliche Regierung hat im Amt
Mich neu bestätigt. Ihr bin ich verpflichtet,
Und aus den Fugen vollends löste sich
Die Welt, wenn solch ein Band der Ehr und Pflicht
Nicht fester hielt' als Spinnweb.

Ludowski. Sie vergessen,
Daß die erzwungene Pflicht nicht binden kann.

Ellinger. Erzwungene Pflicht? Wer hat mich zwingen können?
Stand mir's nicht frei, vom Amt zurückzutreten?
Ich aber blieb, um Ärgres zu verhüten.
Nachfolger wär' ein Preuße mir geworden,
Und jeder Willkür hätt' er als ein Feind
Den Zügel schießen lassen. Darum beugt' ich
Den Nacken unter das verhaßte Joch
Freiwillig, mein Herr Graf, und muß es tragen,
So lang es Gott verhängt.

Ludowski (steht auf). Sie sind ein Ehrenmann,
Herr Rat, das weiß Ihr Souverän zu schätzen,
Wie die hochsel'ge Fürstin es gewußt.

Ellinger (bewegt). Die edle Dulderin! Mein Herzblut hätt' ich
Willig geopfert, ihrer hohen Seele
Das Leid zu mildern, das sie niederbeugte.

Ludowski. Wohl hat sie deß zu Ihnen sich versehn,
Und noch ihr letzter Wille giebt davon
Ein ehrend Zeugnis. Jener Paragraph,
Der Sie betrifft — in Abschrift trug ich ihn
Schon gestern bei mir —
(zieht ein Blatt hervor).
— als die alte Frau
Dazwischen kam. Woll'n Sie ihn jetzt vernehmen:

Ellinger (erschüttert). Ein Wort von meiner Fürstin,
— eine Stimme,
Die aus dem Jenseits klingt — o lesen Sie!
(muß sich setzen).

Ludowski (entfaltet das Blatt). Nachdem sie andrer
treuer Diener erst
Gedacht, Legat' und Angedenken ihnen
Bestimmt, heißt's hier im zehnten Abschnitt weiter.
„Item, dem kurfürstlich sächsischen Steuerrat Christian
Ellinger,
meinem langjährigen getreuen und lieben Diener und
Freunde" —

Ellinger (für sich). „Freunde!" Ist's wahr? steht's so geschrieben?

Ludowski (zeigt ihm das Blatt). Hier!
(liest dann weiter.)
„ — Diener und Freunde — statte ich auch an dieser Stelle meinen fürstlichen Dank ab für den stets bewährten Eifer, mit welchem Selbiger meiner Interessen und Vortheils wahrgenommen, und lege es meinem hohen Gemahl ans Herz, demselben allezeit die gleiche Huld und Affection zu gewähren, so ich ihm zugewendet. — "

Ellinger (drückt beide Hände vors Gesicht). O großer Gott!

Ludowski. „ — wie ich denn auch zu desselbigen Treue die Zuversicht hege, daß er allezeit meinem hohen Gemahl seine guten Dienste widmen und in diesen schweren Zeitläuften keine anderen Rücksichten constituiren werde, als die Interessen und Wohlfahrt des churfürstlichen Herrscherhauses. Ihn dessen für immer eingedenk zu erhalten, soll gedachtem meinem lieben Rat Ellinger der Siegelring mit dem rothen Carneol nach meinem Tode ausgehändigt werden — "
(hält inne, zieht ein Etui hervor.)
Das hat für Sie nun freilich keinen Werth mehr.
Als preußischer Beamter werden Sie
Ungern an alte Zeit sich mahnen lassen,
Und diesen Ring — nach Warschau werd' ich ihn
Zurückzubringen haben, meinem Herrn
Vermeldend, sächsische Untertanentreue
Sei ein veralteter Begriff.

Ellinger (nach heftigem Kampf, steht auf). Herr Graf,
Sie sehen mich im Innersten erschüttert.
Dies ist die schwerste Stunde meines Lebens,
Wenn auch die stolzeste. Ja denn, ich folge
Dem Ruf, der mir den innern Zwiespalt schlichtet,
Denn Eines ist mir klar: wenn sie noch lebte,
Die hohe Frau, ihr schlüg' ich es nicht ab.
Ich weiß: recht wäre, was ihr recht erschiene.

Ludowski (seine Freude verbergend). Sie handeln als ein wackrer Patriot.
Hier ist die Schrift — und hier der Ring.

Ellinger (den Ring an die Lippen drückend). Du heil'ges
Unschätzbar theures Kleinod, bin ich wirklich
Es wert, mit diesen Händen dich —
(tuckt sich zu fassen.)
Verzeih'n Sie,
Herr Graf, wenn mich die Rührung übermannt.
Nur meinem Schöpfer ist bekannt, wie innig
Ich diese seltne Fürstin stets verehrt,
Wie mir ihr früher Heimgang nahe ging.
Doch nun vernehmen Sie: ein Doppelspiel
Zu spielen, hier im Amte zu verbleiben,
Die Kassen defraudierend, nimmer brächt'
Ich's übers Herz. Was von den Steuern noch
In meinen Händen und mein eigen blieben
Ersparnes — in Person bring' ich's nach Warschau
Und leg' es meinem Könige zu Füßen,
Damit zu thun, wie ihm gefällt.

Ludowski (betroffen). Sie wollten —

Ellinger. Ich scheide mich damit von meiner Heimat
Und überliefre Haus und Hab' und Gut
Dem Feinde, daß er dran sich schadlos halte.
Ob dann und wie mein Herr sich meiner Dienste
Gebrauchen mag, sei ihm anheimgestellt.

Digitized by Google

Ludowski (will etwas einwenden, besinnt sich, tritt dann rasch auf ihn zu und reicht ihm die Hand).
Sei's denn. Fürs erste meinen Dank, Herr Rat,
Bis unser König Ihnen besser dankt.
Allein Gefahr ist im Verzug. Wann sind Sie
Bereit zur Reise?

Gilinger. Hier der Boden brennt
Mir unterm Fuß. Schon morgen —

Ludowski. Um so besser!
Gleich morgen soll ein Wagen, den mein eigner
Bedienter lenkt, in Loschwitz Ihrer harren.
Die Gelder, die Sie bringen werden, schließt
Dann ein geheimes Fach im Rücksitz ein.
Mich selber hält noch ein Geschäft zurück,
Sie zu begleiten. Doch in wenig Tagen
Auf Wiedersehn in Warschau! Sagen Sie
Dem Könige — doch nein, ich schreib' ihm heut noch.
Und sorgen Sie vor allem, ungehindert
Aus Thor und Wall ins Freie sich zu stehlen.
Ich hoff', als einem unverdächt'gen Mann
Und preußischen Beamten wird man Ihnen
Nicht wehren, sich lustwandelnd zu ergehn.
Glückliche Reise denn! Wir sehn uns bald!
(wehrt seine Begleitung ab und eilt hinaus, als fürchte er, Gilinger könne noch andern Sinnes werden.)

Dreizehnte Scene.

Gilinger. (Bei den letzten Worten ist) **Justine** wieder eingetreten, ein Buch in Hand).

Gilinger (fährt auf, da Justine sich nähert, steckt den Ring hastig ein).
Ha, Ihr! Schleicht Ihr schon wieder? Könnt Ihr mich
Denn nie in Frieden lassen?

Justine. Na, in Zukunft
Fall' ich ja dem Herrn Rat nicht mehr zur Last.
Da ist das Buch.

Gilinger. Das Buch?

Justine. Das Wirtschaftsbuch.
Wenn der Herr Rat nachrechnen will, — es stimmt
Bis auf den Heller.

Gilinger. Ist Sie nicht bei Trost?

Justine. I nun, es greift 'nen alten Menschen wohl
Ein bisken an, noch in den Siebzigen
Sich zu verändern. Aber wie Gott will,
Ich halte still, und der Gevatter Dietrich
Der nimmt mich ja mit Kußhand bei sich auf,
Ist ja ein Wittwer und hat Platz im Haus.
Und also morgen früh —

Gilinger. Ihr könnt im Ernst
Ein hingeworfnes Wort — Ihr bleibt, Justine!

Justine. Nee, nee, 's ist besser so. In einem Haus,
Wo man die Guten 'rausjagt und die Bösen
'reinläßt, da paß' ich nicht mehr hin. Zudem,
Da mein Herr Rat verreist —

Gilinger. Verreist? Was meint Ihr?

Justine. Na mit dem polnischen Herrn, der eben jetzt
Glückliche Reise dem Herrn Rat gewünscht.
Hat er nicht auch gesagt: Auf Wiedersehn?
Vielleicht zeigt ihm Herr Rat die sächs'sche Schweiz.
's ist zwar Oktober schon. Doch in so guter
Gesellschaft —

Gilinger (wirft das Buch zur Erde.) Ihr seid toll! Laßt
mich in Frieden.
(rasch ab nach links.)

Justine (das Buch aufhebend). Toll? Nee, das bin ich
justement noch nicht.
Doch wär's kein Wunder, wenn ein Mensch sein bisken
Verstand verlör', da's in der Welt jetzt drüber
Und drunter geht. O du mein Herrgott, laß es
In meinem alten Kopf nicht auch noch rappeln,
Daß ich das Ärgste noch verhüten kann.
(mit deutender Gebärde nach der Mittelthür.)
Den märk'schen Drachen aber, mein Herr Graf,
Den soll der poln'sche Fuchs noch kennen lernen.
(Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Zimmer Gilingers. Thüren rechts, links und in der Mitte. Vorn links ein Fenster, rechts ein großer Schreibtisch, daneben eine Repositur mit Acten. Im Hintergrunde ein Bett mit Kattunumhang. Links ein Sofa, Tisch und Stühle. Über einem Stuhl hängt ein Mantel darunter, halb verdeckt, eine kleine lederne Schatulle.

Erste Scene.

Gilinger (fertig angezogen, am Schreibtisch, mit einem Brief beschäftigt, eine brennende Kerze vor ihm, ein zweiter, gesiegelter Brief liegt daneben). **Dörte** (steht mitten im Zimmer). Dann **Justine.**

Gilinger (während er schreibt).
Erst eben aufgestanden? Wie viel Uhr ist's?

Dörte. Wird acht schon sein. Herr Rat. Mich
wundert's selbst,
Mamsell Mariannchen ist sonst früh bei Wege.
Ich sagte: Eitercheeses! sagt' ich, Jungfer
Justine, ist Mamsell am Ende gar
Nicht wohl, daß sie noch in den Federn liegt?
Soll ich sie wecken? sagt' ich. Und da sagte
Jungfer Justine: Sie hat schlecht geschlafen,
Nu holt sie's nach. Mach du nur keinen Lärm!
Als ob ich jemals —! sagt' ich — na, da gingen
Wir auf den Zeh'n herum, und da auf einmal
Geht ihre Thür, Mamsellchen kommt heraus,
Erschrecklich blaß, und wie ich frag', ob sie
Den Kaffee will — da schüttelt sie den Kopf
Und geht gleich wieder in ihr Zimmer.

Gilinger (hat den Brief gesiegelt. Justine tritt ein).
Hm!
Ruf' meine Tochter! Sag, sie soll sich rüsten
Zu einem Ausgang.

Dörte. Wenn sie doch nun erst
Frühstücken will —

Gilinger. Bestell's ihr nur! (Dörte ab.)
(erblickt Justine.)
Justine!
Was thut Ihr hier?

Justine. Je, nur zum letzten Mal
Staub wischen, mein Herr Rat.

Gilinger. Zum letzten Mal?

Justine. I nu! Die nach mir kommt, die soll nicht
sagen,
Ich hätte meinen Herrn in Schmutz und Staub
Verkommen lassen. Zwar steht in der Bibel,
Wir Alle sind aus Staub und soll'n auch wieder
Zu Staube werden. Doch so lang wir leben —
(wischt eifrig.)

Digitized by Google

Ellinger (ſteht auf).
Ihr werdet, hoff' ich doch, Vernunft annehmen.
Ihr könnt nicht aus dem Haus gehn, nimmermehr,
Gerade jetzt —

Juſtine. Nee, grade jetzt, Herr Rat,
Paßt ſich's ganz ſchöne. Mein Mariannchen,
Jetzt, wo ſie'n ſchweres Herz hat — na, dagegen
Giebt's ja nichts beſſeres, als die Hände rühren,
Und was gehört zum Haushalt — ohne mich
Zu rühmen — hat ſie ja bei mir gelernt. (wiſcht weiter.)

Ellinger. Juſtine — wißt Ihr nicht, daß Ihr mir
mehr ſeid,
Als eine Dienerin, die ihren Dank
Mit ihrem Lohn dahin hat? Wart Ihr mir
Nicht Beiſtand und Vertraute?

Juſtine (ſteht ſtill, ſieht ſehr feierlich auf.)
Ja wohl,
Das war ich, und war ſtolz darauf. Doch Hochmut
Kommt vor den Fall. Nu bin ich's nicht mehr.

Ellinger. Wie?

Juſtine. Denn 'ner Vertrauten, wie mir mein Herr Rat
Die Ehre anthut, mich zu titulieren,
Na, der vertraut man auch, wenn ſich im Haus
Was Schlimmes und Gefährliches begiebt,
Und macht ihr keine Flauſen vor.

Ellinger (verlegen). Ihr werdet's
Erfahren, wenn es Zeit iſt.

Juſtine. Wenn es Zeit iſt,
Das heißt: wenn es zu ſpät iſt. Aber mir
Iſt's gleich, ich weiß genug.

Ellinger. Was wißt Ihr?

Juſtine. Erſtlich
Daß mein Herr Rat heut in kein Bett gekommen.
(ſchlägt den Umhang zurück. Das Bett iſt unberührt.)

Ellinger. Die Arbeit hielt mich wach.

Juſtine. Zur Arbeit iſt
Der Tag verordnet und die Nacht zum Schlaf.
Ich aber weiß noch mehr.

Ellinger (heftig). Ihr habt gehorcht?

Juſtine. Gehorcht? Nee, bloß gehört. Man ſchläft
nicht gut,
Wenn es die letzte Nacht in einem Hauſe iſt,
Wo man ſo lang gewacht hat. Hatt' auch noch
Mein bisken Siebenſachen einzupacken,
Und wie ich krame nebenan, da hör' ich
Geld klirren hier im Zimmer.

Ellinger (verlegen). Wie?

Juſtine. Ich dachte,
Es wär' ein Dieb, doch ſeh' ich jetzt, der Dieb
Hat doch das liebe Gut nicht weggeſchleppt.
Da liegt's ja noch.
(hebt den Mantel auf und nimmt die ſchwere Schatulle in die Hand.)

Ellinger. Was unterſteht Ihr Euch?

Juſtine (legt die Schatulle wieder weg).
Das Ding iſt ſchwer. Das könnte unterwegs
Den Herrn incommodieren, ſollt' ich meinen.

Ellinger. Ihr ew'ges Spionieren! Wenn Sie's doch
Nun einmal wiſſen muß — ja, ich verreiſe,
Noch heut.

Juſtine. Ja freilich, Reiſen koſtet Geld.
Doch bis zum Kuhſtall oder Prebiſchthor —
's muß weiter ſein. Sonſt nähme mein Herr Rat
Nicht ſolch großmächt'gen Haufen Thaler mit.
Da denk' ich mir in meinem dummen Kopf,
Es wird am Ende —

Ellinger (verwirrt und heftig). Sie hat nichts zu denken!

Juſtine. Gedanken ſind ja zollfrei. Zwar bis Polen
Der Weg iſt weit und auch die Jahreszeit nicht
Die beſte ſuſt zum Reiſen —

Ellinger. Ich verbiet' Ihr —

Juſtine (thut feſt anblickend). Es thut mir leid, doch
mein Herr Rat hat nichts mehr
Mir zu verbieten, ſeit ich aus dem Dienſt bin.
Das Haus verbieten kann er mir, das kann er,
Doch nicht den Mund. Drum grad heraus; 's iſt unrecht,
Was mein Herr Rat zu thun ſich vorgeſetzt.
Nach Warſchau reiſen, weil ſo'n poln'ſcher Graf
Die Höll' ihm heiß gemacht, die Menge Geld
Mitnehmen — na, und was das Schlimmſte wäre,
Sein eigen Kind —

Ellinger. Was träumt Sie ſich zuſammen?

Juſtine. Denn wozu hätte das Mariannchen
So früh ſich zum Spaziergang rüſten ſollen?
Iſt nicht Bureauzeit? Hat ſich mein Herr Rat
In zwanzig Jahren das einfallen laſſen,
Schon um Klock Neun —

Ellinger (da Marianne eintritt). Kein Wort mehr!

Zweite Scene.

Vorige. **Marianne** (von rechts).

Marianne (einen Mantel über'm Arm, den Hut in der Hand).
Guten Morgen,
Mein Vater! (küßt ihm die Hand.)
Sie verzeihn, ich habe mich
Verſchlafen. (nickt Juſtine zu.)
Guten Morgen, Mütterchen.
Iſt's wahr, was Dörte ſagt: ich ſoll mit Ihnen
Spazieren gehn? Doch Sie ſind ernſt und ſtumm.
Wenn's meine Schuld iſt, Vater, o Sie ſollen
Mit mir zufrieden ſein!

Ellinger (bewegt). Mein gutes Kind —!

Marianne. Ich war's nicht, Vater, nein, ich war
nicht gut.
Mein Herz war ungebärdig, und in böſen
Gedanken ſchlief ich ein und glaubte faſt,
Zum erſten Mal vergaß ich mein Gebet
Für meinen Vater. O ich haderte
Mit Gott und aller Welt — und auch mit Ihnen,
Dann aber hatt' ich einen Traum —

Juſtine. 'nen Traum,
Mariannchen?

Marianne. Nein, ich erzähl' ihn dir
Ein andermal. Jetzt iſt nicht Zeit dazu.
Doch hat er mich ſo ſtill und froh gemacht,
Obwohl er mir kein irdiſch Glück verſprach,
Sie werden nie mich wieder klagen hören.
Verſprechen Sie nur Eins mir, lieber Vater!

Digitized by Google

Ellinger. Was liebes Kind?

Marianne. Mir niemals zuzureden,
Sie zu verlassen, einem Mann zu folgen,
Dies Eine — niemals brächt' ich's übers Herz.

Ellinger. Frei soll dein Wille sein. Doch setzt' dir auch
Nicht Grillen in den Kopf. Die Zukunft, Kind,
Gehört dem Herrn.

Marianne (lächelt wehmüthig).
So Grillen, Vater, leisten
Uns trauliche Gesellschaft, wie ein Heimchen
Am Herd. Und fingen sie mir vor, ich würd'
Als altes Mädchen sterben, könnt' ich nicht
Dabei so glücklich doch gewesen sein,
Wie Mütterchen Justine? Bist du's nicht?

Justine. I nu, 's geht an. Ich könnte mir schon noch
Was Bessres denken.

Marianne. Doch was schwatz' ich alles!
Sie wollen mit mir ausgeh'n, lieber Vater,
So früh am Tag?

Ellinger (nach einem Kampf).
Ich — kann dich nicht betrügen,
Mein Kind: nicht ein Spaziergang, eine Reise
Steht uns bevor.

Marianne. Wie? eine Reise? Jetzt,
So plötzlich, und wohin?

Ellinger. Du wirst's erfahren,
Bald, unterwegs.

Marianne. Dann aber muß ich ja —
Ich kann doch nicht, so wie ich geh' und stehe —

Ellinger. Ein kleines Täschchen mit dem Nötigsten;
Mehr darf's nicht sein.

Marianne. Nun denn — Justine, komm
Und hilf mir —

Justine. Nee, mein Döchterken, dabei
Hilft die Justine nicht.

Marianne. Wie, Mütterchen?

Justine. Denn lebte deine sel'ge Mutter noch,
Die sagte jetzt zu deinem Vater: Christian,
Ich leid' es nicht, daß du das arme Wurm
Nach Polen mitnimmst, bei so schlechtem Wetter,
Weil dir ein poln'scher Graf was vorgeschwindelt.

Marianne. Nach Polen? Vater, ist das wahr?

Ellinger (zu Justine). Wer giebt Euch
Das Recht, Euch einzumischen?

Justine. J, das Recht,
Das hat mir mein Herr Rat ja selbst gegeben,
Wie er vor 18 Jahren zu mir sagte:
Justine, hier das Kind ist mutterlos;
Du sollst ihm Mutter sein. Und weil ich's bin,
So sag ich: nee, das Kind bleibt hier bei mir.
Ihr müßtet denn den alten Drachen auch
Mitnehmen, sonst laßt nur den Schatz zu Hause,
Da wird er gut bewacht sein.
(geht ans Fenster.)

Marianne. Vater, ist
Das wahr? Nach Warschau wollen Sie, und ich
Soll Sie begleiten? (Ellinger schweigt.)
Aber Mütterchen,
Was ist daran so Schlimmes, wenn der Vater
Nach Warschau in Geschäften reisen muß
Und nimmt mich mit? Ich kann ihm nützlich sein,
Ich weiß ja, wie er's liebt und nötig hat,
Und Jemand muß er haben, seine Kleidung
In Stand zu halten, oder wenn er krank ist,
Ihn zu verpflegen. Nein, wie wunderlich!
Liegt Polen denn im Mond, und kommt man nicht
Von da zurück? Geschwinde, lieber Vater,
Will ich mich rüsten, nein, ich brauch' nicht viel,
Sie haben recht. Das Andre kauft man dort.
Nicht um die Welt ließ ich allein Sie reisen!
(eilig ab nach rechts.)

Dritte Scene.

Justine (schmollend am Fenster). Ellinger.

Ellinger (nach einer Pause). Gebt Euch darein, Justine.
's ist beschlossen,
Und weil Ihr's doch einmal erfahren müßt:
Ich geh', um nicht sobald zurückzukehren.
Den Feind im Land zu sehn, die Schmach zu dulden,
Im aufgezwungnen Dienst mein Brot zu essen,
Es geht mir gegen mein altsächsisch Herz.
Mein Kind, wenn ich's ihm sage, wird's verstehn.
Ihr freilich — seid 'ne Preußin.

Justine. Und bei Der
Wär' wohl 'ne Sächsin nicht gut aufgehoben?

Ellinger Daß Ihr das nicht begreift! Der Tochter Platz
Ist an des Vaters Seite. Ihr jedoch,
Ihr werdet einsehn, Euer Platz, Justine,
Ist jetzt in diesem Hause mehr als je.

Justine. Mein Platz? Na, der wird bald wo anders sein,
Wo's keine Sachsen mehr und Preußen giebt,
Bloß stille Menschen, die sich nicht mehr rühren.
Mein Herrgott lasse bald mich dahin kommen,
Denn nirgends sonst mehr paß' ich hin.

Marianne (tritt wieder ein, trägt ein Handtäschchen). Da bin ich.
War ich nicht flink, mein Vater? O Justine,
Und du noch immer böse? (läuft zu ihr hin).
Nein, sei gut!
Ich schreibe dir, sobald wir angelangt,
Daß du mir nachschickst — nur das Nötigste
An Wäsch' und Kleidern — oder bleiben wir
Doch länger fort? Nun, wie der Vater will.
Und jetzt — (will Justine umarmen.)

Dörte (stürzt herein). Herr Rat, Herr Rat!

Justine. Was giebt es wieder?
Kannst du denn nicht manierlich — ·

Dörte. Drunten stehn
Soldaten. — Ach Herrjemersch nee! Ach Gott!

Justine. Nu nu!

Dörte. Sie fragen nach Herrn Rat!

Marianne (ist rasch an das Fenster getreten, beugt sich hinaus).
Vor unsrer Thür! Der Unteroffizier
Tritt ein.

Justine. Na, hatt' ich's doch gedacht! Die Suppe
Hat uns der Seelenverkäufer eingebrockt.

Ellinger (zu Dörte).
Geh! Frage, was man will! (Dörte ab.)

Digitized by Google

Justine. (hastig und leise). Wenn mein Herr Rat
Mir folgen wollte — durch die Hinterthür
Hinaus zum Garten — noch ist's Zeit —
Ellinger. Ich bleibe
Ich will doch sehen — (Es klopft.)
Justine. Du gerechte Güte
Nu ist's zu spät!
Ellinger. Herein!

Vierte Scene.

Vorige. Ein Unteroffizier (in Dragoneruniform).

Unteroffizier. Rat Ellinger?
Ellinger. Der bin ich. Eu'r Begehr?
Unteroffizier. Ich habe Ordre,
Mein Herr, zum Gouverneur Sie abzuführen.
Marianne. Vater!
Ellinger. Sei ruhig, Kind! — Was will man mir?
Unteroffizier (zuckt die Achseln). Weiß nicht. Wird der Herr Rat wohl dort erfahren.
Marianne. O Vater, ich vergeh' vor Angst!
Ellinger (seine Unruhe verbergend). Sei ruhig!
Nachfragen werden's sein in Steuersachen.
Wir sind ja Knechte, müssen Rechenschaft
Ablegen über jeden Atemzug.
Doch, warum eskortiert wie einen Sträfling,
Führt man mich durch die Stadt?
Unteroffizier. Dies meine Ordre.
Ellinger. Nun denn in Gottesnamen!
Marianne (stürzt ihm an den Hals). O mein Vater!

Fünfte Scene.

Vorige. **Marwitz** (eilig durch die Mitte eintretend).

Marwitz. Komm' ich zu spät? Ah, Gott sei dank!
Ellinger. Herr Leutnant,
Ich wund're mich, Sie hier zu sehn, nach dem,
Was gestern zwischen uns hier vorgefallen.
Vielleicht jedoch verdank' ich Ihnen diesen
Seltsamen Einbruch in mein Haus.
Marwitz. Herr Rat,
Beim Himmel, Sie erniedern nur sich selbst
Durch diesen schmählichen Verdacht. Sie sehn
Dort Feinde, wo die treusten Freunde sind.
Ihr schlimmster Feind hat tief sich eingenistet
In Ihrem eignen Herzen.
Ellinger. Wollen Sie,
Mir Lehren geben, junger Mann?
Marwitz. Nur Warnungen,
Nicht Lehren, Herr Rat. Sie möchten ihrer
Nur allzusehr bedürfen.
(zum Unteroffizier) Tretet ab
Und wartet draußen!
(Unteroffizier salutiert, geht hinaus.)
Ellinger. Werd' ich endlich hören —
Marwitz. Unsel'ger Mann, was haben Sie gethan!
Marianne. Wilhelm!
Marwitz (tritt vor).
Ich war beim Gouverneur, Graf Schmettau,
Mich abzumelden. In der nächsten Stunde
Sollt' ich zurück zu meinem Regiment,
Das in dem Lager jetzt bei Hochkirch steht.
Wenn ich die Nacht durchreite, bin ich morgen
Zur Stelle. Ob er noch Befehle habe,
Fragt' ich den Grafen. Doch er war zerstreut,
Vertieft in Briefe und Papiere, die
Er eben erst empfangen, wie mir schien.
Da sehn Sie, sprach er, einen Brief mir zeigend,
Welch einen Dank wir von den Sachsen ernten
Für alle Schonung, die wir stets geübt.
Statt die Beamten wegzujagen, nahmen
Wir alle neu in Eid und Pflicht. Und nun —
Intriguen, Unterschleife, heimliches
Verständnis mit dem Feind! Da unter andern
Ist ein Rat Ellinger —
Marianne. O Gott, Justine —!
Marwitz. Sie lagen im Quartier bei ihm — ein Mann
Von sonst unangefochtner Redlichkeit —
Und hier in diesem Brief — der Bote, der
Nach Schlesien sich mit ihm zum nächsten Postamt
Durchschleichen sollen, als verdächtig ward
Er eingebracht, der Brief ihm abgenommen.
Der Schreiber ein kursächsischer Agent,
Ein Graf Lubowski —
Justine. Ha! Der poln'sche Fuchs!
Hab's doch gewußt!
Marwitz. Dem König meldet er,
Gelungen sei's ihm, diesen Ellinger
Zu überreden, was an Steuern noch
In seiner Hand, für seinen Souverän
Zu retten, statt den Preußen auszuliefern.
Justine (leise zu Marianne, die in ihren Armen eine Gebärde des Erschreckens macht).
Still, still, mein Döchterken!
Marwitz. Er habe leider
Den eigensinnigen Mann nicht halten können,
Der in Person das Geld zu überbringen
Für seine Pflicht erklärt, statt hier zu bleiben
Und fernerhin im Schutze seines Amts
Der Krone Polen solcherart zu dienen.
Nun, immer handle sich's um runde Summen,
Und größere, so hoff' er, folgten nach.
Er selbst — Lubowski — bleibe noch, um weiter
Zu wirken —
Marianne. Vater — ist das alles — wahr?
Marwitz. Marianne — o was gäb' ich drum, ich hätte
Die schwere Stunde dir ersparen können!
Allein die Wache war schon abgeschickt,
Der Lauf des strengen Rechts nicht mehr zu hemmen.
Nur das ward mir vergönnt, hierherzueilen,
Darauf zu sehen, daß, was geschehen muß,
Mit aller Rücksicht auf den ehrenwerten
Charakter deines teuren Vaters —
Ellinger (der bisher in sich verschlossen dagestanden, blickt heftig auf). Rücksicht?
Ich brauche keine! Sparen Sie die Mühe!
Ich that, was meine Unterthanenpflicht
Gebot. Wenn mich ein preußisch' Kriegsgericht
Verurteilt nach dem Rechte der Eroberung,
Mein sächsisches Gewissen spricht mich frei.
Wenn mir Gesindel einbricht in mein Haus,
Bin ich im Stand der Nothwehr. Was ich ihnen
Abjagen kann von ihrer Beute, sei's

Digitized by Google

Durch List, sei's mit Gewalt, mein eigen ist's,
Und frei damit zu schalten, steht mir zu.
Das werd' ich vor den Richtern laut bekennen,
Und somit — lassen Sie uns gehn!

Marwitz. Sie werden
Dort keinen Anwalt finden, der für Sie
In diesem Sinne spräche. Übertretung
Der Pflicht, die Sie mit Handschlag übernommen —
O mein verehrter Rat, erwägen Sie!
Um ihrer Tochter willen, stoßen Sie
Den Freundesrat nicht weg! Nur Eines kann
Des Urteils Strenge mildern: daß Ihr Vorsatz
Noch nicht zur That geworden. Wenn Sie sagen,
Daß über Nacht Sie den Entschluß bereut —

Ellinger. Bereut, was ich mir rechne zum Verdienst?
Bin ich ein schwaches Weib, daß sich bei Nacht
Durch böse Träume schrecken läßt? Dort liegt
Ein Schreiben an den Gouverneur. Ich will
Nicht wie ein Dieb mich stumm von dannen schleichen.
Mein Haus und alle Habe, die es birgt,
Geb' ich darin zur Gegenrechnung preis,
Für das, was meinem angestammten Herrn
Zu retten ich gehofft. Sie sehn, Herr Leutnant,
So sehr wir unterdrückt sind, noch gelang's
Den Preußen nicht, den Mannesmut zu brechen
In unsern Herzen.

Marwitz. Alles denn umsonst! —
Nur Eines noch: falls Sie Papiere haben,
Geeignet, Sie und andre bloßzustellen —

Ellinger. Mit Niemand wechselt' ich ein schriftlich Wort.
Das einz'ge Schriftstück, das die alte Treue
Zu meiner Landesherrschaft mir bezeugt,
Der letzte Wille der hochsel'gen Fürstin,
Die mein gedachte, hier auf meiner Brust
Hab' ich's verwahrt und denke, diesen Trost
Wird man mir lassen auch in Haft und Banden.

Marwitz. Es schmerzt mich tief, doch dieses Trostes auch,
Des trügerischen, muß ich Sie berauben.

Ellinger (auffahrend). Wie?

Marwitz. In dem aufgefangenen Briefe rühmt
Der Pole sich des Streichs, der ihm gelungen.
Da seiner Lockung Sie sich nicht gefügt,
Hab' er, wohl wissend, wie ergeben Sie
Der Kurfürstin, ein Kodicill geschmiedet
Zu ihrem Testament, und einen Ring
Als ein vermeintliches Vermächtnis an
Den treuen Diener, Ihnen überbracht.
Mit diesem Köder nur sei's ihm geglückt,
Trotz Ihres Starrsinns Sie ins Netz zu locken.

Ellinger (hat in furchtbarer Erschütterung die letzten Worte vernommen, ein heftiges Zittern überfällt ihn, er greift mühsam in die Brusttasche, zieht ein Blatt heraus, das er mit allen Zeichen der Scham und Empörung zerreißt und zu Boden wirft, zerstreift den Ring vom Finger und wirft ihn in den Kamin, bricht dann auf dem Sessel am Schreibtisch zusammen, das Gesicht in beide Hände verbergend).

Marianne (stürzt zu ihm hin). Vater! Mein armer Vater!

Justine. Na, Herr Leutnant,
Das hätten Sie uns auch ersparen können!
(geht nach dem Hintergrunde, wo neben dem Bett ein Krug mit Wasser steht, tränkt ein Tuch damit, kommt wieder nach vorn, um Ellinger bemüht, der heftig alle Sorge um ihn abwehrt).

Marwitz. Beim ew'gen Gott, ich durfte nicht, Justine.
Er mußt' es wissen, der verratne Mann,
Was es für Menschen waren, denen er
Sein Glück aufopfern wollt' und seine Pflicht.

Marianne. Wie fühlen Sie sich, lieber Vater?

Ellinger (richtet sich auf). Gut!
Ich schäme dieser Schwäche mich. Doch jetzt
Ist's von mir abgefallen, und ein Gang
In frischer Luft — wo sind die Häscher? Rufen
Sie sie herein, Herr Leutnant.

Marwitz. Ich kam her,
Das Ärgste abzuwenden. Eine Sänfte
Soll gleich bereit sein —

Ellinger. Nein, zu Fuße will ich
Am offnen Tag hinschreiten durch die Gassen,
Und wenn die Leute fragen: Was verbrach
Der Christian Ellinger, daß vor Gericht
Er so geschleppt wird wie ein Taschendieb,
Dann soll man sagen: seinem Landesherrn
Hielt er die Treu! Geht hin und thut desgleichen!
(Geht nach der Thür, öffnet sie. Man sieht draußen den Unteroffizier.)
Ich bin bereit.

Marianne (sich an ihn klammernd).
Vater — ich lasse Sie
Nicht ohne mich —

Ellinger. Still! Du wirst bleiben, Kind
Du hast ja die erwünschteste Gesellschaft.
Um mich sei unbesorgt. — Mir ist jetzt wohler,
Wenn ich den Anblick keines Menschen mehr
Ertragen muß.
(Er drängt sie von sich, geht rasch hinaus. Die Thür wird geschlossen.)

Sechste Scene.

Justine. Marwitz. Marianne.

Justine. Daß meine alten Augen
Den Tag noch sehen sollten!

Marianne (sie umfassend). O Justine,
Ist es denn möglich!

Marwitz (am Schreibtisch).
Dieses Schreiben an
Graf Schmettau wird zu seinen Gunsten sprechen
(steckt den einen Brief ein.)
Doch hier ist noch ein Brief: „An unsre treue
Justine."

Justine. Was? An mich? Gebt mir den Brief,
Herr Leutnant! (betrachtet die Aufschrift.)
Ja, da steht's: „An unsre treue" —
Na, wenn's noch mehr Justinen giebt, 'ne treu're
Giebt's nicht. Ach du mein Heiland! So ein Herr,
Und jetzt wie'n armer Sünder in Prison,
Und Niemand da zu seiner Abwartung,
Der weiß, wie er's gewohnt ist! Meint Ihr wohl,
Herr Leutnant, wenn ich ihm die Dörte schickte — ?
Nee, nee, das geht ja nicht. Mein alter Kopf
Ist ganz confus — 's war auch wie Blitz und Schlag.
Am Ende steht's da drin, wie's mein Herr Rat
Gehalten wissen will.
(will das Siegel aufbrechen, steht auf Marianne, die in tiefem Schmerz vor sich hinblickt, dann auf Marwitz, nickt mit dem Kopf.)
Na, 's wohl besser,
Ich hol' mir erst die Brille.
(geht vor sich hinmurmelnd rechts ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

So kam's, daß Fritz Lienhardt abreiste, ohne daß ein Wort der Werbung von seinen Lippen gekommen wäre. Melanie wartete auf den Prinzen aus dem Märchen, der eines Tages erscheinen und sie erlösen sollte. Fritz Lienhardt war der Prinz nicht gewesen. Dieser stille, menschenscheue, weltflüchtige Mann, der sich in seine Träume einspann, ohne je daran zu denken, daß er sich thatkräftig und kampffreudig ihre Verwirklichung erringen könne, erfüllte ihr Ideal eines wirklichen Mannes nicht. Er verstand nicht ihr zu imponieren, sie sah nicht zu ihm empor, sie hatte Erbarmen mit ihm. Den Mann, dem sie sich einmal zu eigen geben sollte, mußte sie bewundern und anbeten können. Und sie harrte auf ihn. Mitten in dieser einsamen Öde, in der ihr Leben sich hinspann, jeder Tag wie das Glied einer unabsehbaren gleichförmigen Kette, wuchs und wuchs ihre Sehnsucht nach dem Befreier. Ihre Glieder dehnten sich in heißem Verlangen, und manchmal streckte sie ihre beiden Arme in die Luft, wie nach etwas Greifbarem, das sie umfassen könne.

Nach dem Sommer, mit dessen Schwinden Fritz Lienhardt Abschied genommen hatte, kam ein langer, trostloser Winter, der kein Ende nehmen wollte. Die Stürme heulten um das alte Herrenschloß, und die riesigen Parkbäume brachen fast unter den Schneelasten auf ihren Zweigen. Grau und eintönig ging das Leben hin. Melanie erstickte beinahe in dieser unendlichen Melancholie, die ihr keinen freien Atemzug mehr gewährte. Und ihr Blut kreiste in all' dieser trägen Bewegungslosigkeit des Daseins um sie her so wild und stürmisch, daß sie manchmal glaubte, sie müsse ihm die Pforten öffnen, um es ungehemmt hervorströmen zu lassen. Und dann kam der Frühling. Er kam in diesem Landstrich nicht wie ein mutwilliger Knabe, nicht mit sieghaftem Lächeln, es war nichts Jähes, Berauschendes, Bezwingendes in seinem Kommen. Zögernd und scheu kam er, als sei er sich dessen bewußt, daß er kein Recht habe, hier zu erscheinen, als fühle er sich nicht heimisch hier. Es lag etwas Wehmütiges in seinem schlichten Zauber.

Wenigstens für Melanie. Dieser Frühling erfüllte sie mit einer unsäglichen Trauer. Sie hatte sich noch nie so unglücklich gefühlt, wie jetzt, sie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, wenn Andere sie hätten gewahren können; in der Einsamkeit weinte sie herzbrechend. Ein Verlangen in unbestimmte Fernen kam über sie und mischte sich in ihr mit beklemmenden Todesahnungen. Sie verstand sich selber nicht mehr, sie war wie von sich selber losgelöst.

Und gerade jetzt, wo sie ihn nicht mehr erwartet hatte, wo sie nicht mehr an ihn dachte, kam er, der Prinz aus dem Märchen. Er kam und sah sie mit seinem strahlenden sieghaften Lächeln an und sie sank ihm bezwungen an die Brust. Sie fragte nicht mehr nach Recht und Sitte, sie dachte nicht an die Zukunft, sie hatte überhaupt keinen klaren Gedanken mehr; Alles in ihr löste sich auf in dem einen übermächtigen Empfinden, das wie eine Naturgewalt aus ihr hervorbrach und in dem sie sich willenlos, glückschauernd verlor.

Er hieß Graf Bernd Herzberg und war ein jüngerer Halbbruder des Schloßherrn von Perkuhn. Genial beanlagt und von der Natur

Digitized by Google

mit allen äußeren Vorzügen schöner Männlichkeit begnadet, hatte er in stürmischer Unrast die halbe Welt durchstrichen, um weder auf weiten Reisen, noch in den Wissenschaften oder in der Kunst Befriedigung und Genügen zu finden. Sein heißer Lebensdurst war nirgends gestillt worden. Reich mit Glücksgütern begabt, hatte er sich nie einen noch so ausschweifenden Wunsch zu versagen brauchen, spielend hatte er alle Erfolge errungen, war er der Sieger über unzählige Frauenherzen geworden, die ihm erbangend und begehrend entgegenschlugen. Für ihn gab es gar nichts Unerreichbares in dieser Welt. Wie er — infolge einer Wette am Champagnertisch — einmal sich an einem wissenschaftlichen Preisausschreiben beteiligte, und dann wirklich den ersten Preis gewonnen hatte, so hatte er mit dem gleichen sieghaften Übermut Felshöhen bestiegen, zu denen sich vor ihm noch keiner hinaufgewagt, war er in Südafrika auf die Tigerjagd gegangen, und hatte er in verschiedenen Ländern bei galanten Abenteuern hundertmal sein Leben auf's Spiel gesetzt, um immer nicht nur heil sondern auch erfolggekrönt daraus hervorzugehen. All' dies im Rausch errungene Glück, dieser beständige, mühelose Sieg hatten ihn aber nicht zu befriedigen vermocht, sie hatten ihn nur verwöhnt und übersättigt. Ein Anflug von Blasiertheit stahl sich in seine triumphierende Jugendlust, aber er diente nur dazu, seine Anziehungskraft zu steigern. Nach Perkuhn war er gekommen, um Melanie zu sehen. Fritz Lienhardt hatte ihm in einer traulichen Stunde von ihr erzählt und von ihr vorgeschwärmt. Die beiden waren Altersgenossen, Schul- und Universitätsfreunde; sie hatten bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit ihrer Charaktere, ihrer Anschauungen und Bestrebungen doch so viel Gemeinsames, daß sie fest aneinander hingen. Berndt hatte kaum je einen anderen Menschen so tief in sein Innerstes blicken lassen, wie diesen schüchternen, weltfremden Theologen, der über seinem Dichten und Sinnen die Jugend und das Glück versäumte. Er wollte jetzt selber prüfen, ob Melanie die rechte Frau für diesen unpraktischen Ideologen war, und wenn sie es war, die Beiden zu einander bringen. Gutmütig und hilfsbereit genug war er dazu. Und daß man Fritz gewaltsam zu seinem Glück verhelfen müsse, stand lange fest für ihn.

Nun war er da, und alle seine Vorsätze waren verloren, nachdem er Melanie zum ersten Mal gesehen. Hier den uneigennützigen Freiwerber für einen Anderen zu spielen, dazu war er nicht der rechte Mann. Er wollte selber siegen und Melanie machte ihm den Sieg leicht. Für sie war er der längst verheißene Erlöser. Jauchzend, wie eine junge Bacchantin, warf sie sich ihm in die Arme. Ahnungslos, willenlos, ohne Scheu und ohne Scham gab sie sich ihm preis. Und Berndt Herzberg war nicht großmütig genug, um ihr Opfer zu verschmähen. Er nahm auch dieses hin wie andere vorher. Und doch wußte er in all' seinem leidenschaftlichen Erglühen, daß die Stunde kommen würde, wo sie ihm nichts mehr sein würde als eine verkörperte, wohlige Erinnerung, eine unter vielen.

Es ging, wie es gehen mußte. Ein kurzer, heißer, atemloser Rausch war verflogen. Berndt dachte an die Abreise. Die thatenlose Einförmigkeit auf Perkuhn, die ihm nicht einmal durch den mühelos erkämpften Liebessieg erträglich wurde, hatte schon zu lange gewährt. Dazu widerstrebte seiner stolzen und hochfahrenden Natur die Heimlichkeit, mit der er den Genuß, der ihm hier geworden, umschleiern sollte; er war daran gewöhnt, immer nur bei offenen Thüren zu leben. So ging er, — mit dem Versprechen, wiederzukehren, aber es war ihm mit diesem Versprechen schon nicht mehr ernst. Der Traum war vorüber, die klare Nüchternheit seiner Selbstsucht hatte wieder Raum bei ihm gewonnen.

Melanie ließ den Geliebten ahnungslos ziehen. Sie weinte kaum eine Thräne hinter ihm her. Sie war ja glücklich gewesen, ihr Loos war leuchtend in Erfüllung gegangen. Und an seiner Rückkehr kam ihr kein Zweifel. Er würde eines Tages wieder da sein und sie mit sich nehmen und sie würde ihm folgen — nicht auf sein Schloß, sondern in die weite Welt hinaus, die sein Heim und sein Eigen war, als seine Sklavin, als seine Geliebte, als sein Weib. Es waren glanzvolle Bilder, die ihre Seele erfüllten. Bis eines Tages dann eine furchtbare Angst über sie kam und ihr eine Entdeckung wurde, die mit einem Schlage die Welt um sie her verwandelte.

Digitized by Google

Melanie fühlte sich Mutter. Und mit den ersten Regungen dieses Gefühls wurde aus dem phantastischen, weltfremden Kinde das klar sehende Weib. Sie schrieb an Berndt, ohne eine Bitte, ohne eine Mahnung an das zu knüpfen, was er wissen mußte. Der Mann, der erfuhr, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, hatte nur einen Weg vor sich und jeder Gedanke daran, er könne diesen Weg nicht einschlagen, wäre ihr als Sünde erschienen. Sie wartete auf ihn. Im Grunde war ja nun nichts anders geworden, als daß er früher kommen mußte, um sie zu holen, als es sonst vielleicht in seinen Plänen gelegen haben mochte.

Aber Berndt Herzberg kam nicht. Er rief Melanie zu sich in die Residenz, wo er weilte, und bei Nacht und Nebel verließ sie Schloß Perkuhn, heimlich, wie eine Verbrecherin. Es gab kein Zögern mehr für sie. Und zum ersten Mal unterwegs kamen ihre schwere, düstere Gedanken. Dann sah sie Berndt wieder und wollte sich jauchzend und weinend zugleich ihm an die Brust werfen. Aber Berndt Herzberg war ein anderer geworden. Er trat ihr mit kühler Freundlichkeit, rücksichtsvoll und höflich entgegen. Statt des wilden, stürmischen Feuerkopfes, der sie lächelnd bezwungen, sah sie einen müden, überreizten Mann der großen Welt vor sich, der sich scheinbar kaum noch zu erinnern wußte, daß auch sie einmal zu den Weibern gehört hatte, die er besessen. Es war ein grausames Erwachen.

Und dann mußte sie hören, daß Berndt Herzberg nicht der Mann sei, um einen Rausch mit lebenslänglichem Unglück zu bezahlen. Eine derartige Verpflichtung erkannte er nicht an, er wies sie lachend von sich. Er begriff auch nicht, wohin eine derartige Komödie hätte führen sollen; weder sie noch er hätten einen Gewinn davon gehabt. Ein Berndt Herzberg band sich überhaupt nicht, am allerwenigsten an ein verführtes Mädchen. Seine Natur errrug keine Fesseln, er wäre darunter zu Grunde gegangen. Und treu hätte er ihr ja doch nicht bleiben können, ob sie nun seine Geliebte oder seine Frau hieß.

Das alles mußte Melanie sich sagen lassen und hatte kein Wort der Abwehr oder der Entgegnung. Sie war zu stolz, um zu bitten, es verhärtete sich auch allmählich Alles in ihr. Was unter seinen Worten in ihrem Innern hinstarb, das konnte niemals mehr aufleben. Wie sie Berndt als einen Verwandelten wiedergefunden hatte, so wurde sie selbst nun zu einer anderen; er machte sie dazu. Ohne Vorwürfe wollte sie von ihm scheiden, nur mit einer Empfindung unsäglicher Verachtung im Herzen und mit einem heißen Todesverlangen in der Brust. Aber Berndt hatte ihr noch mehr zu sagen. Wenn sie auch sein Weib nicht werden konnte, — der bloße Gedanke, je eins sein zu nennen, machte ihn lachen, — es gab einen Anderen, der sie zu seinem Weibe machen konnte und wollte. Und dieser Andere liebte sie, trotzdem er wußte, wie es um sie stand, dieser Andere würde sie wieder zu Ehren bringen, der unter anderen Verhältnissen nie gewagt haben würde, seine Augen zu ihr erheben, fand gerade nun erst den Mut dazu, und ihr Kind würde sein Kind sein. Dieser Andere war Fritz Lienhardt. Berndt hatte über Alles offen mit ihm geredet, und Fritz Lienhardt ersehnte die Stunde, wo er Melanie sollte sein nennen können. Dem guten Jungen war es in letzter Zeit erbarmenswert schlecht gegangen. Der Theologie hatte er endgiltig Valet gesagt, weil seine Gewissensbedenken ihm über den Kopf gewachsen waren; er hatte sich aus der Gottesgelehrtheit „hinausstudiert“. Dafür hatte er zum Dank den väterlichen Fluch eingeerntet, und nun, ohne jede Unterstützung von Seiten der Angehörigen, berufslos und mittellos ein trauriges Dasein gefristet, kaum notdürftig durch die Erträgnisse aus etlichen Privatstunden sich vor dem Hungern schützend. Und dabei immer mit seinen hochfliegenden Dichter- und Künstlerträumen in der Seele! So hatte Berndt ihn gefunden und ihm geholfen. Er wollte ihm auch weiter helfen. Nur für einige Zeit; denn nachher würde Fritz Lienhardt bei seiner eminenten Begabung schon selbst seinen Weg machen und sein Glück gründen. Ein großer Musiker und ein großer Poet konnten aus ihm werden. Und er war ganz der Mann, dem ein stilles Familienglück und eine gesicherte Stellung dazu verhelfen würden, seine Schwingen zu siegreichem Fluge zu entfalten.

Melanie hatte bei Berndt's beredten Worten die instinktive Empfindung gehabt, daß er ihr da eine abermalige Schmach ansinne. Sie

Digitized by Google

mißtraute ihm, sie glaubte an einen Hinterhalt, den er ihr legen wollte. Und doch stimmte die Erinnerung an Fritz Lienhardt sie weich und löste den starren Todestrotz in ihrem Innern. Wenn es wahr wäre, daß sie diesem Manne etwas sein konnte, daß sie überhaupt einem Menschen in der Welt noch etwas sein konnte! Es hätte ihr das Leben, den Glauben an sich selbst, die Achtung vor sich selber zurückgegeben. Und sie mußte auch daran denken, daß sie über das werdende Leben, das da an's Licht drängte, nicht eigenmächtig das Todesurteil fällen durfte. Sollte das Kind aber leben, so mußte sie ihm die Schande ersparen, die dem Vaterlosen lebenslang würde angehaftet haben. Wenn Fritz Lienhardt also wirklich sie liebte und über der Liebe zu ihr vergessen wollte und konnte, was geschehen war, warum sollte sie ihm die Hand nicht reichen, statt sich um eines Ehrlosen willen wie eine Dirne in's Wasser zu stürzen? Berndt Herzberg war es gar nicht wert, daß sie sich um ihn tötete; man wirft nicht Alles hin um Einen, den man von Grund seiner Seele verachtet.

In solcher Seelenstimmung sah sie Fritz Lienhardt wieder. Wie eine demütige Büßerin nahte sie ihm, sie wagte nicht, die Augen zu ihm emporzuheben. Er aber zog sie sanft in seine Arme und küßte sie wortlos. In jener Stunde waren ihr zum ersten Male die Thränen wiedergekommen. Sie hatte Fritz Lienhardt früher geschätzt und bemitleidet, jetzt bewunderte sie ihn in seiner stillen Größe. Er versprach ihr nichts, er klagte sie nicht an und er entschuldigte sie nicht, er nahm Alles hin, wie ein Schicksal, das man tragen muß. Und aus seinen Augen leuchtete ein heiliger Entschluß, es ihr tragen zu helfen. Seine zartfühlende Rücksicht und die stille Glücksempfindung in seinem Wesen, die sich nicht zu verraten wagte und jede stürmische Leidenschaftsäußerung wie etwas Entwürdigendes ausschloß, rührten sie innig. Sie fühlte sich ihm gegenüber nur als eine begnadigte Sünderin, während in Berndt's Nähe ihr Stolz und ihre Geringschätzung seiner Person mächtiger gewesen waren als ihr eigenes Schuldbewußtsein. So ward sie Fritz Lienhardt's Frau.

Es war anfangs eine glückliche Ehe. Die Beiden lebten mitten im Gewühl des flutenden Großstadtlebens wie verschollen und vergessen in ihrer Einsamkeit. Fritz Lienhardt arbeitete, er schuf an seinem großen Musikdrama, das der Welt sein Können beweisen sollte, und Melanie umgab ihn mit sorgender Liebe. Kein Mensch fragte nach ihnen, keiner wußte von ihnen, sie waren wie losgelöst von allen alltäglichen Lebensbedingungen. In ihrer Beider Verhältnis zu einander lag etwas merkwürdig Zartes und Keusches, niemals rührten sie an das Eine, das wie ein Verhängnis über ihnen schwebte. Melanie war voll demütiger Ergebung. Dem wilden Rausch, der wie ein gewaltsamer Ausbruch ihrer lange gebändigten Natur sie in die Arme Berndt's getrieben hatte, als erfülle sie dadurch nur ihre Bestimmung, als sei es ihr Recht, sich ihm hinzugeben, war eine tiefe Erniedrigung, eine heiße Beschämung gefolgt. Der Haß und die grollende Verachtung gegen Berndt waren zurückgetreten hinter der Selbsterkenntnis, daß nur sie verschuldet habe, sie ganz allein im Taumel sündigen Leichtsinns, was ihr geworden war, und daß sie dann ein Loos gefunden weit über Verdienst und Würdigkeit hinaus, glücklich und reich. Dies Bewußtsein stimmte sie täglich auf's neue weich und nachgiebig, erfüllte sie immer wieder mit einem warmen Dankgefühl gegen den, der ihr Retter geworden war. Und dies stete Dankgefühl war in erster Linie auch das Band, das sie an ihren Gatten knüpfte. In der Stille ward dann eine echte, hingebende Liebe daraus, eine Liebe, über der etwas Heiliges, etwas für sie Entsühnendes lag, die sich aber in Worten niemals kundgab. Melanie nahm sie wie ein unverdientes Geschenk gnädiger Götter hin. Sie selbst war im Innersten gewandelt. Ihr stürmisches Sehnen in die Weite war einem beglückenden Ruheverlangen gewichen.

Das alles wurde plötzlich anders, als das Kind zur Welt kam, das nicht Fritz Lienhardt's war. Es war ein Knabe und er sah Berndt Herzberg sehr ähnlich, daß Melanie erschrak, als man ihr es zeigte. Bei Fritz Lienhardt aber war's, als ob er aus einem ruhigen Schlaf, in dem er freundliche Träume gehabt, unsanft emporgerüttelt worden sei. Das Gefühl einer ungeheuren Schmach, die man ihm angethan, erwachte plötzlich in ihm. Er sah alles Geschehene jetzt in ganz anderem Lichte.

Digitized by Google

Wie hatte er sich nur dazu hergeben können, nun mit seinem ehrlichen Namen die Folgen eines schmählichen Liebeshandels vor der Welt zuzudecken und den Verführer seiner Verpflichtungen dadurch zu entlasten? Und er hatte sich für dies Opfer, das er brachte, das kein Ehrenmann hätte bringen dürfen, auch noch bezahlen lassen. Nicht einmal freiwillig, aus übel verstandener Gutmütigkeit, nein, gegen Geld hatte er gethan, was man von ihm verlangte. Berndt Herzberg hatte ihm das alles freilich anders dargestellt, hatte verstanden, es ihm annehmbar und ehrenvoll erscheinen zu lassen, — was verstand der nicht? In schönen Worten war er immer ein Meister gewesen. Und er hatte so fein geredet, daß Fritz Lienhardt in seiner ehrlichen Dummheit am letzten Ende noch gerührt gewesen war und geglaubt hatte, er und ganz allein er sei diesem Manne zu Dank verpflichtet, der ihn seiner sorgenvollen, kümmerlichen Existenz entriß, ihn in den Stand setzte, seinen Neigungen schrankenlos folgen zu können, ihm das Weib an die Seite gab, das er seit langem im Geheimen heiß und leidenschaftlich geliebt hatte. Er hatte wohl noch gar gedacht, daß ihm da ein Loos zu Theil werde, auf das er, der verhungerte Student der Theologie, der Sohn eines armseligen Landpfarrers, niemals ein Anrecht gehabt, und auf das er niemals gehofft. Und welch' ein schmählicher, ehrloser Handel war es doch im Grunde gewesen! Berndt Herzberg hatte es getrieben, wie die Fürsten, die auch zu gelegener Zeit sich ihrer Maitressen zu entledigen wissen, indem sie sie ihren katzenbuckelnden Schranzen antrauen lassen, die sich für das gnädige Wohlwollen dann noch mit Handkuß und Kniefall bedanken. Warum auch nicht? Er hatte immer wie ein Fürst zu leben gewußt, hatte alle seine ausschweifendsten Launen befriedigen können. Seine Reichtümer gestatteten ihm das. Und es gab ja auch Schranzen genug für solch' einen Despoten. Nur daß er, Fritz Lienhardt, einer von ihnen hatte sein müssen, das erfüllte ihn mit tiefem, unaussprechlichem Ekel vor sich selber.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Kinde.*)

Was kann unser Käthchen noch alles werden!
Kaum hat's die Äuglein aufgemacht,
Und ist das befungenste Kind der Erden!
Was Dichterweisheit aus tiefstem Schacht,
Was Dichtergüte aus tiefstem Herzen
Zu spenden vermag — mit Segnen und Scherzen
Wird's an die Wiege Dir zugebracht.
Das singt und klingt von allen Seiten,
Dich hold ins Leben hinein zu geleiten:
Vor deinen ersten Jambus „Mama"
Sind schon unzählige andre da,
Unter Spondeen lernst du das Steh'n,
Unter Trochäen das Aufrechtgeh'n,
Unter Daktylen den Kingelreih'n,
Und ich wag's zu prophezeien:
Kann erst lesen das kleine Mädchen,
Giebt es schon tausend „Lieder an Käthchen."
Tausend Lieder sind schrecklich schön!
Käthchen freut sich an dem Getön,
Ist auch als braves, liebes Kind
Seinen Sängern recht dankbar gesinnt,
Aber mehr so im Großen und Ganzen.
Will lieber spielen, will lieber tanzen,
Blickt nur ab und zu hinein,
Bis eines Tags in sein Kämmerlein
Wieder flattert ein Gedicht.
Zwar in Versen ist es nicht,
Aber von den anderen tausend
Klingt kein Lied so stark und brausend,
Und doch so zart und innigsich:
„Liebes Käthchen, ich liebe dich!"
Und diesem tausend und ersten Lied
Wirst du zu lauschen nimmer müd'.
Die glückliche Braut ward zur glücklichen Frau,
Die Winde wehen lind oder rauh,
Bald tritt die Sonn' hinter's Wolkenthor,
Bald bricht sie doppelt leuchtend hervor,
Du trägst dein Teil von Menschenleid,
Auch bleibt man nicht jung in alle Zeit,
Aber dich labt im treuen Gemüt
Der Zauber, der jenem Lied entsprüht —
Es klingt und singt und lebt allein,
Doch unsre tausend ruhen im Schrein.
Nicht immer freilich. Zu stiller Stund'
Flüstert die Worte nach dein Mund,
Die Worte der Dichter, die dich gesegnet,
Eh' sie dir je im Leben begegnet.
Die Einen deckt das Kafenkleid
Die Andern die Verschollenheit —
Ihr Ruhm? — der Schnee vom letzten Jahr!
Du aber denkst ihrer — in Rührung sogar:
Dann freilich sprichst du: „Ihr lieben Dichter,
Habt tausend Dank, doch schöner und lichter
Als euer Lied, das beste und hehrste
Bleibt doch für mich das tausend und erste."

Karl Emil Franzos.

*) In das Album eines kaum anderthalbjährigen Berliner Kindes, in das auf Wunsch der Eltern die bekanntesten deutschen Dichter Denkreime geflistet.

Digitized by Google

Ein deutsches Nationallied.

Nächst Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein“ ist Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über Alles“ unser meist gesungenes Nationallied geworden. Darum wird die Facsimile-Wiedergabe der ersten Niederschrift des Gedichts, wie sie die nebenstehende Seite bietet, den Lesern unserer Zeitschrift sicherlich von Interesse sein. Wir entnehmen sie mit freundlicher Zustimmung der Verlagsbuchhandlung F. Fontane & Co. der gegenwärtig in ihrem Verlage erscheinenden, von uns bereits wiederholt erwähnten Gesammt-Ausgabe der Werke Hoffmanns. Einige Notizen über die Entstehung des Gedichts seien im Anschluß daran mitgeteilt.

In „Mein Leben“ (Band III, S. 208 ff.) erzählt der Dichter:

„Vom 11. August bis 5. September (1841) in Helgoland . . . Am 28. August kommt Campe [Julius C., der bekannte Hamburger Verleger]. Er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Teils der Unpolitischen Lieder . . . Am 29. August spaziere ich mit Campe am Strande. „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisd'or.“ Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm „Deutschland, Deutschland über Alles“ und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisd'or auf meine Briefstasche. Wir beratschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen. Campe schmunzelt: „Wenn es einschlägt, so kann es ein Rheinlied werden. Erhalten Sie drei Becher, muß mir einer zukommen.“ Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydn'schen Melodie in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill. An letzterem nichts gut als der gute Wille. Hoffentlich werden meine Freunde ein besseres Bild von mir in der Erinnerung behalten haben.“

Campe erwies sich auch in diesem Falle als ein Mann von seltenem Weitblick. Das Lied bekam fast sofort Flügel, die Buchhändler bestellten hunderte und aber hunderte von Exemplaren, eine kleine Breslauer Handlung setzte sogleich deren 400 ab. Kurz darauf konnte es der Dichter singen hören und seine Wirkung auf die Massen selbst beobachten. Es war am 5. Oktober 1841 zu Hamburg.

„Abends 10½ Uhr,“ erzählt der Dichter, „wird Welcker'n, der zwei Tage vorher angekommen ist, ein Ständchen gebracht. Die Schäffersche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Fackelschein und mit Begleitung von Hornmusik: „Deutschland, Deutschland über Alles!“ Dann redet Dr. Wille auf Welcker. Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben. Welcker dankt tief bewegt. Es wird nun ein zweites Lied von mir gesungen: „Deutsche Worte hör' ich wieder,“ u. s. w. Wir begrüßen dann Welcker, Wille überreicht ihm mein Lied der Deutschen.“

Seither wurde das Lied immer volkstümlicher, eines der Lieblingslieder der deutschen Liberalen, während es die reaktionären Parteien nach Kräften bekämpften und zu unterdrücken suchten. In den fünfziger Jahren mag dies auch bis zu einem gewissen Grade gelungen sein, doch erhielt es sich als Commerslied, auch die Liedertafeln sangen es häufig. Immer neue Kompositionen tauchten auf, doch blieb die Haydn'sche Melodie die herrschende. Mit der liberal-nationalen Strömung der sechziger Jahre erlebte das Lied seine zweite Blütezeit: es erklang nun wieder von Aller Lippen. Hingegen konnte es sich 1870 gegen Schneckenburgers Lied nicht behaupten, die „Wacht am Rhein“ wurde die eigentliche Kriegshymne; daß es neben diesem Liede damals gleichfalls oft gesungen wurde, ist selbstverständlich.

Zu einer Zeit, da dies noch nicht entschieden war, unmittelbar nach Ausbruch des Krieges, ließ ein Freund des Dichters, Theodor Goeling zu Hamburg, das Lied drucken, um durch Verteilung desselben die patriotische Begeisterung zu heben und der Verbreitung des Liedes, welches er als die Nationalhymne anerkannte, förderlich zu sein. Hoffmann schrieb darauf an Goeling in einem Briefe vom 18. August 1870:

„Da Sie nun einmal: „Deutschland über Alles“ drucken lassen, so könnten Sie wohl als Einleitung meine Oratio pro domo beifügen. Daß ich auch an mich denke, werden Sie begreiflich finden, denn mein Einziges, meine Sonne, ist und bleibt mein Vaterland!“

Diese Oratio pro domo wurde zwar damals nicht gedruckt, hat sich aber in der Handschrift des Dichters erhalten und lautet:

„Deutschland über Alles“.

Daß dies Lied eine Zukunft haben würde, stand zu erwarten. Von dem Augenblicke an, daß wir aufhörten, zu fragen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, von dem Augenblicke an, daß diese Frage beantwortet war durch die siegreichen Heere von ganz Deutschland, da wurde das Lied:

„Deutschland über Alles“

zur Wahrheit und kann von nun an als ein Lied aller Deutschen mit Recht gesungen werden, wenn es auch die ganze Welt außer Deutschland verdrießt.*) Ja, wir haben endlich ein Recht dazu, mehr als der Engländer zu seinem Rule Britannia und der Franzose hatte noch zu seiner Marseillaise.

Der Dichter ist bekanntlich Hoffmann von Fallersleben. Er verfaßte das Lied den 26. August 1841 in Helgoland, wo er eben damals das Seebad gebrauchte. Einige Tage später übergab er es Julius Campe (Firma: Hoffmann & Campe in Hamburg). Es erschien mit der Melodie von Joseph Haydn zu „Gott erhalte Franz den Kaiser“ schon den 1. September als Sonderdruck mit der Bemerkung: „Text: Eigentum der Verleger.“ Die Bemerkung war ganz überflüssig, denn daß jedes Lied in Deutschland vogelfrei ist, stellte sich auch für Herrn Campe, noch ehe das Jahr zu Ende ging, schon heraus. Der Text ging in die am meisten verbreiteten Commers- und Liederbücher über. In den meisten wurde die Haydn'sche Melodie beibehalten.

So schön und passend diese Melodie ist, so schien sie doch nicht allen Komponisten zu genügen, und viele versuchten, wie es bei so manchem allgemein ansprechenden Liede geschieht, es neu zu komponieren.

Das „Singe, wem Gesang gegeben“, hat aber gewiß auch in der Musik seine Grenzen, und es fragt sich, ob es für ein Lied, zumal eins, das sich zu einem Volksliede eignet, ein Vorteil ist, wenn seine Singweise immer wieder in Frage gestellt und es fortwährend als ein Lied Aller von Jedem verschieden gesungen wird.

Es wäre wirklich der Mühe wert, unter den vielen Kompositionen, die von diesem Liede seit 30 Jahren verfaßt sind, diejenige herauszufinden, welche die Haydn'sche überträfe, damit der schöneren vor der schönen der Vorzug würde.“

*) Behauptete doch der Deputirte Liegeard in der Militärdebatte im Dezember 1867, eine Nation, die ein solches Lied singen könne, zeige einen „Mangel an Bescheidenheit.“ Anm. des Dichters.

Digitized by Google

Helgoland 26 Aug 41

Lied der Deutschen

Deutschland, Deutschland über Alles,
über Alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutz
brüderlich zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt –
Deutschland, Deutschland über Alles,
über Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutsche Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern
unser ganzes Leben lang –
deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand –
blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben: „Deutschland über Alles". (Autograph.)

Digitized by Google

Hoffmann läßt nun die ihm bekannt gewordenen Kompositionen in alphabetischer Reihe folgen; es sind deren von Franz Abt, A. Dreſel, M. Ernemann, Wilh. Greef, Heinr. Groſſe, L. Hahn, C. Halbmair, Iyer, Louis Kindſcher, F. G. Klauer, Conradin Kreutzer, Franz Lachner, Fr. Müller, B. Neßler, Ernſt Richter, Ludwig Scherff, C. G. Schöne, L. Start, C. Thiele. Alſo zuſammen neunzehn, ob und wie viele ſeit 1870 hinzugekommen, wiſſen wir nicht zu ſagen. Aber auch heute noch haben die Worte, mit denen Hoffmann ſeine Oratio ſchließt, ihre volle Giltigkeit:

„Vorläufig wollen wir Joſef Haydn's Melodie feſthalten und glauben ſie mit gutem Gewiſſen empfehlen zu können."

Was die Form des Liedes betrifft, ſo iſt ſie Hoffmann ebenſo mühelos geglückt, wie das meiſte, was er gedichtet. Unter die beiden letzten Zeilen:

„Blüh' im Glanze dieſes Glückes,
Blühe deutſches Vaterland"

ſchrieb Hoffmann die folgende, auf dem Facſimile nicht erſichtliche Variante:

„Stoßet an und ruft einſtimmig:
Hoch das deutſche Vaterland!"

Er ſtrich ſie wieder und blieb bei der erſten Faſſung, was auch ſicherlich wohlgethan war.

In neueſter Zeit iſt dem ſchönen Liede das ſeltſame und nicht eben günſtige Schickſal zu Teil geworden, zum Lieblingslied einer Partei zu werden, die wohl alle Unbefangenen und Wohlgeſinnten in Deutſchland nicht für exiſtenzberechtigt halten. Eben darum hegen andere, namentlich die entſchieden liberal geſinnten Kreiſe eine gewiſſe Scheu, das Lied auf das Programm ihrer Feſte zu ſetzen. Wir können dies nicht billigen; das Lied gehört allen Deutſchen, und daß es zum Kampflied jener Partei geworden, dafür kann das ſchöne Lied nichts, aber auch Hoffmann von Fallersleben nicht, der edle, huldſame Mann, der ja auch die Strophe gedichtet hat:

„Trennt uns Glauben, Streben, Meinen,
Eins ſoll, Eins ſoll uns vereinen —
Brüder, reicht euch froh die Hand!
Deutſchlands Freiheit, Deutſchlands Einheit,
Und in ihrer ſchönſten Reinheit
Liebe für das Vaterland!"

Litterariſche Notizen.

— „Kein tadelloſes Kunſtwerk, aber ein herzbewegendes Buch, das zunächſt auf alle Menſchen von verwandter Weltanſchauung ſeine tiefe Wirkung nicht verfehlen wird, das aber auch über dieſen Kreis hinaus Beachtung verdient." Mit dieſen Worten habe ich kürzlich in dieſer Zeitſchrift (Band XIII, S. 128) das Trauerſpiel „Beatrice" von A. Georgi zu charakteriſieren verſucht; nichts Anderes, weder Geringeres, noch Höheres wäre auch von einem zweiten Drama desſelben Autors — man weiß, es iſt eigentlich eine Autorin — auszuſagen: „Die Rache iſt mein." Schauſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.) Wieder betreffen die Hauptbedenken die Führung der Fabel. Der Zufall vermag viel und es wäre thöricht, dem Dichter verbieten zu wollen, daß er auf etwas ganz verzichte, was im Leben eine ſo ungemeine Rolle ſpielt, aber es iſt doch ein allzu ſtarkes Stück, daß der Held des Stückes, ein Wüſtling und Verführer, zufällig in ein Haus tritt, um in demſelben in den vier Frauen, die eben darin verſammelt ſind, ſeine Jugendgeſpielin, dann eine von ihm verführte Frau, ferner ein Mädchen, das er eben verführen will, und endlich — ſeine eigene Gattin anzutreffen. Läßt man die Vorausſetzung gelten, ſo iſt dann freilich an der Kraft, wie an der Folgerichtigkeit des dramatiſchen Aufbaus wenig mehr auszuſetzen. Die Charakteriſtik iſt viel lebenswahrer, als in „Beatrice"; die Figuren ſind ſämtlich zum Greifen klar vor uns hingeſtellt, nach dieſer Hinſicht iſt die Dichterin nicht bloß ſehr weit über ihr Erſtlingswerk hinaus, ſondern auch den Zielen echter Kunſt ſehr nahe gekommen. Namentlich der Held iſt vortrefflich gezeichnet; ein echter moderner Ich-Menſch, und doch kein Scheuſal. Ebenſo iſt die Sprache durchweg natürlich, charakteriſtiſch, an rechter Stelle ſchwungvoll. Was den Grundgedanken betrifft, ſo ſei der Verfaſſerin ſelbſt das Wort erteilt: ihr Werk, ſagt ſie, verfolge keinerlei konfeſſionelle Tendenz; ſie wolle nur wiederum an die Wahrheit erinnern, daß Haß und Rache jene, die dieſe Empfindungen hegten, am meiſten ſchädigten — „in ſittlicher Beziehung immer und in jedem Falle, auch da, wo die Rache äußerlich ihren Zweck erfüllt." Das wird jeder ethiſch empfindende Menſch gern unterſchreiben, nur hat es ſich die Dichterin etwas zu ſchwer gemacht. Eine Mutter ſieht ſeinen anderen Ausweg, ihr einziges Kind vor dem Untergang zu erretten, als indem ſie ſeinen Verführer erſchießen will — noch mehr, auch der Leſer ſieht keine andere Rettung — und die Mutter erſchießt ſtatt des Verführers ihr Kind! Das iſt eine ſchwere Verſündigung an der poetiſchen Gerechtigkeit, und es iſt vielleicht das beſte, was ich dieſem Buche nachſagen kann, wenn ich ausſpreche: ich habe es dennoch in tiefer Ergriffenheit aus der Hand gelegt und ſo lange ich es las, habe ich der Dichterin auch ihre Tendenz geglaubt. l. h.

— Im Verlage von J. J. Weber in Leipzig iſt ein Theater-Album („Gedenkbuch an meine Opernbeſuche") erſchienen, welches ſich durch Ausſtattung und Inhalt recht gut zum Feſtgeſchenk für jugendliche Muſikliebhaber eignet. Es enthält nebſt einer Einleitung 28 kurze Biographieen hervorragender Komponiſten, von Gluck bis zu Mascagni, deren Porträts, die Textüberſichten ihrer bedeutenderen Opern, welchen überdies je ein Blatt mit auf das betreffende Werk bezüglichen Fragen beigegeben iſt, die den Beſitzer des Albums dazu anregen ſollen, ſich über den Eindruck klar zu werden, den Schöpfung und Aufführung auf ihn hervorgebracht haben.

Neue Bücher.

Nachſtehend verzeichnete Werke ſind der Redaktion zur Rezenſion zugekommen:

Hansjakob, Heinrich. Wilde Kirſchen. Erzählungen aus dem Schwarzwald. Dritte Auflage. Heidelberg. Georg Weiß. 1893.

Wyſard, Alex. Denkſteine am Lebensweg. London A. Siegle. 1892.

Schroeder, Leopold von. Mangoblüthen. Eine Sammlung indiſcher Lieder in deutſcher Nachbildung. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1892.

Helmholtz, H. von. Goethes Vorahnungen kommender naturwiſſenſchaftlicher Ideen. Rede gehalten in der Generalverſammlung der Goethe-Geſellſchaft zu Weimar den 11. Juni 1892. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Ernſt, Otto. Neue Gedichte. Hamburg. Conrad Kloß. 1892.

Schultheiß, Albert. Das Feſtſpiel zu Rothenburg. Eine heitere Pfingſtgeſchichte. Mit 16 Abbildungen und erläuterndem Texte aus dem Feſtſpiel. München. M. Poetzl. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, iſt unterſagt und wird ſtrafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Lie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

So stieg Jan Harring, als die Flut gegen Mittag des von ihm ausgewählten Tages anhub, in sein Fahrzeug, rollte die Segel los und zog bei leichtem Wind durch das Steenodder Priel südwärts zum Wattstrom der Norderau hinab. Etwas Mundvorrat hatte er für unvorhergesehene Fälle mitgenommen, weiter brauchte er nach solcher Richtung nicht in die Zukunft zu denken. Zwar gab's auf den Halligen keine Wirtschaften, in denen Nahrung und Unterkunft für Geld zu erhalten war, doch auch keinen Bewohner, der einen an seiner Werft anlandenden Fremden nicht mit offenen Händen aufnahm, ihm willig Obdach bot und ihn an seinen Tisch setzte. Das fiel so wenig in Zweifel, wie im wilden Busch Neuhollands, war selbstredende Menschenpflicht, so unverbrüchlich, wie's die Heiligkeit der Gastfreundschaft im Altertum gewesen. Und an dies gemahnten die äußeren Umstände Jan Harring gegenwärtig mehr, als an sein Leben und Treiben im Busch. Rings um ihn schwoll die graue ‚Salzflut', wie einst um den meerdurchirrenden Odysseus. Unendlich fern von der Schulbank kehrte ihm heraus, wie er gesessen und die Geschichte desselben als ein wildfremdes Märchen gelesen, aber jetzt kam's ihm, sie sei von der Wirklichkeit des Lebens nicht so entfernt, wie er damals gemeint, und in seinem kleinen Maße habe er mancherlei Gemeinsames mit dem umgetriebenen Sohn des Laertes. Auch er hatte ‚vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernet' und ‚herzkrankende Leiden erduldet'. In die Gewalt einer Circe war er geraten, die ihn bestrickt, daß er sich nicht wieder aus ihren Fesseln befreien gekonnt und gemach sich selbst zu täuschen gesucht, sie sei eine Kalypso und ein Glück für ihn, sein Dasein an ihrer Seite zu verbringen. Und wie er, von der großen Heimatsehnsucht getrieben, endlich doch abermals übers Meer gezogen, war dem Schiffbruch seines Lebens scheinbar eine göttliche Helferin, eine goldlockige Leukothea aufgetaucht, doch nur um als eine schöne Larve mit höhnischem Mißlaut in die strudelnden Wellen zurückzuschießen. Aber Ithaka, nicht ein felsig in leuchtender Pracht aufgetürmtes, sondern ein ärmlich unter öden Sandhügeln hingestrecktes, hatte er schließlich dennoch erreicht, und nun begehrte er nichts mehr. Denn darin ähnelte er dem Odysseus nicht, daß dieser als Ziel und Lohn seiner Irrfahrt immer die Heimkehr zur Penelope vor sich gesehen. Das war freilich auch sein thörichtes Denken und Hoffen gewesen, doch nur im Traumwahn; er hatte niemals anders als in der Einbildung eine Penelope besessen, wußte, aufgewacht, daß es keine für ihn in der Welt gab, und zog nicht mehr mit der Knabenillusion aus, eine solche zu finden. Aber sonderbar weckte ihn heut' das graue Meer, auf dem er einsam hinfuhr, das Gedächtnis an die alte Dichtermäre.

Der Tag war schön, und sein Ziel lag vor ihm in der Weite, ein paar schattenhaft von den zugespitzten Erdkegeln gegen den Horizont aufragende Dächer. Das Wasser stieg immer höher und überdeckte die Wattbänke, daß der Kiel geradezu über sie hinlaufen konnte; doch mit der Lanne des Windes hatte Jan Harring nicht gerechnet, und wetterwendisch, wie derselbe von Urbeginn her war, bekümmerte er sich nach Ablauf von ein paar

Digitized by Google

Stunden immer weniger um das weiße Segeleinen, ließ dies schlaff und schlaffer herunterhängen und schlief zuletzt vollständig darauf ein. Das Boot, das schon geraume Zeitlang nur mehr wie eine Schnecke gekrochen war, lag reglos gleich dem von Poseidon zum Felsen versteinerten, heimkehrenden Phäakenschiff, welches den Odysseus nach Ithaka gebracht, und wenn der Insasse weiter wollte, mußten seine Hände ihm vermittelst der Ruder Beine machen. Das that er, und vom Amrumer Leuchtturm mochte es sich jetzt annehmen, als liefe eine kleine Wasserspinne über das Wattenmeer. Aber dies täuschte mit seiner stillen Fläche; ob die Ruderschläge ihre Zahl von Hunderten zu Tausenden vermehrten, verringerte sich die Entfernung nach dem Ziele kaum. Als ob sie auch Füße hätten, mit denen sie davonliefen, schienen die dunkeln Hauswürfel immer in der gleichen Weite zu bleiben; die Septembersonne dagegen, die schon oft solche sisyphusartige Ruderarbeit mitangesehen, interessierte sich nicht im geringsten dafür, sondern setzte ihren gewohnten Gang ebenso gleichmäßig als gleichmütig fort. Ja, es machte den Eindruck, daß sie ihn allgemach sogar noch mehr, als sonst, beschleunige und ein spöttisch-schadenfrohes Gesicht in einem erst weißlichen, dann goldfarbigen, dann roten Schleiergespinst verstecke, durch das sie nur noch wie eine purpurne Kugel hervorsah. Und so stieg sie hurtig weiter abwärts, jetzt noch im Halbrundkreis fast bis zum Zenith hinauf das Himmelsdach entzündend und sich hinter einem ungeheuren feurigen Glutvorhang in ihr altes Nordseebett legend. Seltsam von dem roten Licht angestrahlt, hob sich die Halligen vor Jan Harring gegen den Horizont; er unterschied nur eine kleine Zahl benachbarter Werften auf ihr, auch daß eine von ihnen eine winzige Kirche auf dem Rücken trug. Aber er hatte noch ein gutes Wegstück bis zu ihr hin; ob die nordische Dämmerung auch lang anhielt, reichte sie doch für die Entfernung nicht mehr aus, und als Übelstes ließ sich nicht verkennen, daß schon seit ziemlicher Weile das Wasser im Abnehmen begriffen war. Wenn er auf den Watten sitzen blieb, mußte er die Nacht hindurch die Rückkehr der Flut abwarten; so ruderte er mit dem Aufgebot seiner Kraft vorwärts. Doch mählich zerging das kleine Eiland, dem er zustrebte, undeutlicher zu einer dunklen Masse, und selbst diese blieb nicht, er nahm sie kaum mehr gewahr. Da flimmerte plötzlich ein sternartiger Schein aus der Höhe, daß es ihm wieder mit einer klassischen Schulerinnerung kam. Wie das Licht Hero's war's, das sie ihrem erharrten Leander angezündet; er hatte einmal das Schillersche Gedicht auswendig lernen müssen und manches davon noch im Gedächtnis behalten, das ihn laut die Verse ausrufen ließ:

„Teilt mit starkem Arm die Woge.
Strebend nach dem teuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand."

Das traf zwar alles möglichst wenig zu. Den ‚hohen Söller' bildete vermutlich eine sehr niedrig-enge Stube des Pastors Bokke Harring, ‚der Fackel heller Brand' war eine kleine Öllampe oder ein Talglicht und der ‚teure Strand' wahrscheinlich eine für das Anlanden höchst ungemütliche Schlickbank. Vor allem befand sich — übrigens gottlob — auf ihm so wenig eine Hero, als Jan Harring etwas von einem Leander hatte. Er schwamm auch nicht einmal über wilden Abgründen, durch brüllende Wogen, sondern saß ruhig im sicheren Boot, und ihn bedrohte als einzige Gefahr, bis zum Morgen im Schlamm stecken zu bleiben. Aber er war ein Anderer, als er nach Amrum gekommen, gewissermaßen ein neu zur Welt Gekommener; er hatte wieder zu lachen gelernt, und die Anstrengung des Ruderns trieb ihm im frisch gewordenen Blut etwas von übersandetem jugendlichen Übermut auf. „Na, Hero, denn komm' ich!" rief er hinterdrein, und er ‚teilte mit starkem Arm die Woge', das heißt, er schlug die Ruder noch kräftiger als vorher auf den Lichtschein zu ein. Und der alte ‚Neid der Götter' mußte ihn doch als eine Art Leander ansehen, denn etwa nach einer Viertelstunde saß er auf einmal im Schlick fest.

Er hatte erfahren, daß die Halligen am Fuß der Werften ein mehr oder minder breiter Gürtel von niedrigem Grasland umgebe, das zur Viehweide diene, doch bei etwas höher, als gewöhnlich aufschwellender Flut vom Wasser überdeckt werde. Wie er sich jetzt in seiner hilflosen Lage umsah, ließ das noch nicht vollständige Nachtdunkel erkennen, daß er sich

Digitized by Google

nicht weit mehr von diesem festen Boden befinden müsse. Hellere Punkte darauf, etwa steinwurfweit entfernt, waren offenbar weißwollige Schafe und schwarze daneben Rinder; das Licht schien aus ziemlicher Nähe von einer Anhöhe herab. „Hallvh!“ rief der Festsitzende, „ist kein Mensch da?“

Seine Hoffnung darauf war allerdings nicht groß. Einen ähnlichen Ruf hatte er oftmals bei Nacht in Australien ausgestoßen und sich darnach meistens an einem Quartier unterm Busch genügen lassen müssen. Doch zu seiner Überraschung scholl ihm eine Antwort zurück: „Wer ist da?“ Da das liebe Vieh nur im Märchen redete, mußte sie von einem Menschen herkommen, und mit angespannten Augen unterschied Jan Harring auch den schwarzen Umriß einer männlichen Gestalt in einem Schifferwams und mit einer flachen Südwesterkappe auf dem Kopf. „Wohin willst Du denn?“ fügte die Stimme nach.

Beides hatte sie auf friesisch gefragt, doch der Hörer davon auf Amrum so viel erlernt, um es verstehen zu können. Er erwiderte und erhielt darauf die Anweisung, sich mit dem Boot um ein paar Ruderlängen weiter links zu halten; dort ziehe sich eine kleine Tiefrinne entlang, in der vermutlich noch so viel Wasser sei, daß er bis an den festen Grund herankomme. Der Nachtanbruch hatte den Tagschläfer, den Wind, wieder aufgeweckt und dieser vermischte sein Gesurre mit dem Stimmenklang des Zurufers, der jetzt auf hochdeutsch geantwortet. Indes Jan Harring faßte die verwehte Deutung richtig auf, stocherte sein Fahrzeug los und gelangte in die schmale Prieltiefe, die ihn glücklich noch ein Stück weiter gegen die Hallig brachte. Wie er dann abermals mit dem Kiel auflief, befand er sich in einer kleinen Einkerbung des Weidelandes, so daß er auf sicheren Boden hinüberspringen konnte. Der ihm mit dem Rat behilflich Gewesene hatte sich ebenfalls an die Stelle begeben und nützte ihm nochmals durch Anweisung eines großen durchlöcherten Steins, an dem er sein Boot festzumachen vermochte. Es war ein Mann von mittlerer Größe, mehr als zuvor ließ die Dunkelheit auch jetzt nicht von ihm unterscheiden. Er schien sich nicht weiter um den Ankömmling bekümmern zu wollen, sondern im Begriff zu stehen, irgend eine Beschäftigung mit dem Vieh, bei der er unterbrochen worden, fortzusetzen; doch Jan Harring hielt ihn noch mit der Frage an, ob das Haus, von dem das Licht herscheine, das des Pastors sei. „Ja,“ versetzte der Angesprochene kurz.

„Ist er wohl zu Hause?“

„Wo sollt' er sonst sein.“

„Und wie heißt er?“

„Bokke Harring.“

„Na, dann will ich zu ihm hinaufgehen.“

Harring setzte den Fuß geradaus gegen den schwarzen Erdkegel zu vorwärts, aber der Andere that noch einmal mit einem bestimmt abweisenden Ton den Mund auf: „Da kommen Sie nicht hin. Wenn Sie nicht in den Graben fallen wollen, müssen Sie rechts herum.“

„So, nun, das kann ich ja auch. Ich danke —.“

Er drehte sich nach rechts und ging. Ihm war's, als hätte ihm noch ein verhaltener Nachsatz zu dem Dank auf der Zunge gelegen, etwas, das er früher unter solchen Umständen ein wenig spöttisch hinzugefügt haben würde. Denn besonders liebenswürdig hatten sämtliche Antworten, die er bekommen, nicht geklungen, sondern so knapp, gleichgiltig und kurz angebunden zurechtweisend, wie nur möglich. Doch das war friesische Art, nicht Unfreundlichkeit, noch bewußtes und gewolltes Abstoßen; ein dem Fremden zuerst fast barsch ins Ohr fallender Ton, der, von der rauhen Natur erzeugt, gleich dieser selbst bei genauerer Bekanntschaft Anderes unter sich barg. Zum mindesten ganz Anderes, als die niemals unliebenswürdigen Honigstimmen in der Stadt, die auch dann noch süß klangen, wenn in den Waben ihrer Worte ein hineinverirrter Bienenstachel eingekapselt saß.

Noch eins kam Jan Harring, wie er über das dunkle Grasland der Hallig hinging, als habe er schon irgendwo einmal bei einer Ankunft ein ganz ähnliches kurzes Wechselgespräch geführt. Doch er konnte sich nicht besinnen, wo und mit wem; vermutlich erinnerte es ihn an ein nächtliches Eintreffen bei einem weltabgeschiedenen Buschsettler. Die Leute trugen ihre Gastlichkeit und innere Tüchtigkeit auch nicht beim ersten Gruß auf der Zunge.

Nun war er an die Werft gekommen, stieg sie hinan und stand nach wenig Schritten vor

Digitized by Google

einer äußerst niedrigen „Windfang“-Thür, dem Zugang in einen kleinen Vorbau, der ihn erst durch eine zweite Thür ins Haus brachte. Hier war es lichtlos dunkel und still, nichts rührte sich; der Ankömmling rieb ein Zündholz an, um zu sehen, wohin er geraten sei. Er befand sich auf einer Diele mit festgestampftem Lehmboden, die sichtlich auch als Wohnraum und Küche diente; denn ein aus Backsteinen aufgemauerter Herd mit geschwärztem Rauchfang darüber nahm eine Wandseite ein, blankes Geschirr hing drumher, und an einer anderen war ein ziemlich großer Klapptisch zwischen zwei breiten Holzbänken heruntergeschlagen. Einfacheres ließ sich nicht vorstellen, die Wohnstube Pidder Tamens bildete dagegen die verschwenderische Prunkausstattung eines Fürstensaales. Nur erhielt merkbar hier wie dort eine gleich saubere Hand die Ordnung.

Das brennende Holzstückchen erlosch rasch wieder, doch es hatte ausgereicht, zwei Thüren zu zeigen, von denen die eine, offenstehend, unmittelbar zu der in den Oberstock hinaufgehenden Treppe führte. An die andere klopfte Jan Harring an, und eine Stimme scholl dahinter auf friesisch zurück: „Was giebt's, Binna?“

Dem Hörer ward's einen Augenblick doch etwas wunderlich über sein nächtliches Eindringen in ein fremdes Haus zu Mut. Er zögerte ein bißchen, eh' er, nochmals klopfend, antwortete: „Ein Fremder bittet um Aufnahme für die Nacht.“

Hinter der Thür ward ein Stuhl geschoben, dann ging sie auf, und der Lichtschein einer kleinen Lampe fiel aus einer niedrigen, stark von Tabaksrauch angefüllten Stube heraus. Ein ältlicher Mann mit brennender Pfeife in der Hand, in langem, offenbar aus einem alten Sammar zurechtgeschneiderten und geflickten Hausrock sah über die Schwelle und fragte: „Wat büst Du vör Een? Kumm in! So, das ist wohl ein Sie-Mensch? Was suchen Sie denn auf der Hallig?“

Es war eine Frage, doch ohne alle Verwunderung, obgleich ein solcher Besuch, sowohl überhaupt als besonders um diese Tag- oder Nachtzeit, jedenfalls hier nicht zum täglichen Brot gehörte. Einen Pastor hätte man in dem Sprecher nicht vermutet, eher einen Schiffer oder Fischer, nur von kleinerer, schmächtigerer Gestalt als die große Mehrheit der Inselbewohner; doch er trug, wie's üblich, vom Ohr zum Ohr unter dem rasierten Kinn durch einen schmalen, grauen Bartkranz, und gleichfarbiges dichtes, kurzgeschnittenes Haar sträubte sich ihm nach allen Richtungen störrig vom Kopfe ab. Harring antwortete geradezu:

„Ich komme von Amrum mit einem Boot und suche Sie, Herr Pastor.“

„Aha! Sie haben wohl was auf dem Gewissen, woran man mit dem Schenerbesen muß.“

„Das weiß ich nicht, ich spür' nichts davon, aber Reinlichkeit ist ja immer gut.“

Jan Harring sagte das ganz wie ein Friese, es ließ sich nicht heraushören, ob es ernsthaft gemeint, oder Spaß dabei sei. Hinterdrein fügte er:

„Ich hab' den gleichen Namen wie Sie, und mich däucht, es kann sein, daß die, von denen wir hergekommen sind, einmal im selben Nest miteinander gelegen haben, wie hier noch festes Land war. Darum wollt' ich Sie einmal besuchen.“

Anderswo wäre das eine ziemlich merkwürdige Begründung für solchen nächtlichen Einbruch ins Haus gewesen, doch der Pastor erwiderte nur:

„Bokke Harring?“

„Nein, Jan Harring.“

„Jan kann sich auch hören lassen. Na, dann kommen Sie herein; zu scheuern wird's schon was geben. Aber erst muß der Mensch etwas im Magen haben, wenn er von Amrum herübergefahren ist. Binna! Wo is dat Heidendiert?“

Der Pastor hatte den Namen in den Küchenraum hinausgernfen, doch es kam keine Antwort. Nun saß Jan Harring bei ihm in der kleinen Stube, die mit Allem vom Aufenthalt eines Predigers sprach. Die Wände waren mit glasirten Delfter Thonkacheln belegt, welche Bilder aus der biblischen Geschichte zeigten, ebenso der bemalte alte Ofen. Ein höchst simpler und unbequemer, da und dort schwarzfleckig bespritzter Tisch diente zum Schreiben, denn ein großer irdener Tintennapf, von selbstgeschnittenen Gänsefedern umkränzt, stand darauf; unter der nur kümmerlichen Schein gebenden altmodischen Lampe, von der ein Geruch ausging, als ob sie mit

Digitized by Google

Thran gefüllt sei, lag eine abgegriffene Bibel, deren Seiten am Rande dicht mit schriftlichen Anmerkungen, zum Teil sichtlich erst eben frisch geschriebenen, bedeckt waren. Sonst enthielt der Raum höchstens noch ein halbes Dutzend auf einem Gesims übereinander gepackter Bücher: als einziger Bildschmuck hing ohne Rahmen ein schlechter, aus irgend einer illustrierten Zeitschrift herstammender Stahlstich an der Wand, der Christus auf dem Meer bei Capernaum gehend und dem sinkenden Petrus die Hand hinstreckend, darstellte.

Jan Harring kam plötzlich die Studierstube des Konsistorialrats Altermann ins Gedächtnis und wieder vor Augen; ein größerer Gegensatz zu dem dort offenbarten, mit allen Anzeichen tiefer Gelehrsamkeit vereinigten hohen Kunstsinn und feinem Geschmack war kaum erdenkbar.

Bokke Harring hatte noch eine lange Pfeife aus der Ecke hervorgeholt, stopfte sie aus einem alten halbzerbrochenen Maserholzkasten mit Tabak und hielt sie seinem Namensvetter hin.

„Erst eine Friedenspfeife, nachher woll'n wir zusehen, wo wir uns bei den Haaren kriegen. Sie machen doch auch Rauch? Dazu läßt unser Herrgott das Kraut wachsen, sonst thät er's wohl nicht. Da ist ein Fidibus! Ob das Bett in der Kammer oben für Ihre Länge reicht, weiß ich nicht: sonst hacken wir Ihnen, wie der Heidenkerl Prokrustes, ein Stück von den Beinen ab. Sind Sie Lateiner? Sie sehen mir beinah' so aus."

„Es wird noch so gehen," nickte der Befragte.

„Na, denn sagen Sie jetzt mal: „Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?"

Mit einer sprudelnden Lebhaftigkeit flog's von den Lippen des Sechzigers, darin hatte er nicht friesische Art an sich und in sich. Jan Harring aber saß, seine Pfeife andampfend, als selbstverständlicher Gast da, denn er war auf die Hallig gekommen, in das Haus eingetreten und gehörte durch diese Handlungen einstweilen oder vielmehr, so lange es ihm gefiel, zu demselben. In der übrigen Welt mochte es etwas Lächerliches haben, sich als Wildfremder dadurch ein Recht auf Kost und Unterkunft zu erwerben, aber hier auf den Erdschollen in der Nordsee war's so. Die Vorväter hatten's in ihrer beschränkten Weltkenntnis so gehalten, und ein Geschlecht that's dem anderen ohne Nachdenken nach.

Das indes war im Altertum auch Brauch gewesen, sich nach Herkunft, Weg und Ziel des Gastfreundes zu erkundigen, und er hatte bereitwillig Auskunft darüber gegeben. So folgte diesem denn auch der heutige Odysseus, wenngleich er an alles eher, als an eine Phäakeninsel gelangt war, doch binnen Kurzem fühlte er sich nicht minder beruhigt angeheimelt und behaglich, als säße er in der prangenden Königshalle am Tische des Alkinous, um nicht zu sagen, an dem des Bankiers Richard Mattenklodt. Es rührte ihn fast an, als ob er Bokke Harring schon wie aus Kindertagen her gekannt und nur nach langer Zeit heut zum ersten Male wieder begrüßt habe, und im übrigen nahm er nicht nur Gastfreundschaft in Anspruch, sondern gab merkbar seinerseits auch seinem Wirt etwas zurück. Der aufhorchende Blick desselben redete, daß er in der Einsamkeit seiner Halligwerft für Kunde von fremden Dingen der weiten Welt höchst empfänglich sei. Lebendige Augen waren's, mit denen er den Erzähler anschaute, doch von eigenartigem Ausdruck, wie aus hellem und trübem Licht durcheinander gemischt und von einem verschatteten Untergrunde aufleuchtend. Bei näherer Betrachtung fand sich unter den verwitterten Zügen des alten Gesichts etwas Schwächlich-Zartes, fast noch wie Knabenhaftes und nur von den Jahren grau Überdecktes heraus, als ob seine Naturanlage keine kräftige, sondern eher eine kränkliche gewesen sei; wenn er dann und wann aufstand und ein paar Schritte durchs Zimmer machte, lag ein wenig schwerfällig Absonderes in seiner an sich hurtigen Bewegung, nicht als ein Hinken zu bezeichnen, doch er schleppte mit dem linken Bein merkbar nach. So vollkommen er hochdeutsch sprach, kam ihm hin und wieder wie natürlichste Ausdrucksweise seiner Gefühlserregung ein plattdeutscher Ausdruck über die Zunge; ein paarmal begleitete er Schilderungen Jan Harrings von Landschaften und Leuten jenseits des Aquators mit einem unwillkürlich ausgestoßenen: „Dat harr ick ok wul mal sehn mucht!" Danach zog er rasch dicke Wolken aus seiner Pfeifenspitze.

Digitized by Google

Einmal scholl draußen das Öffnen und Zumachen der Hausthür und gleich nachher ein Tritt wie von schweren Mannsstiefeln auf der aus der Küche nach oben zum Dachraum führenden Treppe. Doch der Pastor stand auf und rief wieder den Namen „Binna!“ hinaus. Wie diesmal eine Antwort zurückklang, hieß er in friesischer Sprache die Angerufene das Abendessen für einen eingekehrten Gast einrichten. Offenbar war Binna die Magd des unverheirateten Pfarrers, und Jan Harring konnte nicht umhin, sich eine ungefähre Vorstellung von ihr zu machen. Nach ihrem Schritt, unter dem die Holzstufen gedröhnt, mußte sie eine gewaltig wuchtige Person auf dromedarhaften Trampelfüßen sein. Doch hörte er den schweren Tritt nicht wieder von der Treppe herunter kommen, obwohl nach einer Weile vernehmbar am Herd mit klirrendem Gerät — mutmaßlich doch von dem „Heidendiert“ — hantirt wurde. Diese Bezeichnung, die der Pastor vorhin in Verbindung mit ihrem Namen gebraucht hatte, mochte, wenn sie auch sonderbar aus seinem Munde geklungen, nicht schlecht zu dem trufenden Trampeltier passen; es kam Jan Harring mit einer gewissen Neugier danach, denn was ihm bisher von dem weiblichen Geschlecht auf den Inseln bekannt geworden, war wohl zuweilen recht kräftigen Baues, doch nie wirklich ungeschlachter Art gewesen.

Dann ward an die Thür geklopft, das Essen sei fertig; der Pastor hieß seinen Gast auf die Küchendiele hinausgehen, nahm seine Lampe mit und stellte sie auf den mit drei grobirdenen Tellern besetzten Wandklapptisch. Die Magd stand noch, den Rücken wendend, am Herd beschäftigt, ihre Gestalt hob sich mit dunklem Umriß von einem Feuerschein ab, groß und kräftig, indes wider die Erwartung keineswegs plumper Natur.

Nun drehte sie sich, mit einer in beiden Händen gehaltenen Schüssel herantretend; das Lampenlicht fiel auf ihre Tracht, die derjenigen der Amrumer Mädchen sehr ähnlich war, nur trug sie kein weißes, sondern ein schwarzes, der Form des abgestumpften Zuckerhutes gleichendes Kopftuch um das Haar gebunden. Wie jetzt auch ihr Gesicht deutlicher überhellt ward, bot es eine stark von der Sonne gebräunte, doch offenbar im Grundton zarte Hautfarbe und ein eigentümliches Gemisch weicher und harter Züge; es war nicht alt, doch auch nicht mehr jung, das Mädchen mußte am Ende der zwanziger Jahre stehen. Von der Färbung eines tiefen, ruhigen Wassers lagen die dunkelblauen Augen etwas unter die Stirnbogen zurückgezogen.

Jan Harring hatte sich schon gesetzt, hob sich aber unwillkürlich wieder in die Höhe und sagte, die Herantretende groß anblickend, verwundert:

„Sie hab' ich doch schon einmal gesehen? Heißen Sie nicht — warten Sie einen Augenblick — richtig, Sabine müssen Sie heißen.“

Die Angeredete stellte ihre Schüssel auf den Tisch, richtete sich danach auf und antwortete ruhig:

„Ja, ich erkannte Sie gleich wieder. Sabine riefen sie mich drüben auf dem Land, das klang ihnen christlicher als Binna.“

„Dummet Tüg! dat schull vörnehmer klingen!“ fuhr Bokke Harring dazwischen. „Ein ordentlicher Christenname war's allerdings, da hatten sie ganz recht, und es wär' für Deine Seele besser, wenn Du's einfäg'st und Dich nicht widerbockig dagegen wehrtest.“

Das Mädchen sah ihn gleichmütig an. „Warum nennst Du mich nicht so? Bokke klingt noch bockiger und auch nicht nach Deiner Bibel.“

„Hol' die Tung!“ Dem Pastor kam es erst jetzt ebenfalls mit Verwunderung, daß er sich nach Jan Harring umdrehte:

„Woher kennt Ihr Beiden Euch denn?“

Das erklärte der Befragte kurz, und Bokke Harring antwortete:

„Ja, dat is de richtige Slag vun hüt, da schull Pick un Swawel up! Ein Pastorshaus war's wohl, aber sie hatten zu feine Finger drin, damit muß Binna nicht angefaßt werden. Ich kenne sie von Kindsbeinen auf und weiß, was bei ihr not thut, darum hab' ich sie unter meine Fuchtel bergeholt. So'n Strandlöper hört mich up't Dröge, da warrd se ganz dwatsch. Nun wollen wir uns erst mal an die Schüssel machen. — Du nährst uns, Herr, mit Deinem Brot; gieb uns dazu, was mehr noch not, den rechten Glauben auch zum Schmaus und treib' den Satansunrat aus! — Wat hast Du vör unsen Gast kakt, Binna?“

Der Pastor hatte das Tischgebet mit zu-

Digitized by Google

sammgefalteten Händen gesprochen, setzte sich auf die Bank und griff nach seinem verbeulten Zinnlöffel; es ließ merken, er war täglich gewöhnt, mit seiner Hausgenossin nur aus der Schüssel zu essen, doch um des Fremden willen standen heut' Abend Teller hingestellt. Das runde gelbe Thongeschirr enthielt aufgewärmten „Oonbros", ein aus Milch, Mehl, Eiern, Reis und Speckstücken zu einem dicken Brei zusammengekochtes, auf den Halligen üblichstes Gericht; für den ungewöhnten Gaumen befremdlich, doch man sah, Bokke Harring und Binna aßen für das Leibesbedürfnis, nicht zum Wohlgeschmack, und Jan Harring hatte in seinem Leben manche schlechter mundende Kost ohne Besinnen herunterbringen müssen. Im übrigen achtete er nicht auf das, was er zwischen seinen Zähnen hineinlöffelte; ihm war's absonderlich, wie er hier saß, wieder in einem Pastorenhause mit der Sabina oder Binna von dem Abendtisch des Pastors Alternann her. Sonst freilich, in Bezug auf die beiden Geistlichen, ließ sich in allem nicht Verschiedenartigeres denken; um die karge Lebensführung hier legte der Dielen-, Küchen- und Wohnraum einen unglaublich dürftigen Rahmen. Nur das Mädchen war dasselbe, und auch das nicht völlig, etwas kam ihm an ihr anders vor. Er fand auch heraus, was, und sagte einmal: „Sie haben ja keine Spinnweben mehr vor den Augen." Darauf gab sie zurück: „Die bläst der Wind hier weg." Ihre Erwiderung zeigte, daß sie sich erinnerte und gewußt hatte, was er meinte; aber in der abweisenden Knappheit ihrer Antworten erwies sie sich ganz als die nämliche wie damals.

(Fortsetzung folgt.)

Werbung.

Sei mein! Kein Zagen und kein Fragen
Kennt meiner Liebe heiße Glut!
Voll Schwanken mag in Jugendtagen
Ein Werber steh'n mit zagem Mut!
Ich komme nicht in Jünglingsqualen
Mit einer Brust voll Seligkeit,
Ich komm', ein Mann voll Wundenmalen,
Aus dieses Lebens herbem Streit.
Ich komme, wie zur Quelle eilen
Verschmachtende im Wüstenland,
Wie seiner Wunden Qual zu heilen,
Hinstürmt der Hirsch zu Baches Rand.
Ich komme, wie in Wettern wallen
Die Ströme kühn und uferlos,
Ich komm' zu dir, wie Sterne fallen
Vom Himmel in der Erde Schoß.
Sei mein! Kein Gott in Wolkenhülle
Bringt meinen Augen Trost und Licht,
Nach eines Himmels Strahlenfülle
Kuft mein unmachtet Angesicht.

P. Priese.

Urform.

Bei Mondschein durch die stillen Römergassen,
In denen Tags des Marktes buntes Treiben,
Des lauten Volkes Lachen, Feilschen tönt,
Wandl' ich allein, mit tagwerkmüdem Fuß.
Wie rieselt bläulich hier das Silberlicht
An all' den hohen Steinkolossen nieder,
Den alten Häusern in der ew'gen Stadt
Und den tritongeschmückten Marmorbrunnen.
In allen Fenstern, drans bei Sonnenschein,
Mit bunten Lappen aufgeziert, die Weiber
Hernieder in die engen Gassen krelschen,
Losch längst das Licht. Die Thüren sind geschlossen,
Auf deren Stufen sonst in wirrem Hauf'
Die ungewasch'nen Gassenkinder kauern.
Bei Tag ist's Qual, durch dies Gewühl zu wandern,
Jetzt aber ist das Straßenbild verwandelt,
Die grauen Häuser mit den Fensterhöhlen
An denen blau das Mondlicht niederrinnt,
Sie scheinen groß und edel mir, Paläste
Von stolzer Form, in hoheitsvollem Schweigen —
Wie Menschenzüge, wenn das Leben losch,
Mit seinem kleinen, niedern Tagestreiben,
Zurück sich finden zu der edeln Form,
Die durch des Lebens Leidenschaft verwischt,
Zurück zur Schönheit ihrer Jugendseele!

Hermine von Preuschen.

Frühlingszeichen.

Schmilzt der Schnee und laue Luft
Weht um meine Wangen —
Will nicht schon der Veilchen Duft
Wieder mich umfangen?
Brausend geht's durch Flur und Wald,
Rauscht es in den Eichen:
Frühling, Frühling kommt nun bald,
Das sind seine Zeichen!

Auch im Herzen regt sich schon
Frohgetelmes Leben,
Durch die Brust wie Harfenton
Hör' ich's leise schweben.
Eine zärtliche Gestalt
Will dem Sinn nicht weichen —
Frühling, Frühling kommt nun bald,
Das sind seine Zeichen!

Oskar Hansen.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Jungfer Juſtine.

Schauſpiel in vier Akten von **Paul Heyſe.**

(Fortſetzung.)

Siebente Scene.

Marianne. Marwitz.

Marwitz. Marianne —!

Marianne (zögernd.) Herr von Marwitz —

Marwitz. Wie? So fremd
Kann meine Marianne zu mir ſprechen?

Marianne. O Wilhelm — nein, nicht Ihre mehr, nicht Ihre
Marianne, nur die unglückſel'ge Tochter
Des beſten, ärmſten Vaters. Eines nur
Darf ich in dieſer furchtbar'n Stunde denken,
Wie tief gebeugt er iſt, mehr durch die Scham,
Daß ſchnöder Argliſt er zum Opfer fiel,
Als durch die Furcht vor Strafe. Würden Sie
Mich achten können, wenn in meiner Bruſt
Raum wäre für ein ſelbſtiſches Bedauern,
Daß mir mein eignes liebſtes Glück für ewig
In Trümmer fiel?

Marwitz. Für ewig? O Marianne,
Und ſollen wir der Hoffnung ſelbſt entſagen,
Daß, was uns heut verloren ſcheint, dereinſt
Uns neu gewonnen werde?

Marianne. Nein, mein Freund
Sie täuſchen ſich. Wie ich den Vater kenne —
Nie, nie verwindet er den Schlag. Daß Sie
Ein Zeuge waren dieſer Stunde — ewig
Wird er's gedenken. Alles, was ich hoffe,
Iſt, daß er ſelbſt noch gute Jahre lebt
Und ich für ihn noch leben darf, die Wunden
Ihm heilend, die ihm dies Erlebnis ſchlug.
Darüber — (verſucht zu lächeln) werd' ich ſelbſt wohl alt und grau
Und denke manchmal, wenn ein neuer Frühling
Verblühte Jugendträume wieder weckt,
Wie ſchön, wie anders alles werden konnte,
Hätt's eine gnäd'ge Vorſehung gefügt.
Es hat nicht ſollen ſein.

(Die Stimme verſagt ihr vor unterdrückten Thränen.)

Marwitz. O Du zerreißeſt
Das Herz mir in der Bruſt mit ſolchen Reden.
Nein, was ich jemals Dir gelobt, noch heut'
Und allezeit —

Marianne (ſich faſſend). Still, lieber Freund! Ich weiß,
Sie meinen's treu. Doch all' das hilft uns nichts,
Wir zwingen nicht das Schickſal.

Marwitz. Doch! wir zwingen's
Durch feſte Treue.

Marianne. Treue! Könnt' ich je
Dir untreu werden? Eh' doch müßt' ich es
Mir ſelber werden. So ein Mädchenherz —
Was einmal Wurzel darin ſchlug, das jätet
Selbſt nicht die rauhe Hand des Schickſals aus.
Ihr Männer freilich, vollends ihr Soldaten —
Des Krieges Sturmwind treibt euch hin und her;
Wie kann ein ſchwacher Keim da Wurzel faſſen?
Nein, nicht gering von Ihnen werd' ich denken,
Wenn einſt der Herr Major ſich kaum entſinnt,
Was der Herr Leutnant heut' ſo tief empfunden.
Sie ſehn, ich klage nicht. O ich bin tapfer.
Ich hätte wohl das Zeug gehabt zu einer
Guten Soldatenfrau. Und darum — kürzen
Wir dieſen letzten Abſchied! Komm, Geliebter,
Noch einmal küſſe mich, ſo recht von Herzen,
Mit Schmerzen, wie man ſich ans Leben klammert,
Wenn man es ſchwinden fühlt.

Marwitz (ſie umarmend). Meine Braut, mein Alles,
Du biſt, du bleibſt es, ewig!

Marianne. Nein nein nein,
Ich war's und überſelig, daß ich's war,
Und danke ewig Dir für dieſes Glück —
Und geb' es hin für ewig!

(macht ſich ſanft von ihm los.)

Achte Scene.

Vorige. **Juſtine** (tritt wieder ein, den Brief offen in der Hand haltend. Die Liebenden löſen ſich aus der Umarmung, ohne Verlegenheit.)

Juſtine (mit der Hand über die Augen fahrend.) Den Brief,
Mariannchen, den legſt Du mir
'mal unter's Kiſſen, wenn ich meinen Kopf
Zum letzten Schlaf d'rauf hingebettet habe.

Marianne. Was ſchrieb der Vater?

Juſtine (giebt ihr den Brief.) Kannſt es ſelber leſen.
Ich ſoll das Haus verwahren, ganz als wär'
Er nicht am Leben mehr, und wie ich's machte,
So ſollt' es gut ſein, und kein Aug'rer hätte
Was d'rein zu reden — und ſo Sachen mehr —
Herzbrechend iſt's! Und ſolchen guten Mann,
'ne Seele von 'nem Menſchen, iſt's erhört,
Den will man wie 'nen Staatsverbrecher — ſagen

Digitized by Google

Sie ſelbſt, Herr Leutnant, was, was kann man denn
Ihm anthun?

Marwitz (leiſe, während Marianne den Brief lieſt.) Nicht an's Leben wird's ihm geh'n,
Nein, fürchtet nicht das ärgſte, Mütterchen.
Doch ein paar Jahre Feſtung

Juſtine. Feſtung? Ein Paar Jahre? Nee, das überlebt er nicht.
Er iſt ja nicht der Kräftigſte. Die Gicht —
Der Huſten, kommt er in ein kaltes Bett —
Und mit dem Eſſen, wenn nicht alles iſt,
Wie er's gebraucht — nee, ſagen Sie, Herr Leutnant,
Sie kennen ihn ja ſelbſt und kennen auch
Den Gen'ral Zieten, und der Gen'ral Zieten
Kennt die Juſtine. Könnten Sie nicht dem
Vorſtellen, wie das alles ſich verhält,
Und daß es akkurat ein Mord ſein würde,
Wenn mein Herr Rat auf Feſtung —

Marwitz. Ich muß fort,
Mich ruft die Dienſtpflicht. Was ich irgend thun kann —
Doch allerdings, in ſolchen Fällen iſt
Der König ſtreng, und mitten jetzt im Feld,
Wo and're Sorgen ihn beſtürmen —

Juſtine. So?
Giebt's Sorgen, die noch wicht'ger ſind, als daß
Ein Ehrenmann — na, 's iſt ſchon gut! Ich ſeh' ſchon.

Marwitz. Was irgend ich vermag —

Juſtine. Schon gut, ſchon gut.
Na denn adje! (vor ſich hinbrütend.)

Marwitz. Marianne — (will ſie umarmen.)

Marianne (tritt zurück, reicht ihm die Hand.) Gehen Sie
Mit Gott, mein teurer Freund. Den Abſchied haben
Wir ſchon genommen. Gott — behüte Sie! (geht raſch nach rechts ab.)

Marwitz. Und Ihr, Juſtine, hütet mir mein Mädchen.
Denn ob auch Berge ſich dazwiſchen türmen,
Nie, nie geb' ich ſie auf!

Juſtine. Schon gut! ſchon gut!
(Marwitz ab.)

Neunte Scene.

Juſtine (allein. Dann) Dietrich.

Juſtine (vor ſich hin). Ja, es muß ſein! Kein and'rer bringt's zu Wege.
So 'n junger Menſch — da iſt doch kein Verlaß,
Und meint er's noch ſo gut und würde reden
Wie'n Buch, — ſobald ſie ihm das Maul verbieten,
So muß er kuſchen. Nee, ein alter Menſch
Wie ich — das is was andres. Da is mehr
Reſpekt, und dann — mein Junker wird doch wiſſen,
Wenn die Juſtine, die ſich wie 'ne Schnecke
Ans Haus geklammert hat, noch mal mobil wird,
Da handelt ſich's um keinen Pappenſtiel,
Da iſt was Großes los.

Dietrich (raſch eintretend). Jungfer Gevattrin,
Iſt es denn wahr?

Juſtine. Was?

Dietrich. Der Herr Steuerrat —
Herr Gott von Strambach!
Den Herrn Leutnant hab' ich Gefragt, jetzt unten auf der Treppe — aber
Herr Jemerſch, hat der Feu'r im Kopf! Nee, ſagt,
Gevattrin — Unterſchleif — Priſon —

Juſtine. Gevatter,
Wollt Ihr mir wohl mal 'nen Gefallen thun?

Dietrich. Da fragt Ihr noch? Verſteht ſich! Zehn für einen.

Juſtine. Ich nämlich, auf der Stelle muß ich hin
Zu der Armee, nach Hochkirch, meinem Junker
Die Sache vorzuſtellen, und wenn der
Nicht kompläſant iſt, geh' ich bis zum König.
Nu, bis nach Bautzen ſind es gut und gern
Zwei Tagereiſen.
(Marianne tritt wieder ein, hat geweint, iſt aber jetzt gefaßt.)

Dietrich. Und die wolltet Ihr —

Juſtine. Von da ins Lager iſt's ein Katzenſprung.
Wenn man 'nen Haubrer nimmt mit guten Pferden —

Dietrich. Nee ſo was!

Marianne. Reiſen willſt Du? in dem böſen Herbſtwetter? Und dein Rheumatismus —

Juſtine. Der Mag zuſehn, wie er's aushält. Aber ich
Halt's hier nicht aus, na, Freundchen, kommt Ihr mit?

Dietrich (erſchrickt.) Ich? Mitten in den Krieg hinein? Nee, Jungfer Gevattrin, dazu taug' ich nicht. Ich bin
Kein Kriegsheld!

Juſtine. Ja, das weiß ich. Aber dennoch,
Ich kann nicht ganz allein — ich fürcht' mich nicht
Vor den Soldaten. Vor 'nem alten Weib,
So heißt's im Sprichwort, nimmt der Teufel ſelbſt
Reißaus. Doch wenn man über Siebzig iſt —
Es könnt' mir unterwegs 'ne Schwachheit kommen,
Dann hätt' ich niemand, der mich weiterlotſ'te,
Sei's lebend oder tot, und hin doch müßt' ich,
Und wär's mein letzter Odem, den ich brauchte
Für meinen Herrn.

Marianne. O Mütterchen, ich fürchte,
Du unternimmſt zu viel!

Juſtine. Iſt mir egal,
Ich thue, was ich muß. Wie iſt's, Gevatter?
Wollt Ihr die alte Bangebüchſe bleiben?
Schämt Euch!

Dietrich. Weeß Gott, Gevattrin, alles and're,
Doch wo ſo viel geladn'e Flinten ſind
Und alles durcheinander knallt —

Juſtine. Na, ſchön,
So fahr' ich denn allein.

Dietrich (eifrig.) Nee, nee, Gevattrin,
Beileibe nicht! Ich habe ja nicht Angſt
Für mich — für Euch nur: du grundgütig'er Gott,
Und ſo preſſant — man überlegt doch —

Juſtine. Dazu
Iſt keine Zeit. Wir müſſen morgen Abend
In Hochkirch ſein — bedenkt doch bloß, Gevatter,
Ihr werdet dort den großen Fritzen ſehn,
Am Ende könnt Ihr ſeinen Schattenriß
Ganz ſachten nach dem Leben fabrizieren.

Dietrich (plötzlich verwandelt.) Ihr meint? Ja wenn es ſo iſt — ja, dann geh' ich
Mit Euch bis in die Hölle. (Steht in Verzückung.)

Digitized by Google

Justine. Na, so schlimm
Wird's ja nicht werden. — Rede mir nicht drein,
Mein Döchterchen, es ist beschlossne Sache.
Indessen halte Du gut Haus. Da sind
Die Schlüssel. Übermorgen, weißt Du wohl,
Ist große Wäsche. Daß die Weiber mir
So grob nicht mit den Hemden und Manschetten
Des Herrn umgehen, wie das letzte Mal.
Und paß gut auf, der Dörte gieb den Schlüssel
Zur Speisekammer nicht, das näsch'ge Ding,
Gleich ist sie übers Eingemachte her.
Im übrigen — hier hab' ich abgestaubt,
Du weißt ja alles. Und nun will ich gleich
Zum Fuhrmann schicken und mein diskes Zeug
Zusammensuchen — in zwei Stunden, Freundchen,
Geht's fort. Könnt Ihr parat bis dahin sein?

Dietrich. Und müßt' ich reisen, wie ich geh' und steh'
Und hätte bloß die Scheer' und schwarz Papier,
Ich wär' parat!

Justine. Na denn, in Gottes Namen!
Und mit dem Deubel müßt' es zugeh'n, ließ'
Uns unser Herrgott in der Patsche stecken
Kommt Kinder, kommt!
(Indem sie sich nach rechts wendet, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Hof des Pfarrhauses in Rabenvig. Friedrich's Hauptquartier. Links das einstöckige Pfarrhaus, rechts gegenüber ein niedriger Stall mit einer Thüre in der Mitte, rechts und links kleine viereckige Fenster, durch hölzerne Läden geschlossen. Eine niedrige Mauer begrenzt den Hof, Gittertheor in der Mitte, die Dorfstraße führt an der Mauer vorbei, dahinter die Kirche. Vorn rechts vor dem Stallgebäude ein Wachtfeuer, um dasselbe gelagert gehn bis zwölf Gardegrenadiere. Friedrich's Leibwache, darunter ein Unteroffizier, in seinen Mantel gewickelt auf der Erde schlafend, nahe bei ihm ein Gefreiter. Ganz rechts vor dem Stall die ebenfalls schlafende Marketenderin mit ihrem Karren. Vor dem Pfarrhause geht eine Schildwache auf und ab. — Finsterer Morgen, sternloser Himmel. Vom Kirchturm schlägt es Vier.

Erste Scene.

Der Unteroffizier (richtet sich langsam auf, reckt sich, gähnt). Uah! — Morjen, Kinder! — Was? Schnarchen noch alle wie die Ratzen? (horcht.) Vier Uhr! Na da ist's freilich noch nachtschlafende Zeit für 'nen Christenmenschen, wenn er in den Federn liegt. Aber in der verfluchten Nässe hier — (rüttelt den Gefreiten auf.) Holla, mein Sohn! Willst du hier deinen Winterschlaf halten wie'n Murmelthier?

Gefreiter (sich verschlafen aufrichtend). Zu Befehl, Herr Unteroffizier.

Unteroffizier. Suche deine klammen Gliedmaßen zusammen und lege ein diskes Holz nach. Das olle Feuer denkt ooch nich dran, daß es ein Wachtfeuer sein soll, und schläft ein.

Gefreiter (thut das Befohlene). Das letzte Holz, Unteroffizier. Jetzt müssen die Tische und Stühle des Herrn Pfarrers dran. Warum ist er auch ausgekniffen!

Unteroffizier. Weil's en katholscher is. Er hat gedacht, die Preußen fressen fette Pfaffen auf dem Sauerkraut. — Verflucht kuhles Morgenlüftchen! Man muß mit den Fäusten einheizen. (schlägt sich die Arme um den Leib.) Brrr! Hast du nichts mehr im Brotsack, Gefreiter?

Gefreiter. Keinen Krümel. Und die Flasche ist auch leer.

Unteroffizier. Schöne Bescherung! Wir sitzen hier wie in der Mausefalle, und ist nicht mal Speck drin.

Gefreiter. Will mal bei Mutter Gramsch visitieren.
(nähert sich der Marketenderin.)

Unteroffizier. Laß Du das olle Tier man schlafen. Sie hat mir gestern ihr letztes Ende Wurst verkauft, auf Kredit, und ist selbst hungrig zu Bett gegangen. Na, gut geschlafen ist halb gefrühstückt. — Kreuzmillionenschockschwerenoth! Mein wundes Bein brennt wie höllisches Feuer. Der Verband ist hart vom Blut geworden, wie'n Stück Holz. (legt sich auf einen Schemel, fleht nach seiner Wunde.)

Ein junger Grenadier (hat sich aufgerichtet, die Augen aufgerieben und eine Weile ins Feuer gestarrt, fängt plötzlich heiser an zu singen).
Morgen früh müssen wir marschieren,
Zu dem hohen Thor hinaus.
O du schwarzbraunes —

Unteroffizier. Halt's Maul, heiserer Rabe! Und wenn du 'ne Lerche wärst, den König sollst du schlafen lassen.

Grenadier. Ich wollte bloß sehen, ob mir die Kehle nicht zugefroren ist. Der König hört's ja nicht, schläft ja hinten hinaus.

Unteroffizier. Is mich egal. Hier wird nich gesungen, am wenigsten von Liebesgeschichten. Ich habe 'nen Haß auf alle Weiblichkeit, seitdem die drei Weiber unserm Fritz das Leben sauer machen!

Gefreiter. Wieso drei, Unteroffizier? Da ist doch bloß die in Rußland und die Österreichsche.

Unteroffizier. Und die Pompeldutren in Frankreich, das giftige Mensch, rechnest Du die für Nichts? Fritz soll sie nich besonders ästimiert haben und hat Witze über sie gerissen, von wegen weil sie man so eine Matratze vom König ist, und nu ist sie Gift und Galle gegen uns. Na die Franzmänner, bei Roßbach haben wir ihnen gezeigt, was 'ne preußsche Harke ist, und bei Zorndorf, erst vor sechs Wochen, da haben wir auch die Russen geklopft. Aber nu bleiben noch die Schlimmsten, die sackermentschen Österreicher, und die sind uns über an Anzahl, und der Laudon und der Daun, die haben unserm Fritz was abgekuckt vom Kriegshandwerk.

Ein Grenadier (der sich inzwischen ermuntert hat und in den Vordergrund getreten ist). Na, der Daun liegt auch nich auf Daunen.

Unteroffizier. Das muß wahr sein. Steht er nicht da drüben auf dem Czernabog, dem Teufelsberg hinter Hochkirch, schon vier Tage lang wie eingerammt und läßt uns in dem verdammten Loch hier liegen, wo er uns Alle zu Brei zerquetschen könnte, wenn er sich 'runtergetraute? Aber er hat Manschetten vorm Fritz.

Zweiter Grenadier. Na, der König konnte auch was Klügeres thun, als hier Posto fassen.

Unteroffizier. Weißt Du's besser, als Se. Majestät, Du naseweiser Kiekindiewelt? Wenn Fritz sich was zutraut, weiß er warum.

Zweiter Grenadier. Er traut sich aber manchmal Mehr zu, als menschenmöglich ist.

Unteroffizier. Eben darum bringt er auch zustande, was kein anderes Menschenkind sich zugetraut hätte. — Verflucht! Das sackermentsche Bein will mich Ordre parieren! Hat keiner 'nen frischen Lappen?

Digitized by Google

Erſter Grenadier. Wenn's der Putzlappen thut —

Unteroffizier. Her damit! In der Not frißt der Teufel Fliegen. (verbindet ſich.)

Dritter Grenadier (ſich reckend). Himmelhergott —! Ich bin ganz ſteifgefroren. Is doch en Hundeleben.

Unteroffizier. Wer darf das ſagen, der die Ehre hat, unterm Fritz die Muskete zu tragen! Is en Soldatenleben, nichts Beſſeres, nichts Schlimmeres. Heute auf Stroh, morgen im dollſten Jubilo. Aber du biſt auch kein richtiger Preuße, bloß ſo'n Waſſerpolacke, da kann man nich mehr verlangen. Laß dir ſagen, mein Sohn, ich bin aus Neu-Ruppin, auf uns Neu-Ruppiner hält der König die größten Stücke, und ich habe ſchon den zweiten ſchleſiſchen Krieg mitgemacht. Dazumal ſah das Regiment noch anders aus, lauter ſtramme Kerls, wie die Teufel auf den Feind, und murxten nicht, wenn's ſchlechte Quartiere gab. Den Schmachtriemen angezogen und Baumrinde geknabbert, ſtatt Brot. Wo ſind die jetzt? Lauter krüppliger Nachwuchs. Fragt mat die Mutter Gramſchen, die war auch ſchon dabei bei Mollwitz und Hohenfriedberg — nich wahr, Mutter? (dinkt zu ihr hin). Immer noch druffein? Da kuckt euch das olle Jeſichte an, wie'n Engel des Friedens. Die räſonniert niemals, die thut immer ihre nahrhafte Schuldigkeit und avanciert nich mal, ſondern bleibt immer Mutter Gramſch. (Die weint lachend. Die Alte wacht auf.) Morgen, Gramſchen! Ausgeſchlafen? Ja wohl, 'n jutes Jewiſſen iſ das beſte Kiſſen. Werdet ihr's glauben, Leute, bei Hohenfriedberg, wie ſie dicht hinter 'ner Batterie hielt und hatte abgeprotzt mit ihrem Karren, da ſieht das alte Jeſchöpfe den König, wie er mitten in der Bataille durchs Feuerohr kuckt, und er kommt ihr en bißchen blaß nud verrücktert vor Was thut ſie? Sie nimmt ihre Pulle und avanciert mitten durch Kanonen und Mannſchaften durch bis zu Seiner Majeſtät nud reicht ihm die Pulle 'rauf und ruft: Trinken Sie mal 'nen Schluck, Majeſtät, 's iſ keiner Korn und wird Ihnen gut thun. — Na, da trank er denn, und wir gewannen die Bataille. Ja, die Mutter Gramſch, die iſ 'ne richtige Soldatenmutter.

Die Grenadiere (lachend). Fikat hoch! Mutter Gramſch ſoll leben!

Marketenderin. Na hört man uff! So viel Ehre bin ich nich wert

Unteroffizier. Doch, Gramſchen! Kann ſein, daß uns heute das letzte Brot gebacken iſt. Dann iſt mir's lieb, daß ich Ihr noch mal meine Hochachtung habe bezeigen können. (klopft ihr auf die Schulter.)

Zweite Scene.

Vorige. (Draußen auf der Dorfſtraße von links wird) **Dietrich** (von) zwei Soldaten (herangeſchleppt und an das Wachtfeuer vorgeführt).

Dietrich. Nee, aber hör'n Se doch, mein Gutester, ich bin Sie ja, weeß Gott! nicht, was Sie glauben, ich bin ja wirklich keen Spion.

1. Soldat. Stille, verdammter Sachſe! Was Er iſt, wird ſich ſchon finden. (hat ihn nach vorn geführt. Dietrich zittert am ganzen Leibe, ſieht ſich angſtvoll um.) Wo iſt der Unteroffizier oder Sergeant?

Unteroffizier. Hier, mein Sohn. Unteroff'zier Pfeifer vom erſten Gardegrenadier-Regiment. Was habt Ihr denn da für'n Vogel gefangen, oder iſt's 'ne Fledermaus?

Dietrich. Ach mein geſchätzteſter Herr Unteroffizier, Wenn ich Sie doch gehorſamſt bitten dürfte —

Unteroffizier. Kreuzelement! Nicht raiſonnieren! An Ihn wird auch die Reihe kommen. — Rapportiere, mein Sohn!

1. Soldat. Ich ſtand auf Vorpoſten, Herr Unteroffizier, 'nen Hundeblaſſ von dem Dorf Canitz nach Bautzen zu, war eben abgelöſ't worden, krente mich d'rauf noch ein Stündchen nachzuſchlafen, dachte —

Unteroffizier. Kerl, was geh'n mich ſeine Gedanken an! Rapportiere Er ohne viel Fiſematenten.

1. Soldat. Zu Befehl, Herr Unteroffizier. Wie ich alſo linksum kehrt mache, ſeh' ich was Graues an uni're Vorpoſtenkette 'rauſchleichen, mitt're gleich Unrat, ſpringe auf den Grauen los und faſſ' ihn beim Wickel — da war's der Burſche da, dem ich's gleich an der Naſe anſah, daß er faule Geſchichten vorhatte.

Dietrich. Ach du Grundgütiger! Au meiner Naſe —

Unteroffizier. Stille, Kerl! Fortfahren!

1. Soldat. Ich ſchrei' ihn alſo an: Was hat er hier bei nachtſchlafender Zeit herumzuſpuken? Na, und der Jaumerlappen, wie er meine Fäuſte ſpürt, ſagt er in der Angſt alles raus, ganz klipp und klar, wie daß er nämlich ſich bloß hat erkundigen wollen, wo der König ſein Quartier hat und ob man den General Zieten nicht ſprechen kann. Darauf hab ich ihm die Taſchen viſitiert, nach verdächtigen Briefſchaften — der Hundsvott hatte aber nichts bei ſich, als 'ne Scheere und Geld.

Unteroffizier. Geld? Wo iſt das Geld?

1. Soldat. Der Sergeant von der Wachkompagnie hat's einſtweilen aufgehoben — lauter ſächſiſche Thaler, mich aber hat er herkommandiert, es ſollte dem König gemeldet werden.

Dietrich. Mein gutites Herrchen, — nee, weeß Gott, ich bin Sie ja kein Spion. 's iſt ja mein eigen Geld. Ich bin —

Unteroffizier. Maul halten! Was Er iſt, das ſehen wir. Ein Geſpenſt iſt Er nicht, die haben keine Börſe bei ſich und auch keine Taſchen, aber ein ſächſiſcher Cujon iſt Er, ſo viel iſt klar, und hat Geld gekriegt vom Feinde, um auszuſpionieren, wo der König von Preußen und ſeine Generals einquartiert ſind, und 'ne Scheere, um ihm den Lebensfaden durchzuſchneiden oder ſonſt irgend ein Bubenſtück an ihnen auszuführen. Wenn Er das leugnet, kriegt Er die Fuchtel zu koſten. Na, will Er bekennen oder nicht?

Dietrich. Ja ja, ne ne, mein hochgeſchätzteſter Herr Unteroff'zier! Ich bin Sie ja, weeß Gott, Unſchuldig wie ein neugebor'nes Kind. Ich hab' mein Lebtag mich in Kriegsaffairen Ni'ht eingemengt, bloß aus Gefälligkeit, Weil die Gevattrin, 'ne gewiſſe Jungfer Juſtine —

Unteroffizier. Ei ſo lüg Du und der Deibel! Will Er uns hier blauen Dunſt vormachen mit Gefälligkeiten und Jungferuſchaften? Zieht ihm 'mal ein paar mit der Fuchtel über, daß er Reſpekt kriegt vor der Militärjuſtiz!

Dietrich (ſich windend). Um des barmherzigen Heilands willen, nee,

Digitized by Google

Nur das nicht, mein Verehrungswürdigster.
Ich hab' 'nen schwachen Rücken — hab' erst neulich
Mich schröpfen lassen — nee, beim ew'gen Heil,
Ich lüge nicht.

Unteroffizier. Was? Er wäre kein Spion? Warum zittert und bebt Er denn wie ein Halunke, dem das schuftige Gewissen im Leibe rumort, als hätt' Er einen lebendigen Aal verschluckt?

Dietrich. Nee hör'n Sie, seh'n Sie, 's is ja bloß, weil Alle
Mich so ankucken wie nichts gutes, und dann
In Canitz, bis wohin der Vorspannbauer
Uns gestern Nacht gefahren — in der Scheune,
In der wir unterkamen, zog es Ihnen
Ganz elend, davon kriegt' ich den Katarrh,
Und weil ich doch kein Auge zuthun konnte,
Gevattrin, sagt ich, werde 'mal ein bißchen
Recognoscieren. Wird es Tag, so wissen
Wir gleich, wohin wir uns zu wenden haben.
Denn die Gevattrin, die in Diensten steht
In Dresden beim Rat Ellinger, die will
Dem König ein Gesuch einreichen — na
Und ich, obschon ich auch ein Dresdner bin,
Gewesner Hofkonditor — für den König
Von Preußen hab' ich, seit ich denk', 'ne große
Ehrfurcht und Veneration gefühlt,
Und darum —

Unteroffizier. Stille! Das ist ja der abgefeimteste Lügenbeutel, der mir meiner Lebtage vorgekommen ist. Gevatterin und Hofkonditor und Veneration — für jede seiner verdammten Flausen wird man Ihm vierundzwanzig aufzählen, daß ihm die Gevatterschaft und die Hofkonditorei für ewige Zeiten vergehn. Was? So'n falsches Zweigutegrotschengesicht, so 'ne Galgenschwengelvisage, und 'ne Memme obendrein? Ich glaube gar, der Spitzbube flennt!

Dietrich. 's bloß der Schnupfen. Ach mein gutester Herr Militär, auf Ehr' und Seligkeit —

Unteroffizier. Schnuppen? Na da wollen wir ihn ins Warme bringen, wo Ihn keine rauhe Luft anblasen soll. Im Stall drüben ist Platz genug, kein Ochse mehr drin außer Einem, wenn Er 'reinkommt. Da kann Er sich was zusammenkondittern, bis der König aufwacht. Marsch mit ihm ins Loch!

(Die zwei Soldaten fassen Dietrich wieder, der sich angstvoll sträubt.)

Dietrich. Ich protestiere. Fassen Sie mich nicht
So heftig an, geschätzte Freunde! Nee,
Ich will zu Gen'ral Zieten.

Unteroffizier (während Dietrich in den Stall geführt und die Thür hinter ihm verriegelt wird).
Hat Einer so 'nen verdrückten Schuft jemals gesehn?
Aber bei mir ist er an den Unrechten gekommen.

Marketenderin. Na hört, Pfeifer, auf den Fang könnt Ihr Euch ooch nich ville zu gute thun.

Unteroffizier. Wie so, Gramschen?

Marketenderin. Daß Der's Pulver nicht erfunden hat, sieht doch ein kleenes Kind, so 'ne schafsmäßig dumme Ehrlichkeit kuckt ihm aus den Augen.

Unteroffizier. Da seid Ihr schief gewickelt, Gramschen — die Sächser, die kennt Ihr nicht, die seh'n meerschtendeels aus wie unserm Herrgott seine Osterlämmer, haben's aber dicke hinter den Ohren. Nee, Mutter, das kennt man Mir soll keiner kommen. Ich habe mehr als einen verfluchten Spion hängen helfen, und fast alle verschworen sich auf Ehr' und Seligkeit, sie wären so rein wie ein frisch gewaschenes Ferkel. Aber ein Hofkonditor war freilich noch nicht dabei.

(Die beiden Soldaten, die Dietrich gebracht hatten, gehen durch das Gitterthor wieder ab.)

Dritte Scene.

Vorige. Marwitz (eilig durch die Dorfstraße von links).

Marwitz. Ist General von Zieten hier beim König?

Unteroffizier (salutiert). Nee, Herr Leutnant, Se. Majestät geruhen noch zu schlummern.

Marwitz. So muß ich seh'n, wo ich ihn finde. Könnt' ich Nicht Se. Majestät —, ich hätte Wicht'ges
Zu rapportieren.

Unteroffizier. Seine Majestät haben verboten, sie aufzuwecken. Das bißken Nachtruhe unseres Fritz ist uns heilig.

Marwitz. So muß der General wohl selber kommen.

Vierte Scene.

Vorige. (Wie **Marwitz** sich nach dem Hofthor wendet, kommt **Justine** (die Dorfstraße daher, von dem) **Cornet** (geleitet).

Unteroffizier. Potz Schwerenot, da kommt wahrhaftig noch ein altes Weib Das ist am Ende die Gevatterin, die kann gleich zu ihrem Hofkonditor in den Stall, ihm Gesellschaft zu leisten, bis er gehängt wird.

Marwitz. Justine! Ihr!

Justine (außer Atem). Na, Gott sei Lob und Dank, Da treff' ich gleich 'nen guten Freund.

Marwitz. Wie kommt Ihr Hierher bei Nacht und Nebel?

Justine. Ja, Herr Leutnant, An diese Reise werd' ich denken, wenn Ich hundert Jahr alt werde. Aber jetzt — (faßt ihn an.)
Wo komm' ich, sagen Sie, zu meinem Junker, Dem Gen'ral Zieten?

Marwitz. Ich will selbst zu ihm. Ihr aber — mein Herr Chef hat keine Zeit, Euch vorzulassen.

Justine. Wie? Bin ich nicht eigens Deshalb den weiten Weg — die alten Knochen Die werden's lang noch spüren —

Marwitz. Haltet mich Nicht auf. Ich bin im Dienst. In Eurer Sache — Ich trug sie warm dem Gen'ral Zieten vor — Ist überhaupt noch kein Bescheid gefallen, Und jetzt — wir stehn in diesem Augenblick Vor ernstester Entscheidung. Alles andre Muß da zurücksteh'n. Gott befohlen! (Geht eilig ab.)

Justine (ihm nachsiehend). Wie? Und das ist alles? Und das ist auch Manier? Nicht mal gefragt, wie ich gesichlafen habe, Und wie's der Marianne geht? Ei sieh' doch! Und erst vorgestern „Mütterchen Justine" Hinten und vorne? Sag' ich es nicht immer: Der Krieg, der macht aus Menschen wilde Bestien! Da muß ich wohl bei diesen Herrn — (nähert sich dem Unteroffizier.)

Digitized by Google

Unteroffizier. Was hat die alte Nachteule hier zu suchen?

Justine. Ach, lieber Herr Sergeante, oder was Ihr sonsten seid, ich bin ja auch 'ne Preußin, Aus Wustrau bin ich und bin hergekommen, Bei meinem König um Audienz zu bitten. Der junge Mensch hier (auf den Cornet deutend) sagt, mein König sei Hier dichte bei. Wenn Ihr die Güte hättet —

Unteroffizier. Hol' Sie der Henker, Alte! Will Sie sich Seiner Majestät präsentieren am duftern Morgen? Weiß Sie nicht, daß es Unglück bringt, wenn einem zuerst am Tage ein altes Weib begegnet? Wenn wir heute Bataille haben und Schläge kriegen, ist Sie schuld dran. (Die Soldaten lachen.)

Justine. Wie wird denn auch mein König Schläge kriegen! Nee, nee, führt mich nur hin. Denn es pressiert, Weil mein Herr Rat sonst auf die Festung kommt. Und darum bin ich mit Gevatter Dietrich Hierher gereis't, und dieser dreiste Mensch — Sonst so'n Angsthase, aber wenn so Einer Einmal Courage kriegt, geht's mit ihm durch — Der hat vor Tau und Tag sich aufgerappelt, Sich zu erkund'gen — und nun bin ich bange, Er hat sich irgendwo verlaufen. Ach, Herr Militär —

Unteroffizier. Nu sieh Einer! Also Sie ist die Gevattrin, und Dietrich ist der Spitzbube? Na ja, Dietriche braucht man, wenn man auf Diebsschliche aus ist. (Soldaten lachen.)

Marketenderin. Da seht Ihr's, Pfeifer hab ich nun nicht recht gehabt? Der Mensch ist eine unschädliche Creatur. Seit wann nimmt sich einer so 'ne alte Schachtel auf Spionage mit? Denn hättet Ihr mich einspunnen brauchen!

Justine. Was? Eingesperrt als 'nen Spion, den braven Gevatter Dietrich? Du barmherz'ger Heiland! Solch eine friedliche Civilperson, Und soll am Ende gar noch füsiliert Oder gehangen werden? Na da komm' ich, Noch just zur rechten Zeit. Das darf der König Nicht leiden, nee bei Gott! Ich will ihm sagen, Daß der Gevatter, ist er auch ein Sachse, Mit aller Hochachtung und Reverenz Ihn immer ästimirt hat.

Unteroffizier. Wird Fritzen eine große Ehre sein! (Soldaten lachen.)

Justine. Ja lacht nur über so en altes Mädchen! Ich fürcht' Euch nicht, wenn Ihr auch Mordsgewehre Und blanke Säbel habt. Und hört der König, Wie despektierlich man mich hier trakticrt —

Marketenderin. Sei Sie man ruhig, Mutter. Die Herrn Soldaten sind nich so schlimm als wie sie aussehn. Und auch Ihrem Gevatter haben sie kein Haar gekrümmt, ihn nur ein bischen da in den Kuhstall eingespunnt.

Justine. Was? In den Kuhstall? Du barmherz'ger Heiland! 'nen Hofkonditor, der an Reinlichkeit Und Propperts gewöhnt ist —

Unteroffizier. Ja im Krieg is es nich anders. Ein Palais konnten wir dem Herrn Hofkonditor nicht bauen lassen. Aber hoch genug wird er befördert werden, wenn er sich nicht ausweisen kann.

Dietrich (hat einen Fensterladen geöffnet, steckt den Kopf hinaus). Gevattrin! Eiherrcheses! Seid Ihr's wirklich! Ja seht, so haben sie mir mitgespielt. 's ist wenigstens 'ne schöne Temp'ratur Hier in dem alten Kasten.

Justine. Nee, Gevatter, 's ist himmelschreiend. Doch verlaßt Euch drauf, Ihr bleibt nicht lang da drinnen. (zum Cornet) Komm, mein Sohn!

Cornet. Wohin?

Justine. Zu meinem Junker, dem Gen'ral Von Zieten. (Zu den andern) Ja nu macht Ihr große Augen. Der Herr Gen'ral, der kennt mich, der wird Euch Kuranzen, weil Ihr nicht das Alter ehrt. Bei dem bin ich in Ehr' und Affektion, Und wenn er mir das Wort beim König redet, Dann sollt Ihr sehn —

Unteroffizier. Wenn Sie zum General Zieten will, Sie verrückte alte Nachteule, das kann Sie näher haben. Da kommt er eben her.

Justine. Na, Gott im hohen Himmel sei gelobt. Nu wird's Tag werden.

Fünfte Scene.

Vorige. Zieten (kommt die Dorfstraße herauf, tritt ein). Ein Adjutant (folgt ihm).

Zieten. Ist Se. Majestät schon aufgestanden?

Unteroffizier. Bedaure, Herr General. Majestät schlafen noch, haben Ordre gegeben, sie nicht zu wecken.

Zieten. Gleichviel. Ich muß zu ihm. (Zum Adjutanten.) Ihr wartet hier. (Geht auf die Hausthür zu.)

Justine (vertritt ihm den Weg). Schön guten Morgen, mein Herr General. Frisch und gesund noch bei dem schlechten Wetter? Das freut mich. Na, die and're woll'ne Jacke Zum Wechseln, die wird auch bald fertig sein.

Zieten. Justine! Bist Du ganz des Teufels, Alte, Daß Du Dich hier im Lager treffen läßt?

Justine. Ja, lieber Junker, 's ist nicht zum Pläster. 's ist, weil es meinen Herrn betrifft, den Herrn Rat Ellinger. Mein Herr Gen'ral entsinnt sich, Der Leutnant Marwitz hat ja meinem Junker Schon mitgeteilt — Und darum kommst Du her? Um solche Bagatelle?

Justine. Na, ich dächte, ne Bagatell' ist's nicht, wenn einer auf Die Festung soll. Und darum wollt' ich bitten, Der König wird ja wohl ein Einsehn haben —

Zieten. Wo denkt Sie hin? Dazu ist keine Zeit. Mach, daß Du fortkommst, eh' das Kriegsgewitter Dir auf den Puckel kommt.

Justine (faßt seinen Arm). Mein gnäd'ger Junker — Laß mich in Frieden, sag' ich! Schwerebrett! Bist Du bei Trost? Schafft mir die Alte weg,

Digitized by Google

Hört Ihr? Fort aus dem Lager, auf der Stelle! (während er ins Haus tritt.)
Und sieh, wie Du nach Bautzen kommst, verstanden? (ab.)

Sechste Scene.

Vorige. (ohne Zieten).

Unteroffizier. Na, wie is es, Mamsell Sturmbock? Hat sie sich nu die Hörner abgelaufen?
(Soldaten lachen.)

Justine (hat Zieten wie verfeinert nachgesehen, sinkt in sich zusammen, der Cornet schiebt ihr eine Trommel unter, auf die sie sich niederläßt).
O du mein Heiland! So was zu erleben!

Unteroffizier. Na flenne Sie man nicht! Der Herr General is sonst kein Verächter des schönen Geschlechts, aber im Dienst hört die Galantrie auf. Will Sie sich nu retirieren oder Ihrem Herzalleliebsten im Kuhstall Gesellschaft leisten?

Marketenderin. Laßt sie man in Frieden, Pfeifer. (nähert sich ihr mit einer Flasche.) Da, Mutter, da ist noch ein Restchen bittre Pommeranzen, das wird ihr gut thun.

Dietrich. Ja, trinkt, Gevattrin, und dann macht Euch fort.
Um mich seid unbesorgt. Nee nee, ich werde
Nicht vor die Hunde gehn.

Justine (schüttelt den Kopf, steht auf). Nicht einen Tropfen! Ich brauche Nichts. 'nen Bittren hat mir schon Mein Junker eingeschenkt. Doch eh ich nicht Den König selbst gesprochen, geh' ich nicht Vom Fleck und sollt' ich sterben!

Unteroffizier. Angetreten! Nicht't Euch! Präsentiert das Gewehr!
(Die Soldaten stellen sich in Reih und Glied.)

Siebente Scene.

Vorige. Der König (in Hut und Mantel, hinter ihm) Zieten (treten aus dem Hause).

König. Nein, Zieten, wie gesagt, Ihr seht Gespenster.

Zieten. Erlaub' Ew. Majestät mir zu bemerken,
Von allen Seiten wird mir rapportiert,
Seit Mitternacht schon sei'n verdächtige
Bewegungen beim Feinde wahrgenommen.
Das Corps des Gen'ral Laudon ziehe sich
Ganz sacht die Höh'n entlang in weitem Bogen
Durchs Waldgebirg. Gelingt's ihm, über Beschen
Und Jauernick bis Hochkirch vorzudringen,
Ist unser rechter Flügel fest umklammert.
Ich bitte unterthänigst um Befehl,
Ob ich mit den Dragoner-Regimentern
Normann und Czetteritz die Kürassiere
Schönaich's soll an mich zieh'n und dann vorbrechen,
Eh es zu spät.

König (schnuppft). 's ist noch zu frühe, Zieten.
Ihr wißt, mon cher, der Brottransport aus Sachsen
Kann frühstens heut' eintreffen. Ehe der
Nicht angelangt, wär's tollkühn und verkehrt,
Nach Schlesien den Durchmarsch zu forcieren.
Nur einen Tag Geduld noch. Eure große
Vivacité ist löblich, doch Ihr werdet
Sie zügeln müssen.

Zieten. Majestät —

König. Der alte
Cunctator Daun, verlaßt Euch d'rauf, auch diesmal
Wird er nichts wagen.

Zieten. Auch Feldmarschall Keith,
Der bei mir vorsprach, war der opinion,
Wenn die Herrn Österreicher uns auch heute
Nicht attaquierten, so verdienten sie,
Gehängt zu werden.

König. Nun, mein lieber Zieten,
Ich denk', die Herren Österreicher werden
Sich mehr vor mir, als vor dem Galgen fürchten.
(Sieht sich um, erblickt Justine.)
Wie kommt die alte Weibsperson hieher?

Zieten (für sich). Verwünscht! Noch immer hier?

Justine (tritt vor, macht ehrerbietig). Ew. Majestät Entschuld'gen unterthänigst — ich — ich bin —

Friedrich. Will ein Soldatenweib in Wochen kommen, Daß man aus Bautzen eine Wehemutter
Hat kommen lassen? (zu den Soldaten.)
Schafft die Weiber aus
Dem Lager fort!

Unteroffizier. Ew. Majestät mit Respekt zu melden, 's is 'ne verrückte alte Person, uns eben zugelaufen, will partu den König sprechen.

Zieten. Ich bitt' Ew. Majestät —

König (Justine fixierend). Die Alte hat Courage. Nun? Wer ist Sie? und was will Sie?

Justine. Justine Zanders, Ihro Majestät Zu dienen, meinem großen König seine Getreue Unterthanin, denn ich bin Aus Wustrau, Ihro Majestät. Der Herr Gen'ral Zieten kennt mich.

Friedrich (zu Zieten). Ist das wahr?

Zieten (der auf Kohlen steht). Ja, Ew. Majestät, ich kenne sie.
Ein braves Frauenzimmer. Doch was fällt
Der Alten ein, sich jetzt —

Friedrich (zu Justine). Wie alt ist Sie?

Justine. Bin über Siebzig, Ihro Majestät Zu dienen, zwölf Jahr älter als mein Junker, Will sagen, Herr General Hans Joachim Von Zieten. Denn ich kannt' ihn schon, als er Man erst drei Käse hoch. Als Kindermädchen Kam ich zu ihm. Jetzt aber bin ich lange In Dienst bei einem guten sächs'schen Herrn, Rat Ettinger, wenn Ihro Majestät Gehorsamst sich erinnern wollen —

Friedrich. Was
Schwatzt Sie da alles! Dépêchir' Sie sich! Wir haben keine Zeit.

Zieten. Ew. Majestät —

Justine. Der Herr General wird Ihro Majestät Berichtet haben — ach du meine Güte! Wie soll ich's nur in Kürze —

Zieten. Es betrifft Den Mann in Dresden, Ew. Majestät, Der mit dem Hof in Warschau —
(spricht leise weiter.)

Justine. Herr mein Gott, Nu wende du das Herz des großen Königs Zu Mild' und Gnade!

Digitized by Google

Friedrich (schnupft). Hm! Fataler Handel.
Ich thät' Ihr gern was zu Gefallen, Alte,
Weil Sie ein kouragiertes Frauenzimmer
Und unsern General Zieten aufgepäppelt.
Kann aber Ihr nicht helfen. Unterschlagung
Von Steuergeldern, straßbare Intriguen —
Wenn ich hier kein Exempel statuierte,
So griffen solcherlei désordres um sich.
Als 'ne verständige Person wird Sie's
Begreifen. Drum adieu! (Wendet sich zu Zieten.)

Justine (tritt ihm näher). Ihro Majestät
Entschuld'gen unterthänigst —

Zieten. Ist Sie ganz
Des Teufels, Alte?

Justine. Nee, das bin ich nicht,
Auch red' ich jetzt mit meinem Junker nicht,
Der mich nicht kennen will, ich stehe hier
Vor meinem gnädigen und großen König,
Der das geringste seiner Landeskinder
Anhört, wenns gilt, Gerechtigkeit zu üben.

Friedrich (heftig). Gerechtigkeit? Ihr monsieur Ellinger —
Hat er ein Recht gehabt, die Gelder, die
Ihm anvertraut, für die er als Beamter
Verantwortlich, nach Polen abzuliefern?
Getraut Sie sich, solch einem Unterschleif
Das Wort zu reden?

Justine. Ja, mein großer König,
Das trau' ich mir wohl zu. Denn mein Herr Rat
Mag unrecht haben vor dem preußischen
Gesetz. Vor dem jedoch, das ihm als Sachse
Ins Herz geschrieben, kann er wohl besteh'n.
Denn seinen angestammten Landesherrn
In Stich zu lassen, weiß er ihn in Not,
Das bringt kein guter Bürger übers Herz.
Und ward mein großer König drum verkürzt?
Hat mein Herr Rat nicht Haus und Hab' und Gut
Zurücklassen, daß der preußische
Herr Gouverneur sich schadlos daran hielte?

Friedrich. Gleichviel. Beschwor'ne Pflicht hat er
verletzt,
Und wenn ein Jedermann so handeln wollte —

Justine (rasch einfallend). Nu ja, so liefen alle treuen
Sachsen
Aus Dresden weg. Wär' aber das ein Schade
Für Ihro Majestät? Die Stadt bleibt steh'n,
Die nehmen sie nicht mit.

Friedrich (sacht leise). Comme elle radote!

Justine (dadurch ermutigt, rückt ihm noch näher). Bedenken ferner Ihro Majestät:
Käm's einmal umgekehrt und preußische
Beamten thäten, was mein Herr gethan —
Nee, nich gethan! er hat's nur wollen thun,
Von dem verwünschten Polen aufgestiftet —
Würd' Ihro Majestät nicht selbst beklagen,
Daß ein getreuer Unterthan das Opfer,
Das er gebracht, mit Festungsstrafe büßt?
Wo Treue Wurzel schlägt, so heißt's im Sprichwort,
Da macht Gott einen Baum daraus. Den Baum
Soll man nicht umhau'n. Kommt mal heiße Zeit,
So giebt er Schatten, Ihro Majestät.

Friedrich (zu Zieten). Parbleu! Elle ne fait pas mal son métier d'avocat du diable.

Justine (kniet vor ihm nieder). Mein großer König,
ich bin bloß 'ne alte
Einfältige Person. So wahr ich aber
Im Herzen immer meinem Landesherrn
Die Treue hielt, obschon in fremdem Land,
So wahr wird's meinem König unser Herrgott
Vergelten, wenn er diesmal Gnade übt.
Was unrecht war — ich stehe gut dafür —
Er wird's nicht wieder thun. Er ist ja sonst
Die Bravheit in Person. Und überall,
Wo man ihn kennt, wird's Ihro Majestät
Hoch angerechnet werden —
(Während sie niedergekniet ist und zum König gesprochen hat, ist Marwitz hastig hereingekommen und hat Zieten leise einen Bericht erstattet.)

Zieten (hastig zum König). Majestät,
So eben meldet mir Feldmarschall Keith — (spricht leise weiter.)

Justine. Und darum hoff' ich, daß mein gnäd'ger
König —

Friedrich. Morbleu! Wo ist mein Pferd?

Justine. Ein einz'ges Wort
Aus solchem Mund kann Tod und Leben geben.
Auch heißt's mit Recht ja: wer regieren will,
Der muß auch können durch die Finger seh'n.
Und darum —

Friedrich (hebt den Stock drohend). Fort da!
(Ein Kanonenschuß aus der Ferne.)
Meine Adjutanten!
(Zwei Offiziere eilen herbei.)
Sie hören, meine Herrn den Morgengruß
Des Feinds. Wir woll'n gebührend ihn erwidern.
Kommt, Zieten! En avant!
(geht rasch hinaus, die andern folgen.)

Unteroffizier. Angetreten! Rechtsum! Marsch!
(Die Wache marschiert dem König nach. Fernes Kanonieren. Auf der Dorfstraße eilen Offiziere herbei, Troupen folgen.)

Achte Scene.

Justine. Die Marketenderin. Dietrich (am Stallfenster).

Justine (richtet sich langsam auf, fährt mit der Hand über die Stirn, wie aus einem Traum erwachend).
Was ist denn das, das Bumpern von da drüben?
Und warum rennt auf einmal alles weg?
Hier stand doch eben noch der König — oder
Hat mir das nur geträumt?

Marketenderin. Man sieht, Mutter, daß es Ihre erste Campagne is. Hat Sie noch niemals Kanonen gehört? Ich kann auf 'ne Viertelmeile 'nen Sechspfünder von 'nem Zwölfpfünder unterscheiden. Und daß sie alle weggesprungen sind, wie Flöhe, wenn man ein altes Kamisol ausklopft, das bedeutet: Nu geht's los.

Justine. Ihr meint, es giebt 'ne Schlacht?

Marketenderin. Und 'ne düchtige. Na schließt Euch man an mir an. Uns geschieht nichts. (Spannt sich vor ihren Karren.)

Cornet (kommt eilig zurück). Der Gen'ral Zieten schickt mich, Euch zu sagen,
Ihr sollt ins Haus hinein und eher nicht
Den Kopf Euch unterseh'n hinauszustrecken,
Als bis es über Euch in Trümmer fällt.

Digitized by Google

Justine. So? Läßt der Herr Gen'ral mir's wirklich sagen,
Obschonst er mich vorher nicht mehr gekannt?
Na, und der König, läßt mir der nichts sagen?
Kein Wort von Gnade?

Cornet. Wo auch denkt Ihr hin?
Es geht auf Tod und Leben jetzt. Lebt wohl! (Eilig wieder ab.) (Justine steht kopfschüttelnd und vor sich hinblickend. Das Schießen dauert fort.)

Justine. Dann hätt' ich mir die Mühe sparen können.

Dietrich. Gevattrin, habt Ihr mich denn ganz vergessen?

Marketenderin. Je, der Herr Spion! Na, den müssen wir man erlösen! (Läßt den Karren stehen, geht nach dem Stall, schiebt den Riegel zurück.)

Dietrich (tritt heraus, eine große Silhouette des Königs hoch vor sich her tragend). Da hab' ich ihn, Gevatterin, Viktoria! Da hab' ich ihn! Nee, seht nur, ist er nicht Zum Sprechen ähnlich? Was nu kommen mag,
Ich habe meinen Preis heraus. So schön
Ist mir seit lange nichts geglückt.

Justine. Ach, geht mir
Mit Eurem großen Fritz! Der ist man auch
Ein König, wie sie alle. Schlachten mag er
Gewinnen können, aber Herzen? Nee,
Das nicht. Meins wenigstens ging ihm verloren.
Nu mögen sie das Dach mir überm Kopf
Zusammenschießen, mir ist alles eins.
Wozu noch lebt man, wenn man nichts mehr hat,
Was man wie einen zweiten lieben Gott
Verehren kann! Am liebsten legt' ich mich aufs Ohr
Und stünd' am jüngsten Tag' erst wieder auf.
(Senkt den Kopf auf die Brust, die Marketenderin führt sie ins Haus Dietrich folgt.)
(Vorhang fällt.)

(Schluß folgt.)

Am Strand.

Noch einen Schritt — da blaut das Meer
Mit flimmerndem, glimmerndem Kieseln;
Elfenkönig rauschet die Welle daher
Und spielt mit den rollenden Kieseln.
Sie blinken im feuchten Gewand wie Demant,
Wie schillernde Perlen; ich habe
Am windesfummenden, sonnigen Strand
Mit ihnen gespielt hier als Knabe.
Und in die Wellen des Lebens hinein
Sprang ich, ein mutiger Schwimmer;
Es blickte vor mir wie Edelgestein
Mit perlendem Schimmer und Glimmer.
Es haschte das Herz und es haschte die Hand
Nach dem lockenden Glitzern; ich habe
Gefüllt mir die Hände mit Gold und Demant —
Nun geht es hinunter zum Grabe.
Da kehr' ich noch einmal, da blaut noch das Meer
Mit flimmerndem, glimmerndem Kieseln;
Elfenkönig rauschet die Welle daher
Und spielt mit rollenden Kieseln.

Wilhelm Jensen.

Der Traum vom Glück.

Ich weiß nicht, weiß nicht, was es war
— Nur ein Gesicht der Seele? —
Es ging mit wehend schönem Haar
Im Traumond durch's Geschwele.
Und als es schwand, und als es schwand
Im Tannicht und Gesteine,
Da hing mein Blick, gleichwie gebannt,
Noch an dem letzten Scheine.
's kam wieder — nie so nahe mehr —
Halbfremd nur und mit Zagen,
Wie scheu vor heißerem Begehr,
Vor wildem Pulsesschlagen.
Den Händen schwebt' es in die Luft,
Dem Herzen kam es wieder,
Noch einmal bei Jasminenduft,
Wie einst beim ersten Flieder . . .
Seither schleicht öd' hin Jahr um Jahr,
Schon habe ich vergessen,
Ob alles nur ein Träumen war,
Ob einmal ich's besessen.
Nur wenn ich still am Fenster steh'
Im einsam kalten Zimmer,
Und bläulich glänzt im Mond der Schnee,
Grüßt mich der gold'ne Schimmer —
Als schösse jener Traum,' der ging
Im Traumond durchs Geschwele
Geheimnisvoll jetzt seinen Ring
Ums Leben meiner Seele . . .

Hermann Hango.

Frühlingsnahen.

Der Westwind tollt, der wilde Knabe,
Die kahlen Zweige ächzen laut.
Hübsch aufgeschaut!
Sonst stülpt er dir den Schirm vom Stabe
Und reißt den Hut dir von dem Kopf,
Der schlimme Tropf. —
Doch, sieh, schon hört der Regen auf,
Vorüber jagt der Wolken Hauf,
Die goldne Sonne scheinet wieder
Und lächelt warm zur Erde nieder,
Als ob sie schelmisch sagen will:
April!

So geht's im Leben stets, mein Kindchen,
Bald Regen und bald Sonnenschein.
D'ran denke fein!
Und zieh nicht immer gleich das Mündchen,
Wenn mal dein Himmel trübe blickt
Und Wolken schickt.
Es kommt der Frühling stets auf's neu,
Bringt alles, das dein Herz erfreu'!
Den Sonnenschein, die Nachtigallen
Und bunte Blumen auch vor allen;
Vielleicht die schönste dir zum Preis —
Wer weiß?! —

Kurt Hainau.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Fritz Lienhardt war sich nicht klar darüber gewesen, gewiß nicht. Aber war das eine Entschuldigung? Er hätte sich klar sein müssen. Er war kein Kind mehr. In seiner ganzen nackten Häßlichkeit und Gemeinheit hätte er das erkennen müssen, was man von ihm verlangte, um es mit Abscheu und Verachtung von sich zu weisen. Statt dessen hatte er sich gesonnt in seinem vermeintlichen Glücke, wie ein gedankenloser Knabe. O der Schmach! der Schmach! Und was sollte nun geschehen? Ein wilder Haß gegen Berndt Herzberg loderte in Fritz auf. Wenn er zu ihm ginge und ihn auf Tod und Leben herausforderte als den Zerstörer seines Daseins! Aber Berndt würde ihn einfach auslachen. Und wie hätte man ihm auch unrecht geben können? Er hatte ja Fritz nicht gezwungen, es war dessen freier Wille gewesen, die Frau und das Geld anzunehmen — von seinem reichen, zum Wohlthun aufgelegten Freunde. Und das Geld hatte ja nur dazu dienen sollen, Fritz Lienhardt zum Künstler reifen zu lassen; Berndt hatte der Welt das Werk schenken wollen, das Fritz nur in sorgenloser Existenz schaffen konnte. Es war alles so uneigennützig, so edelmütig gewesen. Und überdies: wo war Berndt Herzberg? Kein Mensch wußte etwas von ihm. Manche sagten, er wolle in Indien Tiger jagen, andere behaupteten, er verschleudere sein Vermögen in Paris, wieder andere vermuteten ihn im Bann irgend einer schönen Frau, mit der er inkognito irgendwo unter einem schöneren Himmelsstrich wieder einmal einen berauschenden Liebestraum träumte. In Berlin war er verschollen.

So richtete sich Fritz Lienhardts Haß und Empörung naturgemäß gegen Melanie. Sich selber verachtete er freilich auch. Aber der instinktive Versuch der Selbstrettung trieb ihn doch immer wieder dazu, ihr die Hauptschuld an dem Geschehenen beizumessen. Wie hatte eine Frau, die das Kind eines Anderen unter dem Herzen trug, sein Weib werden können! Sie hatte ja gewußt, welche Macht sie über ihn ausübte, und hatte diese Macht gemißbraucht. Um überhaupt weiterleben zu können, um nicht von dem Gefühl seiner Schande vollends erdrückt zu werden, mußte er die Frau, die er geliebt hatte, immer noch liebte, anklagen und verdammen. Und auch so war es kein Leben mehr, das er führte. Um die ewig nagenden Gewissensbisse zu betäuben, die ihn in der Einsamkeit und Stille seiner Arbeitsstube überfielen, wie ein Schwarm von gierigen Würmern, fing er an zu trinken. Er, der bisher der mäßigste aller Männer gewesen war, fand Geschmack daran, die halben, die ganzen Nächte in den Bierstuben zu verbringen. Und es waren die niedrigsten ihrer Art, in die er sich flüchtete. Denn er wollte nicht unter seinesgleichen geraten, nicht an die Sinnes- und Denkart von seinesgleichen erinnert werden. Die Menschen, die er antraf, machten ihm mit ihren Reden das Herz weiter nicht schwer.

Als Melanie sich von ihrem Lager wieder erhob, fand sie einen völlig verwandelten Mann in Fritz Lienhardt. Es war ein trauriges Erwachen für sie beide. Sie versuchte, ihn durch ihre sich immer gleich bleibende Ruhe und Güte, durch die demütige Liebe, die sie ihm entgegentrug, umzustimmen. Aber es war umsonst. Es kamen Stunden, in

Digitized by Google

denen er sich beschämt und erniedrigt fühlte, weil sie seine rauhe Härte durch Milde und Geduld vergalt, aber gerade das reizte ihn nur wieder zu sinnloser Wut, in der er sich selbst vergaß. Es kam zu widrigen Auftritten, in denen nur Melanies banges Verstummen das Äußerste verhütete. Wenn er sie mit gefalteten Händen, gesenkten Hauptes schweigend und ergebungsvoll vor sich stehen sah, brachte er es nicht über sich, ihr das Schlimmste zu sagen oder gar die Hand gegen sie zu erheben. Er schämte sich dann vor sich selber, stürmte fort und suchte wieder und wieder Betäubung beim Glase. Versuchte sie aber in seltenen Fällen wirklich einmal, eine Bitte oder eine Mahnung an ihn zu richten, so antwortete er ihr mit bitterem Hohn, wies auf das Kind hin, das an ihrer Brust ruhte, und lief mit heiserem Lachen davon. So gewöhnte sie sich völlig daran, alles schweigend zu ertragen und gab hoffnungslos jeden Rettungsversuch auf.

Unter solchen Verhältnissen konnte Fritz Lienhardt naturgemäß auch künstlerisch nichts leisten. Sein großes Musikdrama, auf das er alle seine Erwartungen gesetzt hatte, wurde nicht fertig. Er hatte weder Ruhe noch Stimmung mehr zur Arbeit. Und je klarer er sich darüber wurde, je verzweifelter sich seine Gemütsverfassung danach gestaltete, desto mehr suchte und fand er Gelegenheit, sich zu betäuben, Vergessenheit erringen zu müssen. So war das Unglück unaufhaltsam hereingebrochen. Das Geld, das von Berndt Herzberg stammte, war zum größeren Teil aufgebraucht worden, den Rest hatte Fritz in einer letzten, zornigen Regung seines Stolzes einer Wohlthätigkeitsanstalt überwiesen, um durch nichts mehr an den Geber erinnert, nie mehr durch die Berührung dieses Schandgeldes aufs neue erniedrigt zu werden. Seither suchte er angeblich nach einer Anstellung, ohne sie zu finden. Und inzwischen mußte Melanie, die immer schmaler und blasser darüber wurde, durch ihre kunstvollen Handarbeiten, über denen sie Tag und Nacht saß, die kleine Familie ernähren . . . .

Frau Melanie Lienhardt war in ihren schweifenden Gedanken bis hierher gelangt und starrte noch immer mit dem gleichen hoffnungsleeren Ausdruck ihrer Züge in das Dunkel hinaus. Sie hatte sich in mancher Nacht so gefragt, was nun werden, wie überhaupt noch einmal alles anders werden solle. Und niemals hatte sie eine Antwort gewußt. Heute wußte sie eine. Es gab keine außer dieser einen, und der letzte Zweifel mußte nun in ihr schwinden. Sie hatte sich lange genug dagegen gewehrt. Jetzt war's entschieden. Fritz selber hatte ihr ja den Weg gezeigt, den sie gehen mußte, und sie wollte ihn gehen. Es konnte niemals mehr anders, niemals besser werden, so lange er sie und das Kind des anderen Mannes als die immer lebendigen, immer mahnenden Zeugen seiner Schmach und seiner Erniedrigung vor sich sah. Er hatte es ihr gesagt und sie wußte, daß er recht hatte. Er mußte frei werden, um in Freiheit sich zu einem neuen Menschen umzumodeln. Wenn sie bisher Opfer auf Opfer für ihn vergeblich gebracht hatte, war's nur geschehen, weil sie zu feige und zu thöricht gewesen war, um zu begreifen, daß es nur eines einzigen, des letzten und größten Opfers für ihn bedurfte, um ihn zu retten. Sie mußte von ihm gehen, sie und das Kind — für immer. Es war ein bitteres Unrecht, ein Frevel gewesen, daß sie einst zu ihm gegangen und sein Weib geworden war. Sie hatte sich damals eingeredet, sie dürfe es, weil sie Fritz Lienhardt liebe, wie er sie, und sie müsse es, weil sie ihrem Kinde einen Vater geben müsse. Jetzt wußte sie, daß sie es nur gethan hatte, um sich selber die Schande zu ersparen, Mutter eines vaterlosen Kindes zu werden — sich, einer aus dem Geschlecht derer von Werben, der Schwester eines jungen, flotten Offiziers, der als prinzlicher Adjutant in einer mitteldeutschen Residenz in der vornehmsten Gesellschaft zu Hause war, der Verwandten hochangesehener, makelloser Adelsfamilien. Das war's gewesen, nur das, und alles andere war Verstellung und Selbstbetrug. Auf solchem Grunde aber hatte denn freilich kein Glück erblühen können. Und sie, die an allem die Schuld trug, mußte die Schuld auch büßen.

Von ihm gehen, das war's. Das Kind der Sünde auf den Armen, das ihr einziges Hab' und Gut bildete, in die Welt hinausgehen. Wohin? galt ja gleichviel. Irgendwo gab es auf Erden immer noch einen Platz, um fortzuvegetieren, so oder so. Das Anrecht

Digitized by Google

darauf, wirklich zu leben, hatte sie ja längst verscherzt. Sich in einen verborgenen Winkel niederzukauern und geduldig zu warten, bis alles zu Ende sein sollte, das war's ja, was ihr blieb. Oder — gab es noch ein Anderes, ein Besseres?

Melanie durchfuhr es mit einem irren Schauer. Anderes, — Besseres? Sie sprach die Worte tonlos vor sich hin, in das Dunkel hinaus. Durfte sie es? Über sich selbst mochte sie vielleicht verfügen dürfen, um des höheren, heiligeren Zweckes willen, aber auch über den Knaben? Und doch! doch! Wenn es nicht der Schmerz, ein echter, tiefer Lebensschmerz war, der dieses zerstörte Mannesleben noch einmal wieder emporrüttelte aus seiner Versunkenheit, gab es nichts anderes mehr, wodurch es hätte geschehen können. Und Schmerz — würde es ihm Schmerz, wirklich einen erlösenden, zu Thaten aufraffenden, Sühnung heischenden Schmerz bereiten, wenn sie nur von ihm ging, wenn sie nicht auch zugleich aus dem Leben selber schied? Der Schmerz, auf den es hier ankam, würde ihm nur aus einem Schuldgefühl entstehen können, nur aus der Klage um eine unwiderbringlich Verlorene, um etwas niemals wieder Gutzumachendes. Und darum gab es keine Wahl. Sie mußte den Tod hinnehmen, wie eine verdiente Strafe für den früher begangenen Frevel, der sonst ungesühnt geblieben wäre, und dieser Tod würde zugleich einem hohen und großen Zweck dienen. Um seines Schmerzes willen würde Fritz Lienhardt wieder zum Manne werden, er würde begreifen, daß nun der Makel von ihm abgewaschen worden sei, er würde als ein Freigewordener wieder den alten Idealen, den hohen, leuchtenden Zielen leben, denen er seine Jugend geweiht gehabt und die er dann in den Staub getreten. Dann würde er auch ihrer wieder ohne Groll und Haß, vielleicht sogar mit einer wehmütigen Erinnerung denken. Und wenn man nach Jahren seinen Namen in der Welt mit Anerkennung und Bewunderung nannte, würde er daran gemahnt werden, daß sie es gewesen, die ihm den gesperrten Weg wieder freigemacht hatte zum Ruhme.

Das also war's, was ihr zu thun blieb: das Andere, das Bessere. Endlich ein Ausweg in diesem Labyrinth, endlich ein Licht in dieser Finsternis! Und wenn nur ihr Auge hell und klar, ihr Herz tapfer und ihr Sinn fest gewesen wäre, hätte sie diesen Ausweg und dies Licht schon lange gesehen. Dann hätte es nicht erst der furchtbaren Worte bedurft, die Fritz Lienhardt heute gesprochen und die ihr immer und immer noch in der Seele widerhallten. Sterben — das war's, das war das Losungswort. Und im Grunde: wie gern starb sie! Sie hatte nur immer gemeint, sie dürfe es nicht. Nun wußte sie, daß sie es sogar mußte. Und das Kind? Wieviel besser war es für dies Kind der Sünde, zu sterben! Sollte es etwa unter den Augen dieses Vaters aufwachsen, der es „Bastard" genannt hatte, der es haßte, weil es für ihn das lebendige Zeugnis seiner Schmach und seiner Verworfenheit war, der ihm lebenslang sein bloßes Dasein als ein Verbrechen würde entgelten lassen? Welch' eine armselige, verbitterte Kreatur würde da heranwachsen! Und schlecht würde er werden, sicherlich schlecht. Und sie, die Mutter, würde nur im Geheimen einmal wagen dürfen, ihm liebkosend über die Wangen hinzustreichen oder gar ihn zu küssen. Wie einen Schandfleck würde sie ihn immer verstecken müssen. Nein, nein, sie beging kein Unrecht, wenn sie diesem Kinde eine unverschuldete, traurige Zukunft ersparte. Und wie hätte es auch weiterleben sollen, wenn sie selber in den Tod ging?

Melanie horchte eine Weile nach dem Nebenzimmer hinüber, ob sie die Atemzüge ihres Knaben nicht vernehmen würde, aber alles blieb still. Auch von Fritz hörte sie nichts. Er würde längst schlafen. Und morgen müßte er doch wieder zu seinem alten Elend erwachen, würd' er sich einbilden. Aber nein, nein! Er würd' es nicht. Sein Schlaf durfte friedlich sein. Von morgen an würde ein neues Dasein für ihn beginnen.

Sie legte sich in ihre Kissen zurück; auch sie wollte schlafen, um morgen nicht mattherzig zu sein. Sie brauchte Mut und Kraft. Und jetzt, nachdem ihr Entschluß fest gefaßt war, kam auch eine seltsame Ruhe über sie. Plötzlich fühlte sie sich nun wie losgelöst von allen bisherigen Lebensbedingungen. Alles, was sie bis dahin im Innersten erfüllt und beschäftigt hatte, lag nun gleichsam weit, weit unter ihr. Angst und Schmach und Unrast fielen von ihr ab, wie eine lästige Hülle. Ein Lächeln

Digitized by Google

ging mit dem beginnenden Traum über ihr Antlitz.

Ein paar Stunden lang schlief Melanie wirklich. Dann schreckte sie empor, weil durch die Spalte der Fensterlade ein erster, matter Lichtstrahl gedrungen war, der gerade auf ihre Lider traf. Nun also war es Zeit. Ein leichter Frostschauer überlief ihren Leib. Dann erhob sie sich geräuschlos, um sich in dem hellen Dämmerlicht, das den kleinen Raum durchwebte, anzukleiden. Ein paarmal blickte sie dabei auch nach Fritz Lienhardts Lagerstätte hinüber, wie um sich zu vergewissern, daß er noch schlief und sie nicht hörte. Er lag ganz regungslos da, wie immer um diese Zeit, wenn sie — lange vor ihm — aufstand, um ihren arbeitsvollen Tag früh zu beginnen. Aber es fiel ihr auf, daß er nicht so tief und schwer dabei atmete, wie sonst. Sie konnte sich's nicht versagen, sich leise über ihn hinabzubeugen, um ihm noch einmal voll ins Gesicht zu sehen. Jetzt, wo man das Gedunsene in seinen Zügen, das Glasige seiner Augen nicht gewahrte, erschien das Gesicht fast schön. Es ähnelte den Christusköpfen altdeutscher Meister. Für Melanie lag sogar etwas unsäglich rührendes darin. Sie hatte diesen Mann geliebt — sie liebte ihn noch. Aus Liebe zu ihm wollte, mußte sie jetzt sterben.

Sie wandte sich mit einer hastigen Bewegung ab. Und während sie ihren Anzug vollendete, dachte sie darüber nach, wie sie sterben sollte. Ins Wasser gehen — das war wohl das Leichteste. Sie hatte es damals verschmäht, war damals davor zurückgeschaudert, weil sie sich nicht als Dirne gefühlt hatte. Seit sie die Frau eines ehrlichen Mannes geworden war und diesen Mann zu Grunde gerichtet hatte, war sie zur Dirne geworden. Jetzt hatte sie keinen Grund mehr, sich zu gut zu dünken für solchen Tod. Und es war nicht weit bis zum Kanal und die Gegend ganz still und menschenleer um diese frühe Stunde.

Leise öffnete Melanie die Thür zum Nebenzimmer und drückte sie wieder hinter sich ins Schloß. Hier lag ihr Knabe in seinem Bettchen und schlief friedlich. Er hatte die beiden kleinen Fäuste gegen das Kinn gestemmt, und ein merkwürdig energischer Ausdruck war dem schönen Kindergesicht aufgeprägt. Melanie betrachtete es eine Weile mit stummem Weh. Wenn das Kind nicht wäre — vielleicht hätte alles dann doch noch einmal gut werden können. Aber wie hätte sie denn ohne dies Kind leben mögen? Es war ja ihr Kind, ein Teil ihres Selbst, und sie liebte es mehr als sich selber. Ein ganz anderer Gedanke durchzuckte sie plötzlich, ein Gedanke, der ihr die Schamröte heiß in die Wangen trieb und sie erzittern ließ, wie wenn ein Sturmwind sie gepackt, vom Wirbel bis zu den Fußspitzen hinab sie durchrüttelt hätte. Wenn dies Kind nicht das einzige gewesen wäre! Wenn es außer ihm noch eines gegeben hätte, das zwischen Fritz und ihr ein heiliges Band knüpfte, während dieses hier die stete Erinnerung an das Trennende war, das zwischen ihnen stand! Vielleicht dann. — Aber Fritz Lienhardt hatte das Weib niemals berührt, das eines anderen Kind unter dem Herzen trug. Wie eine Schmach wäre es ihm erschienen, die er ihr anthat und sich selber. Und seit das Kind geboren war, lebten sie ohnedies wie zwei Fremde nebeneinander hin.

Wozu stand sie noch hier und sann über das alles? Es frommte ja nichts mehr, zu denken, wie alles hätte anders sein können. Nur die Zeit verging darüber, und doch war es gut, bald zu Ende zu kommen. Mit einer raschen Bewegung nahm Melanie das Kind aus den Kissen. Sie hatte geglaubt, daß es schreien würde, und hatte die Hand schon in Bereitschaft, um ihm den Mund damit zuzuhalten, damit Fritz nebenan nicht aufgeweckt wurde; aber das Kind schlug nur die dunklen Augen auf, sah die Mutter mit strahlendem Blick an und lächelte. Es schnitt Melanie ins Herz. Hastig zog sie dem Kinde das Kleidchen an. Sie wagte es kaum dabei anzublicken, so fürchtete sie sich vor sich selber. Dann warf sie sich ihr Tuch um die Schultern, setzte den Hut auf, nahm den Knaben auf die Arme und öffnete leise die Thür. Bei dem allen getraute sie sich kaum zu atmen, und nur ihr Herz schlug hämmernd gegen die Brust.

Nun war sie draußen und das Kind hatte keinen Laut von sich gegeben. Es schien sich immer nur zu verwundern, was denn das alles eigentlich bedeuten sollte. Und darüber vergaß es ganz, daß man ihm noch nicht einmal zu trinken gegeben hatte. Melanie atmete

Digitized by Google

zum ersten Male tief auf. Sie setzte den Fuß auf die erste Treppenstufe — da ging hinter ihr die Thür. Fritz Lienhardt stand im Rahmen derselben. Er hatte sich notdürftig angekleidet und einen zerschlissenen Schlafrock um die Schultern geworfen. Mit großen, ernüchterten Augen stierte er die Frau an, die mit ihrem Kinde an der Brust dort eben die Treppe hinabgehen wollte. Sein Gesicht mit dem verwilderten Bart und Haar war aschfahl.

Melanie war stehen geblieben. Sie bebte am ganzen Körper. Mit der Hand hielt sie sich am Treppengeländer fest, um nicht zu stürzen, und rang verzweiflungsvoll nach Fassung. Noch war nichts verloren. Ein langes, dumpfes Schweigen waltete. Dann stieß Fritz heraus: „Wo willst Du hin?“ Seine Augen bohrten sich in der halben Finsternis, die hier herrschte, in ihr Gesicht.

„Fort!“ erwiderte sie unsicher. „Ausgehen!“

„Mit dem Kinde? Um diese Stunde?“

„Ich bin bald wieder da. Das Kind würde Dich ja nur gestört haben.“

Er schien einen Augenblick zu überlegen, ob das wirklich glaubhaft sei. Dann schüttelte er den Kopf. „Weshalb bist Du schon auf?“ fragte sie, seinem Blick ausweichend, „es ist noch früh.“

„Ich habe Dich gehört.“

„Ich habe mich bemüht, leise zu sein. Und daß ich um diese Zeit ausgehe, ist ja nichts ungewöhnliches. Es giebt soviel für den Haushalt zu besorgen und man kann den Tag nicht früh genug anfangen.“

Die größere Bestimmtheit, die aus ihrem Ton klang, schien ihn nun doch wieder unsicher zu machen. Aber wieder schüttelte er in trotziger Beharrlichkeit den Kopf. „Mit dem Kinde auf dem Arm? Das thatest Du noch nie.“

Melanie wußte nicht gleich eine passende Antwort. Da erweiterten sich seine Augen und plötzlich schrie er, sie entsetzt anstierend, auf: „Du wolltest für immer weggehen, Melanie!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Blindenreigen.

I.

Ein blinder Jüngling starb. Im Eichensarg
Liegt nun der Leib, der seine Seele barg,
Und fährt zur letzten Ruhestatt hinaus.
Die armen Freunde aus dem Blindenhaus
Geh'n hinterdrein, die toten Augen weit
Und leer hinstarrend in die Dunkelheit.
Ein Führer geht voran; in seiner Hand
Hält er ein langes, hanfgewobnes Band,
Daran die Blinden, Paar nach Paar, sich halten,
Die jungen erst, die reifen, dann die alten.
In ihren freien Händen müde kämpft
Geweihter Kerzen Licht, vom Wind gedämpft.
Sie geh'n, anklagend mit den starren Blicken
Die helle Stadt entlang und singend schicken
Gebete sie dem Freunde nach zum Himmel;
Es stockt ringsum der lauten Stadt Gewimmel,
Wo sich der dunkle Blindenreigen zeigt:
Die Stadt hält ihren Atem an und schweigt.

II.

Und in die Vorstadt, zu der Armut Hütten
Kommt feierlich und ernst der Zug geschritten.
Vom nahen Felde weht der Erde Duft,
Die müden Kerzen flackern in der Luft:
Ein leichtes Rot spielt auf der Blinden Wangen,
Die lange nicht so weiten Weg gegangen.
In Massen steht das arme Volk und stiert
Dem Trauerzuge nach und seltsam rührt
Der Blinden Elend an die armen Herzen:
Sie seh'n verwandtes Leid im Schein der Kerzen
Hinwandern zu dem stillen Friedhofsgrab:
Die abgegriffnen Mützen zieh'n sie ab
Und treten unbewußt den Zuge bei;
Sie ordnen sich und gehen Zwei und Zwei
Als hielten sie das hanfgewobne Band
In ihrer derben, schwielenharten Hand.
Die Blicke starr ins Grau gerichtet, schreiten
Sie trottend hin und ihren Schritt begleiten
Geseufzte Worte, Schluchzen, Weinen, Beten.
Unendlich wird der Zug, und immer treten
Noch neue Paare an den Zug heran:
Wem keine Sonne leuchtet, schließt sich an
Und wem die Flamme starb auf seinem Herde —
Und betten den Genossen in die Erde.

III.

Der Totengräber singt sein Arbeitslied.
Er aber, dem kein Strahl ins Aug' geglüht,
Da er noch lebte, fand die Stufen gleich,
Die niederführen in des Todes Reich;
Er schritt, die Finger tastend an den Wänden,
Die Treppen abwärts, sehend mit den Händen.
Und plötzlich, da er viele Stunden lang
Den Fuß vor Fuß gesetzt im dunklen Gang —
Mit einem Male schmerzlich brennend sticht's
Ihm durch das Auge, Blitze roten Lichts
Umzucken ihn, er schließt bestürzt die Lider
Und vor der Todespforte stürzt er nieder.
Ein lichter Engel aber, voll Erbarmen
Erhebt vom Boden ihn und führt den Armen
Durch grüne Haine, kaum vom Licht durchglüht:
Die Seele schlägt die Augen auf und sieht.

Hugo Salus.

Digitized by Google

Metrische Übersetzungen.

Auch meine heutige Übersicht, die an die zuletzt in Band XIII S. 54 ff. gegebene anknüpft, erweist, daß die stille, edle Kunst der Nachdichtung heute in Deutschland zu neuer Blüte gelangt ist. Von den drei Büchern, die ich nun anzuzeigen habe, sind die beiden ersten vortreffliche Leistungen, die dritte achtungswert.

Die Leser dieser Zeitschrift haben Gelegenheit gehabt, zwei Lustspiele Molières — vor einiger Zeit den „Tartüffe“ und kürzlich die „Gelehrten Frauen“ — in der neuen Übertragung von Ludwig Fulda kennen zu lernen. Darum brauchte ihnen eigentlich bloß mitgeteilt zu werden, daß die beiden Stücke im Verein mit dem „Misanthrop“ und dem „Geizigen“ in Buchform — „Molières Meisterwerke.“ Zu deutscher Übersetzung von Ludwig Fulda. Stuttgart, Cotta — erschienen sind. Denn wie viel der Band wert ist, wissen sie ja aus eigener Erfahrung, und was man so im kritischen Jargon eine „Empfehlung“ nennt, wäre nicht allein an dieser Stelle wenig geschmackvoll, sondern auch höchst überflüssig. Ich beschränke mich auf einige wenige Bemerkungen. Das Beste entsteht da, wo der richtige Mann an die richtige Arbeit kommt, und das war hier der Fall. In Ludwig Fulda einigt sich Liebenswürdigkeit des Naturells und Grazie des Geistes mit einem strengen künstlerischen Gewissen; wie der Bühnendialog beschaffen sein muß, um leicht gesprochen zu werden und zu wirken, wissen wenige so gut wie er; sein Formtalent ist zudem eines der glänzendsten. So verfügt er über alles, was wir vom Übersetzer Molières beanspruchen dürfen: daß er sich dazu entschloß, war gut für ihn, wie für unsere Litteratur, die nun über eine würdige Nachdichtung dieser Meisterwerke verfügt. Daß wir bisher keine solche hatten, liegt an zwei Gründen. Auf die Zeiten der Goethe und Schiller, Schlegel und Tieck folgte eine andere, wo das Übertragen kaum mehr für eine des wirklichen Dichters würdige Arbeit galt. Poeten, die anders dachten, gab es immer — Geibel, Heyse, Lenthold, Dingelstedt, Bodenstedt u. a. — aber sie waren Ausnahmen; wie sich die Erscheinung erklärt, dies anzudeuten, würde zu weit führen, weil sie organisch mit dem ganzen Charakter jener Epoche verbunden ist, genug, daß dem so war, zum guten Teil noch ist. Ferner aber waren die Vorgänger Fuldas in der Wahl der Form unglücklich. Die einen haben das Unmögliche versucht, den französischen Alexandriner durch den deutschen wiederzugeben, andere durch deutsche Prosa, wieder andere durch den ungereimten fünffüßigen Jambus, bequeme, aber unzureichende Versuche, weil der Reim geopfert wurde, der bei Molière mit seiner witzreichen, epigrammatisch zugespitzten Sprache nicht bloß ein Schmuck, sondern ein Stück innersten Wesens ist. Es war das Ei des Kolumbus, als Fulda den zwanglos gereimten „deutschen Vers“, den „Faust“-Vers wählte; liest man seine Übersetzung, so scheint diese Form für den Inhalt wie vorbestimmt und geboren, aber das Naturlichste ist ja das Schwerste, und es zu finden nicht Glück, sondern Verdienst, oder richtiger: „Wie sich Verdienst und Glück verketten“ usw. Fulda ist jung und schaffensfroh, wir dürfen noch viel von ihm erwarten, aber dies Buch wird er immer jenen beizählen können, auf die er stolz sein darf.

Es war mir eine Freude, vor einem halben Jahr an dieser Stelle August Bertuchs Nachdichtung von Frederi Mistrals provençalischer Erzählung „Nerto“ als eine erfreuliche, vollwertige Leistung deutscher Übersetzungskunst begrüßen zu können. Seine eben in demselben Verlage (Karl Trübner, Straßburg i. E.) erschienene Nachdichtung von Mistrals Hauptwerk „Mirèio“ verdient dieselbe Anerkennung der Kritik, die daneben die Hoffnung äußern darf, daß dies neue Buch weitere Verehrerkreise gewinnen wird, als das erste. Aus zwei Gründen. Erstlich ist das Original bedeutender und dann fällt sein Erscheinen in eine Zeit, die seiner Wirkung noch immer nicht ganz günstig, aber doch ungleich günstiger ist, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen wäre: wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist der Naturalismus eine überwundene Modekrankheit, und nach Tagen der nüchternsten Kleinmalerei sind Dichtungen von idealem Gehalt, die der Phantasie Nahrung geben, ein doppeltes Bedürfnis. Eine solche Dichtung ist Mistrals „Mirèio“, 1859 erschienen, zugleich eines der ersten Erzeugnisse der jungprovençalischer Dichtung, und was den äußeren Erfolg betrifft, ihr berühmtestes, aber auch an dichterischem Wert ihr bedeutendstes Werk. Der alte Lamartine begrüßte es bei seinem Erscheinen mit dem begeisterten Lobe: „es sei, wie wenn eine hellenische Insel herangeschwommen wäre zur Provençe,“ und ein deutscher Dichter und Freund der provençalischen Poesie, Ludwig Giesebrecht, meinte, er sei zwar weit entfernt, den Homeriden-Charakter der Darstellung Mistrals zu verkennen, sehe er dagegen auf den Inhalt des Gedichts, so scheine ihm der Dichter viel mehr dem Dante vergleichbar. Das sind Überschwänglichkeiten, welche die sonst sehr verdienstvolle Einleitung des greisen Romanisten Eduard Boehmer vielleicht nicht hätte anführen sollen, weil sie die Erwartungen zu hoch spannen — Homer und Dante sind Namen, die man nicht eitel nennen soll, und ihr Gewicht vermag jeden Dichter unserer Tage, auch Mistral, zu erdrücken. Aber ein richtiger Kern ist doch in diesen verzückten Ausrufungen: Mistrals Darstellung ist zwar beileibe nicht homerisch, aber doch so naiv, so scheinbar kunstlos, wie kaum bei einem anderen Dichter unserer Zeit, während der gedankliche Inhalt ein tiefer, aber auch mystischer ist. Hätte ihn der Dichter klarer herausgearbeitet und die Komposition straffer gestaltet — sie ist in ihrer Zerfahrenheit und Unübersichtlichkeit die Achillesferse der Dichtung und beweist so recht, daß Mistral, der sich selbst ein Schülerlein des göttlichen Homer nennt, von seinem erhabenen Vorbild wenig gelernt hat — dann wäre „Mirèio“ ein wahrhaft großes Dichterwerk geworden, eines jener Kleinode der Weltlitteratur, deren Glanz durch die Jahrhunderte leuchtet. Wie es nun vorliegt, ist es aber immerhin noch eine höchst interessante, in vielen Einzelnheiten entzückende Dichtung, die niemand ungelesen lassen sollte, der Sinn für Poesie im großen Stil und die Fähigkeit besitzt, sich durch den Fremdartigkeit der nationalen Voraussetzungen nicht im Genusse beirren zu lassen. Diese Fremdartigkeit ist eine so große, daß ein näheres Eingehen auf das Gedicht nur im Rahmen einer Abhandlung möglich wäre, die Geschichte und Volkscharakter der Provençalen berücksichtigen müßte; eine kurze kritische Anzeige könnte außer der Hauptsache, daß „Mirèio“ ein durchaus nationales Gedicht ist, nur Andeutungen geben, die eher verwirren als orientieren könnten. Nur so viel sei gesagt: man wird auf jeder Seite daran erinnert, daß dem Boden der Provençe nicht bloß die Blüte des Minnesanges entsprossen ist, sondern auch das seltsame Gewächs reinkühler Sekten. Wie viel sinnliche Lebenslust und schwerblütige Askese stehen da hart bei einander — man denke an die Albigenser! Nur ein Sohn der Provençe konnte dies Epos schreiben,

Digitized by Google

welches durch die Liebesgeschichte der Bäuerin Mirèio und des Korbflechters Vincèn den Grundgedanken verkörpert: „Das Heilmittel, durch welches die notwendige Erneuerung des Christentums sich vollenden soll, ist das Martyrium der Liebe." Was Bertuchs Arbeit betrifft, so kann ich nur das kürzlich hier ausgesprochene Urteil über „Nero" wiederholen: man glaubt nicht, eine Übersetzung zu lesen. Auch die Erläuterungen, Sprachproben usw. sind höchst dankenswert.

Auch eine neue Dante-Übersetzung habe ich anzuzeigen: „Dantes Hölle, der Göttlichen Komödie erster Teil. Übersetzt von Alfred Bassermann" (Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung). Wieder eine? — wäre man spöttisch zu fragen versucht, aber das wäre unberechtigt: Dantes Werk gehört zu jenen, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirken müssen; wir würden ärmer werden, wenn dem nicht so wäre, und daher ist das stets erneute Streben, dem Leser von heute das Gedicht in einer Form zu bieten, die seinen gesteigerten Anforderungen an Glätte, Wohllaut und Klarheit entspricht, durchaus lobenswert, ja notwendig. Hätten wir heute nur noch die Übersetzungen von Kannegießer, Streckfuß oder Kopisch, das Gedicht wäre jenen Deutschen, die das Original nicht genießen können, so gut wie verschlossen. Auch jene Übersetzung, nach der man bis vor kurzem am häufigsten griff, die von Philalethes (König Johann von Sachsen), entspricht unseren Anforderungen nicht mehr, und wäre Bassermann damals gekommen, als er nur diese Vorgänger zu übertreffen hatte, so wäre seine Arbeit, wenn auch nicht ohne Einwendungen, doch warm zu empfangen gewesen. Aber kurz vor ihm hat ein Mann dieselbe Aufgabe zu lösen unternommen, der neben Heyse der größte Künstler unter den deutschen Nachdichtern ist, Otto Gildemeister, und diesem Rivalen gegenüber käme auch ein Stärkerer, als Bassermann, nicht auf. Mit Recht hat Gildemeisters Arbeit, 1888 zuerst erschienen, bereits vor zwei Jahren eine neue Auflage erlebt, sie wird noch manche erleben und für Jahrzehnte hinaus die Dante-Lektüre der Deutschen sein, weil sie ebenso klar als treu, ebenso wohllautend als dichterisch wertvoll ist, weil sie ein Sohn unserer Zeit verfaßt hat und seine Arbeit allen Anforderungen unserer Zeit entspricht. Aber um dieser Thatsache willen soll Bassermanns Arbeit weder gescholten, noch verworfen sein. Ohne Zweifel hatte er sie begonnen, ehe jene von Gildemeister ans Licht trat, daß er sie nun auch veröffentlicht hat, ist durchaus in der Ordnung gewesen. Denn auch hier ist ein ehrliches Stück Arbeit gethan, und mindestens an Klarheit darf Bassermann auch mit Gildemeister sich messen: an Sprachkunst freilich nicht. Es ist so recht eine achtungswerte Leistung, und ein Achtungserfolg ist ihr gewiß. Wer sich für die „divina commedia" näher interessiert, mag auch Bassermanns Übersetzung beachten: die Zeit wird ihn nicht reuen. Auch die Auslegung der schwierigen und dunklen Stellen ist zumeist so klar und in aller Knappheit erschöpfend, daß die Arbeit auch unter diesem Gesichtspunkt Beachtung verdient.

Otto Harting.

Neue Lyrik und Epik.

Den nachstehend besprochenen Werken gebührt insgesamt ein freundliches Geleitwort des Kritikers. Im übrigen sind sie sehr verschieden.

F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden", hat Schule gemacht; es giebt unter den jüngeren katholischen Dichtern Deutschlands viele, die ihm nachstreben. Ein Benjamin dieser Schar ist Hermann Laven, der Verfasser von „Jörg von Falkenstein. Ein historisches Gedicht." (Trier, Paulinus-Druckerei) Diese Mönchs- und Ritter-Historie aus dem XIV. Jahrhundert ist eine vollwichtige Talentprobe, noch mehr, eine beachtenswerte dichterische Leistung, obgleich sich der Kritik sehr viel Grund zu berechtigten Einwendungen ergiebt. Sie können sich natürlich nicht gegen die Weltanschauung des Dichters und die Tendenz seiner Dichtung wenden: Laven ist nicht allein ein frommer Poet, sondern steht auf dem Boden des strengsten katholischen Kirchenglaubens, sein Gedicht, das mit der Flucht eines jungen Ritters ins Kloster endet, ist eine Verherrlichung des Katholizismus, namentlich auch des Mönchslebens; wer auf anderem Boden steht und nicht duldsam genug ist, ein dichterisches Werk lediglich nach seinem dichterischen Werte zu beurteilen, kann dem Büchlein nicht gerecht werden. Unsere Einwendungen betreffen anderes: die allzugroße Zerstückelung in einzelnen Kapiteln, die ungleichmäßige Führung der Handlung, die sich hier in breite, freilich liebevoll und anschaulich durchgeführte Detailmalerei verliert, dort in allzu fragmentarischen Andeutungen weiter geht, endlich die ungleiche Behandlung der Sprache; namentlich sind die gereimten Stellen nicht genug durchgearbeitet. Auch die Motti aus lateinischen und griechischen Dichtern stören nur. Aber trotz alledem verläßt den Leser nie die Empfindung, daß ein Dichter zu ihm spricht. Laven hat eine schöne, reine Begeisterung für die Sache, der er dient, aber er kann auch menschlich-innig fühlen; im Gegensatz zu den meisten Dichtern, die in jüngster Zeit ähnliche Stoffe behandelt, verfügt er auch über einen erquicklichen, weltfreudigen Humor; vor allem aber: er kann schildern, charakterisieren und erzählen. Die Bilder aus der Ferne sind voll Farbe, jene von deutscher Erde fesseln durch liebevolle Treue. Eine sorgliche Durchfeilung könnte dem Buche leicht jene Verbreitung zuwenden, die es verdient.

Ein Poet, dem wir bisher noch nicht begegnet sind, Wilhelm Laaff, hat in seinen „Gedichten" (Wiesbaden, Carl Schnegelberger & Cie.) den gewöhnlichen Fehler, der bei solchen Erstlingssammlungen begangen zu werden pflegt, gleichfalls nicht vermieden: er hat nicht genügend gesichtet und auch Mittelmäßiges, ja Schlechtes aufgenommen. Aber es wäre unbillig, darüber das Gute zu übersehen. „Die innere Kraft, Wogendes festzuhalten" fehlt ihm, obwohl er in einem hübschen Gedicht („Frühlingskampf") selbst darüber klagt, zum Glück doch nicht; es ist ihm manches innige oder heitere Lied gelungen, darunter Einiges, das nicht bloß liebenswürdig und hübsch ist. Gedichte, wie „Jünglingsliebe" oder „Allerseelen" bezeugen und verbürgen die wirkliche Begabung, und das Büchlein verdient um ihretwillen freundliche Beachtung.

Dasselbe Urteil verdient auch Rudolf Presbers Liederbuch: „Leben und leben lassen". (Frankfurt a. M., C. Koenitzers Verlag.) Das Intermezzo: „Venedig" mit dem geschmacklosen italienisch-deutschen Sprachgemenge macht einen üblen Eindruck und die Eingangsepistel, in der Presber den Verleger reden läßt, macht frappant den Eindruck der Treue — denn ein Poet pflegt bessere Verse zu schreiben. Aber daneben ist so viel frisch, heiter, innig Empfundenes und Gesungenes in der Sammlung zu finden, daß wir das Buch nicht schelten mögen, uns im Gegenteil den Namen des Dichters wohl merken wollen. Er ist ein Sohn Hermann Presbers, des Verfassers von „Wolkenkuckusheim", und wird sich hoffentlich, gleich dem Vater, zu einem feinen und wirklichen Künstler emporarbeiten.

Sehr sympathisch tut uns der Inhalt des Bändchens: „Der toten Mutter" von Paul Grotowsky (Großenhain, Baumert & Ronge) berührt. Es ist eigentlich nur ein schwächliches Heftchen, gleichwohl ent-

Digitized by Google

hält es 32 Gedichte über dasselbe Thema, und dies wäre auch dann zu viel, wenn sie durchweg vortrefflich wären; einige aber sind mittelmäßig. Damit sind aber die Einwendungen erschöpft. Es ist ein solcher Reichtum an Gemüt, eine solche Innigkeit und schlichte Beredsamkeit des Schmerzes in diesen Liedern, daß man sehr kalt geartet sein müßte, um nicht davon ergriffen zu werden. Nur einige dieser Lieder, eben jene, die wir als mittelmäßig bezeichnet haben, machen den Eindruck des Sentimentalen, nicht weil sie gemacht sind — das ist wohl keines von ihnen — sondern weil der Ausdruck nicht einfach genug ist. In den meisten aber ist er's, und darum erscheint uns das Büchlein beachtenswert. l. h.

Ein Volksbüchlein.

Es hat lange gewährt, bis sich die Gebildeten der furchtbaren Gefahr bewußt geworden sind, die der Kolportageroman für das Volksgemüt bedeutet. Recht bekämpft wird diese Gefahr noch heute nicht. Man will den Kolportageroman dadurch totschlagen, daß man die Kolportage totschlägt, ein radikales, aber doch bedenkliches Heilmittel. Man will gute Bücher billig verbreiten, das ist schon weit vernünftiger, aber woher sie nehmen?! Für das Volk zu schreiben ist nicht leicht, es ist sogar das Schwerste. Hier ist ein Büchlein, mit dem sich für breite Schichten ein Versuch machen ließe. Für die Arbeiter der Groß- und Fabrikstädte wird es, fürchten wir, nicht taugen; die sind an aufregendere Kost gewöhnt. Auch ist es ein so durch und durch süddeutsches Buch, daß nur der Gebildete, nicht das Volk im Norden Verständnis dafür haben wird. Aber für den österreichischen, bayerischen, schwäbischen Bauern- und Kleinbürgerstand scheint es uns vortrefflich geeignet. Da könnte es ungemeinen Nutzen thun.

Das Buch heißt: „Atraun-Wurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner"; es ist eben (bei Heinrich Kirsch in Wien) in zweiter Auflage erschienen. Der Verfasser ist, wenn wir nicht irren, Gymnasiallehrer, jedenfalls ein Mann mit gelehrter Bildung. Aber er ist wirklich, wie er selbst sagt, „bei seinem lieben Volk in die Schule gegangen"; er kennt es aus dem Grunde und weiß sich ihm verständlich zu machen, wie selten einer. Und der zweite und größere Vorzug Wichner's ist: er ist nicht bloß ein Mann von Gemüt und Verstand, sondern auch dichterisch ausreichend begabt. Etwas mehr poetische Kraft, etwas geringere Abhängigkeit von einem an sich trefflichen Vorbild: Hebel, und die Kritik müßte ein Loblied in den höchsten Tönen anstimmen. Aber auch nun darf sie sagen: Ein guter Schriftsteller und ein gutes Buch.

Wichner folgt Hebels Spuren, nur ist er lehrhafter geartet, zum Glück bleibt er auch im Didaktischen volkstümlich und einfach. Er will den Leuten den Aberglauben an ein Allheilmittel abgewöhnen. Wie stellt er dies an? Er erzählt („Asant") die Geschichte von einem blitzdummen Bauer, der glaubt, daß der Geifer eines gemarterten Greises alle Krankheiten kuriere. Ähnlich wird in: „Der Schatz im Stubenboden" das Schatzgraben bekämpft, in „Bestrafter Undank" dieses Laster, in „Zwei Saufbrüder" die Trunksucht, in „Auch ein Beweis" die Abneigung gegen die Schule u. s. w. Die Geschichte ist nicht immer frei erfunden, häufig liegt ihr ein Zeitungsbericht, eine Anekdote zu Grunde, aber vorgetragen wird sie originell und packend, rührsam, lustig, fast immer wirksam und drastisch, und die Nutzanwendung ergiebt sich zwanglos. Nur zuweilen passen Lehre und Geschichte nicht ganz zusammen, was aber auch dem alten Hebel zuweilen passiert ist und bei einem anderen Volksschriftsteller der Gegenwart, P. K. Rosegger, sogar ungebührlich oft unterläuft. Ein altes Weiblein in Welschland soll gestraft werden, weil sie beim Vorbeifahren des Königspaares ruft: „Hoch die Revolution," ein Schalk hat ihr eingeredet, dies sei der Vorname der Königin. Und die Lehre: „Spaße nicht am unrechten Ort!" Oder wie zieht Wichner gegen die gotteslästerische Flüche zu Felde?! Dem Pfarrer sind seine Kühe in den Baumgarten eingebrochen; der Knecht will sie durch gotteslästerliches Schimpfen hinausscheuchen, der Pfarrer verweist es ihm, sucht aber vergeblich durch sanftes Reden auf die Tiere einzuwirken, da erlaubt er dem Knecht das Fluchen, nur soll's nicht das Heiligste betreffen. Die Geschichte hinkt, weil da nur ein Stecken helfen kann. Aber das sind Kleinigkeiten.

Und ebenso wäre an den unbidaktischen Geschichten und Schnurren nur weniges zu bessern, das meiste ist gut, einiges vortrefflich. Schwänke, wie die von der verkauften Nase oder den beiden verlogenen Amerikanern hat seit langen, langen Zeiten niemand so gut fürs Volk zu erzählen verstanden.

Vollends ohne Einwand ist die Tendenz zu rühmen. Sie ist echt sittlich, echt menschlich, echt duldsam. Der Kampf gegen den Aberglauben wird mit Schonung des Glaubens geführt, aber es weht kein Hauch engherziger Kirchlichkeit durch dies Buch. Die Schäden der Kultur werden nicht verkannt, aber noch weniger jene der Unkultur.

Zum Schluß ein Wunsch. Das Buch ist billig, aber für das Volk noch immer zu teuer; auch ist ihm diese Ausstattung ungewohnt. Wie wär's, wenn sich ein Volksbildungsverein in unserem Süden dazu entschlösse, eine Ausgabe um 20 Pfennige zu veranstalten? Dann könnte das Buch erst den rechten Nutzen stiften. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Lessing's, G. E. Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin. Wilhelm Hertz. 1892

Wyßard, Alex. Ulrich Zwingli. Dramatisches Gedicht in drei Teilen. Zweite umgearbeitete Auflage. London. A. Siegle. 1892.

Eeden, Frederik van. Der kleine Johannes. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Anna Fles. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Halle a. d. Saale. Otto Hendel; o. J.

Wyßard, Alex. Sulzfeld oder Christ und Jesuit. Bolksstück mit Gesang in fünf Akten. Vierte umgearbeitete Auflage. London. A. Siegle. 1892.

Wichert, Ernst. Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. Zweite Auflage. Leipzig. Carl Reißner. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Jan Harring suchte sich ihre dortige und hiesige Anwesenheit aufzuhellen, und es gelang ihm, sich den wahrscheinlichen Sachverhalt klar zu machen. Offenbar war sie ein Friesenkind, wohl auf einer der Inseln aufgewachsen und durch die Armut dahingekommen, einem Anerbieten des Pastors Altermann, zu dem sie in — jedenfalls sehr weitläufiger — Verwandtschaft stand, Folge zu leisten. So hatte sie sich dort im Hause befunden, doch ihr Denken und Verlangen blieb nach friesischer Blutart an der See, und wie der neue Konsistorialrat sie nicht in die Stadt mitgenommen, sondern sie auf einem Bauernhof in Dienst zu bringen beabsichtigt, da war sie, von Heimweh getrieben, hierher „zurückgelaufen“, als ein empörend undankbares Geschöpf, wie die Frau Obersteuereinnehmer Wiesehahn sich entrüstet geäußert, das hoffentlich in sein verdientes Unglück gerannt sei. Das letztere war allerdings wohl nicht ganz zugetroffen, da sie bei Bokke Harring Unterkunft gefunden — sie schien danach eine Vorliebe für Pastorenhäuser zu haben — und die Heimweh-Spinnweben vor den Augen hatte nach ihrer Antwort der heimatliche Wind ihr auch fortgeblasen. Der mußte ihr sehr schwer in's Gewicht fallen, denn immerhin hätte sie's vermutlich im Dienst bei dem holsteinischen Bauern noch leichter gehabt, jedenfalls nahrhafter und unterhaltender, als hier in der dürftigen Einsamkeit der Pfarrersbehausung.

Dieser mutmaßliche Lebensgang Binnas kam Jan Harring zur Vorstellung, dagegen über ihr Verhältnis zum Pastor konnte er sich nicht klar werden. Daß auch sie ihn so wie er sie, Du nannte, obwohl er der Prediger und über doppelt so alt als sie war, entsprach freilich dem allgemeinen Friesenbrauch, der in der Anrede keinen Unterschied von Stand, Alter und Geschlecht kannte; er sah sie außerdem augenscheinlich auch nicht als eine gewöhnliche Magd an, und daß sie keine solche sei, ergab sich schon aus ihrer Fähigkeit, durchaus richtig hochdeutsch zu sprechen. Am Wahrscheinlichsten drängte sich wieder die Annahme auf, er habe sie zu sich ins Haus genommen, um ihr aus der Not zu helfen, und nach ihrem Benehmen war sie zweifellos von Dank dafür gegen ihn erfüllt, hing an ihm mit Verehrung und verlangte von ihrem Leben nichts weiter, als für ihn zu sorgen. Daß er ebenso an ihr hänge, sie wie eine Tochter betrachte und behandle, ließ sich gleichfalls nicht verkennen. Aber trotzdem brach's manchmal durch, als ob die beiden eigentlich einen fortwährenden Krieg miteinander führten; er angreifend, in seiner zuweilen heftig und derb herausfahrenden Weise; sie abwehrend, gelassen, ohne den Respekt vor ihm zu verletzen, doch sicher und scheulos. Um was indes sich dieser Widerstreit der zwei vereinsamt auf sich angewiesenen Hausgenossen drehe, konnte Jan Harring nicht herausbringen.

Mehr und mehr jedoch wachte ihm das Gedächtnis an sein Zusammensein mit ihr im Altermann'schen Hause auf, und zumal an das ihm vom Munde gekommene wunderliche Gerede, wie sie ihn mit dem Licht über den Flur zur Thür gebracht hatte. Er mußte nicht ganz bei richtiger Besinnung gewesen sein, von ihr zu verlangen, sie möge ihn bis an die Wirtschaft begleiten, damit er sich dort noch etwas mit ihr unterhalten könne. Ihre Ant-

Digitized by Google

wort klang ihm im Ohr, die sie mit der Weisung ihrer Hand am Kirchhof vorüber verbunden: „Sobald die Toten zu den Lebendigen kommen, komme ich nach.“ Dann hatte er sich sogar thätlich an ihr vergriffen, ihren Arm gepackt, so daß sie sich mit Gewalt losgerissen, ihn zurückgestoßen und die Thür hinter ihm zugeschlagen. Das alles kam ihm nach und nach deutlich in Erinnerung und machte es ihm unbehaglich, die Augen nach ihrem Platz aufzuschlagen. Sie mußte ihn für einen Halbverrückten, wenn nicht für einen frechen Patron gehalten haben und besaß durchaus keinen Grund, gegenwärtig eine bessere Meinung von ihm zu hegen.

So beschränkte er sich während des Essens lediglich auf ein Gespräch mit dem Pastor, der, als die Schüssel leer geworden, wieder ein kurzes Tischgebet sprach und nach dem „Amen“ hinterdrein fügte: „Wat meenst Binna, heut' Abend, dücht mi, kann wi wul en lütten Theepunsch hebben.“ Es war fragend, beinahe etwas schüchtern-ungewiß herausgebracht; man fühlte, er hatte ein Hausregiment über sich, bei dem er sanftstimmig um die Vergünstigung von etwas Ungewöhnlichem einkam. Wenn sein Verhalten gegen sie sonst dem eines Vaters glich, schien er sie augenblicklich wie die Frau im Hause anzusehen, bei der es stehe, ob sie seinem Wunsch als einem vernünftig berechtigten zustimme oder nicht. Sie stand auf, räumte den Tisch ab und hängte einen Wasserkessel an den Eisenhaken über dem Herd; dann schürte sie das Feuer nun und holte zwei große geblümte Tassen aus einem Wandschrank. Ein ganz einfaches, gewöhnliches Thun war's, trotzdem lag etwas Eigentümliches darin, eine Ruhe der Haltung und der Bewegung, die in Jan Harring unwillkürlich wieder die Erinnerung an die Umfahrten des Odysseus wachrief. Die Kleidung Binnas besaß nichts von einer griechisch-klassischen Gewandung, aber ihm kam's, wie sie in ihrer Halligtracht ging und stand, sich bog und den Arm hob, so müsse in jener alten Zeit die Schaffnerin eines Hauses dem Auftrag nachgekommen sein, für den angelandeten Gast einen Willkommstrank zu bereiten. Zwar wohl in anderer Weise, goldhellen Wein aus einen Ziegenschlauch in eine edelgeformte Metallkanne füllend, während die Wirtschafterin hier aus einer halbgeleerten Flasche Rum in die Tassen schenkte, Zucker hineinthat und kochenden Thee darauf schüttete. Doch das antike Gleichnis erhielt sich darum nicht minder vor den Augen des Hinüberblickenden; nicht der Trunk und das Kleid hatten es angeregt, sondern das Menschenbild, das in seiner ruhigen Einfachheit am Herd des Hauses schaltete.

Der Tisch dagegen bot jetzt ein anderes, fast komisches Bild, denn der Pastor Bokke Harring hatte sich eine alte, auf dem Knie durchgescheuerte Hose herbeigeholt, saß darüber gebückt, und schneiderte mit Scheere, Nadel und Faden einen Flicklappen auf die brüchige Stelle. Er gab sich dieser Arbeit als etwas durchaus Selbstverständlichem hin, das zur Lebensführung eines Pastors gehöre und bei dem Gast keiner Erläuterung, geschweige einer Entschuldigung bedürfe; auf eine Frage des herzutretenden Mädchens, ob sie nicht den Lappen aufsetzen solle, antwortete er, eifrig beschäftigt: „Nee, dat könt ji Deerns nich, wenn dat fast hollen schall. Zu ernsthaften Dingen, wo's darauf ankommt, hat unser Herrgott euch nicht in die Welt gesetzt; aber, Gott sei Dank, meine Augen sind noch gut genug.“ Binna zuckte leicht die Schulter und setzte sich schweigend seitwärts auf die Bank; vor den beiden Männern dampften nun die Tassen, der Kessel summte über'm Herd, und durch den Rauchfang kam ein singender Windton. „Mit dem Ostwind ist's zu End,“ sagte der Pastor, „er hat lang geblasen in dem Jahr. Nun wird der West die Backen vollnehmen; gesegne der Herr unsern Strand!“ Und er nahm mit sichtlichem Behagen einen ersten Schluck von seinem Theepunsch.

Ein wunderliches Stückchen Erde war's und noch absonderlicher die beiden Bewohner darauf; Jan Harring ward aus ihnen nicht klug. Bidder Tamen hatte gesagt, Bokke Harring sei „bannі swatt“ und könne das Weibervolk nicht leiden. Das schien sich auch beides so zu verhalten, doch nur im einen Augenblick, und im andern war's wieder weg, wie eine im Wind jagende Seeschwalbe, die nun von rechts, nun von links herschoß. Und so dachte er auch gering von den Frauen, von seiner Hausgefährtin, aber hing doch an ihr, stand in gewisser Weise nach dem Sprich-

Digitized by Google

wort des Festlandes drüben unter ihrem Pantoffel. Jan Harring hatte an sich selbst erfahren, daß der Mensch durch das Leben zu dem gemacht wurde, was er war, doch er dachte vergebens darüber nach, wodurch sein Namensvetter zu dem unverständlich sonderbaren Gemisch geworden sein könne, das er in Wort und Wesen kundgab. Schon daß er als Friese dazu gekommen, zu studieren und Pastor zu werden, hatte Ungewöhnliches an sich.

Allerdings der ehemalige Pastor Boëthius auf Nordstrand war es auch gewesen; es fiel Jan Harring ein, und er flocht ins Gespräch, daß er durch die Schilderung desselben von seinen Landsleuten veranlaßt worden sei, auf die Inseln herüber zu kommen. Doch Bokke Harring fiel sogleich grimmig drein: „Dummer Snak vun den olen Schapskopp! De Knaken harr'n se den Schitkerl weihaun schüllt! Ja grad' so sind sie heut' noch, hochmütig und frech, halten sich für was, weil Gott der Herr ihnen Knochen wie Ochsen gegeben hat und einen Brustkorb, gegen den Sturm zu pfeifen. Aber daß die Flötze ihm die Ehre und Dank dafür geben, da kann er warten. Am Sonntagmorgen kommen sie wohl in die Kirche, weil's ihre Vorväter so gethan, singen gottserbärmlich, daß die Engel im Himmel davor weglaufen müssen, und hören wie Salzsäulen die Predigt an. Giebt's aber Not und Tod draußen auf der See, da sind sie nicht demütig, falten nicht die Hände und sprechen: Herr, wie's Dein Wille ist! Soudern wie die Seehunde arbeiten sie sich durch's Wasser, dem Allmächtigen zum Trotz und ohne Gedanken an ihn, wie das Vieh. Und bricht's Unglück verdientermaßen über sie herein, bücken sie sich nicht unter seine Vaterhand, sondern werfen störrig den Nacken auf und stoßen seine Gaben von sich, wenn er ihnen in seiner Barmherzigkeit wieder Gutes zuschickt. Das macht, sie haben alle noch von dem Radbodschen Heidenblut in sich, davon sind sie blind und taub und segeln bei ihrer Fahrt zum Gericht, als Narren vor Gott, in die ewige Verdammnis. So sind sie geblieben aus Boëthius' Zeit —"

„Und bleiben's immer, hoff' ich", sagte, ruhig einfallend, die Stimme Binnas von der Seitenbank her. Doch durch ihre Augen ging ein aufzuckendes Glimmern, als ob sie zu ihrer Einmischung von etwas auf sie Bezüglichem in den Worten des Pastors herausgefordert worden sei. Der letztere stieß heftig aus:

„Du bist een Heidendiert, dat weet ick nog! Aber ich hab' Dich nicht umsonst hier im Haus, Du sollst Dich noch nach der Rute biegen, Binna Fredden, die der Herr Dir gebunden!"

„Du würd'st selbst in Dir sagen, Bokke Harring, es wär' Treubruch und ein Schimpf, wenn ich's thät'."

Das Mädchen sprach's, wie zuvor, gelassen-sicheren Tons, der Pastor klapperte mit dem Zinnlöffel in der Tasse, hob diese an den Mund und nahm einen großen Schluck daraus. Das schien ihn ihre Antwort nicht vernehmen zu lassen, oder er that so, als ob er sie nicht höre. Doch ließ sich an einem Zittern seiner Finger, mit denen er die Tasse zurücksetzte, starke Erregung seines Innern erkennen, deren eigentlicher Grund Jan Harring zwar unverständlich geblieben, aber dieser suchte nach einer beschwichtigenden Ablenkung, um einem weiteren Aneinandergerathen der beiden vorzubeugen. Zu dem Zweck griff er ein von dem Pastor gesprochenes Wort auf und fragte, was es noch mit dem ‚Radbod' gewesen sei'; er glaube den Namen schon früher einmal gehört zu haben, doch wisse nicht mehr, in welchem Zusammenhang. Darauf schwieg Bokke Harring, wie bei der letzten Erwiderung Binnas; diese dagegen drehte mit einer sonst ihrem Wesen fremden Schnelligkeit den Kopf gegen den Fragesteller herum und versetzte, gleichfalls wider ihren Brauch, andauernd fortsprechend und mit fliegender Zunge:

„Es war ein König der Friesen, drüben auf dem billigen Land, das heute Helgoland heißt, als es noch mit all' unsern Inseln fest zusammenhing. Da ließ er sich von einem Bischof aus Frankreich, der Wolfram hieß, bereden, sich taufen zu lassen, und stand schon dazu mit einem Fuß in dem frischen Wasser droben in einer Felsrinne. Aber auf einmal kams ihm noch, zu fragen, wo denn seine Vorväter jetzt wären, die nicht getauft worden, im Himmel oder in der Hölle'. Darauf antwortete der Bischof schnell, denen gehe es schlecht, die wären allesamt, weil sie keinen Glauben gehabt, in der Hölle'. Da aber zog Radbod hurtig den Fuß wieder aus dem Wasser

Digitized by Google

und rief: „Das waren gewaltige Helden, denen ich nicht gleich komme an Ruhm und Ehre, so will ich lieber mit ihnen in der Hölle umgehen, als mit den feigen Christen und kahlen Mönchen im Himmel.“

Die Sprecherin hielt einmal, mit ihrer kraftvollen Brust Atem schöpfend, inne, fuhr indeß rasch, gradaus gegen ihren Hausgenossen gerichtet und tiefblau aufleuchtenden Blicks fort:

„Ich glaube aber garnicht, daß es einen solchen König Radbod wirklich gegeben hat, sondern unter seinem Namen sind wohl nur die Friesen miteinander gemeint, und was man von ihm sagt, das ging auf's friesische Volk, daß es seinen Vätern treu bleibt. Dazu gehören wir alle und Du wär'st der Letzte, Bokke Harring, der sagen könnt' und möchte, Du wollt'st keiner sein.“

Dem Angesprochenen war das Blut in Stirn und Schläfen geschossen, wohl etwas von der Wirkung des starken Getränks, doch sichtlich kam's wie eine rote Flutwelle erst aus den letzten Worten des Mädchens über sein Gesicht. Er fuhr trotz der Schwäche seines linken Beins mit einem sprunghaften Ruck von der Bank auf, und ihm flog jäh durch die Zähne: „Glöwst, ick harr uppen Pastor lahrt, wenn ick Bost und Benn hatt harr, as de Radbod und ji annern? Aber unser Herrgott hat in seinem Wahlschluß gewollt, daß ich ein Jammerkerl werden sollt', damit einer von eurem eigen Blut wär', euch sein Wort an eure verstockten Ohren zu schlagen. Das hab' ich seit dreißig Jahren gethan und will's mit seinem Beistand, so lang er mich leben läßt. Und wenn Du von Friesen reden willst, Binna Fredden, so kommt's zuerst drauf an, daß man nur dem treu bleibt, was man in seiner Brust hatt.“

„Das ist's nur, was ich auch thue, Bokke Harring,“ antwortete sie ruhig, während er, sich zurücksetzend, den Rest von seinem Theepunsch austrank. Seine heftige Aufregung war verraucht, etwas fast wie an einen großen Knaben Erinnerndes sah aus seinem alten Gesicht hervor, und er sagte freundlich, halb bittenden Ton's: „Ick meen, Binna, hüt Obend kunn da noch en beten enne Tass' up stahn.“

IV.

Jan Harring wachte in einer noch beträchtlich kleineren Kammer als im Hause Pidder Tamens auf, denn sie ward von seinem Bett beinah gänzlich ausgefüllt und glich einer engen, niedrigen Schiffskabine. Er hatte gegen Morgen geträumt oder eigentlich mehr in einem Halbschlaf über etwas nachgedacht. Irgendwo war ein schwerer Mannsschritt eine Treppe hinaufgedröhnt, so daß er unwillkürlich nach den Füßen einer ihm entgegenkommenden Gestalt hinuntergesehen. Da hatten die aber keinem Mann, sondern einem Mädchen gehört, keine plumpen Stiefel, sondern Schuhe, wie die der Amrumerinnen, getragen, waren auch durchaus nicht ungewöhnlich groß gewesen und ganz ohne laut vernehmbaren Auftritt weiter gegangen. Das ließ sich nicht begreifen, hielt sich indes an die Art, wie Träume zu sein pflegten, und es lohnte nicht, darüber nachzudenken. Daß er dies in dem Übergang zwischen Schlaf und Wachen dennoch gethan, besaß freilich nichts Verwunderliches, nur daß er sich auch jetzt mit völlig klarem Bewußtsein noch nicht ganz von der Rätselhaftigkeit der Sache losmachen konnte.

Er stand auf und war mit einem Schritt am Fenster, das in Höhe und Breite kaum eine tüchtige Handpanne übertraf, trotzdem jedoch durch einen Kreuzstock noch in vier winzige Scheibchen geviertelt wurde; wie auf Amrum sprach's vom beständig anklopfenden Wind, und noch mehr that dies ein kleiner, von einer hohen Holzplanke umschränkter Garten, auf den das Fenster hinunterging. Eigentlich war's nur ein Cisternenraum zum Auffang des in Röhren vom Dach niedergeleiteten Regenwassers, doch die Hausbewohner mußten Blumenfreunde sein, denn Astern und Zwergeorginen blühten auf einem schmal herumgezogenen Beetraub; in einer Ecke stand sogar ein noch rote Knospen entfaltender Rosenstock. Den meisten Platz nahmen ein paar Dutzend Weiß- und Grünkohlköpfe nebst einigen sonstigen Gemüsepflanzen in Anspruch; darüber streckte eine Hollunderumrahmung ihr Geäst. Doch nur bis zur Höhe der Schutzwand; sobald ein Zweig ihren Rand erreichte, bog er sich, wie erschreckt zurückfahrend, als habe er drüben etwas Übles gesehen, wieder seitwärts und abwärts weg. Die Blätter lagen schon zumeist gelb am Boden und meldeten, der Herbst sei gekommen; allerdings nahm sich der Sommer hier schwerlich viel anders aus.

Digitized by Google

Auch die Hallig ließ sich von dem Fenster aus ziemlich vollständig überblicken. Sie enthielt noch ungefähr ein halbes Dutzend anderer Werften, von denen ein paar breitere mit zwei und drei Gebäuden bekrönt waren. Auf der dem Predigerhaus zunächst belegenen stand die turmlose Kirche, eigentlich nur einer ungewöhnlich gestalteten Scheune gleichsehend; doch eine Schätzung der Inselbewohner ergab ihren Raum als jedenfalls vollkommen ausreichend für die Gemeinde. Die Häusergruppe erinnerte wohl an ein kleines Dorf, mehr indes hatte sie von einer Anzahl benachbart auf Wogenkämmen hoch emporgehobener, überdachter Schiffe, zumal gegenwärtig, da die Flut rundum alle Wattenbänke bedeckt hielt. Nur ein steinwurf- bis schußbreiter, kaum fußhoch über das Wasser erhöhter Gürtel von grünem Weideland umgab die Werften und zog sich zwischen ihnen hindurch; Schafe und Rinder grasten darauf. Dann kam überall die graue, anklatschende, da und dort mit weißem Gequirl brodelnde See, aus der näher oder weiter andere felsklippenartig erscheinende Halligen aufstiegen.

Es war noch früher Morgen, Jan Harring ging hinunter, um nach seinem Boot zu sehen, das jedoch nicht, wie er erwartete, auf dem Flutwasser schaukelte, sondern, ein Stück ans Land gezogen, auf dem trockenen Grund lag. Verwundert schaute er umher, wer das gethan haben möge, aber er nahm niemand gewahr, bis er in einiger Entfernung eine übersehene, ihm den Rücken zudrehende menschliche Gestalt entdeckte, die auf einem in den Boden gesteckten Hocker sitzend, eine Kuh molk. Merkwürdigerweise keine Frau, sondern ein Mann, und nach dem Eindruck der nämliche, der gestern dem spätabendlichen Ankömmling im Dunkel die Anweisung zum Landen gegeben hatte. So ging er auf den Melkenden zu und sprach ihn mit einem Morgengruß an. Doch als derselbe daraufhin den Kopf wandte, fuhr Jan Harring unwillkürlich etwas wie vor einer Erscheinung zurück, denn über der groben, auf die Knie fallenden Friesjacke und unter der Südwesterkappe sahen ihm die blauen Augen Binnas ins Gesicht. Ihre Füße und Beine steckten in schweren Schaftstiefeln, die überschlammt zu erkennen gaben, daß sie damit durch sumpfigen Bruchboden gegangen sei.

Der von ihrem Anblick in der Männerkleidung höchlichst Überraschte brachte zunächst heraus: „Sind Sie's denn gewesen, die gestern Abend, als ich ankam, auch hier war?“

Das Mädchen nickte kurz. „Ich sagte ja, ich hätt' Sie wieder erkannt.“

„So, das hatten Sie gemeint? Nein, davon hatte ich keine Ahnung.“

Jan Harring mußte plötzlich hinterdrein laut auflachen, so daß sie, ihn groß ansehend, fragte: „Worüber lachen Sie denn so?“

„Nein — nicht darüber!“ stieß er hastig-unverständlich heraus. Ihm war's geklungen, daß sie meine, seine Heiterkeit stamme von ihrem für ein Mädchen sonderbaren Anzug, und es lag ihm nichts weiter ab, als sie wieder ungeziemlich behandeln zu wollen. Rasch setzte er deshalb hinzu: „Nur, weil mir's jetzt klar wird, was ich gestern und heut' Morgen im Traum nicht begreifen konnte — die Stiefel und die Schuhe —“

Das bedurfte ebenfalls noch einer weiteren Erläuterung, die er nachfügte. Binna erwiderte: „Auf dem Schlick und meistens auch zu den Kühen kann man nicht anders gehen;“ ein kleines bischen klang's wie eine Entschuldigung ihrer unweiblichen Tracht daraus. Sie drehte den Kopf zurück, um ihre Beschäftigung fortzusetzen, doch Harring fragte noch: „Wer hat wohl mein Boot auf's Land gezogen?“

„Ich.“

„Sie?“ Es kam ihm erstaunt vom Mund; dazu gehörte auch männliche Kraft. Das Mädchen antwortete kurz: „Da ist's sicherer.“

„Aber ich muß es doch wieder herunter ziehn.“

„Bleiben Sie denn nicht hier heut'? Bokke Harring thät's gut, er hört gern etwas aus der Welt. Ich bin nichts für ihn, wovon er Gutes hat.“

Das war zweifellos gemeint, wie's gesagt worden, und ein Wunsch, den sie zum Besten ihres Hausgenossen kundgegeben. Jan Harring stand ein paar Augenblicke unschlüssig, eh' er entgegnete: „Ist's Ihnen denn nicht unangenehm, wenn ich länger hier bleibe?“

„Warum sollt's das?“

„Weil — weil Sie wohl von dem Abend her, als Sie mich an die Thür brachten, denken, ich sei nicht ganz richtig im Kopf.“

„Dann müssen Sie sich damals wohl so aufgeführt haben, sonst würden Sie's nicht von

Digitized by Google

mir meinen. Gestern Abend hab' ich's nicht wieder gedacht."

Die Antwortende hatte nicht das geringste Hehl aus ihren Gedanken gemacht, sondern so geradezu als möglich bestätigt, daß sie ihn in der That für einen Halbverrückten angesehen. Solche unverblümte Offenheit wirkte doch etwas verblüffend auf ihn, zumal aus dem Mund dieser, in der plumpen Kleidung mit nichts an eine dem weiblichen Geschlecht Zugehörige erinnernden, halb grotesk erscheinenden Gestalt, und er erwiederte nicht ohne einen leicht spöttischen Anflug der Stimme: „Na, dann danke ich Ihnen, daß Sie mich wenigstens gestern nicht mehr —"

Doch er kam mit dem, was er sagen wollte, nicht bis zu Ende. Sie sah ihn ruhig an, und die über dem Wolkenmeer aufsteigende Sonne warf ihr die ersten Strahlen grad' in's Gesicht. Das rief zwischen ihren Lidern ein blaues Lichtspiel hervor, ein Rieseln und Flimmern über einem tief herauseuchtenden Untergrunde, daß Jan Harring unwillkürlich der Schluß seiner Antwort im Munde stecken blieb. Offenbar verursachte das Sonnengefunkel diese wundersame Glanzwirkung und that's wahrscheinlich immer so, wo es wagerecht in zwei Menschenaugen hineinfiel; aber er hatte es noch niemals derartig gesehen, und ihm war's auf einmal, als ob ihn aus der groben Schifferkracht unter dem Südwester hervor eine Meerfrau anblicke, ein Geschöpf, in dem die blaue See zu Menschenaugen geworden. Diese fremdartige Erscheinung ließ ihn plötzlich von seiner etwas spöttischen Entgegnung abbrechen und statt ihrer unvermittelt hinzusetzen: „Das ist merkwürdig — ich meine, daß ich Sie hier gerad' so wieder zuerst getroffen habe, wie damals auf dem Hof, und Sie mir auch ebenso wieder den richtigen Weg ins Haus gezeigt haben."

Ein Spiel des Zufalls lag zwar in der ähnlichen Wiederholung, doch es war eigentlich kein Anlaß, im gegenwärtigen Moment darauf zurückzukommen. Jan Harring fühlte dies auch während des Sprechens; ihm war herausgeflogen, das Leuchten der Augen in der Sonne sei etwas Merkwürdiges, und er hatte das andere nur draugefügt, um damit eine ihm entwischte einfältige Bemerkung zu vertuschen. Überhaupt benahm er sich nach seiner Empfindung nicht gerade gescheut heut' Morgen. Fast Alles, was er gesagt, hatte etwas mehr oder weniger Dummes, mindestens höchst Unnötiges gehabt. So suchte er rasch noch nach einem Wort zum Weggang und fragte, da er nichts anderes fand: „Sie heißen Binna Fredden, nicht wahr?"

„Ja. Warum?"

„Mir kommt's nur, daß Pastor Harring gestern Abend so gesagt. Also dann bleibe ich — wenn Sie meinen, daß es ihm recht ist — da bleib' ich heute noch hier. Ich will ihm jetzt guten Morgen sagen."

Als hätte dies besondere Eile, machte der Sprecher sich nun mit schneller Umwendung davon. In der Stadt war er manchmal, wenn er sich mit Clotilde Mattenklodt zusammen befunden, befangen gewesen, und ein ähnliches Gefühl hatte ihn eben bei Binna Fredden überkommen; freilich trotz einer gewissen Ähnlichkeit doch ganz anderer, eigentlich entgegengesetzter Art. Hier war's aus einem Verdruß über sich selbst entsprungen, sich in seinem Heimatsdorf so gegen das Mädchen betragen zu haben, daß er heute auf der Insel verlegen vor ihr gestanden. Das allein that's auch nicht, sondern ein hinzukommendes Gefühl, sie habe in ihrer unveränderlichen, manchmal fast an kränkende Gleichgültigkeit streifenden Ruhe eine Oberhand über ihn, daß er sich vor ihr wie ein zurechtgewiesener großer Junge vorkommen müsse. Sie bewährte doch, was man der Friesennatur nachsagte, Kaltsinniges und Gemütloses, das jedem Versuch einer menschlichen Annäherung unzugänglich blieb.

Wo hatte er den Namen Binna Fredden doch schon früher einmal gehört? Es kam ihm plötzlich deutlichen Rücklangs in Erinnerung; vermutlich aus dem Munde Pidder Tamens, aber er konnte sich nicht besinnen, bei welcher Gelegenheit. Statt nach oben zurückzukehren, schlenderte er noch eine Weile über die Hallig umher und betrachtete sich die Häuser auf ihren Erdkegeln. Sie glichen sich sämtlich genau in der Bauart aus gewaltig starken, tief in den Boden gerammten Eichenpfosten mit Ziegelfachwerk dazwischen, und überall führte an der Rückseite von der Werft her ein noch weiter aufgewölbter Damm als abermaliger Zugang zum Dachraum hinauf. Es wunderte Jan Harrings landwirtschaftliches Verständnis, daß man so sehr auf Erleichterung bedacht war, den geringfügigen Heuertrag nach oben empor zu

Digitized by Google

beſchaffen; ihn dünkte, eine Bodenluke, durch die derſelbe von unten hineingeſchafft würde, müſſe zu dem Behuf völlig ausreichend ſein. Überall aber auch begrüßten die Häuſerbewohner, Männer, wie Frauen und Mädchen, den Fremden in höchſt einfacher und neugierloſer, doch menſchlichfreundlicher Weiſe. Binna Fredden bildete doch nur eine Ausnahme, wie es ſchien die einzige ihrer ablehnend froſtigen Art auf der Hallig.

(Fortſetzung folgt.)

Tutzing.

Von fernher grüßen
Alpen und Schnee,
Zu unſern Füßen
Glitzert der See.
Und ringsum ſchimmert
Es weiß und grün,
Die Sonne ſchimmert,
Die Bäume blüh'n.
Die Zweige ſchaukeln
Im Frühlingshauch
Und Falter gaukeln
Am Beet und Strauch.
Schaut dort, — das ſchnelle
Rauchende Boot.
Es ſpiegelt die Welle
Sein Fähnlein rot.
Schon ſind wir hinüber
Die Kette klirrt.
Fahr wohl, mein lieber
Kundlicher Wirt!
Auf ſchwebender Planke,
In ſchattigem Zelt,
Hinaus in die blanke,
Blinkende Welt!
Am Himmelfahrtstage,
Mit Glockenklang
Und Räderſchlage
Und Kindergeſang,
Als führen auf Wellen
Und Sonnenſchein
In den Himmel, den hellen,
Wir ſelber hinein!

Hermann Domſch.

Frühlingsnacht.

Auffuhr ich von den Kiſſen froh erſchrocken
Und ſtarrte in die Nacht mit wirren Augen —
Es ſtrömte ſchwül um meine glühen Wangen
Der Blütenatem junger Frühlingsnacht,
So düfteſchwanger und ſo koſend weich.
Der Nachtwind fäuſelte ein Zauberlied,
Und wie im Takt bewegt ihr Haupt die Linde,
Ihr blätterjunges, krauſes Lockenhaupt.
Vom Himmel ſchauten tauſend klare Sterne
Gleich frühlingsfrohen, warmen Liebesblicken;
Und aus dem Liebesglanz der Himmelsaugen
Sprang auf den Pfühl ein ſpitzer, irrer Strahl,
Als wollt' er mir mein junges Herz durchbohren.
Mir war ſo wirr und ſüß — geheime Luſt
Durchbebte wonnig mir ſo Leib als Seele.
Ein Frühlingstraum hat jäh mein Herz geſtreift. —

Max Lorenz.

Blüten.

Die Stürme ſind verflogen,
Gebrochen des Winters Macht.
Die Sterne am Himmelsbogen
Leuchten durch die Nacht.
Und wenn der Tag gekommen
Mit ſeinem goldenen Licht,
Des Himmels Sterne, die frommen,
Darfſt Du vermiſſen nicht.
O ſieh' die Bäume blühen,
Die Düfte verwehen den Steig;
Des Himmels Sterne glühen
Und blühen an jedem Zweig.

Hans M. Grüninger.

Beredſamkeit.

Sanft ruht dein Haupt an meine Bruſt geſunken
Indeß die Wimpern ſich zur Wange neigen:
Da ſprüht dein holdes, traumbeklommn'es Schweigen
Urplötzlich auf in tauſend Lebensfunken.
Du plauderſt. Ach, das klingt ſo wonnetrunken
Wie Maienhauch in blutverhang'nen Zweigen,
Und ſpielend ſcheinſt zum Tempel Du zu ſteigen,
Wo aller Weisheit Wehrgehenke prunken.
Vom alten Plato geht die flotze Sage,
Daß Zeus, der Herr, wie er geredet habe,
Wenn Griechiſch ſeinem Göttermund entrann.
Du aber, Schönſte unterm Frühlingstage,
Wie du ſo reich an ſüßer Schmeichelgabe,
Sprach Kypris, die den Dom'ner ſelbſt gewann!

Ernſt Eckſtein.

Südliche Landſchaft.

Wo am Meere weltvergeſſen,
Felſen ſich auf Felſen baun,
Stehen dunkel die Cypreſſen,
In der Ferne bläſt ein Faun.
Wellen blinken und zergehen
Tief im Blau. Der Blumen Glut
Lockt ein liebedurſtig Wehen,
Sie zu küſſen aus der Flut.
Myrthen recken ſich erſchrocken,
Durchs Gebüſch am Epheuhang
Huſcht ein Schein wie Sonnenlocken,
Und wie Lachen ſtirbt ein Klang.

Julius Havemann.

Spruch.

Des Schönen Abbild feſtzuhalten,
Iſt ein Gewinn doch, der uns bleibt,
Wenn jedes Blühen vom Entfalten
Zur Selbſterſtörung weiter treibt.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Jungfer Justine.

Schauspiel in vier Akten von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

Vierter Akt.

Zimmer wie im ersten Akt. Mittag.

Erste Scene.

Justine (im Großvaterstuhl am Fenster, die Bibel auf dem Schoß, die Hornbrille in der Hand, sieht vor sich hin). **Marianne** (auf dem Sopha, an einem Briefe schreibend).

Marianne (legt die Feder ab, steht auf). Wie, Mütterchen? Nicht schreiben soll ich ihm,
Was Du gethan für ihn? War's auch umsonst,
Den armen Vater wird's doch immer freu'n,
Daß Du so tapfer für ihn eingetreten.

Justine. Den Vater freu'n? Nee, Kind, das glaub' nur nicht!
Denn erstens — hat er mir nicht anbefohlen,
Sein Haus zu hüten? Und ich rannte fort
Und ließ Dich vierzehn Tage lang allein.

Marianne (lächelnd). Nun das — es hat mich niemand weggetragen,
Und alles steht noch auf dem alten Fleck.

Justine. Doch daß ich überhaupt zum König bin
Und gar 'nen Fußfall that — nee, das verzeiht
Mir mein Herr Rat all' seiner Lebtag' nicht.
Es fäh' ihm aus, als hielt' ich ihn für schuldig.
Na, so ein bischen ist er's doch man auch,
Vor'm König hab' ich's ja nicht zugestanden,
Das aber glaubt er nicht, und Gnade — nee,
Die will er nicht. Er will gerichtet sein.
Wo aber steht geschrieben, was das Recht ist?
Nicht 'mal hier in der Bibel. Wirst Du glauben,
Das ganze Buch der Richter las ich durch
Und fand nichts drin, was paßt auf meinen Herrn.
Wenn's aber da nicht steht, wo soll man's suchen?

Marianne (steht auf, traurig). O Mütterchen, auch ich hab' in der Schrift
Nach Trost gesucht und fand im Buche Ruth:
„Wo du hingehst, da will auch ich hingehn,
Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist der meine."
Da konnt' ich mich der Thränen nicht erwehren;
Ach, so zu sprechen wird mir nie vergönnt!

Justine. Kommt Zeit, kommt Rat. Obschon — Dein schöner Leutnant —
Hübsch war das nicht von ihm, so kurz und knapp
Mich abzufert'gen. Na, sie hatten alle
Den Kopf voll Kriegsgeschichten. Wer das nicht
Erlebt, der glaubt's nicht. Herr du meine Güte!
Am jüngsten Tag kann's ja nicht mörderlicher
Und doller zugeh'n. Immer mußt' ich denken:
Nur gut, daß mein Mariannchen nicht hier ist!
Für junge Frauenzimmer ist das nichts.
Wenn ich dazwischen dachte, wie's wohl hier
Zu Hause steht, nu,' dacht' ich, mein Herr Rat
Der sitzt in Nummer sicher. Wenigstens
Kann keine Kugel an den Kopf ihm fliegen.

Marianne. Doch eine Wund' im Herzen, meinst Du nicht,
Daß die noch weher thut? Und abgetrennt,
Von allem, was er liebt — sie ließen mich
Ja nicht zu ihm, ich durft ihm nicht einmal
Den Wein, den ihm der Arzt verordnet, bringen,
Den warmen Rock, die Schuhe —

Justine (steht auf). Was? Nicht 'mal
Das bischen Leibesnotdurft gönnt man ihm?
Die Türken! Die Barbaren! Mein Herr Rat
Am End' in einem muff'gen Kellerloch,
Wo Ratten nisten und von allen Wänden
Das Wasser läuft, daß drin ein Christenmensch
Sacht bei lebend'gem Leib verfaulen kann,
Bevor er sich's versieht — da muß ich hin!
Das leid' ich nicht!

Marianne. O Mütterchen —

Justine. Und müßt' ich
Bis an den Gouvernenr — der sollt' es schon
Zu hören kriegen. Bring mir meine Haube
Und die Kontusche, Kind!

Marianne. Ich lasse Dich
Nicht fort! Erst gestern kamst Du ja zurück
Und hast die Nacht, ich hab' es wohl gehört,
Kein Auge zugethan. Auch hilft's ja nichts.
Die Strenge der Gesetze — ihnen selber
That's leid, daß sie mir's nicht erlauben durften.

Justine. Ja Du — so'n junges Ding, das hat kein Ansehn.
Doch kommt ein alter Mensch wie Unsereins,
Der kann sein Maul ganz anders laufen lassen,
Wenn's obendrein 'ne Preußin ist. Die schwärzt
Doch wohl nichts Staatsgefährliches mit ein,
Zumal wenn sie Audienz beim König hatte. —
Dörte? Wo steckt die Dörte?

(geht gegen die Mittelthür.)

Digitized by Google

Zweite Scene.

Vorige. (Die Thür wird geöffnet). **Ellinger** (tritt ein, hinter ihm) der 1. Unteroffizier.

Marianne. Gott! der Vater! (Eilt zu ihm hin)

Justine. Herr in dem hohen Himmel sei gelobt! Der Weg wird mir erspart.

Unteroffizier. Ich habe Ordre,
Herr Rat, in Ihrem Haus Sie abzuliefern.
Sie aber haben sich auf Ehrenwort
Verpflichtet, dieses Haus nicht zu verlassen.
Auch bleiben Wachen vor der Thür. Das Weit're
Vernehmen Sie in Kurzem. (Salutiert, entfernt sich wieder.)

Marianne (den Vater leidenschaftlich umfangend). Vater, o
Mein armer Vater, sind Sie's wirklich? Hab' ich
Sie wieder?

Ellinger (steht sich um, wie abwesenden Geistes, wankt mühsam nach dem nächsten Sessel, sinkt gebrochen darauf nieder).

Justine. Herr du meine Güte! So
Kommt mein Herr Rat nach Hause? Hab' ich's doch
Gedacht! Geschwinde, Kindchen, ein Glas Wein
Für Deinen Vater! (Ellinger macht eine abwehrende Bewegung.)
Nicht 'mal ein Schlückchen?
Könnt mein Herr Rat nur seh'n, wie blaß er ist.
Kein Wunder! Vierzehn Tage eingesessen,
Keine Motion gemacht, am Ende gar
Nicht mal geheizt!

Marianne (neben ihm kniend, ihm angstvoll ins Gesicht blickend). Wie fühlen Sie sich, lieber Vater?
(Ellinger schweigt.)

Justine. Und wie die Kleider aussehn! Eine Sünd'
Und Schande, nicht 'mal täglich ausgebürstet!
Wie kann man reinliche Gedanken haben,
Wenn man in Schmutz und Staub verkommen muß!
Geh, Kindchen, hol dem Vater seinen Hausrock
Und seine Schuhe. Ist er umgekleidet,
Sieht mein Herr Rat gleich wieder menschlich aus.

Ellinger (richtet sich auf, mit bitterem Ingrimm). Menschlich? Was liegt daran! Was hab' ich noch
Zu schaffen mit der Menschheit? Wischen nicht
Mir alle aus, als würd' ein unrein Tier
Dem Wasenmeister zugeführt? Bekannte,
Die sonst den Hut vor mir gezogen, jetzt
Rasch um die nächste Ecke bogen sie,
Und an den Fenstern wiesen mich die Mütter
Den Kindern: Seht! da kommt ein schlechter Mann!
Aus einem Kerker geht er in den andern,
Verfehmt, gebrandmarkt!

Justine. Kann sich mein Herr Rat
Das zu Gemüthe zieh'n? Pfui auf die feigen,
Spottschlechten Menschen, die den besten Mann
Verläugnen, wenn er 'mal ins Unglück kam!

Ellinger (sich steigernd). Sie haben recht! Sie thun
mir nach Verdienst!
Unglück? Das trägt sich leicht, wenn man im Innern
Sich keiner Schuld bewußt. Ich aber, ich —

Marianne. O Vater, klagen Sie sich selber an
Um eines Opfers willen, das Sie brachten
Aus vaterländischem Gefühl?

Ellinger. Du denkst
Zu gut von Deinem Vater, armes Kind.
Wär' es nur das gewesen, jetzo trüg' ich
Die Stirne hoch. So aber —

Marianne. Wie, mein Vater?

Ellinger. Erst da er mich, der teuflische Verführer,
Bestach —

Marianne. O Vater!

Ellinger. Ja bestach, mit dem,
Was höhern Wert als Gold für mich besaß,
Der ich von Eitelkeit verblendet, mich
Als Freund und Retter meiner Fürsten sah,
Nicht mehr als schlichten Diener —

Marianne. Nein, mein Vater,
So kann ich Sie nicht reden hören, nicht
Den reinsten Trieb in Ihnen so verdächt'gen.
Betrügen nur entehrt. Betrogen werden,
Wo eine heil'ge Regung, eine Thräne
Der Dankbarkeit den klaren Blick uns trübt
Das kann uns nicht erniedern vor uns selbst,
Und niemand darf es uns zur Schande rechnen.

Ellinger (bitter). Meinst Du? Und doch — sie thun
es alle, alle!
Ich sah 's in ihren höhnisch kalten Mienen:
Da geht der Narr, der sich so groß gedünkt
In seiner Fürsten Gunst. Kommt er erst frei,
Geht acht, er wird sogleich nach Warschau reisen,
Den Ritterschlag vom König zu ersteh'n.
Was hindern ihn die thörichten Feinde nur,
Noch lächerlicher sich zu machen? Das
Wär' eine härtre Strafe, als zu karren
In Sträflingsketten! Oh, oh, oh! (Sinkt wieder zurück, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Marianne. Justine,
Hilf Du! Es spaltet mir das Herz. (Lehnt ihren Kopf an die Schulter der Alten.)

Justine (kopfschüttelnd, leise). Hier kann
Nur unser Herrgott helfen und die Zeit.

Dritte Scene.

Vorige. Dietrich (durch die Mitte).

Dietrich. Ei schönen guten Tag, mein wertgeschätzter
Herr Rat, Mamsell Marianne, liebe Jungfer
Justine! Alle wieder ganz plästerlich
Beisammen? Was man nicht erlebt! Ja, ja,
Nee, nee, das ist ja 'ne besondre Freude.
Ich bin bloß hergestürzt, gehorsamst meinen
Freundnachbarlichen Glückwunsch — (stockt, sieht einen nach dem andern an).
Doch Sie lassen
Ja All' die Köpfe hängen! Sind wohl noch
Ein bischen dumm und mauserig, Herr Rat,
Vom langen Stillesitzen? Vierzehn Tage
Profoßenkost und die Gemütsbewegung.
Weeh Gott, das bringt 'nen Herkules herunter.
Nicht jedermann prästiert, was meine Jungfer
Gevattrin. Herr Gott von Strambach, was
Hat die inzwischen durchgemacht und doch
Jetzt munter wie ein Wiesel.

Justine (macht ihm Zeichen). Laßt mich doch
Man aus dem Spiel, Gevatter!

Dietrich. Nee, Herr Rat,
Sie hätten Ihre Freude d'ran gehabt,

Digitized by Google

Wie die sich aufgeführt. (Zur Alten.) Warum denn schweigen?
Ganz wie 'ne richtige alte Römerin,
Trotz Hundewetter, Krieg und Rheumatismen,
Und nie gejammert, war der Kaffee auch
Kaum zu genießen mehrschdendeels. Und erst
Wie sie vor'm König stand —

Justine. Gevatter, hört
Ihr endlich auf? Ihr' schwatzt wie 'n altes Weib.

Ellinger (ist aus seiner Verzuckenheit aufgefahren). Vorm König? Welchem König? Ihr, Justine?

Dietrich. Vor wem denn sonst, als vor dem großen Fritz? (Zu Justine.)
Macht mir nur Augen, nee, ich sag' es doch:
Ihr hattet eine Zunge wie ein Schwert,
Haarscharf, trotz Potentaten und Gen'rälen,
Und habt dem König selber nichts geschenkt.
Der hat es hören müssen, mein Herr Rat,
Wie ungerecht man Sie traktirt, ja wohl!
Und wie's ihm selbst, dem König, schmecken würde,
Wenn's ihm passierte, daß ein treuer Mann,
Der ihm ein bischen Geld zuschanzen wollte,
Drum auf die Festung käm'. Da konnt' er nichts
Drauf sagen, bloß 'ne große Prise nahm er,
So aus Verlegenheit, und sagte was
Zu Gen'ral Zieten, was ich nicht verstand,
Weil er zu rasch und auf Französisch sprach,
Doch böse war er nicht. Herrjesesnee,
Es war Sie admirabel!

Ellinger. Was erfahr' ich?
Justine, ist es wahr?

Justine. Ja, mein Herr Rat,
's ist leider wahr. Ich dacht' es gut zu machen,
Und werd' mich nu mein Lebtag schämen müssen,
Wie dumm ich's angestellt: so'n alter Mensch,
Und noch so tappig!

Ellinger (aufgeregt). Wie? Beim König warst Ihr, Um Gnade?

Justine. Nicht um Gnade, mein Herr Rat,
Nur um Gerechtigkeit. Das Haus hier wußt' ich
Zwar gut versorgt. Doch biß mich mein Gewissen,
Weil mein Herr Rat mir's eigens anvertraut,
Und wenn er jetzt mich schelten will, ich hab's
Ja wohl verdient, bin meiner Pflicht entlaufen.
Nur freilich, manchesmal steht rechts und links
'ne schwere Pflicht, die zerren so an uns,
Daß man nicht weiß, wohin zuerst sich wenden.
Da wird uns unser Herrgott wohl verzeih'n,
Wenn wir dahin geh'n, wo's am stärksten zieht.
Und so hat mein Herr Rat ja auch gethan,
Als er nach Warschau wollte.

Ellinger (erschüttert). O Justine,
Ich schelten — Dich, das bravste, treu'ste Herz!

Dietrich. Das ist sie auch, weiß Gott! Noch tagelang
Könnt' ich davon erzählen. Aber jetzt —
Ich habe noch 'ne and're Kommission.

Ellinger. Und Ihr habt sie begleitet?

Dietrich. Ja, Herr Rat
's war mir 'ne Ehre, na und 's ist dabei
Für meine Scheere auch was abgefallen.
Davon ein andermal. Jetzt sollt' ich nur
Anfragen — nämlich wie ich herkam, stand
Am Hausthor unten ein bekannter Herr,
Der da auf Gen'ral Zieten wartete.

Justine. Auf Gen'ral Zieten?

Dietrich. Wißt Ihr denn noch nicht?
Sein' Excellenz kam heut vor Tau und Tage
Hierhergeritten, und vor Abend soll
Er wieder fort, zum Heer. Inzwischen aber —
So sagte mir der Herr — na warum soll
Ich ihn nicht nennen — Rittmeister von Marwitz —

Marianne. O Gott!

Justine. Rittmeister?

Dietrich. Ja, als Leutnant focht er
Bei Hochkirch mit und zwar so mit Bravour,
Daß er schon andern Tages avanciert ist.
Na also der, wie ich ihn fragte: Ei
Herrjeses, Herr Rittmeister, warum steh'n Sie
Hier auf der Straße? Woll'n Sie nicht ein bischen
Hinauf mit mir? Ein alter Hausgenosse —
Sie können oben ja kommoder warten —
Da wurd' er blaß und rot und stotterte,
Er fürchte, dem Herrn Rat sei's unwillkommen —
Na und so Sachen mehr. Ich bot ihm an,
Zu fragen. Wenn er kommen dürfe, woll' ich
Da aus dem Fenster winken —

Ellinger (finster). Dieses Haus
Ist nicht mein eigen mehr, ich selbst darin
Nur ein geduldeter, gefang'ner Gast,
Der niemand mehr den Eintritt wehren kann.

Dietrich (sieht auf Justine, die ihm heimlich ein bejahendes Zeichen macht, geht dann an das Fenster).
Da steht er noch. Na kuckt er 'rauf, der Arme!
(Winkt mit dem Taschentuch).
Es hat ihn auch ein bischen mitgenommen.
's war ja 'ne Mordsschlacht. — (Da Marianne zusammen fährt:)
Nee, Mamsell Marianne,
Verwundet ist er nicht, und überhaupt,
Wer mal dabei war — ich kann davon reden —
Die erste halbe Stunde ist die schlimmste;
Hernach verliert man die Manschetten ganz
Und zuckt nicht mal, wenn rings die Kugeln pfeifen.

Vierte Scene.

Vorige. **Marwitz** (tritt ein, bleibt an der Schwelle stehen; er trägt ein blaues Attenbeft unterm Arm).

Marwitz (dodend). Herr Steuerrat, ich hätte nicht gewagt,
Hier einzutreten, da mein Anblick Ihnen
Verhaßt — doch ein ausdrücklicher Befehl
Von meinem Chef, dem Herrn Gen'ral von Zieten,
Der mit der Untersuchung Ihrer Sache
Von Seiner Majestät betraut —

Ellinger. Entschuldigung
Ist nicht am Platz, wo die Gewalt regiert,
Und ein Gefangner darf den Kerkermeistern
In seine Zelle nicht den Zutritt wehren.
Doch bis der Richter hier erscheint, gestatten
Sie wohl dem Häftling, sich zurückzuziehen. (Geht, sich hoch aufrichtend, nach links ab.)

Digitized by Google

Marwitz (hat auf Marianne geblickt, die von ihm abgewendet ſteht, ſeufzt ſchmerzlich auf, nähert ſich dann Juſtinen).
Juſtine, liebe alte Freundin, o
Wie glücklich bin ich, Euch geſund zu finden
Nach allen Schrecken jenes furchtbar'n Tag's.
Ihr glaubt nicht, wie ich mich gebangt um Euch,
Wie gern ich ſelbſt —

Juſtine. So? habt Ihr Euch gebangt?
Na, angemerkt hat man's Euch grade nicht.
Na, 's iſt ſchon gut, ich weiß jetzt, was ich weiß.

Marwitz. Und Du, Marianne? Keinen Blick, kein Wort?
So gänzlich ausgelöſcht in Deinem Herzen? (Pauſe.)

Juſtine (ſteht ſcharf auf Marianne, wendet ſich dann zu Dietrich). Gevatter,
Ich hätt' Euch was zu zeigen. Kommt doch mal
Mit mir in meine Stube.

Marianne. Bleib, Juſtine!
Nichts hab' ich Herrn von Marwitz zu vertrau'n,
Was ich nicht ſchon geſagt beim letzten Mal.
Er ſelbſt — müßt' er von mir gering nicht denken,
Wär' jetzt für andere Gefühle Raum
In meiner Bruſt, als für das Herzeleid
Um meinen Vater? Neben ihm nur iſt
Mein Platz — und ſo verzeihn Sie wohl — ich muß
Jetzt nach ihm ſeh'n, ob er nicht mein bedarf. (Neigt leiſe den Kopf, geht nach links ab.)

Fünfte Scene.

Marwitz. Juſtine. Dietrich.

Marwitz. Gott, Gott! Iſt's möglich? So verwandelt? So
Wie von mir abgetrennt durch Himmelsweiten,
Und wenig Tage nur zurück, Ein Herz
Im andern!

Juſtine. Ja, ſo geht's! Die Menſchen ſind
Wie's Wetter: heute ſchönſter Sonnenſchein,
Daß alle Kreatur die Haut ſich wärmt,
Und morgen friert man unterm Regenſchirm.
Na freilich, wohl thut's keinem, wenn er denkt:
Da iſt ein Freund, an dem kann ich mich wärmen,
So zum Exempel morgens früh um fünf,
Wenn man nicht aus noch ein weiß in der Fremde,
Und dann der Freund 'ne kalte Miene macht:
Bedaure! habe jetzt nicht Zeit —

Marwitz. Juſtine,
Bei Gott, ich konnte nicht! Die eig'ne Mutter —
Ich hätt' ihr Hülf' und Rat verſagen müſſen,
Da ich im Dienſt war.

Juſtine. Na ſeht, auch das Marianneken hat Dienſt,
Iſt's auch man in Zivil, bei ihrem Vater,
Und ſo ein Dienſt geht allem vor.

Dörte (durch die Mitte hereinſtürzend). O Jungfer!
Da unten auf der Straße — jemerſch nee.

Juſtine. Was giebt's denn wieder, daß Du ſo wie nich
Klug 'reinplatzeſt?

Dörte. Seh' Sie hinaus! Die Straße
Iſt ſchwarz von Menſchen — ein Gen'ral zu Pferde —
Er reitet grad' auf unſre Thüre los —
Am Ende will er zum Herrn Rat —

Dietrich (der ans Fenſter getreten). Wahrhaftig,
Gevatt'rin, Euer Junker iſt's.

Juſtine. Was Junker!
Nee! 's hat ſich ausgejunkert.

Marwitz. Nutzen Sie
Die Friſt, es dem Herrn Rat aus Herz zu legen,
Den General durch Starrſinn nicht zu reizen.
Ich weiß, er iſt zur Milde aufgelegt,
Doch auch der Jähzorn wandelt leicht ihn an.
Er kommt, ich führ' ihn her. (Eilt hinaus.)

Juſtine. Jähzornig iſt er?
Das braucht mir ſo ein Jüngling nicht zu ſagen.
Doch den Herrn Rat auch kenn' ich. Zwei Starrköppe
Wenn die zuſammenplatzen, da giebt's Funken.
Ich kann nur beten, Gott der Herr bewahr' uns
Vor einem großen Brand.

Sechſte Scene.

Juſtine, Dietrich, Dörte (läuft nach der Thür, öffnet ſie und eilt ab). Zieten und Marwitz (treten ein).

Zieten. Da wären wir
'mal wieder hier im Hauſe Ellinger,
Wie vor zwei Jahren, ſteht auch alles noch
Am alten Fleck, und richtig, auch das alte
Hausmöbel, die Juſtine. Na, wie geht's,
Altes Jeſichte? (Juſtine knixt, ſieht aber von ihm weg.)
Immer noch mobil?
Doch nein, ich merk's: 's iſt nicht die Alte mehr.
Die pflegte ſich zu freuen, wenn ich kam.
Doch die Perſon da trägt nur ihre Haube,
Hat nicht ihr gut Gemüt, will ihren Junker
Hans Joachim von Zieten nicht mehr kennen.

Juſtine (knixt wieder). Pardon, Excüſe, Herr Gen'ral,
man weiß,
Aus Kindern werden Leute, und man weiß
Auch, was man großen Leuten ſchuldig iſt,
Und wenn der Herr Gen'ral geruhen will
Hier Platz zu nehmen —
(trägt mit Dietrich's Hülfe den Großvaterſtuhl aus der Niſche herbei).

Zieten (zu Marwitz, lachend). Blitz! Das alte Mädchen
Iſt kurrig. Na, das konnt' ſie manchmal auch
Vor fünfzig Jahren ſein, indeſſen hielt's
Nie lange vor. (Setzt ſich behaglich.)
Nu ſage mal, Juſtine,
Wie iſt denn die Bataille dir bekommen,
Du tapferer Kriegskamerad?

Juſtine. I nu, ſo ziemlich,
Danke der Nachfrag'. Zwar, das Trommelfell
Wär' von dem ſchauderhaften Kanonieren
Mir faſt geplatzt, und Durſt und Hunger litt ich
Wie all' mein Tage nicht. Im Uebrigen
War's freilich man ein mäßiges Plaiſir,
Und wie mein Herr Gen'ral ſich den Beruf
Hat wählen können — mit Reſpect zu melden,
Das ſcheint mir ganz verrückt.

Zieten. (lacht.) Ja, alte Seele,
Für eine ſiebzigjährige Rekrutin
Ging's wohl ein bißchen ſcharf und hitzig zu.
Doch glorreich zog ſich Seine Majeſtät
Aus der Affaire. Trotz der Uebermacht
Und ſehr unvortheilhaften Stellung ſchlugen

Digitized by Google

Wir uns nach Schlesien durch. Der König hält
Die Schlüssel der Provinz neu in der Hand,
Als ob's ein Hochkirch nie gegeben hätte,
Und Jeder, der dabei war, hielt sich wacker,
Auch meine alte Freundin.

Justine. (immer sehr zurückhaltend). Excellenz
Beehrt mich da mit einem schönen Titel,
Den ich mir anzunehmen kaum getraue.
Denn Freunde, wie man weiß, sind rar, zumal
Freund' in der Not. Man soll auf keinen rechnen.
Der eine Freund steigt höher, und den andern,
Der unten bleibt, den kennt er dann nicht mehr.

Zieten. I was Du sagst! Ich habe stets gedacht,
Gut sei's, die alten Freunde warm zu halten,
Wie Du mit mir gethan. Die woll'ne Jacke
Und Deine Socken — ohne die — wer weiß —
Hätt' mich der Feind verschont, die alte Feindin,
Die Gicht hätt' längst schon mit mir aufgeräumt.

Justine (plötzlich lebhafter). Ist's wahr? Hat meinem
Junker — nee, Excüse! —
Dem Herrn General das alte Mädchen was
Zu Liebe können thun? Na wartet man,
Bald kommt das and're halbe Dutzend nach,
Und wenn die aufgebraucht sind —

Zieten. Möchtest Du mich
Wohl lieber ganz in Wolle wickeln? Nee,
Justineken, abhärten muß man sich
Im Feld, und friert man manchmal Stein und Bein,
Kann man ja auch den innern Menschen wärmen.
Dein Kirschengeist —

Justine. Herr Gott, ich dummes Tier,
Nicht daran gleich zu denken! (Läuft nach einem Schrank.)

Zieten. Nein, nicht jetzt.
Jetzt sind wir in Geschäften hier. Wer ist
Denn dort der Biedermann?

Dietrich. Herrn General zu dienen,
Mein Nam' ist Dietrich, ehmals Hofkonditor,
Gevatter der Justine, jetzo brodlos,
Indem ich meine Zeit mit allerlei
Brotlosen Künsten — die Gevattrin weiß —

Justine. Er schneidet Schattenrisse aus Papier,
Ganz kenntlich —

Dietrich. Wenn ich unsern hochverehrten
Herrn General — weeß Gott, nur fünf Minuten —
(zieht Scheere und Papier heraus).

Zieten. Nicht solche Späße jetzt! Wir haben hier
Gericht zu halten. Ruf' mir Deinen Herrn!
Ihr könnt, Herr Hofkonditor, meinethalb
Dem Akt beiwohnen. Möglich, daß wir uns
Auch Eures Zeugnisses gebrauchen werden.
Wird's nun, Justine?

Justine. Herr du meine Güte,
Nun wird es Ernst! Mein gnädigster Gen'ral,
Bedenkt —

Zieten. Still, Alte! Alles ist bedacht.
Macht Euch zum Schreiben fertig, Marwitz. Dort
Liegt ja das nötige.

Marwitz (für sich, indem er sich auf das Sopha setzt). Gott! ihre Handschrift!
Ein Brief an ihren Vater —

Justine (mit Geberden der Angst und Unruhe, geht nach der Thüre links, öffnet sie, spricht hinein).
Der Herr Gen'ral von Zieten wären da,
Und wünschten den Herrn Rat — (tritt zurück, läßt Ellinger auf Marianne's Arm gestützt, eintreten).

Siebente Scene.

Vorige. **Ellinger, Marianne, Dietrich** (hat sich in den Hintergrund zurückgezogen, Zietens Silhouette schneidend, doch so, daß er nicht damit auffällt).

Zieten. Potz Wetter, Marwitz,
Ihr habt — bei meiner Seele! — keinen schlechten
Geschmack.
(Marwitz beugt sich auf seine Akten und schweigt, wagt Marianne nicht anzusehen.)

Zieten. Der Inculpate kann sich setzen.
Justine, einen Stuhl!

Ellinger (finster). Ich kann auch steh'n.

Zieten. Nein, er kann nicht steh'n. Seine Kniee zittern.

Ellinger. Doch nicht aus Furcht.

Zieten. Nu ja, aus Leibesschwachheit.
(Justine bringt dem Rat einen Stuhl.)
So! setzt Euch! Auch dem Fräulein einen Stuhl!
Und jetzt zur Sache. — Bleibt der Inculpat
Bei dem, was im Verhör er ausgesagt
Und aufgezeichnet steht im Protokoll?
(Ellinger nickt.)
So können wiederholter Vorlesung
Wir uns entschlagen. Rittmeister von Marwitz,
Schreibt: „Steuerrat Christian Ellinger, nach Namen,
Stand und Wohnort mit bekannt, ist vor mir, dem
von Seiner Majestät dem Könige von Preußen mit
der Untersuchung und Urteilsfällung bevollmächtigten
Generalleutnant Hans Joachim von Zieten erschienen
und erklärt, daß er alle seine Aussagen de dato" —
seht das Datum nach. Habt Ihr's?

Marwitz. Am 9ten des Oktober, Herr Gen'ral.

Zieten. Gut! (Dictirt.) „alle seine Aussagen aufrecht
halte. Aufgefordert zu erklären, was er etwa zu
seiner Defension des weiteren vorzubringen habe, er-
klärt Inculpat —
Erklärt? — erklärt? — Nun, in Dreiteufels Namen,
Was hat der Inculpate zu erklären?

Ellinger. Nichts.

Zieten. Nichts? Nein gar nichts? Straf mich Gott!
Das ist
Verteufelt wenig. Seine Sache wird
Dadurch nicht besser, wenn sich Inculpat
Verstockt. Hingegen wären wir geneigt,
Gebührend in Consideration zu ziehen,
Was etwa sich an Mild'rungsgründen fände,
Dafern sich Inculpate seiner Schuld
Bewußt und Reue ob des vorgefall'nen
Bezeugen möchte.

Ellinger. Reue? Nimmermehr!
Was ich gethan, um meinen Landesherrn,
Dem schwer Beschädigten und Landsvertrieb'nen,
In Treuen beizustehn, wird mein Gewissen
Sich niemals zum Verbrechen stempeln.

Zieten. So? Meint der Inculpat? Das klingt
recht schön,
Sind aber faule Fische.

Digitized by Google

Ellinger (heftig). Herr General —!

Zieten. Ruhe! Wär' Inculpate nicht Partei
In eig'ner Sache, müßt' er selber einsehn:
Der schlechten Sache Treue halten, ist
Kein feiner Ruhm.

Ellinger. Die Treue klügelt nicht.

Zieten. Doch sollte sie die Augen offen halten.
Denn es giebt Landesherrn und Landesherrn,
Solche, wie König Friedrich, die allzeit
Die ersten Diener ihres Landes sind,
Und solche, die ihr Land in schwerer Not
Im Stiche lassen, sich ein Plätzchen suchen,
Woselbst sie herrlich und in Freuden leben,
Indeß zu Haus bei ihren Landeskindern
Es pauvre aussieht.

Ellinger. Weil ein harter Feind
Sie vergewaltigt.

Zieten. Ja, doch mit Manier.
Zwar Krieg ist Krieg. Doch wird er nicht von uns
Geführt mit Menschlichkeit, nicht jedes Brot
Und Fuder Heu, das requiriert wird, baar
Bezahlt? Und wenn es nicht so bleiben sollte —
Leute, wie Inculpate, trügen dann
Die Schuld. (Da Ellinger betroffen aufsieht:)
Ja, mein Herr Rat, Leute wie Ihr,
Die an den Landesherrn so treulich denken,
Daß sie des Landes drüber gar vergessen.
Wie? oder ist nicht Sachsen besser dran,
Seit stramme preuß'sche Zucht und Disziplin.
Hier eingeführt, als da noch ein Minister
In seine Tasche steckte, was der Hof
Mit üpp'gem Saus und Braus noch übrig ließ?
Drum nahm mein allergnädigster Monarch
Die sächsischen Beamten neu in Pflicht,
Vermeinend, so am besten Recht und Ordnung
Zu wahren in dem occupierten Land,
Weil jeder einseh'n müsse: so nur sei
Das Land vor allen Schrecken der Erob'rung,
Contribution und Plünd'rung zu bewahren,
Wenn jeder nach wie vor getreu und redlich
Des Amtes walte. Haben das nicht auch
Die meisten eingeseh'n und dünkten sich
Nicht schlecht're Patrioten, ob sie auch
Dem Grafen Brühl nicht mehr die Tasche füllten?
(Schweigt einen Augenblick.)
Sieht nicht auch Inculpat das endlich ein?
Er hat doch, mein' ich, sonst sein sächsisch Herz
Stets auf dem rechten Fleck und seinen hellen
Verstand gehabt.

Ellinger (ist mehr und mehr in sich zusammengesunken, mühsam:)
Herr — General —

Zieten. Na, 's ist
Schon gut. Das Licht, das ich ihm aufgesteckt,
Mag ihm ein wenig in die Augen beißen,
Doch wird er jetzt von seinem Irrwisch mehr
Sich blenden und in Sümpfe locken lassen
Durch falsche Vorspiegelung?

Ellinger (dumpf). Erinnern Sie
Mich nicht an meine schmählichste Verirrung,
Herr General! (Drückt die Hände vors Gesicht.)

Zieten. Schämt sich Herr Inculpat?
Na, das ist brav von ihm. Kein Ehrenmann
Braucht so rechtschaffner Scham sich je zu schämen.
Und also, Marwitz, schreiben Sie:
„Nachdem der Inculpat in sich geht und bekennt, daß
er unrecht gehandelt, auch gelobt, hinführo zu so thö-
richter als sündhafter Handelsweise sich nie mehr ver-
leiten zu lassen" — haben Sie?

Marwitz. — „verleiten zu lassen" —
„als haben Se. Majestät in Gnaden geruht, gedachten
Steuerrat Ellinger in sein Amt wieder einzusetzen, in
dem festen Zutrauen, daß Selbiger ins Künftige seiner
Charge gebührend wahrnehmen und, was ihm obliegt,
fleißig und treulich exequieren werde."

Marianne. Vater! O lieber Vater! (Umarmt ihn.)

Ellinger (erschüttert). Herr General —

Zieten. Haben Sie „exequieren werde"? (Marwitz nickt.)
Schön.
Weiter! „Denn Se. Majestät haben als mildernden
Umstand zu regardieren geruht, daß besagter Rat
Ellinger aus loyaler Devotion und Anhänglichkeit
sich hat verbunden erachtet, seiner hochseligen Frau
Kurfürstin vermeintlichen letzten Willen zu respektieren.
(Rascher und mit etwas leichterem Ton.) Haben zugleich einer
gewissen Jungfer Justine Zanders, deren Bravour und
intrépidité Sie hochschätzen, den Beweis liefern wollen,
wie daß Hochdieselben gegen das Frauenzimmer nicht
immer so barsch und ungalant seien, wie am Morgen
vor einer Schlacht, sondern es Ihnen zu aparter
Satisfaktion gereicht, wo es mit dem Staatsinteresse
nicht kollidieret, die Bitte einer treuen Dienerin zu
gewähren."
Das braucht nicht auch protokolliert zu werden.

Marwitz. Ist aber schon geschehn, Herr General.

Zieten. Na, schadet auch nichts. Bist Du nun zu-
frieden
Mit Deinem alten Junker, altes Mädchen?

Justine (will sprechen; die Thränen hindern sie, sie hascht nach
Zietens Hand, sie zu küssen, er entzieht sie ihr und streichelt ihr das
Gesicht. **Pietrich** eilt hinaus).

Zieten. Du kannst dem Tag von Hochkirch dankbar sein.
Denn hätt' ich damals meinem König nicht
Ein bischen aus der Patsche helfen können,
Er hätte mir und meiner alten Wärt'rin
Sich doch vielleicht so gnädig nicht bezeigt.
Na, habt Ihr's, Marwitz?

Marwitz. Zu Befehl. Nur noch
Die Unterschriften.

Ellinger (der sprachlos in Mariannes Umarmung gestanden
will zum Tische gehen).
Halt, Herr Steuerrat!

Zieten.
Der König knüpft an seine Gnade noch
Eine Bedingung.

Ellinger (betroffen). Welche, Herr General?

Zieten. Da Seiner Majestät zu Ohren kam,
Daß einer seiner Offiziers in Dresden,
Trotz schärfster Ordre, nichts sich anzueignen,
Gleichwohl sich schuldig eines Raubs gemacht
Und zwar im Haus, wo er Quartier gehabt —

Marwitz (bestürzt). Herr General —

Zieten (ohne auf ihn zu hören). — des Herzens
eines Fräuleins

Digitized by Google

Sich hat bemächtiget, was mit der Strenge
Der Kriegsartikel scharf zu ahnden wäre —
So wünschen gleichwohl Seine Majestät,
Daß ihn der Vater der besagten Jungfrau
In Gnaden pardonniere und sich willig
Erkläre, die Entschäd'gung anzunehmen,
Die der Beraubten mit des Räubers Herz
Und Hand geboten wird.
(Da Ellingers Gesicht sich verfinstert hat und er stark zu zittern beginnt.)
Wie? Hat am Ende gegen diesen Nachtrag
Des Protokolls Herr Rat was einzuwenden? (Pause.)

Ellinger (unterbrechend, nach schwerem Kampf). Führt mich zurück in meine Haft! Doch dies,
Dies kann ich nicht bewilligen!

Zieten. Schwerebrett!
Ihr — könnt nicht? So viel Gnad' und Affektion —
Und könnt nicht? Ist nicht eine Lieb' und Gnade
Der andern werth?

Ellinger. Herr General, Sie nehmen
Mit einer Hand mir, was die andre giebt:
Die Ehre.

Zieten. Wie? Fühlt Ihr Euch nicht geehrt,
Zum Eidam einen preuß'schen Offizier,
Der so mit Ehren diente, zu erhalten?

Ellinger. Und doch — es ist unmöglich!
Es würde mir mit Recht gedeutet werden,
Als hätt' ich meine Wiedereinsetzung
Ins Amt erkauft um diesen Preis. In meiner
Landsleute Augen, in der eigenen Achtung
Erschien' ich mir erniedrigt.

Zieten. Himmelkreuz!
Ein so heilloser sächs'scher Starrkopf! Bleibt's
Dabei, Herr Rat?

Ellinger. So sehr das Vaterherz
Mir blutet, ja! Ich kann nicht anders!

Marianne. Vater!

Zieten. Ihr — könnt nicht? Nun denn, Marwitz, schreiben Sie!

Marwitz. Dürft' ich mir zu bemerken wohl gestatten, Herr General —

Zieten. Nein, in drei Teufels Namen,
Zu schreiben haben Sie!
„Maßen der Inculpat" —

Justine. Erküse, Herr Gen'ral.
Ich hätte auch noch was zu sagen.

Zieten. Du? Na was? Mach fix!

Justine. Daß nämlich diesmal mein Herr General
Sehr unrecht hat und mein Herr Rat sehr recht,
Wenn von der Heirat er nichts wissen will.

Marianne. Auch Du, Justine?

Zieten. Himmelkreuz!

Justine (zu Marianne). Ja wohl,
Es muß dem Vater an die Ehre gehn,
Als sächsischer Beamter jetzt 'nen Preußen
Zum Schwiegersohn zu haben. Hätt' ich selbst
Vor fünfzig Jahren, wenn mein Bräutigam
Als Okkupation nach Wustrau kam,
So sehr er mir gefiel, ihn da genommen?
Nicht um die Welt! Doch freilich, Zeit bringt Rosen.
Und will uns unser Herrgott gnädig sein
Und macht dem schaudervaften Krieg ein Ende,
Wenn dann ein braver Preuße um Dich anhält
Dann wird sich mein Herr Rat nicht erst die Tressen
An seiner Uniform beseh'n, dann wird er
Auf's Herz sehen und ihm sagen: Herr Major,
Sie sind ein Ehrenmann. Ich weiß, Sie werden
Mein Kind gut halten, na, da nehmen Sie's!
(Kleine Pause.)
Wird mein Herr Rat dann anders sprechen? Nee,
Das trau' ich ihm nicht zu. Dafür hat er
Sein Herzblatt doch zu lieb.

Marianne (umarmt sie). O Mütterchen!
(Ellinger steht erschüttert, reicht dann Justine die Hand.)

Zieten. Du bist ein Prachtstück von 'nem Frauenzimmer!
Den Knoten hätt' ein Salomo nicht besser
Auflösen können. Na, Herr Rat, wie ist's?
Auf die Bedingung, denk' ich, geht Ihr ein.

Ellinger. Wie könnt' ich noch mich weigern!

Zieten. Na dann kommt
Und unterschreibt!
(Ellinger geht an den Tisch, Marwitz giebt ihm die Feder, er unterschreibt, giebt sie dann Zieten. Marwitz nähert sich Marianne, die ihm beide Hände reicht.)
„Hans Joachim von Zieten!"
Ihr müßt nun gleich zum Gouverneur, Herr Rat,
Und Euch zum Antritt Eures Amtes melden.
(Zu Justine.) Jetzt Alte, wirst Du doch zufrieden sein.

Justine. Bloß noch 'ne Kleinigkeit, mein gnädiger Junker.
Schön wär's, mein Herr Gen'ral nähm' den Herrn Rat
Jetzt untern Arm und ging' mit ihm zu Fuß
Zum Gouverneur, der ganzen Stadt zu zeigen,
Daß er in Ehren wieder eingesetzt.
Denn wenn ein großer König Gnade übt,
Muß sie complet sein und das letzte Stäubchen
Abwaschen vom Begnadigten.

Zieten (lacht). Da seht
Das alte Mädchen! Gouverniert mich noch,
Als wär' ich ihrer Fuchtel nicht schon längst
Entwachsen. Meinethalb denn! Laßt uns gehn!

Dietrich (hereinstürzend). Die Straß' ist schwarz von Menschen. Alle wollen
Den hochberühmten Gen'ral Zieten sehn. (Zieht die Silhouette vor.)
An dem da hatten sie noch nicht genug.

Zieten (faßt Ellinger unter den Arm). Sie sollen an meiner lieblichen Visage
Sich satt seh'n. Kommt, Herr Steuerrat! Die Zeit
Ist hoffentlich nicht fern mehr, wo die Preußen
Auch auf dem Feld der Ehre mit den Sachsen
Schulter an Schulter gehn. (Wendet sich zum Abgehn.)

Justine (die Hände faltend). Ja, darum woll'n
Wir unsern Herrgott alle Tage bitten.
(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Melanie zitterte, ohne einen Ton herausbringen zu können, ſie verneinte nur mit einem Kopfſchütteln. Aber auch das erſchien ihr ſchon als eine Lüge, und ſie wollte nicht lügen, ſie hatte keinen Grund zu lügen. Da war Fritz neben ihr, legte den einen Arm um ihre Schultern, hob mit der andern Hand ihr Kinn in die Höhe und ſah ihr mit aufflammendem Blick in die Augen. „Melanie, wollteſt Du für immer weggehen?“

„Ja“, ſagte ſie und erwiderte ruhig ſeinen Blick.

Er legte ihr den Arm feſter um die Schulter und zog ſie leiſe ſo die Stufe empor und durch die noch offen ſtehende Thür in das Zimmer zurück. Sie ließ es ſich ſchweigend und willenlos gefallen. Erſt drinnen, als er ihr ſacht das Kind aus den Armen genommen und es wieder in ſein Bett zurückgelegt hatte, wo es nach anfänglichem, leiſem Wimmern ſchlaftrunken abermals die Augen ſchloß, fragte ſie unſicher: „Warum thuſt Du das, Fritz? Laß mich doch ruhig gehen! Wozu ſollen wir uns den Abſchied ſchwer machen?“

Er hatte ſich neben dem Kinderbett auf einen Stuhl geworfen und die beiden Hände vor ſein Antlitz gedeckt. Wie ein Krampf durchrüttelte es ihn eine Zeit lang. Als er dann aufſah, langſam die Hände löſend, waren ſeine Augen voll Thränen. Und durch dieſe Thränen, wie durch einen feuchten Schleier, blickte er ſie an. Schmerz und Reue, Liebe und Verzweiflung, ein unſäglicher Jammer redete aus dieſem Blick. Dann ſagte er leiſe: „Soweit alſo wär' es mit uns gekommen!“

Sie war an der andern Seite des Bettchens ſtehen geblieben, die rechte Hand leicht auf die hölzerne Kopflehne desſelben geſtützt, das Haupt geſenkt. Hin und wieder flog ein Zittern ihr über den Leib hin. „Ja“, gab ſie zurück, „und es konnte wohl nicht anders. Ich bin zu Dir gekommen, was ich nicht gedurft hätte. Und ich habe Dich langſam zu Grunde gerichtet. Wozu wollen wir uns das Alles noch erſt wieder klar machen? Ich habe es eingeſehen, und ich weiß, daß es nur einen Weg giebt, um das Alles zu ſühnen. Dieſen Weg will ich gehen. Weshalb ließeſt Du mich nicht?“

„Melanie!“ Er ſchien erſt jetzt zu begreifen, was ſie vorgehabt hatte, was es hatte bedeuten ſollen, wenn ſie geſagt, ſie wolle „für immer“ gehen. „Melanie! Iſt es denn möglich? Du wollteſt —?“ Das Wort ging ihm nicht über die Lippen, er ſtöhnte leiſe. Es war ihr merkbar peinlich, das mit anhören zu müſſen, und ſie zuckte immer wieder darunter zuſammen, wie unter einem körperlichen Schmerz. „Laß doch!“ ſagte ſie endlich. „Es iſt nun einmal nicht anders. Und ich hab' es ja ganz allein verſchuldet.“

„Nein“, rief er jetzt zornig, „nein! Sag' das nicht! Ich kann's nicht hören. Und Du weißt ſo gut, wie ich, daß es eine Lüge iſt, — eine von Deinen frommen Lügen, mit denen Du mich immer weiß waſchen möchteſt. Die Schuld iſt ganz allein bei mir. Ich bin der Mann und ich hätte nichts auf mich nehmen ſollen, was mir über den Kopf wachſen konnte. Und feig' und erbärmlich hab' ich überdies gehandelt. Ein Elender bin ich geweſen, ein verlotterter Lump ohne jeden moraliſchen Halt, ohne alles ernſtliche Wollen und ehrliche Streben. Ich habe mich hinter

Digitized by Google

das Bewußtsein meines schmachvollen Handelns versteckt, als ob das ein genügender Deckmantel wäre, um dahinter nach Belieben straflos sündigen zu können, als ob mir das ein Recht gäbe, nun ein ganzer Schuft zu werden! Ich bin schlecht geworden, Melanie, sehr schlecht. Aber daß ich's soweit getrieben habe, daß Du es bei mir nicht mehr aushalten kannst und daß Du, fromme, reine Seele, lieber sterben wolltest, als bei mir bleiben, — sterben, Melanie, und mit dem Kinde, mit deinem Kinde! — das hätte ich doch nie geglaubt. Soweit glaubte ich es doch noch nicht mit uns gekommen!"

Wieder begrub er sein Gesicht in den Händen und ächzte wie ein Todwunder. Sein Leib krümmte sich in Qualen. Melanie fühlte ein heißes Mitleid mit ihm in sich aufflammen und zugleich überkam sie ein Grauen vor dem, was sie hatte thun wollen. Ihre That erschien ihr plötzlich in ganz anderem Lichte, als bisher. „Es war ja garnicht darum," sagte sie endlich leise, „wahrhaftig nicht darum, Fritz, daß ich es nicht mehr hätte bei Dir aushalten können. Befreien wollte ich Dich von mir und — von dem Kinde. Damit Dich das Gefühl Deiner Schmach nicht mehr zu Boden drückte! Damit Du wieder arbeiten lerntest, Fritz. Weiter wollt' ich nichts. Ich dachte mir, Du würdest doch wohl etwas Schmerz empfinden, wenn ich nun nicht mehr da wäre, und dann würdest Du aus Liebe zu mir, und damit ich doch nicht umsonst gestorben wäre, Dich wieder aufraffen, und es würde aus Dir vielleicht etwas Großes werden, wie ich's immer gehofft und erwartet. Als Vermächtnis wollte ich Dir's hinterlassen, Fritz. Denn Du darfst nicht vergessen, daß Du mir ja selber gesagt hast, alle Deine guten Vorsätze wären immer in dem Augenblick verflogen, wo Dein Auge auf mich oder auf das Kind fiele, und dann könntest Du nicht wieder zum ordentlichen Menschen werden, weil immer die lebendige Erinnerung an Deine Schande Dich niederwürfe. Das sollte und mußte ein Ende nehmen, Fritz. Und wie sollte es denn anders enden?"

Er hatte die Hände langsam absinken lassen, und bei ihren letzten Worten mehrmals vor sich hingenickt, ohne sich aus seiner zusammengebrochenen Haltung aufzuraffen. Nun sagte er, vor sich hinstarrend: „Ja, ja, ich dachte mir's wohl. Als Du gestern kein Wort erwidertest, nachdem ich all' das Harte und Häßliche gesagt hatte, stieg es gleich in mir auf: Das verwindet sie nicht, das war zu weit gegangen, und das macht nun Allem ein Ende. Du hattest mir ja auch nicht einmal „gute Nacht" gewünscht, — zum ersten mal nicht, solange wir zusammen sind! Ich habe garnicht darüber einschlafen können, Melanie. Und die ganze Nacht hab' ich nachgesonnen über uns beide und über unser Leben. Als Du vorher aber Dich so leise erhobst, hab' ich gleich gewußt, was Du wolltest, — daß Du für immer von mir gehen wolltest, zum wenigsten. Und Du beugtest Dich ja auch noch einmal über mich, als ob Du mich zum Abschied küssen wolltest. Du hast mich aber nicht geküßt, Melanie. Wie lange hast Du mich überhaupt nicht mehr geküßt!"

„Ich werde Dich jetzt zum Abschied küssen, Fritz," sagte sie und lächelte unter den Thränen, die ihr plötzlich über's Gesicht rannen.

„Küssen, ja", erwiderte er und sah zu ihr hinüber, „aber nicht zum Abschied, Melanie, nicht zum Abschied! Wenn Du sterben willst und mußt, laß mich mit Dir sterben!"

„Fritz!" fiel sie ein, „was redest Du da?"

„Was mir heiliger Ernst ist. Jetzt, wo ich nicht getrunken habe, kannst Du mir schon glauben. Du hast mir ein hochherziges Opfer bringen wollen, Melanie, aber es wäre das rechte doch nicht gewesen, glaube mir! Ich hätt' es nicht überlebt. Die Reue hätte mich Dir nachgetrieben — früher oder später. Das war der Weg zum Heil nicht!"

„Nicht?" fragte sie trübe. „Und doch giebt es ja keinen anderen."

„Melanie!" Er hatte sich starr in die Höhe gerichtet und sah sie mit einem Ausdruck unsäglicher Trauer an. „Waren es denn wirklich Worte, die man nie wieder vergessen kann, jene von gestern Abend? Du hast schon soviel Nachsicht und soviel Verzeihung für mich gehabt, Melanie. Ist hier alles zu Ende?"

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Nein, nein, es ist nicht das. Ich würde dir's nicht nachtragen, Fritz, das nicht und nichts anderes. Ich würd' es wie etwas Verdientes hinnehmen. Nur — weil Du ja recht hast, weil es ja wirklich so ist."

Digitized by Google

Er hatte eine hastig, fast zornig abwehrende Bewegung gemacht. „Nein,“ stieß er heraus, „nein, es ist nicht so, nicht so. Dahinter hab' ich mich bloß versteckt mit meiner Feigheit und Schlechtigkeit. Wenn man eine Schmach, die Einem auf der Seele brennt, auslöschen will, wenn man etwas wieder gut machen will, was geschehen ist und nicht hätte geschehen sollen, dann kann man es nur durch Gutsein, durch gute Thaten, durch ehrliche Arbeit. Alles Andere ist Selbstbetrug und erbärmliche Lüge. Heut Nacht bin ich mir klar darüber geworden. Es ist nicht nötig, daß einer an einer schmählichen Handlungsweise lebenslang trägt und zu Grunde darüber geht. Er kann die Last von sich abwerfen und kann das Schändliche sühnen, was er gethan. Daß ich mir das schnöde Geld von ihm — von jenem Schurken aufschwatzen ließ, — gleichviel unter welcher Firma es geschah, — das war schmachvoll, obgleich ich's damals nicht begriff. Nachher hab' ich's begriffen und dann hab' ich das Geld, das mir in den Fingern brannte, von mir geworfen. Aber daß ich Dich zum Weibe nahm, obgleich ein elender Verführer seine Macht mißbraucht hatte und Herr über Dich geworden war, das war keine Schmach, — denn ich liebte Dich und hatte ein heißes Erbarmen mit Dir in meiner Seele. Es war eine freie That meines Herzens. Nicht um Geld hab' ich's gethan, — dafür ist Gott und ist mein Gewissen mir Zeuge. Heut Nacht hab' ich auch das in mir ins Reine gebracht. Und deshalb, Melanie, — wenn Du nur vergeben könntest, — vielleicht daß doch noch alles gut würde. — Und wenn nicht: dann müßten wir eben sterben, — aber wir beide zusammen, Melanie, nur wir beide zusammen!“

Er sah wieder mit bethränten Auge zu ihr hinüber und reichte ihr über das Kindesbett hin die zitternde Hand. Melanie ergriff sie und hielt sie lange stumm in der ihren, um sie dann gegen ihren Busen zu drücken. Sie wollte Zeit gewinnen, um ihrer mächtigen Bewegung Herr zu werden, sie wollte nicht sprechen, wie es die Wallung des Augenblicks ihr eingab. Erst nach einer langen Weile, während derer er keinen Blick von ihr verwandt hatte, sagte sie: „Ich fürchte, Du täuschest Dich über das, was Du vermagst, Fritz. Du läßt Dich jetzt von Deinem Mitleid fortreißen und willst nicht, daß ich sterben soll. Du denkst auch an Deine Einsamkeit. Aber denke statt dessen an das Kind, Fritz! Das Kind wird Dir immer im Wege sein.“

„Nein, nein“, fiel er ihr in's Wort. „Es ist ja Dein Kind. Ich will versuchen, es zu lieben, weil es Dein Kind ist, Melanie! Es ist nun gleichsam aufs neue dem Leben zurückgegeben worden. Und über seinem Bett reichen wir uns die Hände und schließen einen neuen Bund, — jetzt einen heiligen. Versuch's noch einmal mit mir! Rette mich, wie Du es ja wolltest, — aber nicht durch Deinen Tod, sondern durch Dein Leben! Sei nicht hart, Melanie, laß mich nicht vergeblich bitten! Noch einen letzten Versuch!“

Er hatte ihre Hand nicht losgelassen, obgleich sie ihm sie mehrmals hatte entziehen wollen, und reichte ihr nun auch die andere dar. Melanie ergriff sie und ihre Augen tauchten sich jetzt tief in die seinen. Es war, als ob sie darin lesen wollten, ob alles, was er gesagt, auch wirklich in seiner Seele geschrieben stehe. Und ihre Augen waren nicht von Thränen getrübt, sondern ihr Ausdruck ernst und voll ruhiger Strenge. Es vergingen Sekunden des Schweigens. Dann neigte sie leise ihren Oberkörper gegen ihn und sagte: „Nimm mich also zum zweiten Male hin, Fritz! Ich will versuchen, Dein Weib zu sein.“

Über dem Bett des ruhig schlafenden Kindes küßte er ihre Stirn. „Hab' Dank“, flüsterte er, „und vertraue mir!“

Dann ging er, nahm sie stumm in seine Arme, ließ sich nieder und zog sie auf seinen Schoß. Sie legte ihm den Arm um den Hals, er ihr den seinen um den Leib und so flüsterten sie eine geraume Zeit miteinander. Erst als das Kind erwachte und nach der Mutter schrie, sprang sie von seinen Knieen auf. Sie sah ihn an, während sie den Kleinen aus seinen Kissen nahm, ob eine Änderung in seinem Antlitz vorgehen würde, aber sie nahm keine wahr. Fritz Lienhardt lächelte. Da trat sie auf ihn zu und legte ihm mit einem bittenden Blick das Kind in die Arme.

* * *

Zwei Jahre sind vergangen. Fritz Lienhardt hat mit den Seinen die Hauptstadt verlassen, wo sich keine Berufsthätigkeit für ihn

Digitized by Google

gefunden, wo ihn zu vieles Schmerzliche und Traurige an das Einst gemahnt. Er ist in eine kleine, mitteldeutsche Landstadt übergesiedelt, die sich als Kurort eines wachsenden Rufs erfreut und wo man ihm an der Hauptkirche die Stellung eines Organisten angetragen hat, die ihm bei auskömmlichen Gehalt Muße genug läßt, seinen eigenen Lieblingsneigungen zu folgen. Sie wohnen in einem kleinen, idyllisch gelegenen Häuschen nahe der Kirche, die von einem grünumbuschten Hügel auf das friedlich im flußdurchrauschten Thal gelagerte Städtchen mit seinen weißen Häusern und seinen schattigen Baumgängen hinabblickt. Wilder Wein umspinnt die Wände und eine breitwipflige Linde schirmt das rote Ziegeldach.

Drinnen im Hause waltet Melanie mit sorgender Emsigkeit. Bruno läuft munter durch die Stuben und versucht draußen am Stamm eines krumm gewachsenen Apfelbaumes seine ersten Kletterübungen. In dem Kinderbett, welchem er nun lange entwachsen ist, liegt ein Schwesterchen, das er mit neugierigen Augen betrachtet und dessen Gehversuchen er ein gutmütiges Wohlwollen entgegenbringt. Er läßt sich nur hin und wieder von Mama zur Stärkung seines Selbstgefühls versichern, daß er seinerseits im gleichen Alter ganz andere Leistungen aufzuweisen gehabt hat. Und Melanie ist eine glückliche Frau. Sie hat vor dem Tage gezittert, wo Fritz das eigene Kind in seinen Armen wiegen würde. Aber die Liebe, die er bis dahin dem kleinen Bruno entgegengebracht, ist mit jenem Tage nicht geschwunden oder auch nur verringert worden, vielmehr scheint es, als ob der Sohn nun erst vollends das Herz des Vaters gewonnen habe, seit er eine Schwester an seiner Hand führt. Fritz muß überhaupt wohl vergessen haben, daß er einst auf diesen Sohn eifersüchtig gewesen ist und ihn mit feindlichen Augen betrachtet hat, denn heute könnte man weit eher annehmen, daß er ihn der Tochter gegenüber bevorzugt. Es ist freilich auch ein eigenartiges Kind, und je weiter es sich entwickelt, um so bezwingender wird sein Wesen. Es gewinnt Jeden. Seine Klugheit wird nur noch von seiner weichen Güte übertroffen. Und es ist ein schönes Kind geworden, das die ganze Stadt kennt und vor dem die Fremden auf den Promenaden stehen bleiben, um es zu bewundern. Das ist Fritz Lienhardt's einziger Kummer: Bruno ist schön, schöne Männer werden so selten gute und große Männer. Aber Melanie tröstet ihn; aus schönen Knaben werden meist häßliche Männer. Für sie ist's viel verhängnisvoller, daß Bruno ohne jeden Zweifel, ohne jede Einschränkung ein geniales Kind ist. Er zeichnet alles nach, was man ihm vorlegt, und kann jeden Ton genau nachsingen, den Fritz Lienhardt auf dem Klavier anschlägt, ohne eine Note zu kennen. In seinen großen dunklen Augen glüht ein nicht gewöhnliches Feuer, das die Mutter manchmal besorgt in die Zukunft blicken läßt.

Sonst ist's ein glückliches Haus, das des Stadtorganisten Fritz Lienhardt. In seiner traulichen Enge waltet der Frieden. Fritz hat seine Oper beendet. Man hat ihm in Berlin Hoffnung auf eine Aufführung gemacht und er ist inzwischen schon wieder fleißig bei anderen Arbeiten. Seine Liederkompositionen flattern in alle Welt hinaus.

„Du wirst noch ein berühmter Mann werden, Fritz!" sagte Melanie, „und Dich Deiner unbedeutenden Frau dann schämen." Und doch wünscht sie nicht's sehnlicher, als daß er wirklich die hochfliegenden Träume seiner Jugend wahr werden sieht, zumal sie ganz genau weiß, daß er auch dann ihr keine andere Stelle in seinem Herzen und in seinem Leben anweisen wird, als jetzt. Nur die Leute in der Stadt sehen der Zeit, wo Fritz Lienhardt's Name über die Grenzen ihres Weichbildes hinaus genannt und geehrt werden wird, mit Bangen entgegen, denn sie wollen ihren Organisten nicht verlieren. Seit er da ist, ist die Kirche jeden Sonntag voll. Daß dies aber nicht das Verdienst des alten Stadtpfarrers ist, ergiebt sich daraus, daß während seiner Predigt der Schläfer nur noch mehr sind, als früher, und daß mancher sich sogar heimlich hinausschleicht, wenn das Orgelspiel verstummt ist, um erst wiederzukehren, wenn es aufs neue einsetzt.

Fritz Lienhardt selber sehnt sich niemals von hier fort. In dieser traut umfriedeten Welt ist er gesundet, er kann arbeiten, er hat vergessen und verwunden, er ist glücklich geworden. Vor jeder Berührung mit der Außenwelt und mit den Menschen hegt er Scheu.

Digitized by Google

Er kann nur dabei einbüßen, ist seine Meinung, denn er will nichts und er braucht nichts über das hinaus, was sein eigen ist. Und er fühlt und weiß in jeder Stunde, daß er alles, was er hat und was er ist, seinem Weibe verdankt. Jeder Blick sagt es ihr und jeder Schlag seines Herzens redet davon. Die Vergangenheit ist hinter ihm versunken. Und in der Dämmerung manchmal setzt sich Melanie ans Klavier und singt:

„Irr ist die Wanderschaft,
Dunkelnder Abgrund klafft,
Leid überall;
Dennoch ist hell mein Sinn,
Liebe ist Führerin,
Schirm mir und Wall!"

Dann tritt Fritz hinter sie und schlingt ihr den Arm um den Nacken und spricht die letzten drei Zeilen seines Liedes selber noch einmal mit innigem Ton nach, und drüben in der Kinderstube, deren Thür offen geblieben ist, singt Bruno sie dem Schwesterchen vor, damit es einschlafen soll. Es ist das Leitmotiv dieses glücklichen Hauses.

* * *

Der junge Frühling war draußen berauschend erwacht. Durch die lauen Lüfte schwamm der Duft der Syringen, deren Blütentrauben allüberall aufleuchteten, und die Wellen des Flusses schossen rauschend zu Thal, wie um die holde Kunde in alle Welt hinauszutragen. Es war, als sei der ganze Äther von Lerchenjubel durchtrillert.

Melanie schickte in diesen Tagen die Kinder in Begleitung des Mädchens in die Anlagen des Städtchens hinunter. Meist kam sie selber, um sie dann wieder heimzuholen, manchmal auch am Arm ihres Mannes, mit dem sie oft weit ins frühlingsheitere Land hinausgezogen war. Wenn sie dann alle zusammen durch das leuchtende, junge Grün, zwischen all der erwachenden Blütenpracht hin in den leise verdämmernden Abend hinein ihrer Behausung entgegengezogen, sang es in ihren Herzen, wie mit den Tönen eines Hohenliedes und ein warmes, stilles Glücksgefühl war in ihnen, das manchmal nur von linder Wehmut getrübt wurde, weil es wie Ahnung dessen in ihnen aufdämmerte, daß es nicht immer so bleiben könne, wie jetzt.

Eines Abends kam Bruno aufgeregt heim. Die Mutter hatte ihn diesmal nicht abgeholt und nun erzählte er, daß ein fremder Herr in ihrer Nähe auf einer Bank in den Anlagen gesessen habe, der ihnen immer zugeschaut; und er habe so müde und krank ausgesehen, daß man mit ihm Mitleid hätte haben müssen, deshalb sei er, Bruno, auch zu ihm herangegangen, habe ihm die Hand gegeben und mit ihm gesprochen, damit er doch wieder lustiger dreinschauen möchte. Der Fremde sei auch sehr lieb und freundlich gewesen, habe zuletzt ganz fröhlich gelacht und sogar allerlei Geschichten zu erzählen begonnen. Und was für Geschichten! Bruno war noch ganz erfüllt davon. Reiseabenteuer, wie er noch nie dergleichen gehört, von Elefanten- und Tiger-Jagden, und der fremde Mann habe das alles selbst erlebt und der wisse zu erzählen; — „fast so schön, wie die Mama," setzte der Kleine nach einer Weile, sich besinnend, hinzu und barg seinen Lockenkopf in Frau Melanies Schoß.

Melanie lachte. Aber es war ihr plötzlich seltsam beklommen ums Herz geworden. Eine trübe Erinnerung stieg in ihr auf. Es war grundlos, sie wußte es. Wie viele fremde Männer kamen hierher, um Erholung und Genesung zu suchen! Warum sollte nicht einer darunter sein, der abenteuerliche Fahrten und Jagden in fernen Ländern bestanden, einer, der nicht jener war, welchen sie meinte? Diesem letzteren sah es am wenigsten ähnlich, daß er sich in die ländliche Stille von Roßthal zurückzog, wo es so selten Gelegenheiten gab zu galanten Erlebnissen und zerstreuenden Abenteuern, und daß der immer Gesunde, der, jugendfrisch und elastisch, keine Ermüdung kannte, keine Strapaze je scheute, krank und traurig aussehen sollte, war gleichfalls nicht auszudenken. Nur die dämmernde Ahnung von dem Unbestand ihres und alles menschlichen Glückes überhaupt hatte in ihrem Innern wieder einmal festere Gestalt gewinnen wollen. Wie thöricht es war, auch eine einzige der goldenen Stunden ihres Lebenstages eigenwillig zu trüben durch das Bewußtsein, sie könnten so nicht fortwähren bis in den dunklen Abend hinein! Gerade um deswillen hätte sie jede dankbar von ihnen nützen, jeder sich freuen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jean Pauls Tochter.

I.

Vor nun drei Jahren, im Mai 1890, hat diese Zeitschrift dem Andenken des größten humoristischen Dichters, den wir je besessen, eines ihrer Hefte gewidmet (Band VIII, Heft 3). Es enthält auch eine Anzeige der neuen biographischen Litteratur über ihn. Diese Zeilen wollen zwar auch eine Ergänzung zu dieser Anzeige bieten, aber dies ist nicht ihr Hauptzweck. Allerdings führt uns das Buch, auf das sie hinweisen wollen, gleichfalls in den Bannkreis Jean Pauls und steuert manche hübsche Einzelnheit über ihn bei, aber in dieser Hinsicht ist sein Wert nicht zu überschätzen. Wohl aber ist der Inhalt so liebenswürdig, die Persönlichkeit der Schreiberin dieser Briefsammlung — um eine solche handelt es sich — so überaus sympathisch, daß es uns drängt, durch einige Mitteilungen aus dem Buche das Interesse auch jener weiteren Kreise daranf hinzulenken, die sich für warmes, quellendes Menschenleben mehr interessieren, als für litterar-historische Forschungen. Das Buch heißt: „Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Otto Förster.“ (Berlin, Wilhelm Hertz.)

Emma, nachmals die Gattin des Kunsthistorikers Dr. Ernst Förster, war Jean Pauls älteste Tochter (geb. 1802), auch geistig seine Tochter, nicht an dichterischem Talent, aber an Gemüt: „eine Seele überströmend von Liebe, ein Geist voll tiefgehender Beobachtungsgabe und erfrischendem Humor, der die Freude schafft und durch Freude bezandert“ — diese Worte des Sohnes wird auch jeder Leser dankbar unterschreiben. In den Briefen aus der Backfischzeit macht sich der Einfluß des Vaters freilich in etwas seltsamer Form bemerkbar; Emma, die seine Manuskripte ins Reine zu schreiben hatte, versucht seinen Stil nachzubilden, was zu kuriosen und schwülstigen Sätzen führt. So verschert sie eine ferne Gespielin ihre Freundschaft mit den Worten: „Wir können unser Danaidenfaß der Freundschaft auch mit dem besten Heber nicht ausschöpfen,“ und in einem Gruß an den Vater, der eben in Heidelberg weilt, läßt die Sechzehnjährige der Versicherung, sie sei bei der Kunde, daß er ihr ein Geschenk mitbringen wolle, vor Freude in der Stube umhergesprungen, die tiefsinnige Betrachtung folgen: „Neulich sah ich einen Hund im Sonnenschein laufen und sein Schatten war deutlich zu sehen; sobald er aber in einen größeren Schatten kam, war sein kleiner nicht mehr zu sehen. So ist es auch mit uns Menschen-Schatten. Wir laufen so lange im Sonnenschein, wo man uns sieht, bis wir in den Schatten des Todes rennen und dieser wieder in den der Ewigkeit zurückschwindet.“

Diese Manier fällt freilich rasch von ihr ab; man lese nur die folgende Beichte an die abwesende Mutter aus ihrem 18. Jahre: „Denke nur, was mir für ein Unglück [„Narrheit“ korrigierte ihr Jean Paul zwischen die Zeilen] begegnet ist, an dem ich so schuldlos bin, wie nur was. Du kennst doch den dichtenden Franzosen Anntbal, der uns jetzt leider gegenüber wohnt. Der begegnet neulich dem Mädchen und giebt ihr ein französisches Gedicht an die Vorsehung für mich mit und sagt ihr, daß er mich auf dem Markt gesehen, und seitdem für mich brennt, und seine Thränen nur Öl ins Feuer wären. Ich warf das elende Buch auf die Erde, ohne es anzusehen, und wußte nicht, sollte ich lachen oder weinen. Mein Trost war noch der Vater, zu dem ich gleich ging. Er machte nicht viel daraus, verbot aber dem Mädchen, einen Brief, den er an mich mitgeben wollte, anzunehmen. Ach wie glücklich ist man doch, wenn man Eltern hat, denen man Alles sagen kann! Ich hatte das dumme Ding bald vergessen und konnte nur nicht begreifen, wie sich jemand in mich verlieben könnte. Als am Abend Lisbeth von einem Kaufmann zurückkam, sagte sie, daß sie ihm wieder begegnet und daß er auf das beleidigende Nein des Vaters und von mir geantwortet habe: er wolle mich ja nicht so mit nichts als nichts lieben, er wolle mich heiraten und, wenn das nicht sei, wolle er die Stadt verlassen und kein Mädchen mehr ansehen. Ich sagte das natürlich auch dem Vater, der dem Mädchen verbot, wieder mit ihm zu reden. Jetzt mache ich mir nicht mehr so viel daraus, aber ich erwiederte keinen seiner tiefen Bücklinge. Aber ist dir wohl in der Welt so etwas vorgekommen? Ich, die nicht das Herz hat, einem Mann ins Gesicht zu sehen, muß so etwas erleben! Mir ist nur unbegreiflich, wie sich jemand in mich verlieben kann.“ Ist das nicht ganz reizend und auch für den vortrefflichen, schlicht ehrbaren Ton im Dichterhause bezeichnend?!

Es sollte noch manches Jahr währen, bis der Rechte kam. Die nächsten Briefe enthalten Nachrichten aus dem Bekanntenkreise, aber auch Manches, was uns neuerdings bewerbt, welch grundgütiger und vernünftiger Mann der große, phantasievolle Dichter war. Da schreibt die 20jährige Emma an eine Freundin über die Verlobung einer adelsstolzen Gespielin mit einem bürgerlichen Arzte: „Marie, die an jedes drei Worte lange Billet ihr „von“ als viertes hinzusetzte, und als fünftes Rad am Wagen nachzog! Aber gieb acht, gerade die Standesverschiedenheit wird für ihren phantastischen Kopf ein Beweggrund mehr sein: der Gedanke, aus Liebe ein Opfer zu bringen, wird es gar nicht als solches erscheinen lassen. Wenn sie es nur in der Zukunft nicht bereut! Wer weiß, ob es nicht das Romantische ist, den Arzt ihrer Schwester und ihren eigenen zu lieben, als wahre Neigung, die sie für ihn bestimmt.“ Jean Paul liest den Brief und tadelt die Tochter heftig, daß sie so lieblos über Mariens Charakter urtheile, mit Mühe gestattet er die Absendung. Emma, die dies in einer Nachschrift erzählt, entschuldigt sich: „Es ist ein Unglück, daß ich Marie so durchschaue und gewiß eher, als sie die Triebfeder ihres Handelns errathe; aber ich grüble bei mir selbst so nach, daß ich es mir auch bei Anderen angewöhne.“ Trotz seiner Strenge hängt sie mit unendlicher Liebe an dem Vater; als er in Abwesenheit der Mutter krank wird, pflegt sie ihn mit aufopfernder Liebe. „Das macht mir mehr Vergnügen, als zehn Spaziergänge.“ Daß sie auch geistig mit ihm lebt, sieht man ihren Briefen an; manches Gleichniß, manches witzige oder gemüthvolle Wort wäre seiner nicht unwerth. Sechs Tage nach seinem Tode (14. November 1825) schreibt sie aus Konradsreuth an die Mutter: „Die Reise mit Emanuel E. Dönnuld, einem jüdischen Kaufmann, dem treuesten Freund Jean Paul's] war sehr schön. Ich konnte mit ihm reden, wie mit meinem herzlichen Vater; über diesen sprachen wir fast immer und es that uns beiden wohl. Er freu auch, wer wohl die hinterlassenen Papiere bekäme, und ich sagte meinen Wunsch, den Du wohl errathen hast und der auch Deiner zu sein scheint. Ach wie glücklich wird es mich machen, wie meiner ganzen Zukunft einen Zweck geben, könnte ich das große Werk vollbringen! Zuweilen denke ich es begeistert, besonders wenn ich mich einiger seiner Aeußerungen gegen mich erinnere; und vielleicht schickt er seinen heiligen Geist und ich rede mit feuriger Zunge.

Digitized by Google

Fühle ich mich aber zu schwach, dann mag ein Würdigerer sein Apostel werden. Wir lesen jetzt den Titan. Wie erhebt mich das Entzücken der Anderen dabei zu ihm!"

Ein gütiges Schicksal gab wenige Monate später ihrer Zukunft einen anderen, sie noch mehr beglückenden Zweck, ohne ihr doch diesen zu rauben; sie wurde die Gattin eines trefflichen Mannes, und dieser der „würdigere Apostel" des Heimgegangenen. Der Maler und Kunsthistoriker Ernst Förster hatte im Januar 1826 auf der Durchreise von Bonn nach München in Bayreuth die Familie Richter kennen gelernt; im Mai folgte die Verlobung, im Oktober die Hochzeit; neben seiner Kunst widmete er sich auch der Herausgabe der nachgelassenen Schriften Jean Pauls, und Emma stand ihm auch darin treulich zur Seite.

Die Briefe aus der jungen Ehe enthalten nicht eben Denkwürdiges, aber wie viel schlichte Tüchtigkeit, wie viel herzliches Glück spiegeln sie wieder! Der geistreichen Dichtertochter ist nichts wichtiger, als ihr Hausstand, und mit welchem Stolz schreibt die Neuvermählte über ihre erste Gesellschaft, bei der sie Cornelius, Kaulbach und ihren Schwager Fritz Förster an ihrem Tische sah: „Hier ist es Sitte, zum Thee sehr wenig zu geben, später aber etwas zu essen. Ich gab zuerst Plätzchen und Butterbrot; dann deckte ich und trug geräucherte Zunge, Wurst, Salat, Äpfel und einen von mir gebackenen österreichischen Speckkuchen auf. Es sah recht anständig aus!" Aber gleich darauf folgt eine Bemerkung, die auch Jean Pauls nicht unwert gewesen wäre: „Du hast schon recht: die Männer lieben nicht wie wir. Sie haben eine dreifache Bewegung des Mondes; die erste um sich, die zweite um die Erde, d. h. ihre Geliebte, und die dritte um die Sonne der Welt; indeß wir dummen Dinger nur eine kennen, höchstens zwei." Aber zugleich warnt sie vor allzuviel Reflexion: „Ich hatte eine Zeit, wo jedes Gefühl sich vom Verstand einen Paß ins Herz erbitten mußte. Das war eine garstige Zeit; die ist Gottlob lange vorbei. Jetzt spaziert alles ins Herz und das fühlt sich weit." Der Vater bleibt immer ihr Abgott; als sie ihres Mannes Freunde, Kaulbach und die anderen jungen Maler, dazu bringt, des Abends mit ihr Jean Paul zu lesen, ist ihr dies eine unendliche Freude; dennoch steht sie dem Angebeteten nicht kritiklos gegenüber. So schreibt sie z. B. über die „Unsichtbare Loge": „Alles wird Euch aber nicht gefallen und ich zittere vor Eurem Urteil. Es ist noch zu viel Jugend darin; die vielen Abschweifungen sind nicht ästhetisch schön; man verliert immer wieder die Geschichte. Auch der Vater gab mir recht und sagte, bloß die Naturschilderungen wären gut. Eigentlich ist das Ganze nur eine Skizze des Titan. Der „Siebenkäs" wird Euch mehr erfreuen, obwohl er nur komisch ist."

(Ein Schluß-Artikel folgt)

Bunte Reihe.

Die Bücher, die wir im Folgenden anzuzeigen haben, behandeln die verschiedensten Stoffe in verschiedenster Weise; gemeinsam ist ihnen fast nur, daß sie insgesamt zur eingehenden kritischen Betrachtung an dieser Stelle nicht geeignet sind, sei es, weil sie sie überhaupt nicht verdienen oder weil ihr Stoffgebiet außerhalb jener Grenzen liegt, welche die Kritik der „Deutschen Dichtung" einhalten muß, um nicht durch das Verweilen bei fernliegenden ihre nächsten Pflichten zu versäumen.

Da wären zunächst zwei Sammelwerke zu nennen, deren Inhalt womöglich noch bunter ist, als der dieser Anzeige.

Einem geschenkten Gaul darf man bekanntlich nicht ins Maul sehen, und darnach hat der Verlag der „Wiener Liebesgaben" (Max Merlin, Wien) gern oder ungern handeln müssen, als er dies Büchlein zusammenstellte; ist aber dieser Verleger ein Mann von Geschmack, so hat er's sehr ungern gethan. Sein Werk ist „zum Besten der Wiener freiwilligen Rettungs-Gesellschaft" erschienen; den litterarischen Ruf der österreichischen Kaiserstadt werden diese Wiener Freiwilligen nicht retten. Die Beiträge der wenigen bekannten Autoren, soweit sie Ungedrucktes beigesteuert (der und jener hat ein altes Gedicht wieder abdrucken lassen), sind nicht von jenem Gehalt, den man von ihnen erwarten durfte, andere gute Namen (Saar, Rosegger, Nissel u. a.) fehlen, die meisten aber hätte niemand vermißt, wenn sie gefehlt hätten. Und wenn sie nichts Besseres zu bieten hatten, so hätten sie überhaupt daheim bleiben sollen.

„Aus der Schmiede. Gereimtes und Ungereimtes. Herausgegeben von M. Hartschmidt unter Mitwirkung von anderen Schmieden." (Wiesbaden, M. Bischkopff.) Da finden wir Romanzen aus der naffauischen Geschichte, einen Aufsatz über Bertrand de Born, lyrische Gedichte, eine Abhandlung über Tirol usw. Es ist aber alles so gleich mittelmäßig, daß dadurch eine gewisse innere Einheit geschaffen ist.

Daran seien zwei Bücher gereiht, deren jedes von einem und demselben Autor herrührt, die aber doch „de omnibus rebus et quibusdam aliis" handeln.

Der Verfasser der „Unmodernen Ansichten über die moderne Kultur", Dr. A. Ettelberg, ist ein vernünftiger und wohldenkender Mann, aber sein Buch ist trotzdem ohne rechten Zweck und Wert, weil es weder originelle Anschauungen noch die verbrochten in anziehender Form enthält. Dürftig, wie die äußere Ausstattung, die der Verlag (Wien. Wilhelm Altmann) dem Büchlein hat angedeihen lassen, ist auch die innere. Was Herr Ettelberg gegen modernes Streben tum, Scheinbildung, Rassenhaß, Vernunftehen u. dergl. vorbringt, wird keinen Leser klarer und besser machen, weil Tiefe der Anschauung und Kraft der Darstellung gleichermaßen fehlen. Es thut uns leid, dies sagen zu müssen, denn das Büchlein ist der Beweis einer braven, grundtüchtigen Gesinnung.

Auch das Buch: „Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung" von C. Andresen (Hamburg, Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter) ist ein wohlgemeintes, gleichwohl ist nicht recht verständlich, daß es nun schon in zweiter Auflage vorliegt. Denn Herrn Andresen der sehr viel gelesen hat, fehlt es leider ebenso an Umfang und Tiefe des Wissens — wissenschaftliche Schulung geht ihm sogar völlig ab —, wie an der Fähigkeit, seine Gedanken streng logisch und folgegerecht auszugestalten. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob sich alle Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft mit den Dogmen des Christentums vertragen; für unsere Zwecke muß es genügen, zu betonen, daß dem Verfasser dieser Nachweis nicht geglückt ist und daß er an die ungeheure Aufgabe mit so unzureichender Kraft herangetreten ist, daß auch an dem Versuch wenig zu loben ist; es sei denn die gewiß edle Absicht. Das Meiste ist nur eben unzulänglich, Einiges im schlimmen Sinne des Worts phantastisch.

Gleichfalls auf christlichem Standpunkt, wie Andresen — aber noch auf einem unendlich viel positiveren —, steht Prof. Dr. Chr. Muff in seinem Buche: „Idealismus" (Halle a. S. Richard Mühlmann's Verlagshandlung); nach seiner Anschauung geht vom Christentum allein alles Heil aus: „Das Christentum, das selber der höchste Idealismus ist,

Digitized by Google

zu dem die Welt und die Menschheit nur hat gelangen können, muß notwendig zu idealem Denken, zu idealem Fühlen und Wollen, zu idealem Handeln führen." Daß es doch wohl auch auf die Auffassung des Christentums ankommt und nicht blos auf den Eifer für die Dogmen, weiß sonst Torquemada der größte Idealist der Weltgeschichte wäre, darüber gleitet der Verfasser hinweg, wie denn überhaupt in seiner Darstellung ein Zug der Halbheit, der inneren Unfreiheit sich wenig erquicklich fühlbar macht. Auch berührt es sonderbar, daß dieser Mann, der doch unzweifelhaft viel gelesen und gelernt hat, dieser Schriftsteller auf philosophischem und aesthetischem Gebiete, alle Arten von Idealismus recht bunt durch einander würfelt: daß z. B. Idealismus in der philosophischen Terminologie doch etwas ganz Anderes bedeutet, als in der aesthetischen, scheint ihm nicht klar! Ebenso berührt die Art, wie Herr Muff den modernen Naturalismus bekämpft, recht sonderbar; gewiß läßt er sich vom aesthetischen Standpunkt bekämpfen, unseres Erachtens sogar in seiner Haltlosigkeit bis zur Evidenz nachweisen, aber das erste Erfordernis dazu ist doch, daß man ihn kennt! Herr Muff hat die Theorie des Naturalismus aus — man rate, aus welcher Quelle kennen gelernt . . ? Natürlich, wird man antworten, aus dem Buche Zola's über den naturalistischen Roman; es ist das aesthetische Standard work dieser Richtung und Alles, was sonst darüber geschrieben wurde, eitel Verwässerung des Zola'schen Wein's. Beileibe nein! — Herr Muff bekämpft den Naturalismus durch Citate aus einem Schriftchen von — Konrad Albertii! Das mag genügen. Herrn Muff's Buch wird gewiß fromme Pfarrerstöchter in ihrem Idealismus bestärken, wir aber hätten eins gewünscht, das auch auf ernste, lebenskundige Männer in gleichem Sinne wirken könnte.

In ganz andere Wissensgebiete führen uns die beiden nächsten Schriften.

„Deutsch' See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte von Vize-Admiral Batsch. (Berlin. Gebr. Paetel.) Das schöne und wertvolle Buch eingehend zu würdigen, müssen wir uns leider versagen; die rein politischen Betrachtungen des ersten Teils über „Seemacht und Flottenfrage", wie die rein historischen des zweiten Teils über die „Deutsche Flotte" (1848 bis 1851) liegen außerhalb jener Gebiete, denen diese Zeitschrift ihre kritische Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Der Darstellung aber sei mindestens ein Wort der Anerkennung gewidmet: sie ist meisterhaft klar und bei aller ruhigen Sachlichkeit überaus anschaulich und lebensvoll. Es hat Zeiten gegeben, wo Politiker und Militärs es den „Belletristen" überließen, ein gutes Deutsch und einen künstlerisch durchgebildeten Stil anzustreben; sie sind noch heute nicht ganz verwunden; um so mehr muß dies Streben bei Einem anerkannt werden, „der's nicht nöthig hätte."

Nur genau darüber läßt sich über ein anderes, im gleichen Verlage erschienenes Buch dieses trefflichen Autors sagen: die „Nautischen Rückblicke". Auch hier haben wir die Pflicht, auf die Form mit wärmster Anerkennung hinzuweisen, auch hier ist nach dem Stoffkreis dieser Zeitschrift ein näheres Eingehen auf den Inhalt unmöglich. Wenn wir verzeichnen, was Alles sich im Buche findet, so ist unsere Pflicht an dieser Stelle erledigt, aber vielleicht auch der Zweck erreicht und der Leser ermuntert, sich aus dem Bande dieselbe Belehrung und Anregung zu holen, die ihm der Referent verdankt. Die einzelnen Kapitel behandeln die Reformen im Seekrieg (die Bedeutung des Torpedos, das System der Riesengeschütze und die allmählige Abkehr von denselben, die Frage der Schonung des Privat-Eigentums im Seekrieg ꝛc.), das Verhältnis der Hohenzollern zur Marine, die allmähliche Entwickelung der preußischen Flotte unter Prinz Adalbert und ihre Entwickelung zur Kaiserlich deutschen Kriegsmarine, die Bedeutung Helgolands für Deutschlands Wehrkraft zur See und die Frage, ob sich das Reich nun mit einer geringeren Kriegsflotte begnügen kann, was der Verfasser energisch verneint, Berlin als Seestadt ꝛc. Batsch ist Parteimann, über seine Ansicht wird man sehr verschiedener Ansicht sein können, nicht aber über seine sachmännische Autorität und die Fähigkeit, Problemen seines Fachs auch dem Fernstehenden nahe zu bringen.

Auch ein anderes Werk desselben Verlags: „Die Neue Welt" von Emil Deckert kann hier aus dem gleichen Grunde nur kurz angezeigt werden. Es sind Reiseskizzen aus den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexiko, die sich gut lesen lassen, obwohl der Verfasser nicht etwa Schriftsteller oder gar Feuilletonist von Beruf ist, sondern seine Fahrten nach Amerika hauptsächlich im Interesse physikalisch-geographischen Studien unternommen hat. In der That rücken denn auch in seiner Darstellung die Naturverhältnisse des neuen Kontinents in den Vordergrund, aber daneben hat Deckert auch die Kultur- und Wirthschaftsverhältnisse eingehend kennen gelernt und weiß sie frisch und anschaulich zu schildern. Es mag amüsantere Darstellungen desselben Stoffs geben, an Verläßlichkeit aber dürfte kein anderer moderner Schriftsteller Deckert übertreffen und fügen wir bei, daß er ein Mann von großer Schärfe des Blickes und — vielleicht sein größter Vorzug — von seltener Unbefangenheit ist, so wird man gerne glauben, daß unsere Empfehlung des Buches eine wohl begründete ist. Der Darstellung des geistigen Lebens in Nord-Amerika ist im Buche nicht allzuviel Raum gegönnt, aber was Deckert darüber sagt, vermag gut zu orientieren und ist sicherlich gerecht. Dies mag leider auch auf das nichts weniger als schmeichelhafte Bild zutreffen, das der Verfasser von dem Deutschtum in Amerika entwirft. Das Buch verdient in diesen Tagen, wo sich die Aufmerksamkeit mehr als je auf dieses Land richtet, besondere Beachtung, wenn es auch nicht dieser Gelegenheit seine Entstehung verdankt.

Hingegen ist „Die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen" von Dr. G. Schuster (Basel, Schweiz, Verlagsdruckerei) nur eine Gelegenheitsschrift, aber als solche recht gut. Ohne Anspruch auf Selbstständigkeit der Forschung oder des Standpunkts giebt der Verfasser in gewandter, flüssiger Darstellung ein Bild der Entdeckung Amerikas und der Folgen derselben für Handel, Verkehr, Landwirthschaft und Volkswirthschaft überhaupt. Er ist überall guten Quellen gefolgt.

Anspruchsvoller tritt die in demselben Verlage erschienene „Geschichte des Krieges von 1866" von Otto Kanngießer auf, insofern sie nicht bloße Kompilation, sondern eine Verarbeitung des Materials von selbstständigem Standpunkt bieten will. Es ist fraglich, ob ein Historiker von Beruf sich schon jetzt an die Darstellung dieser Zeit herangewagen würde; im Gegensatz zu jener von 1870/71 fließen hier die offiziellen Quellen weit dürftiger, auch sind die Anforderungen an die Objektivität des Darstellers ganz besonders große. Kanngießer war — er ist vor Erscheinen des Werkes verstorben — Journalist, als solcher an rasche Erfassung und Darstellung des Stoffes gewöhnt und so mögen ihm solche Strupel nicht gekommen sein. Als das Werk eines ernsten Forschers, als grundlegende, geschweige denn abschließende Arbeit wird sein Buch nicht gelten dürfen, aber es wäre ungerecht, darüber seine Verdienste zu übersehen. Er hat die erschlossenen Quellen fleißig benutzt, sich ehrlich nach Objektivität gemüht und auch auf die Form eine lobenswerthe Sorgfalt gewendet. In einigen Partien, so der Darstellung der Ereignisse in und um Frankfurt am Main, die der Verfasser aus eigener Wahrnehmung schildern konnte, darf das Buch sogar den bleibenden Werth einer Quellenschrift beanspruchen.

Anders steht es um das letzte Buch, mit dem diese bunte, wohl allzubunte Reise geschlossen sein mag.

Digitized by Google

„Die römischen Feste. Von Ruggero Bonghi. Illustrirt von G. A. Sartorio und Ugo Fleres.“ Wien. A. Hartlebens Verlag. Die Verpflanzung dieses Buches nach Deutschland war recht überflüssig; keine andere Litteratur hat so gründliche und dabei so geschmackvolle Darstellungen altrömischen Lebens aufzuweisen, wie die unsere. Ueber die Geschmacksfrage des Herrn Bonghi, eines Mannes, „der Alles kann“, sind die Philologen und Archäologen bekanntlich sehr getheilter Meinung; was seine Darstellung betrifft, so ist sie in ihrer manierirten Lebhaftigkeit und dem nicht immer geschmackvollen Schwung für die Empfindung des deutschen Lesers befremdlich genug. Die Uebersetzung ist ganz fürchterlich. „O fröhlicher März, in welchem von Anfang bis zu Ende der nicht weltschweifige Gedankengang der italienischen Völker das Lachen der wiederauferstandenen Natur sich zum Muster nahm!“ oder: „Alle diese Sagen sind zu leichten Durchgüssen von Wundergeschichten geworden . . .“ Recht man hinzu, daß auch die Illustrationen nicht so gut sind, wie wir es heute beanspruchen dürfen, so wird man begreiflich finden, daß die Kritik das Buch nicht eben empfehlen kann. l. h.

Ein Brief Robert Hamerlings.

Das folgende Schreiben Robert Hamerlings ist nicht ohne allgemeines Interesse, zudem von großem biographischen Wert, so daß die Wiedergabe an dieser Stelle eine wohl gerechtfertigte sein dürfte. Mitteilet ist Herr Ludwig Polsak in Prag, der — einer schönen, leider jetzt selten geübten Sitte folgend — den Brief zur Feier eines Festes in seiner Familie für seinen nächsten Kreis in 50 Exemplaren als Angebinde hat drucken lassen. Der Öffentlichkeit wird er erst durch diesen Abdruck vermittelt. Der Brief lautet:

Hochgeehrter Freund!

Ich habe es kaum jemals so sehr bedauert, keine Gesangskraft zu meiner Verfügung zu haben, als nach der Durchsicht Ihrer letzten drei Lieder. Ich finde sie ganz besonders bedeutend, interessant und reizvoll. Seien Sie meines wärmsten Dankes für diese Spende versichert. Sie fragen in Ihrem letzten Schreiben verwundert, wie ich denn als Dilettant dazu gekommen, auch die schwierigeren Klaviersachen von Schumann und Anderen zu spielen? Die Lösung des Rätsels ist: ich spielte langsamer, was ich nicht schnell genug spielen konnte, und an Stellen, wo das Spiel stümperte, ergänzte der innere Sinn mit Hilfe des Auges das, was dem äußeren Gehör unzulänglich vermittelt wurde. Das Schönste und Beste mir ganz zu versagen, weil ich es mir nicht in vollendeter Weise zu Gehör bringen konnte, war für meine künstlerische Neugier und Genußgier ein Ding der Unmöglichkeit. Mit war nichts zu „schwer“, als etwa die Liszt'schen Bravourstücke. Ich habe Alles genossen, so gut es eben ging und besand mich wohl dabei. Hätte ich z. B. Chopin nicht selbst gespielt und immer wieder gespielt, hätte ich ihn nur von fingerfertigen Halbvirtuosen in rapidem Tempo herunterhudeln gehört, nie hätte ich einen wahren Begriff von ihm gewonnen. Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Selbstspielen unter allen Umständen das Lehr- und Genußreichste bleibt.

Graz, 6. Februar 1888.

Mit erneutem Dank
Ihr warm ergebener
Robert Hamerling.

Der Adressat ist und nicht bekannt. Doch ist so das Verständnis des Briefes von keiner Kenntnisnahme persönlicher Beziehungen abhängig.

Ohren zu!

Zehn Bände! Oh, wie mir das Konzert in den Ohren klingt! Hier nur einige Proben.

Cl. Henri („Urania“. Gedichte. Dresden, Pierson) kann nicht deutsch, weiß nicht, was Verse sind und schreibt obendrein Unsinn. Z. B. „Menschenloos“ S. 16:

„Wie gegen eignes Glück nur so betragen,
Vernichten Stück um Stück
Sich nur erdrelsten!
Zu Trümmern mußt du deinen Altar schlagen,
Zertrümmern dein Glück,
Wüßt du was leisten!“

Wenn das wahr ist, so ist Cl. Henri ein Krösus an Glück, aber Richard Schaukal („Gedichte“. Dresden, Pierson) ist fast ebenso zu beneiden. Denn er „leistet“ z. B. Folgendes (S. 17):

Oracel.

Ich fragte ein Oracel:
„Liebt sie mich noch wie einst?
Hab' ich mich wieder betrogen?
Sag' nur, was du denn meinst?“
Ich laß' wohl das Oracel.
Hast mir nur Zeit geraubt,
Kannst hundertmal verneinen,
Ich hätt's doch nicht geglaubt.

Hätte Richard Schaukal das „Oracel“ eines vernünftigen Kritikers befragt, ehe er sein Buch drucken ließ, so würde der pythische Spruch gelautet haben: „Junge, lern' doch erst orthographisch schreiben!“

Das kann Anna Rumpff schon, sogar englisch und französisch kann sie dichten, aber ihre „Lebensblätter“ (Gedichte. Rostock, Carl Hinstorff) zu lesen, ist doch ein beschiedener Genuß. Besser haben mir die Sprüche gefallen, erstens, weil sie kurz und zweitens, weil sie weisheitsvoll sind. Z. B.:

„Wart immer bis zum Morgen,
Dann lichten sich die Sorgen“ (S. 211.)
„Wohl hüllt die Zeit Vergang'nes ein,
Doch kann es nie vergessen sein!“ (S. 218.)
„Laß nur den Genius in dir walten,
Er wird das Richt'ge schon gestalten.“ (S. 215.)

In W. Foerster hat der Genius eine „geschichtliche Dichtung“ gestaltet: „Arete, die nabatäische Christin“ (Dresden, Druckerei Glöß), aber das „Richt'ge“ ist es doch eigentlich auch nicht. In stümperhaften Reimen eine teils langweilige, teils unverständliche Geschichte aus den Zeiten des Herodes zu erzählen. Die formelle Vollendung dieses Epos zeige eine Probe:

„Und kaum sind wenig Monde dahin,
Da verlangt er als Zeichen der Freundschaft,
Aretas soll bis zum Arnon-Fluß
Gebiet ihm abtreten, sonst — Feindschaft!“

Auch als Lyriker („Lieder aus der Dresdener Heide“, Dresden, Druckerei Glöß) hat W. Foerster seine Vorzüge. Freilich bleibt er nicht immer gleich logisch. Wenn er z. B. „An Miß B.“ singt:

„Du kamst aus fernem Lande her,
Wir fanden uns von ungefähr.
Was war's, das uns so lieb verband?
Das eins das andre liebwert fand“ (S. 81) —

Digitized by Google

so wird der Grund jedem einleuchten; wenn der Dichter aber in einem Sang an Bismarck bitter frägt:

„— War für ihn gut
Ein abgelehnter herzoglicher Hut?“

so ist doch zu bemerken, daß der „Hut“ an sich nicht „abgelehnt“ war, sondern es erst durch Bismarck wurde. Das sind aber nur Kleinigkeiten; im Ganzen verdanke ich diesen Liedern eine fröhliche Stunde.

Das kann ich leider von den beiden Büchern: „Letzte Jugendlieder“ und „Der Urgeist“ von Ernst Rethwisch (ersteres bei Hinrichs Fischer, Norden, letzteres bei E. Pierson, Dresden, erschienen) nicht behaupten. Zwar ist in ihnen nüchterne Plattheit genug, die komisch wirken kann, und wo sie sich als Schwulst maskiert, wirkt sie doppelt erheiternd, aber es ist doch traurig, den Autor, der einst Besseres verheißen hat, auf diesen jammervollen Wegen zu sehen. Das kommt von der Vielschreiberei und dem Mangel an Selbstkritik! Die lyrische Sammlung liegt sogar in „zweiter vermehrter Auflage“ vor. Vielleicht waren es die beiden schönen Gedichte: „Geheimnis“ und „Bedenken“, die ihr diesen Erfolg verschafft haben. Das erstere beginnt:

„Mein Jugendlied, ich sah in seiner Wiege
Dein liebes Kind in seinem lichten Haar,
Und durch die Seele bebte eine Klage:
O, daß dies Kind nicht deins und meines war!“

S. 25, aber auf S. 32 singt er reuig:

„Ist's recht auch, liebes Weib, wenn ich bisweilen
Gedenke dankbar meiner Jugendliebe? —
Und wer will sagen, wie's geworden wäre,
Wär' meine Jugendliebe meine Frau?“

In der That — wer will das sagen?!

Die bisher gewürdigten Poeten waren, im Parteijargon von heute gesprochen, „alte“, hingegen ist Hugo C. Jüngst „Herzblut.“ Gedichte. (Leipzig, Robert Claußnitzer) — ein „Moderner“, aber an Stümperhaftigkeit steht er höchstens den Henri und Schaukal nach, nicht den Foerster und Rethwisch. Auch hier wüster Schwulst, dann wieder öde Nüchternheit, überall aber ein ungeheures poetisches Unvermögen und das vergeblichste Ringen, es hinter den Grimassen der „Schule“ zu verbergen. Wenn Herr Jüngst ruft:

„Ich kann auf Erden keine Liebe finden!
O, biete du mir Liebe, Poesie!
Verhüllst du dich?! — Zürnst du ob meiner Sünden?
Nein! denn ich weiß es wohl, du zürnst mir nie!“ —

so muß man ihm antworten: „Sie irren! Leuten, die solche Verse bauen, zürnt die Poesie immer und auf Nimmervergeben!“ Natürlich steht die Form auf derselben Höhe, wie der Inhalt; Wortbildungen wie „durchgrellen“ (S. 48) sind nichts Seltenes und der Reim ist von schülerhafter, in unseren Tagen nicht alltäglicher Unreinheit.

Der Verfasser von „Auf dem Pegasus“ (Köln, Fritz Greven), der sich unter dem seltsamen Pseudonym „Hasseba“ birgt, hat zwar Fülle, die im Blüten schreien („Seid still, ihr armen Füße — Der Frühling kommt ja bald“, S. 1), ist aber dennoch Soldat gewesen:

„Lustige Lieder gesungen
Und Ober- und Unteroffiziere
Geärgert — wozu sonst die Herrn;
Das ist Soldatenleben,
So haben wir es gern!“

Dann hat er sich verliebt. Über seine Liebeslieder ist er verschiedener Meinung, hinten klagt er, daß die Freundin zu viel gestrichen, vorn rät er dem Leser:

„Langweil dich nicht, schmeiß lieber
Den Wust ins Feuer — bitt' —“

was freilich ein bedauernswerter Negativsent nicht thun darf. Doch sind die Verse zum mindesten so schlecht, daß sie komisch wirken, d. h. sofern sie keine Verstöße gegen die Grammatik enthalten. Trifft man auf Stellen, wie „Die Schuld liegt nur an sie“ (S. 87) und ähnliche, so vergeht einem das Lächeln.

Von dem letzten Bande, der mir vorliegt, genügt wohl als Kritik der Titel: „Blut oder Frucht. Die Erlösung des Menschen und seine Versöhnung mit sich, Natur und Gott durch neues Leben, neue Religion und neue Ideale. In neuer Poesie von Gustav Schlickeysen.“ (Gustav Schlickeysen, Jersen City.) Als ich das Buch (S. 170) aufschlug, traf ich auf den Spruch: „An den Bacillenbändiger“:

„Meinst du ein Forscher zu sein,
Weil du Bacillen gefunden?
Nimm die Ehre dahin, sie wiegt mir nicht schwer,
Denn nach Bacillen sucht nur,
Wer niemals die Wahrheit gefühlt.“

Was aber ist die Wahrheit? Kein Fleisch essen! Der Verfasser ist Vegetarianer, oder, wie er's nennt, „Vegetar“.

„Auf des Geistes Höhe einsam
Steht der reine Vegetar“,

was aber hier den Sinn hat: einer, der sich wäscht. Auch Luftbäder empfiehlt der Dichter. „Wasser, Luft und Frucht“ — das ist die neue Religion, die sehr fröhlich macht:

„Ich weil so gern in Wäldern,
Auf Höhen und in Feldern,
Ich bin ein Frugivor! (S. 139.)

Ich denke, das genügt.

Zehn Bände! . . . Mir klingen die Ohren, du aber, glücklicher Leser, halte die deinen vor solchem Konzert vorsichtigt geschlossen. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Hodler, Emma. Dramatische Aufführungen für die reifere Jugend. Hänsel und Gretel. Das ist Freundschaft. Charaden. Der Schutzgeist. Klein-Schlingel. Bern. W. Kaiser. 1892.

Hodler, Emma. Das Glück oder nur ein Schulmeister. Vaterländisches Schauspiel. Bern. W. Kaiser. 1892.

Wolff, Franz. Gedichte. Leipzig. Osw. Mutze. 1892.

Kleinpaul, Dr. Ernst. (Wilhelm Langewiesche.) Poetik. Neunte Auflage. Bremen. M. Heinsius Nachfolger. 1892

Schack, Adolf Friedrich, Graf von. Das Jahr Eintausend. Ein dramatisches Gedicht. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1892.

Jensen, Wilhelm. Jenseits des Wassers. Roman. Leipzig. Carl Reißner. 1892.

Schack, Adolf Friedrich, Graf von. Sirius. Ein Mysterium. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1892.

Seidl, Arthur. Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1892.

Hosäus, Dr. Wilhelm. Das Wilhelm Müller-Denkmal zu Dessau. Blätter der Erinnerung an den 30. September 1891. Dessau. Paul Baumann. 1891.

Brahm, Otto. Heinrich von Kleist. Dritte Auflage. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für deutsche Litteratur. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Steiner, Ottomar. Das Bett und sein Einfluß auf unsere Gesundheit. Ein Mahnruf an alle deutschen Väter und Mütter. Frankenberg i. S. Carl Stange Nachf. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Als der Umhergewanderte zum Hause des Pastors heimkam, erwartete dieser ihn am inzwischen mit Tassen, Schwarzbrot und Butter besetzten Tisch. Binna stand wieder in ihrer weiblichen Kleidung, als ob sie nie andere trüge, wie gestern Abend am Herd und bereitete Thee; Kaffee gab's hier, auch für den Gast, nicht. Sie beteiligte sich wenig an dem Frühstücksgespräch und verließ bald die Küche, um in einem der Nachbarhäuser eine wirtschaftliche Angelegenheit zu besorgen. So bot ihre Abwesenheit Jan Harring einen Zeitpunkt, sich nach ihr zu erkundigen, und auf seine Fragen erfuhr er, daß seine gestrigen Vermutungen ziemlich das Richtige getroffen hatten. Sie war ein Kind von benachbarter Hallig her und ihre Eltern so wohlhabend gewesen, sie für mehrere Jahre zum besseren Schulbesuch auf's Festland in das Haus einer gebildeten Familie schicken zu können, wo sie hochdeutsche Sprache und mancherlei Kenntnisse erlernte. Aber nachdem sie wieder heimgekommen, hatte in einer furchtbaren Nacht vereinigte Monds- und Sturmflut ihr Elternhaus spurlos von der Werft weggerissen, den Boden unher dick überschlammt, ihr Vater und ihre Mutter waren ertrunken und sie selbst nur durch ein Wunder gerettet worden. So blieb sie in bitterster Armut zurück und Bokke Harring hatte sie zu sich in's Haus genommen, doch später für besser gehalten, daß sie von der See fort und weiter auf's Festland komme. Er vermittelte deshalb ihre Unterkunft bei dem Pastor Altermann, zu dem sie in einem sehr weitläuftigen Verwandtschaftsgrad stand; nun indeß war sie vor ungefähr einem Monat plötzlich auf die Hallig zurückgekehrt, um ihren früheren Platz wieder einzunehmen.

Der Stimmenton des Pastors mißbilligte das letztere, aber in seinen Augen lag eine helle Freude dabei. Halb für sich fügte er nach, das Altermann'sche Haus sei freilich nicht das richtige für Binna gewesen; der Welt gegenüber habe man sie eine ‚liebe Anverwandte' genannt und als um Gotteslohn aufgenommen dargestellt, in Wirklichkeit indes hätte sie dem Haus eine Magd erspart und die anstrengendsten Dienste leisten müssen, ohne den geringsten Entgelt dafür zu erhalten. Sie selbst hatte nicht davon gesprochen, dazu war's ihr zu gleichgiltig, wie sie leben mußte, doch aus ihrem kurzen Erzählen vom dortigen Aufenthalt ließ sich's heraushören. „De sind vön den Slag, de hent ok anne Ecken steit, wo de Lüd vörbikemmen, un sick anne Bost hant: Herr, hier bin ick!" sagte Bokke Harring.

Weiter schien er sich auf die Frage seines Gastes nicht einlassen zu wollen, allein dem letzteren war inzwischen deutlich ins Gedächtnis gekommen, Pidder Tamen habe ihm einmal den Namen Binna Fredden genannt, und er that dessen jetzt durch die Frage Erwähnung, was es mit ihr gewesen sein möge. Darauf schwieg der Pastor anerst noch, meinte dann indes, auf den Inseln wüßt's ja ein jeder, so wär' eigentlich kein Grund, nicht davon zu sprechen. Als ein junges Ding von achtzehn Jahren hätte sie sich mit einem der hübschesten Burschen, Namens Arfst Boiken, verlobt, der sie ein Jahr drauf heiraten gesollt, doch vorher noch einmal nach Amerika gefahren und untergegangen sei, ohne daß je mehr eine Nachricht von ihm gekommen. Seitdem trage Binna kein weißes, sondern ein schwarzes ‚Handschkudj', wie die Witwen, um den Kopf.

Digitized by Google

Richtig, das war's, was Pidder Tamen beiläufig erzählt, und so hatte Jan Harring diese Binna Fredden nicht nur schon persönlich gekannt, sondern auch bereits von ihrem Lebensschicksal gehört, ohne von diesem Zusammenhang etwas geahnt zu haben. Das hätte ihm ihre schroff zurückweisende Art, für deren Ursprung ihm jetzt ein Verständnis aufging, weniger abstoßend erscheinen lassen. Auch davon sprach er und drückte Mitgefühl darüber aus; aber nun geriet Bokke Harring in Eifer, der sich zu zorniger Heftigkeit steigerte, und erwiderte:

„Eine Prüfung war's, die Gott über sie verhängte, ihren hochmütigen und widerspenstigen Friesensinn zu beugen und sie zur Erkenntnis zu bringen. Aber statt sich als ein demütiges Kind in seinen unerforschlichen Willen zu fügen, hat sie sich nur noch mehr im Trotz wider ihn aufgebäumt, mit ihm gehadert und gerechtet und sich voll zum Unglauben an seine Allweisheit und Güte verkehrt. Er hat uns in seinem Wort verkündet, daß er den Menschen nicht geschaffen, um allein zu sein, und mehr als einem rechtschaffenen und angesehenen Mann hat er ins Herz gegeben, um sie zur christlichen Ehefrau zu freien. Doch sie ist verstockt vor seiner Hand, an der er sie führen will, und weist alle von sich ab, weil sie dem Toten angehört, sagt sie. Darum hab ich sie jahrelang auf's Land drüben weggeschickt, damit sie die See nicht mehr seh'n sollt', denn das ist ein störriges Ding, grad' wie sie, und von ihr hat sie's, wie all das halsstarrige Volk. Awer se is just so t'rügg kamen, as ick se utschickt hass, un will von Gotts Wille un uns en Mann nix weeten. Daröwer kann se old und gris warr'n, as ick — und wenn der Herr mich bei'm Gericht fragt: ‚Auf welchen Weg hast Du die gebracht, die ich Dir als wie meine Tochter in's Haus gegeben, um für ihr zeitliches und ewiges Wohl zu sorgen?' da kann ick stahn, as de Ochs vör'n Tur un hass keen Antwort, as: ‚Herr, ick bin mit dat Heidendiert nich dörkommen, se war mi öwer mit ehre Stifnacken.' So soll's aber nicht werden, sondern ich will sie noch als ein verkrümmtes Stück Eisen in's Schmiedfeuer thun und drauf hämmern, daß sie mürbe wird, eh's zu spät ist."

Das war der Streit und Krieg zwischen Bokke Harring und Binna Fredden, und in einem wunderbarlichen Gemisch kam sein Bericht ihm vom Mund. Der strenge Prediger schüttete eine Zornschale über sie aus, daß sie sich gegen die Verordnung und Leitung Gottes eigenwillig zur Wehre setzten, aber hindurch brach's mit einer väterlichen Sorge für sie, die er wie ein eigenes Kind liebte, sie könne einsam alt und grau werden gleich ihm, ohne einen festen Halt und Glück im Leben zu finden. Und als Drittes, ungesprochen und unbewußt, flimmerte und funkelte aus dem Hintergrund der Augen Bokke Harrings ein geheimer Stolz herauf, daß ‚das Heidentier' in der Brust an der alten Friesentreue festhalte und sie unerschütterlich dem Toten wie dem Lebendigen fortbewahre. Einen seltsamer zwiespältigen Pastor mochte es nicht leicht irgendwo auf der Erde gegeben haben, denn es unterlag keinem Zweifel, daß es ihm mit seinem Glaubenseifer und seiner orthodoxen Überzeugung tiefinnerster Ernst sei. Auch in ihm selbst schien ein Krieg zwischen seiner Naturmitgift und seinem Geist stattzufinden, vielleicht konnte man es benennen, zwischen seinem Denken und Fühlen. Pidder Tamen hatte mit Recht von ihm gesagt: „Dat is en snakschen Een."

Binna kam zurück und schloß dadurch ein weiteres Reden über sie aus. Wie Jan Harring mit dem Blick über sie hinging, kam's ihm vor, als ob sie sich in der letzten Viertelstunde verändert habe. Es lag wohl nur in seinen Augen, aber er sah sie anders, nicht ihrem Äußeren, doch dem Innern nach. Das hatte sich ihm durch die Mitteilung des Pastors zu einem Begreifen auseinander gefaltet, und er erkannte das ächteste Grundgepräge der friesischen Art in ihr. Auch eines kurzen Moments entsann er sich jetzt, in welchem sie ihn zum erstenmal eigentümlich berührt, ihm das flüchtige Interesse eingeflößt hatte, dem er nachher an der Thür des Altermann'schen Hauses so ungeschickt sinnlosen Ausdruck gegeben. Das war gewesen, wie er von der großen Sturmflut auf den friesischen Inseln im zwölften Jahrhundert gesprochen und zu einem Lichtaufflackern in ihren Augensternen ihre Nasenflügel sich mit einem Ton bewegt hatten, als atmeten sie einen aus der Weite plötzlich zu ihr herübergekommenen Wiederhauch oder Anhall ein. Gegenwärtig erklärte sich ihm dies ebenfalls; aus seinen Worten hatte es sie mit einem Gruß von der heimischen See her angeweht.

Digitized by Google

Seltsam war's, wie ihm schon als Knaben beim ersten Lateinlernen die Stelle in der Helmoldschen Chronik solchen Eindruck gemacht, daß er sie immer im Gedächtnis behalten. Als ob sie ihm von früh auf nach den friesischen Inseln hinüberdeuten, ihm heimlich zuraunen gewollt, von dorther seien einst seine Väter gekommen und dort sei seine eigentliche Lebensheimat.

Der Gedanke hatte nur flüchtig Zeit, Jan Harring durch den Kopf zu gehen, es war Sonnabend, der Pastor mußte sich auf die Predigt für den nächsten Morgen vorbereiten und begab sich in seine Stube. Daß der Gast länger bei ihm bleibe, nahm er sichtlich als selbstverständlich und keines Wortes bedürftig an; ebenso ließ er an seiner Erfreuung dadurch nicht Zweifel, das hatte schon manche Äußerung von ihm und besonders seine Mitteilung der Geschichte Binnas deutlich kundgegeben.

Es drängte Jan Harring lebhaft, gewissermaßen als Ergänzung dazu etwas von dem Lebensgang seines Namensvetters zu erfahren, doch das Mädchen hatte die Küche wieder verlassen, und er stieg, um seinen Stock für einen abermaligen Ausgang zu holen, die Treppe zu seiner Schlafkammer hinan. Wie er indeß die Thür derselben öffnete, stand Binna dicht vor ihm, übergebückt mit der Herstellung seines Bettes beschäftigt. Daran hatte er bis jetzt nicht gedacht, daß sie auch für ihn die Obliegenheit einer Magd zu versehen habe, und er brachte etwas ungewiß eine Entschuldigung vor, sie durch seine Anwesenheit im Hause derartig zu bemühen, besonders da sie's mit einem Widerwillen thun müsse.

Sie hob den Kopf auf: „Warum sollt' ich den haben?"

Er antwortete, weil sie ihm gezeigt, daß sie seine Thorheit von früher nicht vergessen habe und ihn nicht leiden könne. Als Entgegnung schüttelte sie, ihn anblickend, kurz verneinend den Kopf, drehte jedoch sogleich das Gesicht wieder ab und setzte ihre Thätigkeit fort.

Nun schwieg er ein paar Augenblicke, aber sagte dann gradaus: „Mir thut's leid, Binna, daß Sie so von mir denken; der Pastor hat mir erzählt, wie's Ihnen im Leben gegangen ist, das macht einen Menschen gegen unbekannte Leute, wenn sie sich noch dazu dumm betragen, wohl hart. Aber ich glaube, daß wir beide manches vom gleichen Stück an uns haben und, wenn wir uns kennen lernen, ganz gute Freunde sein können. Es käme nur darauf an, ob Sie vergessen wollen, daß ich Ihnen einmal an der Hand wehgethan habe, und sie mir auf besseren Glauben geben, daß ich kein verrückter oder schlechter Kerl bin."

„Das weiß ich."

Binna Fredden erwiderte es in ihrer knappen Weise, zögerte einen Augenblick und faßte danach die ihr entgegengestreckte Hand mit einem kurzen, kräftigen Druck. Etwas männlich Festes lag darin, sprach aus, daß sie die dargebotene Freundschaft rückhaltlos angenommen und sicherer Verlaß darauf hin, sie bewahre nichts Widerwilliges gegen ihn mehr in sich. Zugleich schien sie mit ihrem Ordnen in der Kammer fertig geworden zu sein und wandte sich zur Thür, doch Jan Harring hielt sie noch mit der Bitte zurück, ihm zu sagen, was sie von dem Leben ihres Hausgenossen wisse. Sie kam seinem Wunsch in kurz zusammengedrängter Mitteilung, aber merkbar sehr bereitwillig und mit genauem Verständnis dafür, was dem Fragenden an Bokke Harring wie ein Rätsel vorkommen müsse.

Auch er stammte von einer Hallig, war jedoch durch einen Mißfall, den seine Mutter infolge der plötzlichen Nachricht erlitten, daß ihr Mann auf der See verunglückt sei, zu früh geboren, dazu am linken Bein etwas verkrüppelt, und nachdem man Jahre lang kaum geglaubt, ihn durchbringen zu können, immer ein schwächlicher Knabe geblieben. In sich hatte er eine ungeheure Sehnsucht getragen, wie alle seine Altersgenossen auf ein Schiff zu gehen, um in die weite Welt mit ihren Wundern hinauszufahren, und die Leute hatten ihn manchmal gefunden, wie er mit Thränen auf den Backen am Strand gelegen und den Segeln über der See nachgesehen. Aber wegen seines Gebrechens war keine Möglichkeit für ihn gewesen, Matrose zu werden oder etwas sonst, was körperliche Anstrengung nötig machte, zu leisten; an geistiger Begabung dagegen ließ er die andern alle hinter sich, und so nahm ihn der damalige Prediger oft ins Haus, gab ihn in mancherlei, auch im Lateinischen Unterricht, und wie dieser

Digitized by Google

noch über Erwarten anschlug, meinte er eines Tags, es sei das beste, Bokke komme auf eine gelehrte Schule, um später „auf den Pastor zu studieren.“ Das geschah; durch alle Verbindungen konnte der Prediger dem ganz mittellosen Knaben Freitische verschaffen, so daß es ihm möglich wurde, die Schule und nachher, indem er sich seine Lebensnotdurft mit Unterrichtgeben selbst erwarb, die Universität durchzumachen.

Ein verkümmert mühvolles, armseliges Dasein war's, doch Bokke Harring ward's eines wie in einem neuen Paradiese. Für die Wunder der Welt draußen, denen er entsagen mußte, hatte er eine andere Welt gefunden, auf die seine sehnsüchtige Phantasie sich richten, die sie sich noch unendlich reicher, als alles auf der Erde Erdenkbare ausgestalten konnte. Statt irdischer Vergänglichkeiten wurde ihm die ewige Verheißung des Himmels zu teil, und sein kindliches Hoffen und Glauben an sie gedieh zu innerster, unantastbarer Überzeugung. Was ihn anfänglich nur ein karger Ersatz für den Verzicht auf die Erfüllung alles menschlichen Verlangens gedünkt, erhob sich ihm zu einem Schatz im Jenseits, an den kein Zweifelgedanke mehr hinanreichte. Den Keim dazu hatte sein Wohlthäter — so benannte er mit tiefem Dankgefühl den alten Prediger — in ihn gepflanzt, doch seine eigene Seele schuf das fruchtbare Erdreich dafür, den Setzling tausendfältige Wurzeln schlagen und zum unerschütterlichen Baumstamm aufwachsen zu lassen. Auch jemals eine Frau und Kinder sein zu nennen, hatte der Wille Gottes seinem gebrechlichen leiblichen Sein versagt, und als einziges irdisches Begehren lebte der Wunsch in ihm, eines Tages als Seelsorger in seine Kinderheimat zurückzukommen, um seinen Landsleuten zu predigen und sie mit zu dem Heil zu führen, das er in sich gewonnen. Diese Hoffnung war ihm nach dem Tode des alten Pastors auch erfüllt worden; niemand bewarb sich um die nur mit allerdürftigstem Einkommen ausgestattete Stelle desselben, und die geistliche Oberbehörde war froh, überhaupt jemanden zur Übernahme der Pfarrei auf der einsamen Hallig bereit zu finden. So befand Bokke Harring sich seit dreißig Jahren hier im Amt.

Das berichtete Binna Fredden in ihrer einfachen, doch immer die richtige Bezeichnung treffenden und von der guten Schulbildung, die sie als Kind genossen, zeugenden Ausdrucksweise; nicht minder aber, als in der Erzählung des Pastors von ihr, klang aus ihren Worten überall die Liebe und Verehrung hervor, die sie für ihn, trotz ihrer vollständig anderen, ihm entgegengesetzten Welt- und Lebensanschauung, im Herzen trug. Und sie fügte noch nach, wenn es einen echten Friesen auf den Inseln gebe, so sei's im innersten Grunde Bokke Harring. Was ihm von Vorvätern her angeboren worden, die Stammesnatur, liege auch in ihm so unverändert wie in jedem andern, breche, ohne daß er es wisse, fast immer zuerst heraus, wenn etwas ihn in gemütliche Erregung bringe. Dann verkehre oft hinterdrein seine kirchliche Überzeugung das ihm bedachtlos vom Mund Geflogene gerade ins Gegenteil, zu dem ihn der mit seinem eigentlichsten Wesen wie eine fremde Erzmasse zusammengeschweißte Glaube nötige. Aber daß dieser eine so strenge Richtung habe, sei im letzten auch eine friesische Starrhalsigkeit, eine Treue in ihm, die unerschütterlich an dem festhalte, was sein Wohlthäter in ihn gelegt und was seiner eigenen Vorstellung zur höchsten Wahrheit und Pflicht geworden. Sein körperlicher Zustand indes habe sich mit den älteren Jahren sehr zum Besseren gewendet, so daß man, wie die Leute, die mit ihm jung gewesen, sagten, den engbrüstig schwächlichen Knaben in ihm nicht wieder erkenne. Davon werde Jan Harring sich auch wohl selbst zu seiner kräftigen Stimme und Sprechweise überzeugt haben; wenn Einer nur wieder an die See komme, vergehe alles Übel, die mache gesund und stark.

Ja, das habe er auch erfahren, sagte der Zuhörer, und ganz besonders hier auf der Hallig dünke ihn die Luft danach beschaffen. Binna ging jetzt hinunter und er führte seinen Vorsatz aus, noch wieder einen Weg über die Insel zu machen. Doch er sah diesmal nicht viel von den Dingen um ihn herum, denn die Stimme des Mädchens, das, was sie ihm berichtet hatte, und die Art, wie sie's gethan, klangen ihm noch im Ohr nach. Er hätte es nicht für möglich gehalten, in solcher natürlichen schlichtesten Weise etwas derartig Absonderliches klar zu machen, nicht nur das äußere Leben, sondern auch das innere Wesen Bokke Harrings so deutlich zu beschreiben. Freilich

Digitized by Google

von den übrigen Halligbewohnerinnen würde es wohl keine zweite so gekannt haben; Binna Fredden war eben eine Ausnahme, sowohl durch ihre Naturanlage, als durch die hochdeutsche Bildung, die sie in der Kindheit empfangen, ohne daß die Einfachheit der Grundlage ihres Denkens und Fühlens dadurch eine Veränderung erlitten hatte. Es ließ sich wohl begreifen, daß Arfst Boiken um sie geworben, wenn er auch der hübscheste und begehrteste unter den jungen Männern gewesen sein mochte. Nach dem, was man drüben in der Stadt dafür ansah, war sie freilich weder reiz- noch anmutvoll und, wie heute, wohl auch vor zehn Jahren nicht. Aber für die städtischen Augen hätte ebenfalls die Natur hier nichts Anziehendes gehabt, die Jan Harring doch täglich mehr nicht nur groß, sondern auch schön vorkam, und Binna Fredden war ihr Kind, nach beiden Richtungen gleichsam ein außerordentlich ähnlich verkörpertes und beseeltes Abbild von ihr.

Ja, ein Geschöpf sui generis, der Pastor! Nun war es Sonntagmorgen geworden, die kleine Kirche mit sämtlichen Bewohnern der Hallig, einigen Dutzenden von Männern, Frauen und Mädchen in ihrer kleidsamen Festtagstracht angefüllt, der Gast des Pfarrhauses saß dazwischen, und Bokke Harring stand im schwarzen Summar auf der schmucklos niedrigen Kanzel. Er predigte über den von dem Stahlstich in seiner Stube dargestellten Gegenstand und hatte die Verse aus dem Evangelium Matthäi zugrunde gelegt:

„Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meer.

Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meer gehen, erschraken sie und sprachen: Es ist ein Gespenst, und schrieen vor Furcht.

Aber alsbald redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht!

Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist Du es, so heiß' mich zu Dir kommen auf dem Wasser!

Und er sprach: Komm her! Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu komme.

Er sah aber einen starken Wind, da erschrak er und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir!

Jesus aber reckte die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O Du Kleingläubiger, warum zweifeltest Du?

Und sie traten in das Schiff, und der Wind legte sich.

Die aber im Schiff waren, kamen und fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn!"

Auch Binna befand sich mit in der Kirche und verwandte Auge und Ohr nicht von dem Sprecher. Es konnte von keiner Kanzel eine strenger orthodox gehaltene Predigt kommen, aber auch keine, die vom Beginn bis zum Schluß so von einer tief empfundenen, großen, poetischen Naturauffassung durchzogen, gewissermaßen durchleuchtet wurde. Petrus war der ganze friesische Volksstamm, der auf dem wilddraufenden Meere ging und trotz seiner Stärke hilflos untergehen, in den Wellen versinken mußte; heut' oder morgen, einmal geschah's mit Gewißheit. Aus den Worten Bokke Harrings kam über die ruhig hingebreitete Fläche der Sturm daher und schlug die Brandung empor; übergewaltig sah und hörte man die See heranschwellen, unwiderstehlich, die Häuser auf den Werften packen und sie wie zersplitterte Muschelschalen in Gischt und Geifer begraben. Aber der Herr wollte das Volk, dem er seine Verheißung gegeben, ob sie auch nun, kleinmütig verzagt, um Hilfe schrien, und sich trotzig wider ihn auflehnten, nicht ewig verderben lassen, sondern er streckte ihnen seine Gnadenhand entgegen und sprach: So ihr an mich glaubet, nicht mit den Lippen, mit der innersten Heilessehnsucht eurer Seelen, will ich euch vom Tode eurer Sündhaftigkeit erretten. Und die er solches Glaubens fand, hob er in das sichere Schiff seines ewigen Erbarmens zu sich, um das nicht Sturm und Flut mehr zu ihnen hinauf brüllte, sie in den Abgrund des Verderbens zu reißen. Und sie knieten nieder um ihn im seligen Sonnenglanze des Himmels, benedeieten ihn und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn.

An das Ende des Schlußgebetes seiner Predigt fügte der Pastor die Bitte: „Und wolle auch unseren Strand gesegnen, o Herr." Dann verließ er die Kanzel und schritt durch eine kleine Seitenthür, das linke Bein ein wenig nachziehend, zu seiner Werft zurück, während die Gemeinde sich aus dem Haupt-

Digitized by Google

zugang der Kirche entfernte. Alle äußerst ruhig, nur da und dort eine kurzes Wort tauschend; man sah an den Gesichtern, daß sie einen ernsten Eindruck mit sich fortnahmen. Jan Harring sprach einen alten Schiffer an und redete Einiges mit ihm über die gehörte Predigt. Die Antworten ließen merken, daß der Befragte mit seinem Denken wohl nicht ganz auf dem Standpunkt Bokke Harrings stehe, doch er nickte zustimmend und befriedigt: „Wi nehmt unsen Dank davnn; de Hauptsak blifft jimmer, dat in den swatten Rock en richtigen Minschen stickt."

Jan Harring blieb noch allein zurück, um sich den kleinen, mit auf der Werft angebrachten Kirchhof zu betrachten. Die Gräber lagen um die Kirche herum bis an den Außenrand des ziemlich steil abfallenden Erdhügels; der Raum war auf ein Geringes beschränkt, doch die Toten verlangten ja auch nur wenig Platz, und das Leben in ihren Halligbäusern hatte sie an enges Zusammenrücken gewöhnt. So konnte man sich vorstellen, sei es ihnen auch jetzt trauliche, dicht neben einander zu liegen, wenn draußen die wilde Winternacht den Sturm über ihnen heulen und die aufbrandende Flut unter ihren Schlafkämmerchen zischen ließ. Auf den Gedenksteinen standen mehrfach die Namen von Männern mit denen ihrer Frauen zusammen, indeß nur die ersteren mit der Jahres- und Tagesangabe ihres Abscheidens versehen, während bei den andern sich noch leerer Raum dafür zeigte. Grabmäler waren's, die von noch zurückgebliebenen Wittwen gesetzt worden; in Gedanken ruhten sie schon, mit dem Vorausgegangenen wieder vereinigt, drunten in der Erde; von mehreren gab die Inschrift Kunde, daß sie nicht wirklich hier bestattet lägen, sondern irgendwo auf unbekanntem Meeresgrunde, und der Stein erhalte nur ihr Angedenken. Die Sprüche, welche den Beschauer ansahen, hatten fast alle einen gemeinsamen Grundgedanken; er las:

„Die Schiffahrt dieser Welt bringt Angst, Gefahr und Not,
Des Himmels Hafen Ruh nach einem sel'gen Tod."

„Schifft also auf dem Meer der Welt,
Daß nicht des Himmels Hafen fehlt."

„Auf diesem Meer der Welt ist Müh' und Unbestand,
Vollkommenheit und Ruh bringt jenes Vaterland."

„Alle Not ist dann besiegt,
Wenn das Schiff im Hafen liegt".

So ward überall in den Grabschriften das Menschenleben einer Schiffahrt auf dem trügerischen Meer verglichen, deren Ziel es sei, in einem sicheren Hafen zu landen und Anker zu werfen. Dann erhofften sie im Himmel einzutreffen, und diese Hoffnung ließen sie sich auf ihre letzte Ruhestätte setzen. Es war das, was Bokke Harring ihnen eben gepredigt hatte, und es schien, als könne er dadurch befriedigt sein, doch ihm war's nicht genug, nicht das Rechte. Wenn's zum Sterben kam, richteten sie ihren Blick wohl mit einem Kindervertrauen auf den fremden Hafen zwischen den Sternen hinüber, aber während die wütige See sie umfauchte und umknatterte, verließen sie sich auf ihre eigenen furchtlosen Köpfe und Arme, dachten nur daran, sich fest auf den Beinen zu halten, das Steuerruder nicht locker zu lassen und richtig auf die Segel zu passen. Das machte für ihren „schwarzen" Pastor nicht den rechten Glauben aus, und er machte seine Kanzel zur Schmiede, in der er ihre Gemüter wie störriges Eisen auf dem Ambos hämmerte. Aber wäre Bokke Harring nicht als ein schwacher Krüppel zur Welt gekommen, da hätte er's sein Lebelang nicht anders gethan, als sie; und wenn sein eifernder Mund ihr trotziges Selbstvertrauen schalt, hörte man nur das zürnende Wort des Predigers, nicht das Klopfen in seiner Menschenbrust, das seinem Eifern entgegen in heimlichstolzer Freudigkeit pochte, sie seien noch immer von der alten Väterart.

Der Westwind strich singend um die Grabsteine, auf den kleinen Hügelbetten der Schläfer flimmerten die immer bewegten Grashalme, und rundum, ein grauer Riesenrahmen um ein winziges Bild, dehnte sich die Nordsee. Ein Platz war's, der mit mehr als einer Zunge von der Vergänglichkeit alles Seins, ein stummes memento mori sprach. Oder auch das Gegenteil des letzteren. Wenigstens mußte Jan Harring ein solches heraushören, denn, sich wendend und noch einmal über den Kirchhof zurückblickend, sagte er in den Wind vor sich hinaus: „Memento vivere!"

Dann saß er mit dem Pastor in der Stube desselben, eine Sonntagspfeife rauchend, zusammen und äußerte im Gang des zwischen ihnen geführten Gesprächs, er habe die Schluß-

Digitized by Google

bitte der Predigt um Segnung des Strandes nicht recht verstanden; ob ein reichlicher Fischfang damit gemeint sei? — „Nee, dat is nich damit meent," antwortete Bokke Harring, der seinen alten gestickten Hausjummar wieder angezogen hatte, behaglich eine Rauchwolke von sich blasend; „dat bed't, dat veel Wracktüg von buten her bi us andriewen schall."

Der Hörer sah, fast sprachlos erstaunt, auf. „Das hoffen Sie und dafür beten Sie von der Kanzel — daß viel Schiffsunglück auf der See geschehen soll?"

„Olen Snack, wokenn hett dat seggt! Was draußen von Menschen zu Grund gehen soll, ist in Gottes Rat beschlossen, daran ändert nichts, ob Einer die Hände faltet und es so will oder nicht. Aber das Andere, wie der Schiffsbauch und was drin steckt, auseinander genagt wird, das läßt er den alten Ratten mit den Wasserzähnen, und paßt man denen nicht auf, da schleppen sie's weg, ihnen ist's einerlei, wo sie's in den Schlick wühlen. Bei uns aber ist's ein Segen von oben für die armen Leute, wenn Planken und Masten ihnen Brennholz für Herd und Ofen liefern, und noch mehr eine Treibkiste mit Thee oder Rum oder was den Menschen sonst in der Winterzeit warm macht und sein Herz dankbar für die Vaterhand, daß sie seiner in der Not nicht vergißt. Darum beten wir: Herr, gesegne unsern Strand, laß die Wellen nicht nutzlos verschleudern, was sie mit ihren Tatzen herumschleukern, sondern befehl ihnen, es den Hungernden und Frierenden bei uns herzutragen, auf daß sie Dein väterliches Erbarmen erkennen und ihre Herzen Dich preisen. So hab' ich als Knabe meinen Verweser im Amt beten gehört, und alle, die vor ihm auf der Kanzel gestanden, haben es ebenso gethan; wer den rechten Glauben in sich hat, der versteht's, und ich sprech's alle Sonntag weiter, bis der blanke Hans einmal über uns kommt und mir den Mund stopft. Nasten is dat ja nich mehr nödig."

Ob Jan Harring die Erläuterung wunderlich anrührte, wußte er doch nichts darauf zu entgegnen. Eigentlich war sie folgerichtig, und man mußte an dem Glaubensgrundbau des Halligpredigers rütteln, ihn über den Haufen zu werfen suchen, um einen Widersinn in der Fürbitte um die Strandsegnung darzuthun. Dazu fühlte der Gast des Pfarrhauses nicht den Beruf in sich und wollte es nicht, aber der Fortgang des Gespräches führte ohne seine Absicht dahin, daß er einmal die Bemerkung machte, Glaube und Konfession, die Religion überhaupt schiene ihm eine Sache des Zufalls zu sein, die lediglich davon abhänge, wo und unter welchen Umständen ein Mensch zur Welt gerate. Wäre das zum Beispiel dem Pastor bei den black fellows im australischen Busch geschehen und er sein Lebelang zwischen ihnen aufgewachsen, so würde nie etwas von seiner jetzigen Glaubensüberzeugung in ihn hineingekommen sein, und er hätte vermutlich nichts weiter, als ein natürliches Menschengefühl für das Rechte und das Schlechte, um danach zu handeln, zu leben und zu sterben. Oder ob er dafür halte, daß Gott ihm auch dann das eingeflößt haben würde, was ihm so, wie er geworden, die ewige Wahrheit ausmache.

Dazu nickte Bokke Harring erst: „Ja, dat mag wul sin," und danach schüttelte er den Kopf: „Nee, dat harr he wull nich dahn. Minsch sin, is ja ok wat Godes. Awers tovörst stif holen an dat, wat in Een is, un sick darnn keen Happen wegbieten laten, sus is de ganze Kerl keen Strimk werth."

V.

Was war es mit Jan Harring? Nicht September mehr, sondern Oktober lag über den friesischen Inseln, und er befand sich immer noch auf der Hallig. Er hatte sein Boot nach Amrum zurückbringen lassen, auch einen Gruß und Nachricht an Pidder Tamen, er komme erst später wieder, wann, wisse er noch nicht. Aber er gedenke jeden Tag an ihn, an Eike und die Kinder und sei ihm von Herzen dankbar dafür, durch seine Einladung auf die Nordsee herübergekommen zu sein.

Hier konnte er zwar nicht stundenlang täglich auf der Düne liegen, die Wolken am Himmel über sich ziehen zu sehen, Wind und Wasser um sich murren und brausen zu hören. Aber ihn verlangte auch nicht mehr danach, er brauchte es nicht mehr. Fast unbegreiflich schnell verging ihm jeder Tag. Wenn er am Abend nachdachte, was er eigentlich getan, so war's kaum etwas gewesen und doch darüber im Flug die Zeit von Sonnenaufgang bis zum Untergang weggeschwunden. Er hatte Bokke

Digitized by Google

Harring zugehört, der vieles aus der Vergangenheit des friesischen Stammes gesammelt und zu Papier gebracht, hatte sich bei den Werftenbewohnern über ihr tägliches Treiben und Leben unterrichtet oder Binna Fredden im Boot nach einer Nachbarhallig begleitet, wo sie etwas für den Küchenbedarf eingeholt. Beihülfe brauchte sie freilich nicht, so sicher, wie nur ein Schiffer, wußte sie selbst mit dem Segel umzugehen und so ausgiebig und anshaltend auch bei'm Widerwind oder einfallender Stille zu rudern. Ein Bild der Kraft bot sie bei dem letzteren Thun, doch nicht ein solches allein. Auch eine Naturschönheit starkgesunden menschlichen Gliederbaues sprach draus, wenn ihre Arme sich in immer gleichmäßiger Bewegung ausstreckten und zurückzogen, ihre Brust sich, tief Luft schöpfend und ruhig wieder ausatmend, vorhob und niedersank; wie das ihr selbst, ihrem Körper Angehörige beherrschte sie fast auch die Ruder und ihr Fahrzeug. Jan Harring gewahrte es stets so, denn er saß ihr allemal gegenüber, entweder am Steuer oder, wenn sie wechselten, auf der Ruderbank. Nahm er die letztere ein, so daß Binna ohne Kraftanspannung, leicht aufgestützten Arms, das Steuerruder hielt, dann gelangte in ihrer Erscheinung mehr das Weibliche zur Geltung. Es konnte sich manchmal nach dem vorausgegangenen Anblick in einer Bewegung überraschend weich ausprägen, dem Wechsel in ihren Augen ähnlich, aus denen auch dann und wann einmal kurz der ihnen sonst stätige kühl-gleichmütige Ausdruck verschwand, einem halb wie traumbefangenen wich. Besonders wenn es sich zuweilen fügte, daß eine Wendung des Bootes ihren Blick einem letzten roten Streifen des Abendlichtes am westlichen Himmel entgegenrichtete.

Auf solchen Fahrten trug Binna immer ihre Mädchenkleidung mit dem schwarzen Kopftuch, sonst aber legte sie zumeist täglich mehrmals ihre grobe Mannstracht an. Wenn die Flut kam, spielte diese nicht mehr wie tändelnd nur an den Uferrand, sondern der Westwind jagte sie häufig höher bis über das Weidevorland hinauf. Dann mußten die Kühe und Schafe vor ihr in Sicherheit zur Werft emporgetrieben werden; dabei half Jan Harring dem Mädchen, wie beim Wiederhinabbringen des Viehes nach dem Eintritt der Ebbe, und ebenfalls, wenn die letztere den höchsten Grad erreicht, beim Einsammeln der ‚Porren'. So hießen in Friesland die kleinen Garnelen, die, beim Ablauf des Wassers zu vielen Tausenden sprattelnd auf dem Schlick zurückbleibend, ein höchst wohlschmeckendes Nahrungsmittel lieferten. Doch fand das Seegevögel nicht minder daran Gefallen, schoß oft kreischend dicht vor den Suchenden herunter, sich den Fang vorwegzuhaschen. Deshalb galt es Hurtigkeit, und behend lief Binna Fredden, dann indeß nicht in ihren schweren Stiefeln, sondern barfüßig, hin und her, ihren umgehängten Korb anzufüllen, oder mit einer Netzreuse sich reichlichere Beute aus den noch Wasser enthaltenden Rinnsalen herauszufischen. Das Porrensammeln brachte sie oft in weite Ferne über die trockengelegten Wattenbänke hinaus, aber in ihrem Kopf stand die Wiederkunft der Flutzeit unbeirrbar vorgezeichnet, so daß sie stets um die rechte Stunde zur Heimkehr umwendete. Es kam vor, daß sie im Fangeifer einmal unversehens in eine Prielrinne hineingeriet, die das Wasser hoch um sie aufplatschen ließ und sie fast bis zur Brust hinan durchnäßte. Dann war ihr Begleiter anfänglich besorgt, sie könne sich eine Erkältung zuziehen, allein sie bekümmerte sich darum nicht im mindesten und, was er bis dahin noch nie bei ihr gesehen und gehört, sie lachte über seine Ängstlichkeit. Jan Harring aber erging es eigentümlich; gewissermaßen nur mehr mit seinen leiblichen Augen nahm er den plumpmachenden Schifferanzug an ihr noch gewahr. Selbst wenn sie in diesem vor ihm über die Watten ging, rann derselbe seinem inneren Blick auseinander, und er sah sie, tänschend, doch der Wirklichkeit gleich, so in ihrer, der kraftvoll-hohen Gestalt schön, fast edel stehenden Mädchentracht, wie sie abwesend in seiner Vorstellung verblieb.

Über solchen wechselnden Tagesbeschäftigungen kam ihm immer erstaunlich schnell die jetzt schon früh beginnende Abenddämmerung heran, welche die drei Pfarrhausinwohner am Klapptisch in der Küche bei der kleinen Lampe versammelte. Nach der zeitig eingenommenen, stets gleicherweise einfachen Mahlzeit setzte Binna sich mit einer Näharbeit auf ihren gewohnten Bankplatz, auch der Pastor holte öfter ein Kleidungsstück oder sogar Schuhzeug

Digitized by Google

herbei, woran er mit eigenen Händen geschickt besserte, und bei dem Gespräch, das diese nützliche abendliche Thätigkeit begleitete, war's Jan Harring manchmal, als ob er den kleinen Raum und die beiden Menschen darin nicht erst seit ein paar Wochen kennen gelernt, sondern schon seit unvordenklicher Zeit so darin gesessen, aufgeschaut und zugehört habe. Bokke Harring erzählte seinem Gast viel von den Halligen und der Sonderart des Lebens auf ihnen, zumal im Spätherbst und Winter, in denen sie nicht selten wochen- ja monatelang durch Stürme oder Eis von jeglicher Verkehrsmöglichkeit mit dem Festland, selbst mit den nächsten Nachbarinseln abgeschnitten lagen. Da war es schlimm, wenn schwere Krankheit in ein Haus fiel, denn es gab nicht Apotheke, noch Arzt und von seinem Amtsantritt an hatte der Pastor deshalb sich, so gut er es vermochte, in der Arzneikunde zu unterrichten gesucht, um in manchen Notlagen nach Kräften auch leiblichen Beistand leisten zu können. Freilich immer reichten seine Kenntnisse nicht aus; es kamen Fälle, in denen wohl durch die Hilfe eines wirklichen Arztes dem Tode noch zu begegnen gewesen wäre, doch weil die alte Feindin, die Nordsee das nicht zuließ, rückte er unabwendbar Schritt um Schritt auf den Kranken heran. Dann war's „Gottes Wille", der es so beschlossen, und dazu vor Allem hatte er Bokke Harring als Seelsorger hierher auf die Hallig gesendet, daß dieser Tage und Nächte hindurch am Bett des Sterbenden blieb, ihm das bangende Gemüt mit feierlicher Zuversicht auf den schönen sicheren Hafen des ewigen Heiles erfüllte, ihn über die fernere Erdennotdurft seiner Hinterbleibenden tröstlich beruhigte, die lauten Klagen der Frau und Kinder milde beschwichtete und das Haus nicht eher verließ, als bis die Seele des zum zeitlichen Abschied Bereiteten auch ihren Körper verlassen und keines Trostzuspruches mehr bedurfte. Jan Harring konnte nicht an die Verheißung glauben, die der letzte Ateuzug des Verscheidenden so mit sich nahm; aber er stellte sich vor, wie Sturm und Flut der Winternacht draußen um das kleine Sterbehaus brüllten, und wie der Pastor, alle Kraft und alles Trachten seines Innern nur auf das eine Ziel richtend, unermüdet am Bette des hart und lang mit dem Tode Ringenden ausharrte. Und er mußte sich sagen, die Erfüllung einer erhabenen Lebensaufgabe war's, ein aus der Tiefe des Herzens geborenes Menschentum, und es war schön und groß, das aus innerster Überzeugung zu können.

Manch' Absonderliches auch sonst brachte die Weltabgeschiedenheit des Inselllebens mit sich. Der Pastor berichtete allerlei seltsame Fälle, besonders von einem, der sich vor noch nicht langer Zeit zugetragen. Da hatte ein Mann, der mit Frau und Kind allein in dem einzigen Werfthaus einer der kleinsten Halligen lebte, erst um drei Jahre später erfahren, daß er nicht mehr dänischer Unterthan sei, sondern zum preußischen Staat gehöre; von Allem, was inzwischen die Welt drüben über'm Wasser mit Kanonendonner und wildem Schlachtengetümmel erfüllt, was die Menschengeschichte umgestaltet und seine Botschaft selbst bis in die letzte Buschwildnis Australiens verkündet hatte, war kein Ton zu ihm hinübergekommen. Bokke Harring war ein humoristisches Auffassen nicht fremd, und er erzählte ab und zu gern einmal mit drollig-heiterem Anstrich seiner Worte; doch vorwiegend behauptete auch in ihnen der friesische Ernst sein altererbtes Anrecht an das Denken und Sprechen auf den Inseln. Trockene, aber erschreckend redende Zahlen begründeten ihn mehr als genug; seit einem Jahrhundert hatten sich die Häuser der Halligen von einem halben Tausend zu kaum viel mehr als einem Hundert, die Bewohner auf den vierten Teil vermindert. In größeren oder geringeren Abständen brach immer einmal das Meer mit ungeheurer Wut herein und hinterließ neue verödete Leere auf Plätzen, wo Werften gestanden und Menschen gewohnt. Von dem ersten, in der Überlieferung bewahrten, übermächtigen Verderben berichtet die Chronica slavica Helmolds aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dann war nach manch' anderem um zwei Jahrhunderte später ‚de grote Moudrenke' gekommen, hatte das alte Nordstrand zertrümmert, die Halligen geschaffen, ungezählte Dörfer und Kirchen, Tausende von Bewohnern verschlungen. Und so geschah's immer wieder, nur selten einmal ein Menschenalter aussetzend, wenn zur Vollmondszeit Spring- und Sturmflut sich verbanden; vom Jahre 1537 kündete noch ein Reimspruch:

Digitized by Google

„Een Pastor un twe Prediger zart,
De moßten ock mede up de Fahrt,
De eene heet Herr Hartig, de ander Herr Detbleff,
Petrus hent de Drübeln, de ock mede bleff."

Gewaltigste Einbrüche des tosenden Wassers fanden 1625, 1634, 1717, 1757 und zuletzt 1825 statt, in welchem Jahr die kleinen Eilande bis auf ihren gegenwärtigen Bestand vernichtet worden waren. Doch nicht nur die großen Schicksalsschläge vollbrachten dies Zerstörungswerk, auch mit den alljährlichen kleineren Überflutungen arbeitete die nagende See unablässig daran fort. Die alte Erbfeindin aus grauen Tagen her war's, und doch, wo ein Friese und auch, wenn Bokke Harring von ihr sprach, fügte ein fast zärtlicher Schimmer in den Augen drein, sie sei ihnen nicht minder die älteste Freundin, die Mutter und Braut, Alles, woran ihr Herz von der ersten Kindheit bis zum höchsten Alter hing.

Auch Binna Fredden beteiligte sich jetzt stets mannigfaltig an dem abendlichen Gespräch; was sie sagte, bildete immer einen Zusammenklang mit dem großen Wind- und Wellenakkord der einsamen Inselwelt, aber in anderem Bilde war's dennoch ein Pflanzenwuchs, der aus dem besonderen Boden ihres eigensten Denkens und Empfindens Nahrung zog. Wie der Pastor von der ‚groten Mondrenke' gesprochen, äußerte sie gegen Jan Harring, daß es ihr wie ein Brausen ins Ohr gefallen sei, als er an dem Abend im Altermannschen Hause das alte Buch aufgeschlagen und die erst lateinisch daraus vorgelesene Stelle auf deutsch wiederholt habe. Das gab dem Prediger Anlaß, zu fragen, um was es sich gehandelt, und sein Gast führte aus der Erinnerung den Satz der Helmoldschen Chronik an: „Wie viel reiche, wie viel begüterte Leute saßen am Abend in Freuden, ohne Furcht vor drohendem Unglück, aber jählings brach das Entsetzen herein und begrub sie inmitten der Fluten." Dazu nickte der Pastor: „Ja, dat blifft sich lik, hatt he vör hüt seggt, as vör datomal. Wi weten dat jümmer nich ann' Obend, as dat ann' Morgen sin warrd." Binna aber hob den Kopf wieder gegen Jan Harring und sagte: „Daß Dir die Stelle immer so von Kinderzeit im Kopf geblieben, dünkt mich auch ein Zeugnis für Deine Vorväter-Abkunft aus dem Friesland, nicht weniger als Dein Name. Doch verstand ich's nicht, daß Du das Buch hernach auf den Boden warfst und heftig riefst: es sei dummes Zeug, was gehe es Dich an! Warum that'st Du das?" Der Befragte blickte ebenfalls das Mädchen an: „Ja, das war damals und mußte Dir wohl schon verrückt vorkommen. Warum? Vielleicht sag' ich's Dir einmal — ein andermal."

Frage und Antwort ergaben eine veränderte Anrede zwischen ihnen, die von Bokke Harring herrührte. Der hatte schon vor Tagen einmal gemeint, das ‚Sie' wolle zwischen Friesen, und als ein solcher bedünke sein Namensvetter ihn mehr und mehr, nicht über die Zunge; auf den Halligen sei, wie vor Gott, Mensch und Mensch gleich und spreche danach auch zu Seinesgleichen, wie zu Gott. Seitdem nannten die beiden Männer sich ‚Du' und Jan Harring und Binna Fredden ebenso. Denn der Pastor hatte nachgefügt: „Erst ist ein jeder Mensch, nachher Mann oder Frau. Den Unterschied, als wären die Beiden Geschöpfe von anderer Art, machen sie nur da, wo's ihr Höchstes ist, sich auf ihren feinen Anstand zu gut zu thun, oder wo sie bange sind, sonst ging's mit der wirklichen Sitte zwischen ihnen zu End'. Davon wissen wir nichts an der See, und keine Frau hat Furcht, sie müßt' sich in ihr Weibertum einwickeln, wie in ein wasserdichtes Seehundsfell. Das ist nur eine Notsache für die, die nichts weiter haben und sind."

So duzten sich auch Binna und Jan Harring, und vom Beginn an kam es ihnen wie selbstverständlich vom Mund; das ‚Sie' war Unnatur, eine künstliche Treibhauspflanze gewesen, die nicht auf den Inselboden gehörte. Zumal zwischen Hausgenossen und Freunden, denn dazu hatte ihre Handreichung und der Weitergang der Wochen sie gemacht. Das vorher Gewesene war abgethan, jeder Tag sah sie zu gemeinsamem Thun beisammen, fast als seien sie so miteinander aufgewachsen, und es trat keinerlei Gegensatz oder Entfremdung mehr zwischen sie. Wenigstens keine, die sich mit Worten aussprach oder irgend ein äußeres Behaben kundgab.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Die Glocke des Glücks.

Der König kam zu sterben
Im Väterschloß am Meer.
Die Küster und den Erben
Rief er zum Throne her.

Das Scepter und die Krone
Dazu das blanke Schwert
Gab er dem einz'gen Sohne:
„Halt' so wie ich, sie wert:

In Frieden durft' ich pflegen
Dies Reich, wohl manches Jahr,
Und Gottes reicher Segen
War mit mir immerdar.

Doch auch das Schwert geschwungen
Hab' ich in heil'gem Krieg,
Als in mein Land gedrungen
Der Feind; mir ward der Sieg —

Auf dieses Schlosses Zinnen,
Zuoberst auf dem Turm
Hängt eine Glocke drinnen,
Die läutet nimmer Sturm.

Sie soll dem Land hellönig —
Dazu ist sie geweiht —
Verkünden, wenn sein König
Sich reinen Glückes freut.

Mir hat an Glück gegeben
Und Freuden überviel
Ein volles Menschenleben —
Doch jetzt bin ich am Ziel.

In jedem Freudenbecher
War auch ein Tropfen Leid. —
Sei Du ein bess'rer Zecher
Und höre ihr Geläut!"

Der König sprach's zum Sohne.
Die offnen Hallen her
Ein Murmeln drang zum Throne,
Ein Rauschen wie ein Meer.

Ein Weinen und ein Klagen
Erhob sich insgemein;
„Der König", hört' man sagen,
„Er soll am Sterben sein."

Ins Schloß die Scharen dringen,
Das Volk voll Leid und Not. —
Da thät das Glöcklein klingen,
Der König, der war tot.

Hans M. Grüninger.

Antinous.

Sternennacht und Schilfgeflüster. Kaiser Hadrian, der bleiche,
Kniet am Strande, starr und düster, neben einer jungen Leiche.
Tiefe Stille. Nur die Wogen rauschen dumpf, wie wenn sie grollten,
Daß man ihrem Arm entzogen, dem sie Ruhe schenken wollten. — —
Schwarze Schatten, bleiche Strahlen kämpfen um des Toten Glieder.
Und es neigt der Kaiser fahlen Angesichts sich zu ihm nieder:
Schaut ins Antlitz seinem Knaben, ließ in den geliebten Zügen.
Die ihn nie betrogen haben, können auch im Tod nicht lügen.
„Augen, sprecht, warum auf immer schlosset ihr die bleichen Lider?
„Süße Lippen, wollt ihr nimmer plaudern, lächeln, singen wieder?
„Ach, in Reich und Leben, Knabe, deine Liebe war mein Bestes.
„Nun ich die verloren habe, ekelt mich des schalen Restes! — —
„Ist in deiner Seele jener neue Glaube eingezogen?
„Hat der finstre Nazarener um dein Leben dich betrogen?
„Oder stahl mir deine Treue eines schönen Weibes Lieben?
„Und hat Gram dich dann und Reue in den frühen Tod getrieben?
„Raubte sie, was mir gehörte, sollen sie die Götter strafen!
„Aber du, den sie bethörte, Knabe sollst in Frieden schlafen.
„Daß Dein Name ewig währe, will ich eine Stadt Dir gründen,

Digitized by Google

„Tempel bauen und Altäre, daß sie Deinen Ruhm verkünden.
„Meine Sänger, dichtet Lieder, deren Klänge nie verwehen!
„Bildner, laßt in Marmor wieder meinen Liebling auferstehen!
„Du mein Stern, der meiner Tage ersten Anfang weiß und Grenze,
Meines Toten Namen trage, daß mit Dir er ewig glänze!"
Leise Stimmen, scheue Schritte, Fackelschimmer, Dienerschaaren,
Priester nahen, nach der Sitte den Entseelten aufzubahren.
Und sie heben ihn und tragen ihn von dannen; leis und leiser,
Fern und ferner klingt ihr Klagen: Finsterniß umhüllt den Kaiser.
Früh am Morgen fanden Hirten, Weide suchend für die Herde,
Matt und fiebernd den verirrten, gramgebeugten Herrn der Erde.

Wilhelm Langewiesche.

Wittukind.

Wittukind, der Sachsenherzog, saß allein in seinem Zelt.
Um das Schicksal seiner Völker sorgte sich der kühne Held.
Sieben blutig lange Jahre währte schon der grimme Krieg,
Doch der Gläubigen Paniere flattern jetzt von Sieg zu Sieg.
Und zu nimmermüdem Streite von des Zeltes hoher Wand
Mahnt ein Kreuz mit Christi Bildnis, einst geraubt von seiner Hand.

Nieder sank die Abendsonne. Ihre letzte gold'ne Glut
Säumte auf den heil'gen Wunden, neu zu fließen schien das Blut.
Unter dorngekrönter Stirne blickten Augen tief und mild.
Aufsprang er von seinem Sitze, höhnend trat er vor das Bild:

„Bleicher Gott, wirst nicht gewinnen! Der du mit gesenktem Haupt
Deinen Feinden dich zu schmähen, dich zu löten selbst erlaubt!
Anders grollen unf're Götter, denn sie führen Schild und Speer
Und sie kennen Haß und Rache und sie schleudern ringsumher
Sturm und Donner und Vernichtung, ihren Feinden fürchterlich!
Aber sie nicht will ich rufen, Schmerzenträger, wider dich!
Ich, ich ford're dich zum Streite! Jede Stunde, Tag und Nacht!
Gieb mir Antwort! Sprich und rede! Offenbare deine Macht!"
Doch kein Laut und keine Regung. „Offenbare!" ruft er wild.
Unter dorngekrönter Stirne blicken Augen tief und mild.
Doch die Dulderlippen senden nicht ein Wort zu ihm herab
Und in zürnender Verachtung wendet er sich endlich ab.

Da — ein Dolch klirrt ihm zu Füßen — eine Jungfrau liegt auf Knie'n
Und sein Schwert blitzt aus der Scheide. Doch sie regt sich nicht, zu fleh'n.
Ihre hellen Locken fallen auf ein trauerndes Gewand,
Antlitz im Gebet erhoben und gefaltet Hand in Hand.
Über ihre blassen Wangen rollen Thränen sanft und still
Und sie neigt das Haupt in Demut. „Amen, wie mein Heiland will."
„Christendirne! Was begehrst Du? Und warum beschleichst du mich?
Sag' es, eh' du stirbst." „Ich sag' es, Feldherr! Töten wollt' ich Dich.
Deine Faust hat ihn erschlagen, der mein Gatte sollte sein.
Tod durch Tod zu rächen kam ich, und schon war dein Leben mein.
Aber da ich hub die Waffe, Herz und Arm zum Mord bereit,
Sah ich ihn! Er hat gesprochen: „Wer mir folget, der verzeiht.
Denn ich bin ein Gott der Liebe." Und in brünstigem Gebet
Hab' ich für die schwere Sünde seine Gnade mir erfleht."

Tief in Sinnen stand der Feldherr. Schauer wehelen ihn an.
Der in heißem Kampf gezittert — Furcht erfaßt den starken Mann.
„Nichts auf Erden und im Himmel hat mein tapf'res Herz begehrt
Als der Helden Wort und Thaten, Ruhm und Rosse, Mut und Schwert.
Werd' ich sie besiegen können? Dem der Rache Dolch entfällt,
Dies Geschlecht der Selbstbezwinger wird bezwingen eine Welt."
Und zu ihr: „Geh schnell von hinnen! Deinem Gotte diene du!
Müssen meine Götter sterben, sterb' auch ich. Im Tod ist Ruh'.
Geh' und kündige den Christen: Ruhig schlaf' ich diese Nacht.
Aber morgen schlägt der Sachsen Herzog seine letzte Schlacht."

Max Bernstein.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Melanie nahm sich auch vor, es zu thun. Und dennoch ertappte sie sich am anderen Tage, als sie die Kinder wieder in die Flußanlagen hinabgeschickt hatte, über dem Gedanken, ob Bruno wohl wiederum dem Fremden begegnen werde, und ein seltsamer Schauer überlief sie dabei. Wenn es dennoch Berndt Herzberg wäre! Es war eine krankhafte Neigung in ihr, immer aufs neue zu dieser Möglichkeit zurückzukehren. Und doch: selbst wenn das Unwahrscheinliche sich ereignet hätte oder je ereignen sollte, was kümmerte sie dieser Mann? Was konnte er ihr im Leben noch je bedeuten? Für sie war er tot. Und wenn mit ihm wirklich der Schatten einer tramigen Vergangenheit aufsteigen sollte, so mußte das Glück der Gegenwart ihr Kraft und Mut genug verleihen, um solchem Schatten zu trotzen.

Dennoch ging Melanie in Fritz' Studierzimmer hinauf, um bei ihm Trost zu suchen. Sie fürchtete sich, ohne zu wissen wovor und warum? Sie wollte ihm alles sagen, was sie im Innersten bewegte und quälte. Als sie ihn aber über seinen Notenköpfen fand, die er mit rascher Hand auf das liniierte Papier warf, nachdem er eben am Piano eine Melodie probiert hatte, legte sie nur ihren Kopf für eine Weile an seine Schulter, ließ sich von ihm streicheln und ging, ohne ein Wort gesprochen zu haben, leise wieder hinaus. Es wäre ihr als ein Unrecht erschienen, ihn jetzt mit ihren unruhig und unklar wogenden Gedanken zu behelligen, und er war solche stillen Besuche von ihrer Seite gewohnt.

Als Bruno heimkam, erzählte er ihr mit glänzenden Augen und glühenden Wangen richtig wieder von dem Fremden. Heute war er ganz vergnügt gewesen, hatte Bruno schon erwartet, wie er gesagt, und ihm nach allem ausgefragt, besonders, ob er seinen Papa auch lieb habe und ob der gut gegen ihn sei. Sonst, hatte er hinzugesetzt, wollte er, der Fremde, sein Papa werden. Das erschien Bruno ganz besonders lustig. Und dann hatte er wieder erzählt, — es war garnicht alles zu wiederholen, wieviel Fröhliches und Grausiges, alles durcheinander. Und Bruno erklärte mit großem Ernst, er habe den Fremden jetzt schon sehr lieb gewonnen, und der habe ihm fest versprechen müssen, jeden Tag wiederzukommen. Und so zärtlich sei er und habe ihn so oft geküßt und er, Bruno, habe ihn in den Haaren gezaust, und dazu habe jener ganz freundlich gelacht. „Das Schwesterchen hat er nicht so lieb, wie mich," versicherte Bruno mit großer Bestimmtheit.

Das alles klang harmlos und heiter, und doch gab es Melanie beim Hören einen Stich durchs Herz. Wieder mußte sie sich fragen, ob es etwa die Stimme des Blutes sei, die sich da in dem Knaben rege. War er doch sonst fremden Menschen gegenüber oft scheu, keinesfalls in so freudiger Aufregung, wenn einer ihm freundlich und liebevoll entgegenkam. Der Gedanke erschreckte sie tief. Anfangs dachte sie wieder daran, mit Fritz zu sprechen, aber dann begab sie sich dessen; wozu sollte sie ihn aus seiner sicheren Ruhe aufstören, zumal bevor sie ihre Befürchtungen bestätigt gefunden hatte? Sich selber aber mußte sie Gewißheit verschaffen, ob ihre Ahnungen sich verwirklichen wollten.

Als sie die Kinder am kommenden Nachmittag wieder in die Anlagen hinabgeschickt

Digitized by Google

hatte, — Bruno hatte die Zeit kaum erwarten können, und den ganzen Tag schon von seinem neuen Onkel gesprochen, so aufgeregt, daß es Melanie unruhig stimmte, — folgte sie ihnen in einiger Entfernung nach, ohne daß die Kinder davon wußten. Das Mädchen schob den Korbwagen, in dem das Töchterchen saß, vor sich her, während Bruno ehrbar zur Seite schritt. Es währte aber nicht lange, dann fing er an, vorauszulaufen, und je näher sie den Anlagen kamen, die sich mit schattigen Baumgängen an den beiden Ufern des Flusses entlangzogen, desto rascher rannte der Junge, ohne auf die mahnenden Zurufe des Kindermädchens hinter ihm drein zu hören. Und nun sah Melanie aus der Ferne von ihrem erhöhten Standpunkt aus, wie Bruno drunten einem hochgewachsenen Manne, der sich eben von einer Bank erhoben hatte, gerade in die ausgebreiteten Arme lief, wie der Mann ihn aufhob, mehrmals in der Luft herumschwenkte, küßte und endlich zu Boden setzte. Es war eine so stürmische Scene und der Knabe jauchzte so laut dabei, daß die sonst noch in den Anlagen anwesenden Spaziergänger ihr aufmerksam zuschauten.

Melanies Herz hatte laut zu schlagen begonnen. Es war ihr nicht möglich, aus der Ferne den Mann zu erkennen, der jetzt mit Bruno Hand in Hand einer der nahe gelegenen Bänke unter den Bäumen zuschritt, aber die schlanke, vornehme Gestalt, die sie gesehen, erinnerte sie in Haltung und Bewegungen aufs Lebhafteste an den, den sie nie im Leben hätte wiedersehen mögen. Sie mußte erst eine Zeitlang um ihre Fassung ringen, ehe sie weitergehen konnte. Hundert widerspruchsvolle Empfindungen, Gedanken und Entschlüsse kreuzten sich in ihrem Innersten. Sie schlug jetzt einen schmalen Pfad ein, der unmittelbar am Rande des tief unten vorüberwirbelnden Stromes entlangführte und sich zwischen ihm und den eigentlichen Anlagen und Promenaden hinzog. Sie mußte auf diesem unbemerkt bis hinter den Platz gelangen, an welchem der Fremde mit Bruno sich niedergelassen, und einen Blick auf ihn werfen können, der sie aller ihrer Zweifel enthob.

Sie ging ganz langsam und spähte so vorsichtig um sich, als ob sie sich hüten müsse, auf einem so verbrecherischen Wege ertappt zu werden. Wenn es wirklich Berndt Herzberg war, der dort ihren Knaben auf seinen Knieen schaukelte, — noch wollte sie es nicht glauben, — sollte er wenigstens sie nicht gewahr werden. Ein paarmal blieb sie stehen und blickte in die graugrünen Wasser des drunten thalab fließenden Flusses. Sie strudelten mit einem eigentümlich gurgelnden und quirlenden Geräusch vorbei. Es war auch seltsam, ihnen nachzublicken, wie sie so glitten und schwanden. Melanie mußte an jenen traurigen, furchtbaren Morgen denken, wo sie entschlossen gewesen war, mit ihrem Kinde ins Wasser zu gehen. Wie wunderbar hatte sich alles seitdem gewandt! Es war leuchtender, klingender Frühling um sie her geworden. Und doch war ihr das Herz heute wiederum schwer, und es waren keine hellen und freudigen Gedanken, die ihr durch das Hirn zogen. Warum mußte das sein?

Sie war sinnend weiter geschritten und blieb nun plötzlich erschrocken stehen, weil aus unmittelbarer Nähe die Stimme ihres Knaben an ihr Ohr geschlagen war. Dichtes Syringengebüsch verdeckte ihr den Platz, von wo sie herüberklang. Lauschend, mit wild hämmerndem Herzen verharrte sie an der Stelle, wo sie ihn sprechen gehört, und nun vernahm sie die Stimme wiederum. „Ja, meine Mama ist eine schöne Mama," sagte Bruno. Und dann setzte er nach einer kleinen Weile hinzu: „Warum kommst Du nicht und siehst Dir meine Mama selber an? Meine Mama ist gut. Meine Mama freut sich, wenn Du kommst."

„Hast Du Deiner Mama schon von mir erzählt?" fragte jetzt eine tiefe, merkwürdig wohllautreiche Männerstimme.

Melanie hörte nicht, was der Knabe antwortete; diese Stimme hatte sie im Innersten getroffen. Es war Berndt Herzbergs Stimme. Mit eben dieser Stimme hatte er sie einst umgarnt, hatte er einst ihr Herz gewonnen und ihre Sinne bestrickt. Sie hätte diese Stimme unter Hunderten herauserkannt, und gab es keinen Zweifel mehr für sie. Also wirklich: er war es! Aber was wollte er hier? War das wirklich nur ein Zufall? Und warum ging er denn nicht wieder, nachdem er in Erfahrung gebracht, sie sei hier? Wollte er wirklich seine Hände jetzt nach diesem Knaben ausstrecken, den er einst lachend

Digitized by Google

preisgegeben? Gelüstete es ihn, ihr Glück zu zerstören, auf das er neidisch war, das er ihr mißgönnte? Eine Flut von Fragen, die da auf sie einstürmte, und von denen keine eine Antwort fand!

Sie war ein paar Schritte weiter gehastet und blickte nun vorsichtig spähend durch das Blätterwerk auf den Platz, an dem Berndt Herzberg saß, ihren Knaben auf seinem Schoß. Er wandte ihr, während er denselben auf seinen Knieen reiten ließ, sein Profil zu und nun erschrak sie über die durchsichtige Blässe, seines Gesichts. Auch waren seine Schläfen ganz eingefallen, das Haar an ihnen war weiß geworden und allerlei Runzeln zogen sich über die gelbliche Stirnhaut hin. Er sah alt und verfallen, krank und müde aus. Wider ihren Willen wurde Melanie von heißem Mitleid erfaßt. Dieser Mann erschien ihr nur noch wie der Schatten seines einstigen Selbst. Nur seine Stimme war die frühere geblieben. Aber auch in ihr war ein tranriger Klang, den sie früher niemals gehört hatte. Hatte sich's hier wieder einmal erwiesen, daß die Rache des Herrn war und daß Menschen sie nicht zu vollziehen brauchten? War dieser hier in seinem eigenen Schicksal, das ihn mit fünfunddreißig Jahren zu einem müden Greise machte, bestraft genug? Das Feuer seiner Augen war erloschen, ein bitter-schmerzlicher Zug zuckte um seine Mundwinkel.

Melanie hatte ihre Hand auf ihr Herz gelegt, wie um es zu besänftigen, dann schritt sie geräuschlos an dem Platze vorüber und weiter den Pfad hinab. Das Jauchzen ihres Knaben scholl hinter ihr drein und dann seine halb verwehten Worte: „Du kommst also, — Du kommst, — morgen! morgen!"

Die Gedanken in Melanies Kopfe wogten unruhig durcheinander. Würde er wirklich kommen? Würde er es wagen, vor sie hinzutreten? — Vor sie und vor Fritz? Vielleicht glaubte er, daß jetzt Gras genug über die alten Geschichten gewachsen sei und daß auch sie vergessen hatten, wie er selber vergessen haben mochte. Als ob sich das je vergessen ließ! Für ihn vielleicht. Für ihn war es ja nichts gewesen, als eine Episode des Lebens unter vielen, für sie ein Teil dieses Lebens selbst. Durfte, konnte sie diesen Mann je wiedersehen? Sollte sie Fritz benachrichtigen, seinen Rat einholen, es ihm überlassen, hier die Entscheidung zu treffen?

Wieder mußte sie den Kopf schütteln. Wozu den Ahnungslosen aus seinem wohligen Frieden aufscheuchen, den er sich so schwer errungen hatte? Fritz war gerade jetzt wieder mitten in neuer Arbeit, die ihn voll in Anspruch nahm, und gegen alles empfindlich, was sich ihm hemmend dazwischen drängen wollte. Er hatte von der Freundschaft gehört, die Bruno drunten in den Anlagen mit einem Kurgast geschlossen, ohne lächelnd dabei irgend einen Argwohn zu hegen, oder sich für die Persönlichkeit des Fremden zu interessieren. Seinem Kindergemüt lag alles fern, was peinlich und häßlich gewesen wäre, er konnte sich arglos in dem tranten Behagen, das Melanie um ihn breitete, und das ihm immer aufs neue die Schaffenslust weckte. Erst seit es freudig und friedvoll um ihn geworden war, hatte er sich zur Künstlerschaft durchgerungen. Er hatte wirklich vergessen gelernt. Aber es war etwas Mimosenhaftes in seiner Natur; jede unzarte Berührung von außen her machte, daß er sich scheu und mißmutig zurückzog und daß die strömende Quelle seines Schaffens in ihm versiegte. Er brauchte einen wolkenfreien Himmel über sich. Und sie, die ihm angstvollbesorgt alles Störende, alles Unschöne im Leben immer von der Schwelle seines Arbeitszimmers fernhielt, sollte ihm jetzt mit der quälenden Sorge ihres Innern gegenübertreten, es ihm vielleicht gar zur Pflicht machen, diesen Mann, der ihr wie ein Einbrecher erschien, von dem Frieden ihres Hauses auszuschließen?

Nein und abermals nein! Das durfte nicht geschehen. Wenn hier überhaupt gehandelt werden mußte, war es an ihr und allein an ihr, zu handeln. Welch' einen Reiz konnte für Berndt Herzberg darin liegen, das friedliche Glück zu zerstören, zu welchem er selber einst den Grund gelegt? Er hätte ein raffinierter Schurke sein müssen, wenn er das gewollt hätte, — aus Mißgunst, aus bloßer Lust am Bösen, an der Zerstörung. Und das traute sie ihm nicht zu, diesen Eindruck erregte der kranke, vor der Zeit gealterte, müde Mann nicht. Wenn er also nicht selber begriff, daß es seine Pflicht war, den Ort wieder zu verlassen, an den ein unglücklicher Zufall ihn geführt, so mußte sie es ihm klar machen, noch

Digitized by Google

ehe Fritz überhaupt von seiner Anwesenheit etwas ahnte.

Aber auch sie mochte mit ihm in keine Berührung kommen. Wenn er sie mit jenen Augen angeblickt hätte, die sie einst fasziniert hatten, — ihre Ruhe wäre auf lange hinaus gestört gewesen. Wie stürmisch wogte schon jetzt ihr Blut! Wie laut klopfte ihr Herz! So war's vielleicht am besten, sie hielt ihm fortan nur den Knaben fern. Er würde dann am besten begreifen, daß hier seines Bleibens nicht war, und daß es keinen Zusammenhang mehr gab, geben durfte zwischen dem heut und dem einst. Selbst wenn er es nicht begriff und nicht ging, war der Knabe ihm wenigstens entzogen, und Berndt Herzberg würde nicht wagen, ihn da zu suchen, wo sie ihn bergen wollte. Wer konnte auch wissen, welchen Samen Berndt Herzberg ihrem Kinde ins Herz streuen würde, wenn sie es ihm täglich ohne Arg überließ! Nein, es war Zeit, daß hier ein Ende gemacht wurde.

Mit solchen Gedanken legte Melanie ihren Heimweg auf kürzerem Pfade mitten durch die Stadt zurück. Sie war ruhiger darüber geworden. Noch war es ja nicht zu spät, hier die Gefahr abzuwenden, und seit sie ihr nur erst ins Auge sah, brauchte ihr nicht mehr davor zu bangen. Fritz aber konnte ganz unbehelligt bleiben.

Bruno kam heute noch aufgeregter vom Spaziergange zurück, als sonst. Er wußte nicht genug von dem Fremden zu erzählen, den er einmal über das andre „Onkel Berndt" nannte, was Melanie stets einen Stich durchs Herz gab, er zeigte allerlei Steine und Muscheln vor, die jener ihm mitgebracht, — sehr wertvolle Sachen darunter, soweit Melanie es verstand; — er berichtete, daß Onkel Berndt ihn nächster Tage in seine Wohnung mitnehmen wolle, um ihn dort noch tausenderlei Schöneres zu zeigen: Tierfelle und Waffen und Schmuck, und — er wußte selbst nicht, was alles noch? Seine Augen blitzten und seine Wangen glühten. „Denke Dir doch bloß, Mama, Onkel Berndt hat schon Löwen und Elefanten geschossen!"

Melanie zwang sich zu einem Lächeln. Im Grunde ihrer Seele war sie schmerzlich berührt durch des Kindes arglose Begeisterung. Und sie sah ein, daß es hier wirklich an der Zeit war, dazwischen zu treten. „Es ist besser, Du erzählst dem Papa nichts von Deinem Onkel Berndt, Bruno," sagte sie, dem Knaben das dunkle Lockenhaar aus der Stirn streichend.

Bruno sah verwundert und verständnislos zu ihr auf. „Es könnt' ihm schmerzlich sein," setzte sie hinzu, „er könnte denken, Du hättest den fremden Mann lieber, als ihn, bloß weil er Dir keine bunten Steine schenkt und noch niemals einen Löwen gejagt hat."

Der Knabe lachte. „Der Papa ist aber doch immer der Papa!" sagte er endlich nachdenklich. „Ein Papa braucht einem garnichts zu schenken. Den hat man immer lieb, weil er der Papa ist."

„Recht so", sagte Melanie, hob das Kind in ihre Arme auf und küßte es. Und doch war ihr weh zu Sinne. Sie mochte auch jetzt und heute dem Knaben noch nicht sagen, daß sie ihn weder morgen noch überhaupt einmal zu dem Fremden gehen lassen werde. Es würde einen harten Kampf kosten. Vielleicht war morgen schlechtes Wetter, so daß sich der Spaziergang in die Anlagen hinab von selbst verbot, — lange genug war es ja schön gewesen — oder es fand sich sonst irgend ein Vorwand, unter dem sie ihn zurückhalten konnte. Sie fürchtete sich davor, ein Verbot auszusprechen, sie war froh, es aufschieben zu können. Die großen, fragenden Augen des Knaben, die sie immer an die jenes fremden Mannes erinnerten, waren es, vor denen ihr bangte.

Als Fritz Lienhardt aus seinem Arbeitszimmer kam, war er müde, zerstreut und schweigsam. Er hatte viel gearbeitet und lebte noch ganz in seinen Kompositionen. Zwar war er zärtlich, wie immer, gegen Weib und Kinder, aber seine Stimmung brachte es mit sich, daß es heute stiller um den Abendtisch her zuging, als sonst. Die Kinder hielten sich instinktmäßig ruhiger und Bruno sprach wirklich nicht von Onkel Berndt, obwohl Melanie ihm ansah, daß er es gern gethan hätte — trotz ihrer Bitte — und daß sein Herz voll davon war. Als er schlafen ging, sagte er: „Ich freue mich auf morgen, ich freue mich so furchtbar auf morgen!"

Melanie nickte, ohne etwas zu antworten, und sah zu Fritz hinüber, der aber nur ge-

Digitized by Google

dankenlos lächelte. Es war sonderbar. Als die Kinder nun gegangen waren, und sie beide allein bei einander saßen, kam es Melanie wie ein Vertrauensbruch vor, daß sie mit Fritz nicht von dem sprach, was sie in innerster Seele beschäftigte, ihm nichts von der Entdeckung mitteilte, die sie heute gemacht. Es war ihr, als betrüge sie ihn, als stände zum ersten Male wieder etwas Fremdes und Trennendes zwischen ihnen, und ein drohender dunkler Schatten recke sich herauf gegen ihr sonniges Glück. Und doch schwieg sie nur um seinethalben, um seines Friedens willen.

(Fortsetzung folgt.)

Leid.

(Beethovens' Neunte Symphonie, erster Satz.)

So viel Schmerz und warum?
So viel Kampf und wozu?

Es schüttet die Erde
Die Keime des Lebens
Sorglos hinaus,
Und sie wachsen, sie reifen,
Sie reifen und sterben,
Und dazwischen wie wenig
Leuchtet des Lichts!
Tausend Fäden,
Die ungeleitet irren,
Müssen sich finden
Und sich verweben,
Ehe der Freude
Karger Mantel das Herz umhüllt —
Aber jeder Faden,
Der fehlt des Weges,
Ist eine getäuschte Hoffnung,
Ist ein brennendes Leid

Und schreiten seh ich
Die Woge des Unglücks.
Hoch auf
Bäumt sich ihr Berg
Und wie sie herabstürzt
Trifft ihr breiter Fall
Zahlloses Sein.
Und von ihr stäuben
Millionen Tropfen
Und jeder Tropfen
Tötet ein Glück
Und verwundet ein Herz.
Und rastlos, endlos
Erneut sich die Woge
Und steigt und fällt.

So viel Schmerz und warum?
So viel Kampf und wozu?

Und die zitternden Wesen,
Getrieben vom Schicksal,
Eilen dahin
Und ducken sich bange
Oder füllen die Frist
Mit flüchtigem Lachen. —
Ehe sie selbst erliegen
Dem furchtbaren Los,
Kehren sie ab ihr Antlitz
Vom Grauen des Daseins.
Mich aber treibt es,
Den Jammer zu hören,
Das Weh zu empfinden,
Mich eins zu empfinden,
Mit allen, die leiden.

Nicht wenden kann ich
Die bittre Qual
Keine Hilfe hab ich für euch,
Aber weinen will ich
Und mit euch beben,
Und eures Schmerzes Widerhall
Gieße Trost in die Pein.
Kommt heran ihr Bedrückten:
Alle Not
Die dumpf auf euch lastet,
Alle Verzweiflung,
Die ausstößt im Schrei,
Alles Ringen,
Das lautlos zusammenbricht —
Kommt, mein Herz ist euch offen!
Und es will dulden,
Und mit euch leiden,
Von aller Qual
Erzücken und schauern
Und alles Weh der Erde
In sich zusammenfassend
Laut stöhnen und klagen

So viel Schmerz und warum?
So viel Leid und wozu?

Friedrich Adler.

Am Bettchen meines Kindes.

Du schlummerst. An der Brust der Mutter schlief
Mein Kindchen ein. Ich lausche, wie du tief
Und ruhig atmest. Feierlich und gut
Wird mir zu Mut.

Eins wüßt' ich gar zu gern: Wenn sich zur Ruh'
Ermüdet schließt die kleine Wimper zu,
Was dann wohl unter'm zarten Augenlied
Geheim geschieht?

Digitized by Google

Verstummt dann jede kleine Pein und Lust,
Die dir im Wachen schon kaum halb bewußt?
Erblickst du schon ein Traumbild, das vielleicht
Den unsern gleicht?
Du regst dich, um das offne Mündchen schwebt
Ein schmerzlich Zucken: Auch im Schlummer lebt
Die kleine Seele weiter, und ein Traum
Hat drinnen Raum.

Ein Traum .... er zieht vielleicht vor deinem Blick
Den Schleier deiner Zukunft sanft zurück,
Und läßt dich ahnen, was an Schmerz und Lust
Du tragen mußt. —
O, könnt' auch ich in deine Zukunft sehn!
Doch kann ich hier an deinem Bettchen stehn
Und warten, ob du weinest oder lachst,
Wenn du erwachst.

Johannes Schürmann.

Lenzgrüße.

Du Basel auf der hohen Pfalz
Da jagt der Wind vorüber
Und brausend in den Wipfeln schallt's
Herüber und hinüber.
Das ist der Frühling, der im Flug
Zerreißt der grauen Wolken Zug
Mit seinen Sturmesflügeln.

Sag Frühling, kommst du Strom herauf
Vom deutschen Meer gezogen?
Folgst du hinab in raschem Lauf
Den jugendwilden Wogen?
Es geht dein Flug bald dort, bald hier,
Und sagst es nicht ein Ahnen mir,
Ich wüßt' ihn nicht zu deuten.

Ja goldner Lenz, du wehst mir zu
Der Heimat trautes Grüßen,
Mit Rheinlands Töchtern buhlest du,
Ich merk's am Duft, dem süßen;
Du zogst gewiß der Stadt vorbei,
Wo ich verträumt so manchen Mai
Mit fröhlichen Genossen.

Wohlauf mein Strom, so fleuch und zieh
Dem schönen Land entgegen
Und rauschend grüß und segne sie
Die Theuren allerwegen.
Doch bei den sieben Bergen sag,
Es sei mein Herz vom alten Schlag
Treuheimatlich geblieben.

J. H. Oswald.

Heimatlos.

Ich bin ein Pilger, heimatlos,
Und dies mein dunkles Erdenlos:
Auf dieser Welt, so weit und groß
Als Fremdling nur zu wandern.
Der Ton, in dem mein Lied erklingt,
Der Sang, den meine Seele singt,
Das Wort, nach dem mein Herze ringt,
Bleibt kühl und fremd den andern.
Ich bin ein scheuer Eremit,
Der einsam seines Weges zieht;
Ich bin kein Bürger, bin kein Glied
In irgend einer Herde.

Es beut mir keine Bruderschaft
Die Hand zum Kampf, zum Sieg die Kraft,
Mir wächst kein Mark, kein Salz, kein Saft
Aus warmer Muttererde.
Ich hab nicht Haus noch Vaterland,
Ich bin mit keinem Volk verwandt,
Und keines Freundes treue Hand
Schmückt meinen Pfad mit Rosen.
Was ich gelebt, was ich gethan —
Was wird es sein? Ein Traum' ein Wahn ....
Wenn ich dahin bin, kräht kein Hahn
Nach mir, dem Heimatlosen.

Johannes Öhquist.

Berg Isel.

Grüß Gott, du alte, graue,
Felsharte Martinswand
Und rechts, gleich einer Aue,
Andreas Hofers Land,
Hoch oben all' ihr bunten
Bergzacken drüber hin
Und in dem Garten unten
Du alte Stadt am Inn!
Kein Wölkchen steht am Himmel,
Es zittert heiß die Luft,
Und aus dem Grasgewimmel
Steigt warmer Blütenduft.
Ihr Mittagsliedlein summen
Die Käfer sonder Zahl,
Und ferne Glocken brummen
Den Baß dazu im Thal.

Dort um die wilde Rose
Ein gelber Falter fliegt,
Und hier im Blütenschoße
Ein luft'ger Vogel liegt.
Er hat gebreuzt die Beine
Und guckt in's Himmelszelt,
Sonnt sich am Sonnenscheine
Und an der Alpenwelt. —
Zum Sonnen und zum Sinnen
Berg Isel lob' ich mir!
Doch nicht im Garten drinnen,
Hier draußen nimm Quartier,
Und laß die Kameraden
Gebrost beim roten Wein, —
Sprich hier mit Sonnners Gnaden,
Doch thu's allein, allein!

Hermann Pomsch.

Digitized by Google

Jean Pauls Tochter.

II.

(Schluß.)

Die Liebe zum Gatten, der genügsame Sinn, die Freude an idealen Gütern halfen der jungen Frau über manche bittere Stunde hinweg. „Daß ich so arm bin, euch nichts geben zu können!“ klagte sie denn den vertrautesten Freundinnen. „Weihnachten hat mich um alles verschenkbare Geld gebracht, und im Haushalte sieht es wieder einmal recht jammervoll aus. Das sammelige Ministerium ist an Förster nun schon drei Monate Zahlung schuldig; der gute Cornelius half ungebeten aus. Aber es ist doch drückend, fremde Hilfe annehmen zu müssen.“ Kurz vorher hatte sie der Wunsch, ihr Haus zu Weihnachten ein wenig wärmer und lichter zu machen, auf den Gedanken gebracht, eine Reihe von Aphorismen, die sie als Mädchen geschrieben, drucken zu lassen; der Schwager Friedrich Förster kaufte sie ihr um drei Dukaten für sein „Berliner Konversationsblatt“ ab. „Es war,“ jubelt sie in ihrem Dankbrief, „das erste selbstverdiente Geld und ich war Niemand Rechenschaft dafür schuldig. Das war ein prächtiges Gefühl; ich sang und sprang auch den ganzen Tag herum. Wenn Du mir noch eine zweite Freude machen willst, so sei so freundlich und schicke mir einen Bogen, worauf ich mein Geschriebenes gedruckt lesen kann; ich bin recht kindisch. Aber doch habe ich ein ganz heimliches Vergnügen, wenn ich mir denke, daß der Setzer jedes Komma von mir nachdrucken muß und jedes unterstrichene Wort mit größeren Lettern.“

Das Gemüt eines Kindes, der Geist eines Mannes — das ist der Doppeleindruck, den wir aus diesen Briefen immer wieder empfangen, der ihre Lektüre zu einer so reizvollen macht. Die Sprüche, deren Druck sie zu Freudesprüngen bewogen, erinnern nach des Schwagers Zeugnis an Hegel. Ihre Urteile über Kunstwerke, Menschen, und Verhältnisse sind verblüffend richtig — aber sie macht kein Aufsehens damit und schreibt sie ebenso anspruchslos nieder, wie Küchenrezepte. Einiges daraus sei mitgeteilt. „Ich bin,“ schreibt sie an ihres Vaters Freund Osmund, ihren „geliebten, großen Emanuel,“ „ein rechter Narr und recht verwöhnt durch den Vater und Dich. Vor 14 Tagen war ich in den Messias von Handel. Das ist eine Himmelsmusik! Solche habe ich nie gedacht. Ein Pastorale vorzüglich, das der Verkündigung voranging, war herrlich: blos Violinen und Flöten spielten es, sie fingen mit einem Tremulando leise an, es wurde stärker und verschwamm in langen Tönen. Es war, als wenn die Sonne heraufsteigt, die Strahlen fliegen ihr voran und zittern über die Erde hin; endlich hebt sie sich glänzend heraus; der Himmel öffnet sich und die Engel schauen ungeblendet in sie hinein. Anders kann ich diese Töne nicht beschreiben.“ An eine Freundin, die eben Braut geworden: „Ich wünsche Euch ein Leben, wie das unsrige: so steigend in Liebe, so fruchtlich und kindisch, den Reichtum der Beschränktheit erkennend. Den letzteren lernte ich erst neulich kennen. Förster und ich deckten zusammen den Tisch für unser Kränzchen und wahrlich mit einer Lust, als hätten wir Silber anzusetzen und nicht dreierlei verschiedene Messer und Gabeln. Mein guter Mann weiß mir immer neue Freuden zu bereiten, so vor acht Tagen einen neuen Blumenstrauß.“ Als Jean Pauls Briefwechsel mit Christian Otto gedruckt werden soll, und die Mutter daheim bestimmt wird, vieles zu unterdrücken, schreibt sie ihr: „Um Gotteswillen, höre nicht auf das Geschwätz der engherzigen Bayreuther. Warum will man sich denn immer nur im Schmuck der Welt zeigen? Nein, gerade das kleinlich Persönliche gehört in einen Briefwechsel; allgemeine Ansichten findet man ja in den Werken. Der Geist spricht sich wohl in ihnen aus, aber nicht der moralische Charakter und gerade diesen will man kennen lernen von allen Seiten.“ An den Gatten, der ihr scherzhaft geschrieben, er habe sich verliebt: „Wegen des Verliebens lasse ich Dir volle Freiheit, erstlich, weil mich selber Schönes erfreut, und zweitens, weil Du es ja Hause entbehrst. Nur wenn Du dich in ein besonders geschicktes Mädchen verschießen solltest, dann weiß ich nicht, was in mir aufstiege; nicht weil ich mich für die Geschickteste halte, sondern weil mir dann gar kein Gegengewicht bliebe.“ Natürlich machte sich die kleine Frau da viel tapferer als sie war; sie war rechtschaffen eifersüchtig, sogar auf des Gatten Schwester Antonie, weil sie ihm das Hauswesen in Abwesenheit Emmads so gut besorgte. Natürlich hatte sie keinerlei Grund dazu; sint es ihn doch selbst in Italien nicht allein; Emma mußte mit den beiden Knaben, die sie ihm insgeheim geschenkt, nachkommen. Selstam genug ersehen wir aus ihren italienischen Briefen nur, wie sehr sie sich nach Deutschland zurücksehnte.

Die folgenden Jahre brachten ihr neuen Kindersegen, auch wachsenden Ruhm und sicheres Einkommen des Gatten, aber auch das Leid sehlte nicht; ihr Lieblingssöhnchen starb. „Mein Leben“, schrieb sie aus diesem Anlaß der Mutter, „ist geteilt in das äußere, das wie sonst ausfieht und in das innere, das nur eine Empfindung hat. Darum kann auch ein neuer Schnitt keine neue Wunde machen, denn er geht nur in die alte.“ Die Wunde heilte allmählich, sie gab sich mit alter Freude den stillen Genüssen hin, die sie früher erquickt: von „neuen Sachen“, namentlich von einem Aufenthalt in Rom wollte sie nichts wissen. Als ihr der Gatte 1837 aus Rom schrieb: „Alles was in mir der Begeisterung fähig ist, steht in Flammen. Rom ist Jugend, Dichtkunst, Leben. Du solltest nur einmal aus den Loggien des Vatikans über die Stadt nach der Campagna und dem Gebirge sehen, um mein Entzücken zu begreifen und zu teilen,“ erwiederte sie: „Dein Brief macht mir große Freude. Aber ich möchte nicht dort wohnen. Wir grant vor den päpstlichen Getreide und vor den Protestanten, die es sich gefallen lassen. Ich werde immer protestantischer. Zu Oberitalien kann man es noch aushalten, aber in Rom selber, glaub' ich, wär's mir zum Ersticken.“ Und ein andermal: „Glaube nicht, daß mein Herz nicht zittert vor Erregung, wenn du das Kapitol nennst! Aber was hilfts ihm? Ich bin keine Taschenuhr, die man mittnehmen kann, sondern eine Schwarzwälder, die mit ihren Gewichten an der Wand hängen muß.“ Auch wird sie daheim nicht bloß durch die Mutterpflichten festgehalten, sondern auch durch die Sorge für des Vaters Nachlaß. Die geschäftlichen Angelegenheiten mit dem Buchhändler Reimer ordnet sie; die Art, wie sie dem klugen Mann artig und fest zugleich zu begegnen weiß, ist sehr erheiternd.

Überhaupt fällt die Pflicht, Jean Pauls Angedenken zu wahren, hauptsächlich auf ihre Schultern. Sie ist's, die König Ludwig I. dankt, als er in Bayreuth ein Denkmal des Dichters errichten läßt: „Eure königliche Majestät erlauben, daß auch einmal die Freude sich Ihrem Auge zeigt, da sonst nur die Bitte

Digitized by Google

und der Dank sich vor den Thron wagt. Es ist die Freude des Kindes und der Unterthanin zugleich, die mir die Feder in die Hand drängt. Ich kann nicht sagen, wie glücklich mich und meine Schwester Eurer Majestät Anerkennung unseres Vaters macht und daß Sie Ihre Göttin, die Kunst, als eine verkündende an einen Ort abschicken, dem sie bisher eine unsichtbare war und der nur Hansaltäre für sie hatte." Mit dem Denkmal selbst ist sie schlecht zufrieden, mit den Bayreuthern wenig. „Ich traue ihnen nicht recht; wenn der König nicht als Stern hinter dem Vater stünde und durch dessen Kometenkern schimmerte, sie würden wenig nach seinem Lichte hinsehen." Als die Bayreuther sich ihrerseits mit der Pietätspflicht gegen den berühmten Mitbürger dadurch abfinden, daß sie einen Verein zur Unterstützung verwahrloster Kinder „Jean Pauls-Verein" nennen und von der Familie eine Zuwendung für denselben erbitten, braust sie über diese „Unverschämtheit" auf und ist mit der Mutter, die zwar nicht Geld, aber Exemplare der Schriften gespendet, nicht einverstanden. Hingegen sticht wieder die Mutter die Tochter, weil sie zu viel auf Geselligkeit verwende — ganze fünfzig Gulden jährlich! Und der „Salon" sieht noch recht bescheiden aus. „Die Kultur hat sich bei mir schon bis zu einem schönen massiven Theetessel gesteigert. Divans, Fauteuils, Teppiche, Lampen sind zu suchen, aber nicht zu finden. Demungeachtet kommt's mir ganz hübsch bei uns vor und ich habe im Stillen mein Vergnügen an den verschiedenen Blößen, die ich vorzeige."

So bricht ihr Humor immer wieder hervor; auch Kummer und Krankheit trüben ihn nicht. „Ich bin," schreibt sie 1843 nach langen Leiden an eine Freundin, „zwar noch nicht die alte Emma wieder, aber ich mache doch eine halbe Stunde Wegs und nähe wieder und zwar im Jean Paulschen Stil, nicht im Goetheschen, d. h mehr übereinander, als nebeneinander, wodurch ich meinen Sachen auch zu einem unsterblichen Teil verhelfe, denn meine Nähte dauern weit über die Leinwand hinaus. Siehst Du, so zählt man die Bayen zusammen, wenn man keine Kronenthaler mehr hat." Sie ist eben ihres Vaters Tochter; der Humor verleugnet sich auch bei Gelegenheiten nicht, wo er nach den Anschauungen der Welt verpönt ist. Da schreibt sie 1844 in Abwesenheit des Gatten an König Ludwig:

„Vor drei Tagen hörte ich aus der Allgemeinen Zeitung, daß Ew. Majestät die für Adelsmatrikeln eingegangenen Gelder zu einem Stipendiat-Fond für Studirende und Künstler bestimmt haben und da ich in dieser Bekanntmachung die Erlaubnis sehe, an die Menschenfreundlichkeit Ew. königlichen Majestät zu gehen, so wage ich sie auf einen armen Mitchüler meines Sohnes zu lenken. Er heißt Forthofer, ist aus Burghausen, der Sohn einer Zimmermannswitwe. Er gab einige Privatstunden, die ihn in diesem Sommer mietfrei machten und ihm auch ein paar Mittagessen in der Woche eintrugen. Um eines für ihn hat mich einmal mein Sohn, indem er sagte: „Ein Rettig und ein Kreuzerlaibchen ist fast doch zu wenig für einen ganzen Tag." Jetzt hat er auch die Privatstunden verloren und Rettige giebt's nicht mehr. Er ist sehr gut sehr fleißig und recht ist unwohl. Wäre ein solcher Mensch nicht der Hoffnung auf die mildthätige Gnade Ew. Majestät wert? Ich habe ihm indeß keine gemacht, damit er keine zu verlieren hat, und hege sie bloß für mich." Welchen Erfolg dies Gesuch gehabt, hat sich leider nicht feststellen lassen.

Wie ihr Humor immer derselbe bleibt, so auch die Verehrung für den Vater. Mit Wehmut sieht sie die Wirkung seiner Werke abnehmen, sie versteht die Gründe und fügt sich drein; zornig wird sie nur, wenn jemand über Jean Paul plakatlos urteilt. Immer wieder „juckt" es sie dann, „etwas über den Vater zu schreiben. Man begegnet ihm zuweilen wirklich, als wenn er um die Achtung der Welt betteln sollte." Aber es unterbleibt, weil sie „zu Allem so viel Zeit braucht". Zum Produzieren vielleicht, aber nicht zum Aufnehmen. — für was Alles Interessiert sich diese Frau, schließlich gar auch noch für Politik! Und Alles versteht sie auch, nur nicht die eine Kunst, bei den Mächtigen etwas zu erwirken. Die Stelle eines Galerie-Direktors wird frei, sie macht eine Eingabe an den König. „So Vielen die Steile ein ersehntes Ziel ist, so glaube ich, daß auch Försters seinen Blick dahin richten dürfte, vermöge seiner Kenntnisse, seiner Arbeiten in der Kunstgeschichte und seines Auges für das Ächte. Eine Frau darf ihren Mann schon loben, sogar vor dem Könige! Daher setze ich noch hinzu, was ans keinem Kunstblatt zu ersehen ist, daß nach meiner eigenen häuslichen Erfahrung Förster ein besonders ökonomisch praktisches Talent besitzt, was ihm gerade die Geschäftsführung einer so bedeutenden Stelle wesentlich erleichtern würde." Aber der König hatte kein Verständnis für solche Tonart und Förster ging leer aus.

Die Frühlingsstürme von 1848 begrüßte sie mit Jubel, im Sommer freilich welkten ihre Hoffnungen. Dafür brachte ihr dieser Sommer eine neue, große Freude: den gestirnten Himmel! Da sie überaus kurzsichtig war, aber nie eine Brille trug, so machte sie nun erst durch eine Vorzugette in Tegernsee diese neue Entdeckung. „Ich bin ordentlich erschrocken über die Weltenmasse, die oben flimmert. Da wird die Erde freilich sehr klein und der Reichsverweser und das Deutsche Parlament und Alles, was wir zum Hausrat für sie angeschafft haben! Aber der Mensch hat die Seele bekommen, und mit diesem Gedanken hebt er die Materie auf, sonst müßte sie ihn erdrücken."

Die Freude an Natur und Kunst, der Humor bleiben der seltenen Frau bis zum Grabe treu. Der letzte Brief der Todkranken schließt mit einem Scherzwort: „Es geht mir Gottlob um Vieles besser und ich hoffe, mit diesem Monat Kapital und Zinsen der Krankheit abzutragen, was Gott geben möge!"

Am 6. Februar 1858 ist Emma Förster gestorben. Der Sohn, der ein Menschenalter später den Schatz dieser Briefe gehoben, verdient unsern Dank. Von Menschen wie sie sollen wir Anderen erfahren, um uns an ihnen erfreuen, ja erlaben zu können!

Politische Lyrik.

Kein Zweig der Dichtung ist heute kümmerlicher von der Sonne der allgemeinen Gunst beschienen, als die politische. Man liest sie nicht, geschweige denn, daß ihr irgend ein Einfluß zustünde. So weit sind wir darin gekommen, daß wir uns kaum noch vorstellen können, welche Macht über die Gemüter einst Georg Herwegh oder Karl Beck geübt. Warum? Weil wir keine politischen Lyriker von gleichem Talent haben? Vielleicht fänden sie sich, wenn man sie nur hören wollte. Weil die Zeiten ruhiger, der Kampf der Parteien ein minder heftiger geworden ist? Das Gegenteil ist richtig. Auch in der größeren Nüchternheit unserer Geschlechts kann der Grund nicht liegen — es ist in Wahrheit nicht nüchterner —, auch in der Thatsache nicht, daß heute in der Politik weniger geredet und mehr gehandelt wird, als früher. Geredet wird auch nun genug, und an Anlässen, wo auch der Dichter reden könnte, fehlt es nicht. Der Grund, sagt man ferner, liege darin, daß damals schon das freie Wort an sich eine That gewesen sei, während es heute nur

Digitized by Google

eben ein Wort bleibe. Das ist bis zu einem gewissen Teil richtig, aber nicht in Allem und nicht für alle Zeit. Wer heute im Liede eine Konstitution und Preßfreiheit fordern würde, hätte damit freilich keine That verrichtet, aber es giebt andere Forderungen genug, deren Aussprache auch heute noch einer That gleichkäme, und keineswegs etwa bloß vom Standpunkt der radikalen Parteien. Uns scheint kein vernünftiger, innerer Grund vorzuliegen, warum nicht auch in unseren Tagen die politische Dichtung zu Ansehen und Bedeutung gelangen könnte, und unmöglich ist's nicht, daß wir auch dies erleben, wie manches Andere, was wenige Jahre zuvor niemand für möglich gehalten hätte, z. B. den raschen Niedergang des Naturalismus. Heute freilich liegen noch keine Anzeichen dafür vor. Die Zahl der politischen Lyriker ist ja allerdings eine größere, als vor einem Jahrzehnt, eben weil heute die Lyrik so viel mehr gepflegt wird, als früher, aber ihre Bedeutung, wie ihr Einfluß sind nicht gewachsen.

Das ist das Resultat, das wir aus der Durchsicht von fast einem Dutzend Bänden politischer Lyrik gewonnen haben. Ehe wir uns nun den einzelnen Werken zuwenden, sei uns ein Wort über unseren Standpunkt der Betrachtung gestattet. Wir haben einzig nach dem Talent, nach dem dichterischen Wert gefragt. Ob uns das politische Programm des Dichters sympathisch ist oder nicht, hat uns nicht beeinflußt und kommt in unserem Urteil nicht zum Ausdruck. Lediglich der äußeren Übersicht wegen ordnen wir die Dichter in einer bestimmten Reihe, von der Linken zur Rechten.

Die äußerste Linke repräsentirt wohl John Henry Mackay, denn er ist Anarchist. Schon seine „Dichtungen“ (1886) schlagen einzelne solcher Töne an, noch deutlicher sein „sozialer Gedicht“: „Arma parata foro!“ (gleichfalls 1886) und die Sammlung „Fortgang“ (Schabelitz, Baumert und Ronge 1888), bis endlich „Das starke Jahr“ (Zürich, Verlags-Magazin, 1890) seinen Standpunkt so klar zur Anschauung brachte, als eben bei seiner Individualität möglich ist. Denn von einer gewissen Verschwommenheit des Empfindens, wie des Denkens kann er sich niemals losringen; sie sind das Stetige und Bleibende in seiner Entwickelung, daneben bleibt ihm freilich auch ein gewisses Talent treu. Liest man die Wander- und Liebeslieder, dann die Lebensbilder des jungen, leider nur allzu produktiven Dichters, so wird man, obwohl manches Gefühl sichtlich unecht, manche Zeichnung manierirt ist, doch, wenn man gerecht sein will, seine eigenen Verse auf ihn bezieben dürfen:

„Nie lockte ihn des Lebens Schmeichelton.
Er ging in seiner Jugend Pfade schon,
Wo selten viele Menschen gehen.

So war er meist allein; gewohnt, daß ihn
Der Schmerz mit seinem Dämmerlicht beschien;
Gewohnt, das Fernste stets sich zu erspähen.“

Der Haß und die Liebe, die Nähe und die Fremde lassen ihn gleich unbefriedigt. Weil seine Ideale unerfüllt bleiben? Wofür er sich begeistert, spricht er nicht klar aus, von den Andeutungen, die er darüber giebt, hebt eine die andere auf; das Motto aus Georg Büchners „Dantons Tod“: „Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott“, welches er einem Abschnitt in „Fortgang“ vorsetzt, könnte auf dem Titelblatt all' seiner Bücher stehen. Als sein treibendes Motiv bezeichnet er wiederholt das Mitleid, was gewiß nicht ganz unwahr ist, aber auch gewiß nicht die ganze Wahrheit: auch seine unselige Veranlagung und die Eitelkeit lassen ihn Alles verneinen; so allein glaubt er ein Freier zu bleiben; wer Bestehendes bejaht und sich den Fesseln irgend einer Ordnung fügt, ist, glaubt er, ein Knecht. Von einem Kampf in Reih und Glied, wie er etwa der Sozialdemokratie vorschwebt, will er so wenig wissen, wie von politischen und religiösen Dogmen; jeder muß auf eigene Faust die „Freiheit“ zu erringen suchen:

„Thorheit, den Thoren noch zu sagen:
„„Auf, werdet frei!“ — Ich sage Dir
(Nicht Euch, nein Dir) —: „Wozu die Klagen,
Folge Dir selbst, nicht folge mir!“

Sein Ideal ist ein Staat, in dem Niemand bestehlt, aber auch Niemand gebracht:

„Bald wetzern wir uns zu gebieten
Und zu gehorchen — und es fällt
Nach tausend hoffnungsvollen Nöten
Der Preis uns zu der freien Welt!“

Der poetische Wert der beiden Sammlungen ist ein sehr geringer, obwohl Mackay unzweifelhaft talentvoll ist. Zu einer klaren Contour, einer leuchtenden Farbe bringt er es kaum irgendwo, es ist alles nur so hingeworfen; auch die Form ist zumeist mit fragwürdiger Nachlässigkeit behandelt.

Der folgende Poet, Karl Henckell, richtet u. a. an John Mackay die Verse:

„Prost, John Mackay! Hassen wir, hassen wir hart wie Stein
Herrschaft mit ihrem bündelnden Knechtsschaftsstabe!“

— aber nach Mackays Anschauung ist auch er nur ein „Knecht“, denn er steht in Reih und Glied mit dem Proletariat, er ist „nur“ Sozialdemokrat, wenn auch von der schärfsten Tonart. Was er etwa als unpolitischer Lyriker leisten kann, lassen die beiden Sammlungen die uns vorliegen — „Diorama“ (Zürich, Verlags-magazin, J. Schabelitz) und „Trunnachtigall“ (Stuttgart, J. H. W. Dietz) — nicht deutlich genug erkennen, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen; nach diesen verhältnißmäßig wenigen Proben zu schließen, ist er in seiner Liebes- und Reflektionslyrik ein Dichter, dessen Begabung zwar nicht entfernt ebenso groß, wie seine Geschmacklosigkeit — denn dann wäre Henckell als der Goethe unserer Zeit zu feiern — aber trotz all' der wüsten Manieren doch nicht abzuleugnen ist. Wo er nicht um jeden Preis, sogar den der Selbstzucht, ja der Selbstachtung, originell sein will und mit Absicht tolles, häßliches, ja sinnloses Zeug herausprudelt, tritt die Begabung unverkennbar zu Tage: Farbe, tiefe, leuchtende Farbe, daß jehn jungdeutsche Kolorisien davon leben könnten, tiefinnige Empfindung, ein ganz ungewöhnliches Formtalent. In der politischen Lyrik bleibt ihm von alledem nur sein Formtalent zuweilen treu — die meisten dieser Gedichte sind auch der Form nach wüstes rohes Zeug, — von einem dichterischen Werte kann nicht die Rede sein, weil sie aus platten Zeitungsphrasen bestehen, jene ausgenommen, die ganz hirnverdrannt sind. Mit der Gesinnung des Verfassers haben wir an dieser Stelle nicht zu rechten, wohl aber mit der Form, in der er ihr Ausdruck giebt. Wir erinnern uns kaum, jemals vorher so häßliche, so rohe Schimpfwörter gelesen zu haben, wie sie Herr Henckell den Gegnern seiner Partei an den Kopf wirft; Proben verbieten sich durch die Rücksicht auf den Leser. Von dem Unsinn aber, den Herr Henckell zusammendichtet — jedes andere Wort wäre zu mild — mögen folgende Citate eine Anschauung geben. Er wünscht Deutschland Männer,

„Die nicht trompeten auf dem Horn der engsten Oberflächlichkeit“

(S. 7); von einem Gesetz, das er bekämpft, sagt er:

„Das schreit in alle Weiten, wie wilder Tauschristflug.“

(S. 8) und S. 9:

„Es stinkt nach faulen Eiern ein Riesenblatt der Schuld.“

Auf S. 12 begegnen wir dem schönen Wort: „Goldmorgalgengolgatha“, auf S. 78 dem nicht minder schönen: „Großhirnschlackenstreich“ — das sind nicht etwa mühsam zusammengesuchte Proben; man kann gleich Schlimmes oder noch Schlimmeres auf jedem Blatt finden! Thut das ein gottverlassener Stümper, so kann man drüber lachen, thut's Einer, wie Henckell der etwas kann, aus dreistem Übermut, aus gewissenlosem Haschen nach dem Effekt, dann vergeht Einem der Humor. Und der Mann kann Besseres, dafür eine Probe („Trutznachtigall“ S. 112):

Digitized by Google

Zukunftsblüte.

Ich weiß eine purpurne Blüte
Die auf Wellen der Zukunft sich wiegt,
Das ist die rein menschliche Güte,
Die Jammer und Elend besiegt.
Aus köstlichen Kelchen flimmern
Die Fäden der weltlichen Lust,
Die frischen Blätter schimmern
Auf silberner Fluten Brust.
Schaummöwen der Freiheit schwingen
Und kreisen glanzerhellt.
Fern in der Tiefe verklingen
Die Klagen der sinkenden Welt . . "

Zwischen Herrn Heuckelt und dem Dichter, dem wir uns nun zuwenden, gähnt politisch wie ästhetisch die tiefste Kluft; Ernst Scheerenberg ist der wohlgesinnte maßvolle Poet des deutschliberalen Bürgertums. Zu seinen „Gedichten" (Leipzig, Ernst Keil's Nachf.), die kürzlich in dritter vermehrter Auflage erschienen sind, bilden ja die politischen und patriotischen Nummern nur den größeren Teil, — auch die Lieder der Liebe, der Heimat, die Epigramme und erzählenden Gedichte wollen nicht übersehen sein — dennoch dankt sich Scheerenbergs Geltung zunächst auf jenen Gedichten auf, in denen er sein einem Menschenalter, von 1859 bis heute, den Empfindungen breiter, gut patriotisch und dabei freiheitlich gesinnter Kreise Ausdruck gegeben hat. Er war neben Albert Träger und Emil Rittershaus durch Jahrzehnte der Dichter der „Gartenlaube" — und was dies einst in den Blütezeiten dieses Familienblattes bedeuten wollte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Von diesem Dreigestirn — wir meinen den Ausdruck durchaus nicht ironisch: es giebt ja auch mittlere und kleine Sterne — erlosch der geringste, Albert Träger zuerst, seither ist auch Rittershaus, der wohl unter den Dreien der populärste war, allmählig verstummt, Scheerenberg aber singt noch so frisch und so kräftig, wie er's nur je gekonnt. Wir wollen seine Kunst nicht überschätzen — für einen Dichter von elementarer Kraft und blendender Originalität hat sich der bescheidene Mann selbst nie gehalten —, aber auch unterschätzt darf sie nicht werden. Gewiß war Scheerenberg nie ein Führer der Nation, er gab immer nur die Empfindungen wieder, die jenen Kreis erfüllten, aus dessen Mitte er sang und dessen Ohr ihm zugewandt war, aber es geschah immer in kraftvollen, edel gefügten Worten, mit Schwung und ehrlicher Begeisterung. Daß ein Poet, der seit mehr als dreißig Jahren jedes Zeitereignis von einiger Bedeutung besingt, zuweilen der Phrase nicht ganz aus dem Wege gehen kann, ist natürlich, gleichwohl ist es ihm viel seltener, als etwa Träger begegnet, nur eben einen gereimten Leitartikel zu bieten, und dann: gerade auf solchen bekannten Wendungen beruht oft das Geheimnis der Volkstümlichkeit eines Liedes, das dieses Schicksal auch wohl verdient. Die Gesinnung, die aus diesen Gedichten spricht, haben wir — es sei auch hier wiederholt — nicht zu prüfen, aber dessen unbeschadet darf als ein Vorzug des Mannes, wie des Dichters verzeichnet werden, wie treu er seinen Idealen geblieben ist: er ist auch jetzt, wie einst, ein deutscher Patriot, ein Anhänger der liberalen Ideen und ein warmer Bewunderer Bismarcks.

Diese letztere Empfindung erfüllt auch den Verfasser der Dichtung: „Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht" (Leipzig, Carl Jacobsen 1892), der sich unter dem Pseudonym „Florian Geyer" verbirgt, in sehr hohem Maße — aber das ist auch das Einzige, was uns seine Verse über seine Gesinnung verraten haben. „Traumgesichte" sind ja nie so klar und logisch, wie Adam Riese's Rechenbüchlein, aber einen so unverständlichen Traum, wie diesen, pflegt ein ernsthafter Mann nicht einmal beim Morgenkaffee seiner Ehegeliebten zu erzählen, geschweige denn, daß er ihn in Verse brachte und drucken ließe. Nur mit aller Reserve — „Irrtum vorbehalten", sagen die Kaufleute — vermögen wir darüber mitzuteilen, daß nach des Dichters Ansicht die rotesse aller roten Sozial-Republiken in sicherer Aussicht steht und in Deutschland Niemand mehr seines Lebens sicher ist, wenn nicht Bismarck sofort wieder Reichskanzler wird. Die Verse sind formell nicht eben schlecht, erheben sich aber auch nirgendwo über das Mittelmaß.

Etwas höher stehen die meisten Lieder der Sammlung: „Pro patria. Zeit- und Streitgedichte und politische Stimmungsbilder vom Oberrhein 1887—1891" von H. Robert Lahr, Moritz Schauenburg) Gleich „Florian Geyer" gibt er Empfindungen Ausdruck, die heute Unzähligen im Deutschen Reich erfüllen:

„Das war vor zwanzig Jahren, als man die Schlachten schlug,
Als an das Schwert gefahren die deutsche Hand vom Pflug,
Da zog ein hohes Regen durch Deutschlands Seele weit,
Mit Adlerflügelschlagen brauste die große Zeit.
Und heut? Sind denn die Tage vergessen und verrauscht?

Schon ist's wie alte Sage, der man nur selten lauscht.
Verdrossen sitzt die Geschichte und kriecht in den Band.
Die Zeit mit dem Greisengesichte geht brütend über das Land.

Die Fledermäuse schweifen unruhig im Dämmerschein,
Die Ratten nagen und pfeifen, laut knöchelt's vom Gestein"

u. s. w. Die Probe mag zugleich über das Können des Autors orientieren. Bemerkt sei nur noch, daß auch er in der Rückberufung Bismarcks alles Heil erblickt, daneben in der Bekämpfung des Rassenhasses.

Darin berührt sich H. Robert mit dem anonymen Verfasser der „Lieder eines Semiten" (Hamburg, A. Goldschmidt). Der Titel ist so unzutreffend und, vom Standpunkt des Dichters, so ungeschickt als möglich, denn er versteht durchaus nicht etwa die Rasse, sondern verbrüdert sich als guten Deutschen, dem nur seines jüdischen Glaubens willen schweres Unrecht geschieht:

„Und schallt es nun aus Red' und Schriften:
Du Fremdling, fort aus unsern Reih'n!
Das Leben könnt Ihr mir vergiften,
Rein bleibt und treu die Seele mein.
Ihr könnt mir das Gefühl nicht rauben,
Das freudig-stolz die Brust mir schwellt,
Trotz Euer: Deutschland über Alles,
Ja, über Alles in der Welt!"

Zu Ganzen erweisen die Gedichte ein beachtenswertes Talent; Einiges freilich erhebt sich nicht über die Phrase.

Wir haben vorhin einiger Dichter gedacht, die Bismarck feiern und dem Kaiser seine Rückberufung empfehlen; das heißt immerhin Parteinehmen. Ernst Rethwisch weiß dies durch ein sehr einfaches Mittel zu vermeiden; sein Büchlein: „An den Kaiser. An Bismarck. Zwei Gedichte" (Norden, Henricus Fischer Nachf.) widmet beiden je ein gleich begeistertes Gedicht. Da nun zudem beide Gedichte gleich schlecht sind, so hat der Autor mit Takt jede Klippe des Anstoßes umschifft.

Hingegen ist Adolf Graf von Westarp, der Verfasser der „Deutschen Lieder" (Berlin, Hofffchläger, 1892) ein noch begeisterterer Partisan Bismarcks als „Florian Geyer" oder H. Robert. Der dichterische Wert der Sammlung ist ein bescheidener. Einige Stücke, wie „Deutscher Sonntag" wirken durch die Bedeutung eines selbständigen Gedankens, andere, wie „Der Bauker" und „Rococo" durch nicht eben originelle, aber belustigende Satire, das Meiste erhebt sich nicht über die gereimte Zeitungsphrase. Die Sammlung ist, da sie der Verehrung Bismarcks das hart an die Schranke des Preßgesetzes Ausdruck gab, von Feinden und Freunden des politischen Standpunktes des Autors viel besprochen worden; an dieser Stelle genügt das Gesagte.

Digitized by Google

Die konservative Richtung mit besonderer Betonung des Militärischen vertreten die „Deutschen Klänge“ von Ferdinand Haars (Hannover-Linden, Manz & Lange). Die Verse sind meistenteils schlecht, die beigefügten Gedichte vermischten Inhalts womöglich noch schlechter. K. B.

Litterarische Notizen.

— Konrad Telmann ist ein Schriftsteller von ungemeiner Fruchtbarkeit, aber nicht allein im Schreiben, sondern auch im Beobachten fleißig und dabei rastlos bemüht, sich zu entwickeln. Von seinen Büchern aus letzter Zeit, die uns heute vorliegen, sei zunächst auf die „Sizilianische Geschichten“ (Zwei Bände, München i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) hingewiesen, weil sie einer früheren Schaffensperiode des Autors angehören: er geht hier noch vor Allem darauf aus, möglichst spannende Fabeln zu erfinden und Gestalten wie Schicksale möglichst effektvoll zu gestalten; die zuweilen störende Breite abgerechnet, gelingt ihm dies auch einzelne Erzählungen, wie Fra Rabbioso, vermögen sogar einen höheren Anspruch zu erheben, als den einer bloßen Unterhaltungs-Lektüre. Tiefer im Problem, und mit sichtlichem Streben nach größerer Vertiefung geschrieben sind die Novellen „Im Nebenschatten“ (Dresden, E. Pierson) — die beste scheint uns die erste, die der Sammlung den Namen gegeben — und „Am ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten“ (im selben Verlag erschienen), unter denen wohl „Madonna in Rosen“ den Preis verdient, wogegen die unter dem Titel „Sphinx“ (Leipzig, Carl Reißner) gesammelten „Bilder und Skizzen“ aus Deutschland und Italien einen anderen Wert, als den einer leichten Unterhaltungs-Lektüre nicht beanspruchen können. Einen ganz bedeutenden Fortschritt aber weist das jüngste Buch, der dreibändige Roman: „Unterm Strohdach“ (Leipzig, Karl Reißner) auf. Auch gegen dieses Buch ließe sich ja mancherlei gerechter Tadel vorbringen: Schilderung und Dialog sind oft viel zu breit, die Sprache, die Telmann seine Dorfleute sprechen läßt, ist viel zu gebildet, es tauchen Gestalten vor uns auf, die sich stark vordrängen, obwohl sie mit der eigentlichen Handlung nichts zu thun haben, auch geht es nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten in Erfindung und Motivierung ab (so sollen wir z. B. glauben, daß ein alter, gerieberer Handelsmann sich durch die Behauptung eines kleinen Mädchens, ein von ihm rechtmäßig gekauftes Spind gehöre ihr, habe bewegen lassen, sein Eigentum schleunigst aus dem Hause zu schaffen!). Aber die Vorzüge überwiegen so sehr, daß es nicht blos als gute Unterhaltungs-Lektüre, sondern auch als ein gutes Buch empfohlen werden kann. Hat uns Telmann früher zumeist in herrliche Landschaften und zu abenteuerlichen, fremdartig kostümierten Menschen geführt, so diesmal in ein armseliges Dorf des norddeutschen Flachlandes und zu seinen dumpfen, stumpfen Bewohnern, aber weil die Schilderung der Verhältnisse und die Gestaltung der Charaktere viel tiefer greift, viel beseelter ist, tragen wir bei diesem Besuch „Unterm Strohdach“ viel mehr Gewinn davon, als da wir mit ihm „im Nebenschatten“ gewandelt. Eine gesunde, edle Toleranz tritt als weiterer Vorzug hinzu; ein heißes Erbarmen mit den Armen und Elenden hat Telmann diesmal die Feder geführt, sein Hauptzweck aber ist, gegen das Vorurteil an zu kämpfen, das auf der unehelichen Geburt haftet und die Folgen zu schildern, welche Härte und Lieblosigkeit für eine solche arme junge Seele haben. Auch die Handlung ist zwar unendlich einfacher, als in den meisten früheren Arbeiten des Autors, aber wir ziehen sie im ihrer — einiges oben Erwähnte abgerechnet — klaren und zielbewußten Führung der der früheren Arbeiten weit vor. Wir wollen sie hier nicht erzählen, auch nicht näher auf die Hauptgestalt, das arme „Jungfernkind“ (dies allein wäre der richtige Titel des Romans gewesen, der natürliche Titel, jener, mit dem er auf die Welt gekommen ist) eingehen: wir begnügen uns, das Buch zu empfehlen. Schließlich sei hier noch auf eine lyrische Sammlung des Dichters, die bereits vor Jahren (in J. C. C. Bruns' Verlag in Münster) erschienen ist, die Aufmerksamkeit gelenkt: „Aus der Fremde.“ Der Band enthält etwa zwölftausend Verse und darüber; wir stellen diese formelle Bemerkung an die Spitze, weil sie auf den größten Vorzug und den größten Fehler des Dichters Telmann hinweist. Erstand im Liede von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, nicht aus äußeren sondern aus inneren Gründen: er ist an dichterischer Stimmung reich. Aber er läßt sich leben dieser Keime aufgehen und weil er mühelos produziert, wendet er auch nicht die rechte Mühe daran und auf das Kondensieren versteht er sich auch in gebundener Form selten. Daß der Bilderreichtum groß, zu groß ist, darüber käme der Leser leichter hinweg, als über den Wortreichtum. Das könnte ungesagt bleiben, wenn Telmann als Lyriker überhaupt nicht über die Mittelmäßigkeit hinwegkäme; dem ist nicht so; unter den Stimmungs-Gedichten wie unter den poetischen Erzählungen findet sich auch Treffliches. Ein knappe Auswahl aus Telmanns Lyrik könnte leicht ein Buch werden, an dem man anfrischtige, ja seltene Freude haben könnte. l. h.

Ossip Schubins Roman: „Asbeim“ (Braunschweig, Westermann) zeigt einige Vorzüge, aber auch alle Schwächen dieser ungewöhnlich begabten, aber allzu hastig produzierenden Schriftstellerin, der nur Eines dazu gefehlt hat, ein wahrhafter Künstler zu sein: der Wille es zu werden. Wieder ein Roman aus der vornehmen Gesellschaft, wieder das in scharfen, bizarren Strichen gezeichnete Bild eines Virtuosen, wieder viel Blick für die Menschennatur, und wieder viel Unnatur in Stil und Anschauung. Dieser Roman verdient nur eben noch gelesen zu werden, als Unterhaltungslektüre kann man ihn sogar noch empfehlen, aber geht das so fort, so wird man leider das nächste Buch der Autorin schon kennen, ohne es gelesen zu haben. Schade, jammerschade um diese reiche Kraft! K. B.

— „Aus deutschem Süden.“ Schilderungen aus Meran von Anton Edlinger. Meran, S. Pötzelberger. Ein mit Fleiß und Geschmack geschriebenes Buch, das allen, die Meran kennen, willkommen sein wird. Auch die Zeichnungen von Toni Grubhofer, mit denen es geschmückt ist, verdienen alles Lob. l. h.

— Moritz Seebeck (1805—1884) war Gymnasiallehrer in Berlin, Direktor in Meiningen, dann Bevollmächtigter der thüringischen Staaten beim Bundestag, endlich 26 Jahre lang Kurator der Universität Jena, ein nicht bloß um diese Hochschule, sondern auch um sein deutsches Vaterland sehr verdienter und vortrefflicher Mann. So hat er denn auch verdient, daß Kuno Fischer sein Bild festhalte. („Erinnerungen an M. S.“ Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.) Sein Vater Thomas Seebeck war bekanntlich ein berühmter Naturforscher, der mit Goethe in Verbindung gestanden. Auch diese Beziehung hat Fischer mit einbezogen und im Anhang Th. Seebeck's Briefwechsel mit Goethe mitgeteilt. l. h.

— Ein nicht allein wohlgemeintes, sondern auch wirksames Schriftchen, auf das wir gern die Aufmerksamkeit lenken, ist: „Ideal und Moral.“ Eine Studie von *.* (Stuttgart, A. Hintrager.) Der Verfasser ist weder ein gewaltiger Geist, der neue urorginelle Wahrheiten gefunden hat, noch ein blendender Stilist von hinreißendem Schwung, er ist nur eben ein tüchtiger, vernünftiger, fein und edel empfindender Mensch, der einen scharfen Blick für die Schäden dieser bei aller Größe wirren und kalten Zeit hat. Ohne je in den Predigerton zu geraten, so einfach, daß ihn

Digitized by Google

Jedermann verstehen kann, aber so begeistert, daß sich seine Wärme unwillkürlich dem Leser mittheilt, nahmt der Verfasser an die Pflege eines veredelten, geistigen Lebens und will neben dem Streben nach weltlichen Gütern jenes nach dem Seelenfrieden wieder stärker aufachen, als dies leider jetzt der Fall ist. So erörtert er die Frage: „Wie haben wir uns den Idealen gegenüber zu verhalten, damit dieselben in uns zu einer Kraft werden?", dann: „Wie haben wir die Moral zu bethätigen, damit sie einen bestimmenden Einfluß auf uns und auf andere gewinnt?" und schließlich die Frage, wie Ideal und Moral zu verbinden sind. Wo der Autor in Abstraktionen verweilt und sich in Philosopheme verstrickt, fehlt ihm der feste Untergrund, auch in seinen Zitaten ist er nicht immer glücklich gewesen, aber wo er selbst spricht und seine grundtüchtige, bei aller Frömmigkeit schlicht menschliche und praktische Lebensanschauung ausspricht, wird man ihm immer gerne lauschen. Ein Büchlein, wie dieses, kann heutzutage viel Nutzen stiften und manchen Schaden wettmachen; es sei darum warm empfohlen. l. h.

— „Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans von Dr. Karl Breitsprecher." Breslau, J. U. Kerns Verlag. Das Schriftchen ist nicht so lang, wie der Titel und das ist gut, denn das Neue darin ist spärlich. Der Verfasser kommt zu beiläufig denselben Resultaten, wie unter den neueren Auslegern Lags und Eufelt; die Szene habe den Zweck, uns die Überraschung zu nehmen, die uns die plötzliche Liebe Johannas zu Lionel bereite; die nächstliegende Bedeutung der Szene sei, darzustellen, wie der Geist des Talbot als Seudling der Hölle den Versuch mache, Johanna zum Abfall von ihrer göttlichen Mission zu bestimmen, auch weise die Szene auf die wichtigsten Momente für das Verständnis der ferneren Handlung hin. Natürlich läßt sich's auch anders verstehen. r. g.

— „Freiheit, Liebe, Menschlichkeit" betitelt sich eine eben in prächtiger Ausstattung erschienene Anthologie (Berlin, J. dan Groningen & Co.), die ihre Spitze gegen eine der traurigsten Krankheiten der Zeit, den Antisemitismus richtet. Wenn auch Einzelnes darin besser gemeint als gesagt ist und eine strengere Kritik wohl angebracht gewesen wäre — mit einem Phrasenschwulst z. B., wie ihn R Beyer in Stuttgart auf vier Folioseiten ausstickt, ist mehr geschadet, als genützt, und banale Selbstverständlichkeiten, wie die von R. J. Anders Anton Bettelheim, Sophie Traut und einigen Anderen sind auch wahrlich weder Schmuck noch Waffe — so bietet das Buch doch eine solche Fülle vortrefflicher, geistvoller und hochherziger Gedichte und Sentenzen, daß es seinen stolzen Nebentitel: „Ein Manifest des Geistes von hervorragenden Zeitgenossen" nicht mit Unrecht führt. Von den bekannten Schriftstellern der Gegenwart haben sich u. A. eingefunden: Gebrhard von Amyntor, Rudolf Baumbach, Victor Blüthgen, Edwin Bormann, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Martin Greif, Eduard von Hartmann, Hermann Heiberg, Paul Heyse, Wilhelmine von Hillern, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Rudolf Kleinpaul, Elise Polko, Gerhard Rohlfs, Hermine von Preuschen, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Otto Roquette, P. K. Rosegger, Adolf Friedrich Graf von Schack, Georg Scherer, Maximilian Schmidt, Julius Stinde, B. von Suttner, Konrad Telmann, Albert Träger, Johannes Trojan, Hans Wachenhusen, C. Werner, Ernst Wichert, Ernst Ziel. Alles in Allem eine schöne, durch dichterischen und gedanklichen Wert ausgestattete Sammlung, die dabei in der Tonart nie allzu schroff wird und eben darum sicherlich ihre heilsamen Wirkungen üben wird. Die Anregung auf S. 58, von der Anthologie eine billige Volksausgabe zu veranstalten, ist eine sehr dankenswerte; die Ausführung würde sich moralisch reich lohnen. l. h.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Eckstein, Ernst. **Jucunda Juventus!** Neues humoristisches Liederbuch. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Gebr. Grimm. **Kinder- und Hausmärchen.** Illustriert von P. Grot Johann. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1. und 2. Lieferung.

Kretzer, Max. Frrlichter und Gespenster. Volks-Roman. Schriften-Vertriebsanstalt zu Weimar. Heft 1 bis 19.

Mackowsky, Hans. **Ein Erdengang.** Eine Dichtung nach Motiven aus der Passio Christi. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Das Familienfest. Fontane's Sammlung von Gelegenheitsgedichten. Herausgegeben von Gustav Burchard. Berlin. F. Fontane & Co. o. J.

Fontane's Sammlung deklamatorischer Vorträge. Herausgegeben von Gustav Burchard. Berlin. F. Fontane & Co. o. J.

Kanngießer, Otto. **Geschichte des Krieges von 1866.** Nebst einem Vorbericht: „Die deutsche Frage in den 1850er Jahren." Basel. Schweiz. Verlags-Druckerei. 1892.

Tovote, Heinz. **Heimliche Liebe.** Novellen. Zweite Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Hotzen, O. Wichmann der Kreuzfahrer. Eine altdeutsche Geschichte. Bremen. Carl Schünemann. 1893.

Rückert, Friedrich. **Aus Saadis Diwan.** Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von C. A. Bayer. Berlin. Haus Lüstenöder. 1893.

Hausschatz des Wissens. Heft 1—9. Berlin, Leipzig. W. Pauli's Nachf. (H. Jarosch.)

Mischke, Karl. **Der fahrenden Schüler Liederbuch.** Eine Auswahl der Vagantengesänge in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden". Berlin. Paul Letto. 1893.

— —. **Der fahrenden Schüler Liederbuch.** Nachtrag. Als Manuskript gedruckt. Berlin. Paul Letto. 1893.

Becquer, Gustavo Adolfo. **Spanische Lieder.** Zu's Deutsche übertragen von Richard Jordan. Halle a. S. Otto Hendel. o. J.

Beyer, C., Prof. Dr. **Kleine Poetik.** Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Stuttgart, Leipzig. Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Schuster, Dr. G. **Die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen.** Basel. Schweiz. Verlags-Druckerei. 1892.

Umpteda, Georg Freiherr von. (Georg Egestorff.) **Vom Tode.** Novellen. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Hitz, Luise. **Ganga-Wellen.** Erzählende Dichtungen nach buddhistischen Legenden und anderen indischen Sagen. Mit einem Vorwort von A. F. Graf von Schack. München. Lukaschik. 1893.

Sydow, Clara von. **Der Ausweg.** Eine Erzählung. Berlin. Wilhelm Herz. 1893.

Foerster W. Arete, die nabatäische Christin. Geschichtliche Dichtung. Dresden. Druckerei Glöß. 1893.

Pohl, Emil. **Basantasena.** Drama in fünf Akten, mit freier Benutzung der Dichtung des altindischen Königs Sudraka. Stuttgart. Cotta Nachf. 1893.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

Im Gegenteil, beim Zusammensein mit Jan Harring ließ Binna oftmals von der kurzgefaßten Sprechweise ab, die sonst in ihrer Natur lag, ging ausführlicher auf die zur Rede kommenden Gegenstände ein. Merkbar sprach sie gerne über ernste Dinge mit ihm, und es machte zuweilen den Eindruck, ihr liege daran, ihr Denk- und Urteilsvermögen bei ihm in ein vorteilhaftes Licht zu stellen. Aber trotzdem konnte es zugleich jetzt öfter den Anschein erregen, als habe die geschlossene Freundschaft von Seiten des Mädchens aus, gleich einem Fluwasser, ihren Höhepunkt erreicht, ja bereits überschritten und sei wieder im Abnehmen. Daß es sich so verhalte, ließ sich durch nichts Wirkliches feststellen, nur sein Gefühl fand dahin deutende Anzeichen auf und knüpfte sie aneinander. Vielleicht geschah's nur durch Zufall, doch Binna befand sich in der letzten Zeit nicht mehr so häufig außer dem Hause mit Jan Harring zusammen. Sie hatte ihm früher stets mitgeteilt, wann sie eine Bootfahrt mache, oder zum Porrenfang ausgehe; jetzt kehrte sie manchmal davon heim, ohne daß er von ihrem Fortsein erfahren. Wenn er sie noch rechtzeitig beim Weggang betraf, lehnte sie seine Begleitung zwar nicht ab, doch es wiederholte sich mehrfach zu sonderbar, daß bald ein nicht überschreitbares Priel zwischen beide geriet und eine Trennung forterhielt, um nicht den Verdacht zu wecken, sie habe dies durch ein scheinbar zufälliges Abbiegen zur Seite mit Bedacht so einzurichten gewußt. Dagegen wenn sie Abends zu dritt am Tisch saßen, war Binna unverändert wie früher, oder höchstens insofern, als sie lebhafter an der Unterhaltung teilnahm und manchmal kurz in eine fröhliche Heiterkeit geraten konnte, deren man ihr ernstes Wesen nicht fähig gehalten hätte. Nur in ihren Augen mußte etwas sein, das sie mit instinktivem Gefühl vor Jan Harring zu verbergen suchte, denn sie schaute ihn nicht mehr, wie zuvor, offen, frei und klar-freundlich beim Sprechen an, sondern vermied zumeist, ihm ihr Gesicht zuzuwenden, oder that's nur mit einem flüchtigen Vorübergehen des Blicks.

Er mußte bemerken, es sei etwas anders an ihrem Verhalten gegen ihn geworden, aber er zeigte nicht, daß es ihm auffalle, machte ihr trotz dem natürlichen Drange seines Innern zu offenen Aussprachen keinen Vorhalt deshalb. Und sichtlich diente es nicht dazu, seine gute Gemütsstimmung zu beeinträchtigen, noch ihm zu einem Antrieb, ihr mit Gleichen zu vergelten. Ja, obwohl Binna Fredden ihm offenbar eine Enttäuschung hinsichtlich der Zuverlässigkeit und dadurch des Wertes ihrer Freundschaft bereitete, konnte es hin und wieder geradezu scheinen, als ob dieser Wankelmut ihres Sinnes ihn freue und einen neuen Reiz, seinen Aufenthalt auf der Hallig zu verlängern, für ihn schaffe. Die Seeluft machte so gesund, ließ das Herz so frisch und freudig, wie in einer jungen, noch nie von Krankheit angerührten Brust klopfen. Wenn er abends in seine Kammer hinaufging und noch einen Blick aus dem Fenster über die still und dunkel unter dem Sternenhimmel liegende Insel hinwarf, lachte er manchmal plötzlich, einem Knaben gleich, der eine fröhliche Erwartung in sich trägt, vor sich hin. Dann schlief er fest, tief ruhig atmend und traumlos; doch wenn der Morgen ihn weckte,

Digitized by Google

war's ihm danach jedesmal, er habe die Nacht hindurch einen schönen, friedvoll die Brust hebenden und senkenden Traum gehabt, der noch wie Wind- und Wellenrauschen unter der sonnigen Düne in ihm nachklinge. Aber was es gewesen, hatte sich ihm zu keiner Vorstellung erhalten.

So ging auch der Oktobermonat seinem Ende zu, als Jan Harring einmal bald nach der Beendigung des Mittagessens in ziemlich weiter Entfernung eine mit Fangnetz und Umhangkorb über den Wattengrund hinwandernde Gestalt wahrnahm. Man sah zur Ebbezeit stets manche solcher in verschiedenen Richtungen um die Hallig, und nach der Kleidung war's ein zum Porrensammeln ausgezogener Mann. Die ihm von der Thür des Pfarrhauses aus nachblickenden Augen mochten eine ungewöhnliche Sehschärfe besitzen und in der Gestalt Binna Fredden in ihrem männlichen Fischeranzug zu unterscheiden glauben, Gewißheit hätte kaum noch ein Fernrohr darüber zu geben vermocht. Doch trotzdem war Jan Harring nicht in Zweifel, sie sei's; noch etwas Anderes als die Augen bejahte es ihm, ein Gefühl oder eine ihm in letzter Zeit angeflogene Art eines sechsten Sinnes, durch den er immer eine Empfindung davon in sich trug, wenn sie sich nicht im Hause oder sonstwo auf der Insel befand. So stand er eine Minute lang nachschauend in Gedanken, dann flog er plötzlich mit ein paar großen Sprüngen von der Werft nieder, lief über das Vorland und auf den Schlick hinaus. In diesem entdeckte er bald den vorwärts gerichteten Eindruck von zwei bloßen Füßen, nicht klein und zierlich, sondern einem großen Körperwuchs entsprechend und kräftig im Sand ausgeprägt. Aber augenscheinlich doch nicht von einem Manne herrührend, und außerdem war die Spur Binnas ihm so genau vertraut, daß er sie unter Hunderten heraus erkannt hätte, denn sie besaß Eigenartiges, gab den Abdruck eines starken, doch von der Natur selten so fehlerlos vollendet gebildeten Menschenfußes wieder. Schnell ausholenden Schrittes folgte er nach, und der Zwischenraum zwischen ihm und der vor ihm Gehenden verringerte sich bald merklich, da sie obendrein öfter, sich bückend, anhielt und danach langsam ihren Weg fortsetzte. Doch dann beschleunigte sie unverkennbar plötzlich einmal ihren Gang. Sie hatte sich nicht umgewendet, allein es ließ kaum Zweifel, sie habe beim Niederbücken etwas wahrgenommen, was sie dazu veranlasse. Indeß auch der Nachfolgende vermehrte seine Schnelligkeit und kam ihr trotzdem abermals näher, bis er plötzlich einmal stockte. Es war wieder etwas Sonderbares geschehen, wie schon öfter; ohne daß er es bemerkt, hatte Binna ein Priel zwischen sich und ihn gebracht und ging auf der anderen Seite gradaus weiter. Die Rinne war zu breit und tief, um ihm ein Hinüberkommen zu ermöglichen, er mußte geraume Zeitlang suchen, eine verschmälerte Stelle aufzufinden, die sich zum Überspringen eignete. Da hatte das Mädchen wieder einen tüchtigen Vorsprung erreicht und ging grad' gegen die offene See zu; wohin wollte sie und weshalb? Obwohl sie immer noch so that, als habe sie nichts von ihm gesehen, war's doch unverkennbar, sie trachtete danach, nicht von ihm eingeholt zu werden. Aus welchem Grunde? Fiel seine Begleitung ihr unangenehm oder fürchtete sie sich vor ihm? Eines davon mußte es sein, und Beides hätte ihm Ursache geben sollen, von seinem Bestreben abzulassen. Aber er that's nicht, lief ihr vielmehr nach; das Herz schlug ihm zu rasch, um seinem Kopf rechte Besinnung zu verstatten. Oder vielmehr, das wußte er, unangenehm war er ihr nicht, sonst hätte sie nicht gestern Abend noch bei der Lampe viel und gern mit ihm gesprochen. Und das Andere? Wovor in der Welt konnte Binna Fredden Furcht haben? In der Brust klopfte es ihm noch stärker; er drehte sich einmal flüchtig um, klein und weit lag die Hallig hinter ihm, doch Binna ging noch immer, von ihr ab, weiter.

Nach welchem Ziel denn? Eine Weile noch, dann sah und erkannte er's. Über den Wattengrund hob sich vor ihm etwas um ein wenig, nur einige Fuß Höheres, nun als eine der ganz kleinen, unbewohnten Halligen zu unterscheiden, von denen da und dort eine im Ring der größeren, den Asteroiden zwischen den Planeten vergleichbar herum lag und nur zu sicherer Sommerzeit als Schafweide oder zur Heuabernutzung verwertet ward. Jetzt regte sich nichts auf ihrer Herbstleere, wenigstens schien sie nichts Lebendiges zu beherbergen. Erst wie das Mädchen dicht an sie hinankam,

Digitized by Google

ſtob es plötzlich mit betäubend kreiſchendem Geſchrei auf. Tauſende von Möwen, die ſich auf ihr niedergelaſſen hatten und nun tanmelnd, bald wie eine weiße, bald als blaugraue Wolke über dem winzigen Eiland durcheinander ſchoſſen. Sie belebten die tiefe Einſamkeit der unendlichen weiten Öde umher, aber eigentlich erhöhten ſie dieſelbe noch.

Wie Jan Harring an die niedrige, nur mit kurzem, welkendem Gras bedeckte Erdſcholle nachkam, ſaß Binna Fredden dort auf dem feſten Rand, unter dem ſich noch eine kleine Waſſerlache erhalten, in der ſie ihre vom Schlick grau überkruſteten Füße reinſpülte. Sie hatte ihre groben Beinkleider dazu bis an die Kniee hinaufgekrämpelt und beließ ſie unbekümmert ſo beim Herantreten ihres Hausgenoſſen. Eine haſtig verhüllende Scheu der Frauen auf dem Feſtland, ſich ſo vor einem Manne ſehen zu laſſen, kannte die weibliche Inſelbevölkerung nicht; was ſie im Augenblick that, war Natürliches, und ſie fuhr ſelbſtverſtändlich damit fort. Jan Harring warf unwillkürlich einen Blick nieder, doch hob er ihn gleich wieder auf. Er hatte geſehen, daß ſich ihrem Fuß ein ebenſo kraftvoll und ſchön geformtes Bein anſchloß, länger hafteten ſeine Augen nicht darauf. Ihre Entblößung desſelben war nichts Unziemliches, nur ein Achtgeben von ſeiner Seite auf ſie hätte es dazu gemacht.

Die Sitzende hatte durch eine flüchtige Kopfhebung gezeigt, ſie wiſſe, er komme auf ſie zu. Sie that keine Äußerung, daß ſie ihn ſchon vorher geſehen, doch ebenſowenig verſtellte ſie ſich, ihr Geſicht legte keine Überraſchung über ſeine Gegenwart an den Tag. Ihr Trachten, nicht von ihm erreicht zu werden, war erfolglos geblieben, denn noch weiter hatte ſie nicht gehen können; aber was ſie dazu veranlaßt gehabt, ſagte ſie nicht, und auch er rührte nicht daran, ſondern äußerte nur: „Du gehſt weit heute.“

Sie antwortete: „Ich wollte ſchon länger einmal hierher.“

„Wozu?“

„Nach Möweneiern zu ſehen.“

Er blickte ſich um. „Giebt's die denn um dieſe Jahreszeit?“

Die Frage war ihm halb gedankenlos vom Mund gekommen; wie er den Kopf wieder zu ihr kehrte, ſah er ihr Geſicht von einem leichten Rot überfloſſen. Auch ſie hatte Unbedachtes geſagt, nach einem Grund geſucht, weshalb ſie bis hierher gegangen ſei, und ihre zu raſch gegebene Antwort lag als eine ſinnloſe im Oktober auf der Hand. Das fühlte ſie zu ſpät und es trieb ihr das Blut in die Schläfen auf; Jan Harring mußte herausvernehmen und konnte ihr entgegnen, daß ſie ihm mit einem Vorwand erwidert habe. Allein er that's nicht, ſondern ſetzte ſich nur ſchweigend neben ſie auf den Ufergrasrand. Über ihren Köpfen jagten und lärmten die aufgeſcheuchten Vögel weiter, der Wind kam nicht mit heftiger, doch mit breiter Wucht von Weſten daher, am verſchleierten Himmel ließ ein hellerer Fleck den Stand der Sonne erkennen. Es war dicht vor dem Novemberanfang, und ſie ging früh nieder; mit der Dämmerung konnte die Dauer des Taglichtes noch anderthalb Stunden betragen.

Eine Minute lang vielleicht war's geweſen, als ob die Beiden ſtumm neben einander fortſitzen wollten, aber dann hatte Binna doch ein Geſpräch begonnen, wie ſie's am abendlichen Tiſch miteinander führten. Grad' ſo, als ſäßen ſie dort beiſammen, in ihrer gewohnten ruhigen Art, nur atmete ſie ab und zu einmal bald kürzer, bald tiefer als ſonſt, und es war zu merken, ſie mühe ſich, kein Abbrechen der Unterhaltung eintreten zu laſſen. Dieſe erging ſich zunächſt über das, was unter lag, See und Sand, die Inſeln und die Menſchen darauf; doch wie in der Predigt des Paſtors wandelte allmählich unvermerkt das Meer ſich im Gedankenaustauſch der Beiden zum Leben um, und ſie redeten über manches Seltſame des letzteren und ſeine ſchnelle Vergänglichkeit, der nach ihrem übereinſtimmenden Dafürhalten nichts mehr nachfolge, weiter. Auch ſonſt trafen faſt immer ihre Meinungen und Empfindungen zuſammen; Jan Harring gab dieſem Einklang kurz Ausdruck: „Ich ſagte ſchon einmal, wir ſind eigentlich von der gleichen Art, Binna.“ Sie erwiderte nichts darauf, ſondern fuhr von Anderem fort; er trachtete darnach, in ihre Augen zu ſehen, doch ſie hielt dieſe beſtändig geſenkt oder blickte abgedreht ſeitwärts in die Weite. Nur einmal gelang es ihm flüchtig, und dabei durchlief es ihn mit einem

Digitized by Google

wunderſamen Schauern. Am grauen Himmel war nichts von Sonnenſtrahlen vorhanden, aber als hätten ſie ihren Glanz in die Augen des Mädchens hineingeborgen, ſo kam es auch im Schatten aus dem Untergrunde derſelben ebenſo mit einem tieferleuchtenden, blauen Lichtſpiel herauf, wie damals, als die Morgenſonne in ſie hineingefunkelt. Sie bedurften keines fremden Lichtes, ſondern trugen eigenen Zauberglanz in ſich.

Einmal nur, kurz wie das Fallen eines Sternes, nahm Jan Harring es gewahr, dann nicht wieder. Er ſprach jetzt von Pidder Tamen, von Eike und den Kindern, daß er auf Amrum zum erſtenmal in ſeinem Leben derartiges angetroffen. Sonſt ſei überall das Treiben der Menſchen, wo er es kennen gelernt, nur auf den Schein gerichtet geweſen, auf Täuſchung für Andere und auf Selbſtbetrug; das wiſſe Binna wohl gleicherweiſe. Aber da drüben habe er Wahrheit, wirkliches Lebensglück gefunden, das ihn gewaltig im Innern angefaßt und ihm die Sehnſucht geweckt, was an Zeit ihm noch vorbehalten ſei, anders als er ſich's früher gedacht, auch ſo wie Pidder Tamen ſicher befriedigt zum Ende bringen zu können.

Seine Zuhörerin nickte: „Ja, in dem Haus, wo wir uns zuerſt ſahen, war's ſo, nur ein Schein für die Leute.“ Aber zugleich machte Binna eine Bewegung, aufzuſtehen. „Wir müſſen zurück.“

Doch Jan Harring legte haltend die Hand auf ihren Arm: „Noch nicht, ich kenn's jetzt auch, es iſt noch Zeit. Mir fällt's ein, daß ich neulich Antwort gegeben, Dir einmal zu ſagen, warum ich an dem Abend das alte Buch, nach dem ich erſt verlangt hatte, von mir weggeworfen. Bei Pidder Tamen kommt's mir, denn ich war wie er, ich habe auch im Leben Haus und Land, Frau und Kinder gehabt. Aber ich war nicht wie er, denn ſie waren nicht wie ſeine ſind.“

Sichtbar überraſcht, den Sprecher diesmal ſtumm erſtaunt groß anblickend, blieb Binna Fredden ſitzen, und als er weiter redete, war es ſeltſam, denn er erzählte in einem Abriß die Geſchichte ſeines Lebens in Auſtralien genau ſo, wie der nachmittägige Schlaf auf dem ſonnigen Zaunwall unter der einſamen Knickeiche ſie im Traum ſeiner Vorſtellung wieder vorübergeführt hatte. Kein Gaukelſpiel träumender Einbildung nur war es geweſen, ſondern auch die Wirklichkeit von beinahe zwanzig Jahren, getreu in ihrem erſten Werden und Weiterwachſen durch die unermeßliche Länge der Zeit und vor allem in dem Widerſtreit ſeines Empfindens. Er hatte an ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, die ihm immer im Innerſten fremd geblieben, gehangen und doch mit dem Herzen ſie nicht lieben können, für ſie gelebt, ohne eigenes Lebensglück bei ihnen zu finden. Eine Strafe war's geweſen, eine endloſe Buße für den Unbedacht, die Sinnberückung und Beherrſchungsloſigkeit eines Augenblicks, und er hatte geglaubt, ſie werde erſt mit ihm ſelbſt ihr Ende nehmen. Aber dennoch war es anders geſchehen, in einer furchtbaren Nacht —

Die hatte ihm der Traum damals nicht im Einzelnen, nur mit dem Überſtürmen ſeines Gefühls durch eine allgemeine wirre Schreckniß zurückgebracht; jetzt erzählte und ſchilderte er Binna Fredden kurz — zum erſtenmal, daß er einem Menſchen davon und überhaupt von ſeinem vergangenen Leben ſprach — wie es ſich zugetragen. Er ritt am Morgen zu einer in Meilenentfernung benachbarten Anſiedlung hinüber und kehrte ſpät am Abend heim. Da war inzwiſchen weiter aufwärts im Lande, ohne daß Ohr und Auge etwas davon wahrgenommen, eines jener zeitweiligen ungeheuren Gewitter Auſtraliens niedergegangen und hatte den Fluß, in deſſen Niederung ſeine Farm lag, ſo geſchwellt, daß urplötzlich das Waſſer einer Mauer gleich herangerückt und in das „Flat“ heruntergeſtürzt war. Im Dunkel wälzte es ſich jählings gegen das Haus, über die ahnungslos ſchon in den Betten Liegenden, unterwühlte im Nu den Boden, riß die Gummibaumpfoſten des Holzbau's heraus, zertrümmerte die Wände. Wie Jan Harring ankam, war dort, wo er am Morgen ſeine Heimat verlaſſen, nichts mehr, als eine ſchäumende, ziſchende, brüllende, donnernde Flutmaſſe, in die er die Namen ſeiner Frau, ſeiner Kinder hineinſchrie, ohne eine Antwort, einen Ton des Lebens zurück zu bekommen. Und wie das Taglicht anbrach, zeigte es Alles ſpurlos verſchwunden, hoch überſchlammt lag auf dem Weidegrund die ertrunkene Viehherde hingeſtreckt, doch ſelbſt von den Leichen der

Digitized by Google

Seinigen war nichts geblieben. Mit den Trümmern des Hauses hatte der wüthende Strom sie davongestrudelt, den Fluß hinab, in die Buschwildnis hinein, unfindbar und unerreichbar; seine Augen hatten auch die Toten nicht mehr wieder gesehen.

Zum erstenmal in seinem Leben war's, daß Jan Harring einem Menschen von allem dem gesprochen, man sah, es kam ihm durchschaudernd aus der Erinnerung herauf, doch mit einem Kopfruck warf er's nun hinter sich zurück, wie er's oftmals nach seiner Rückkunft ins Jugendheimatland gethan, wenn das Gedenken daran ihn jäh anpackte. Und er endigte rasch: „Darum ging ich in Pastor Altermanns Haus, den Satz wieder zu lesen, der mir selbst gegolten, ohne daß ich's als Knabe gedacht und begriffen. Aber als ich's gelesen, warf ich das alte Buch von mir weg, denn was es da sagte, galt einem Andern, einem, der gewesen war, nicht mir. Ich wollte nichts mehr davon hören, denn ich wollte mein Leben noch einmal neu und besser anfangen. Und in der Stube des Pastors fand ich nicht nur das alte Buch, Binna, ich fand dort auch Dich —"

Durch die Glieder Binna Freddens ging ein plötzliches Zusammenfahren, sie richtete sich schnell von ihrem Sitz auf und fiel ein: „Wir müssen zur Hallig zurück — sonst kommt die Flut über uns."

Doch Jan Harring fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „Und hier fand ich Dich wieder im Pastorhaus, Binna, und weiß jetzt, das mußte so sein, wenn ich wirklich noch einmal ein neues Leben anfangen sollte, wie ich's bei Pidder Tamen kennen gelernt. Willst Du mir dabei helfen, Binna?"

Sie that nicht überrascht, ihre Antwort bekundete, daß sie die letzte Frage vorausgesehen, ihm schon seit längerem im Gesicht gelesen habe, er werde einmal so zu ihr sprechen. Und davor hatte sie ausweichen gewollt, gemieden, allein mit ihm zusammen zu sein, war deshalb heut' bis hierher vor seinem Nachkommen davon gegangen, denn sie erwiederte, abgedrehten Kopfes: „Du weißt, es kann nicht sein."

Das machte seine Gedanken verworren, ließ ihn auch zum erstenmal sich einen Beistand herzurufen, dessen Hülfskraft ihm sonst noch nie in den Sinn gekommen. Bedachtlos stieß er hervor: „Meinst Du, wir könnten nicht so leben, wie Pidder Tamen und Eike, im eignen Haus und Hof? Meines drüben hat der Strom weggerissen, mit Allem, daß nichts an Wert mehr dran war. Aber ich hatte mehr aus den Goldbergen mitgebracht, viel mehr, das sicher in der Bank in Sidnen lag, dem keine Flut etwas anhaben konnte, und bin reich geblieben, viel reicher, als wir's jemals brauchen."

Ein leichtes, doch wahrnehmbares Zittern war bis ebenzuvor durch den kraftvollen Körper des Mädchens gegangen, schwand jetzt indeß wieder unter der gewöhnlichen Ruhe Binnas zurück, und mit ihr antwortete sie: „Glaubst Du, daß man Treue um Geld kauft?"

Ihm fiel selbst schwer aufs Herz, was unbedacht von seinen Lippen geraten, stotternd versetzte er: „Nein, das glaube ich nicht — bei Dir gewiß nicht —"

„Aber Du wolltest es, denn ich bin Arfst Boikens Braut."

„Der ist ein Toter — seit zehn Jahren."

„Ich sagt' es Dir einmal, Jan Harring, da hatt' es anderen Sinn: Wenn die Toten zu den Lebendigen kämen. So geb' ich's Dir nochmal als Antwort auf Deine Frage. Wenn das geschieht, dann —"

Sie sprach nicht aus, sondern setzte statt dessen den Fuß auf den Wattensand nieder. Doch er griff nach ihrer Hand und hielt sie: „Warum drehst Du den Kopf von mir weg? Sieh mich an, wenn Du's sagst! Ein Friese spricht auch mit den Augen, was sein Mund redet."

Ein Vorgang war's, der genau wieder an den des Abends vor der Flurthür im Altermannschen Hause erinnerte. Nur stand Binna Fredden heut' einen Atemzug lang verstummt und wie kraftgelähmt; erst wie er die andere Hand nach ihrem Kopf streckte, diesen und ihre Augen gegen seinen Blick herumzuwenden, stieß sie aus: „Laß mich!" und riß sich, wie damals, kraftvoll los. Dann sagte sie hinterdrein, mit großem Schritt von ihm fortretend: „Wenn Du nicht gemeint hast, Jan Harring, Treue wäre mit Gold zu kaufen — glaubst Du, sie läßt sich mit Gewalt entzweibrechen? Ich kann hier keine Thür hinter Dir absperren, aber ich fürchte mich darum nicht vor Dir,

Digitized by Google

denn die Toten lassen den Lebendigen ihre Kraft."

Mit ruhiger Stimme und männlich fest, als komme, ihrer Kleidung gemäß, der Laut vom Munde eines Mannes, hatte sie's gesprochen, doch es klang noch etwas drüber hinaus, etwas schlicht Hohes und Hoheitvolles aus Wort und Ton. Nun ging sie, und Jan Harring sah ihr betroffen, wie an den Boden festgebannt nach. Es war geschehen, was er sich nicht ausgesprochen, aber freilich im Innersten gefürchtet hatte. Und doch, klopfte ihm das Herz, Binna Fredden habe ihm nicht ins Gesicht sehen gewollt, als sie seine Werbung abgewiesen.

Fast eine Stunde mochte während des Verbleibens der Beiden auf der kleinen Erdscholle vergangen sein, die Sonne hatte jedenfalls hinter der Wolkenschicht im Westen den Horizont schon überschritten, und es war, wie Binna gemahnt, hohe Zeit zur Rückkehr vor Eintritt der Flut. Doch trotzdem stand er noch reglos, nur innerlich mit den auf ihn eindringenden Gedanken ringend.

Plötzlich schoß ihm etwas, wie eine feinen geistigen Blick bisher überdunkelnde Hülle, vor den Augen herunter. Was war das? Achtlos hatte er der kleiner werdenden Gestalt nachgeschaut, jetzt durchfuhr's ihn auf einmal mit einem Schreck des Erkennens. Sie mußte verwirrten Sinn's sein, denn sie ging nicht zur Hallig hinüber, sondern gradaus weiter noch, der offnen See entgegen.

Mit einem jähen Sprung sich vorschnellend, lief er ihr nach und rief ihren Namen, doch der Wind stand wider ihn, sie hörte nicht, oder sie wollte nicht hören. Das Tageslicht aber nahm merkbar ab, im Westen schob sich eine graue Wand herauf, die gleichmäßig vom Halbrund des Horizontes vorrückte, als bewege sie sich heran, alle friesischen Inseln vom Norden bis zum Süden zugleich zu umschließen und in einem Riesennetz einzufangen. Denn einem solchen, um das losgerissene Maschen flatterten, glich's noch mehr; es war keine Wolke, sondern ein Nebel, der da und dort seiner dichten Hauptmasse von ihrem Rande aufgelockerte Streifen voranziehen ließ. Trotzdem ging Binna Fredden immer noch gradaus vorwärts.

Da schoß windgetrieben auf den langgestreckten, schmalen Flügeln mit schrillklagendem Ruf eine vereinzelte „Wimmermöwe", die große Seeschwalbe, von der Nebelwand her über dem Kopf des Mädchens und rasch danach über dem Jan Harrings gegen Osten, sie hatte etwas von einem Vortrab; kein anderer Vogel schrie zur Zeit umher, doch drüben im Westen lag ein dumpfverworrenes Getöse in der Luft, wie ein Gemenge von hunderttausend Stimmen, aus dem das Ohr keinen Einzelton herushörte.

Was gab's da? Aus den kleinen Rinnen im Wattengrund kam ein Plätscherlaut, das hin und her Schnellen eines Fisches, der bei der Ebbe auf dem Trocknen oder nur in zollhohem Tümpel zurückgeblieben, und sich vergnügt zu regen begann. Im matten Licht hub es dort und hier zu blinkern an, zu sickern, ein rieselndes Netz zu flechten.

Das war steigendes Wasser, ein Vorbote der zurückkommenden Flut! Jan Harring schrie vergeblich: „Binna! Binna!" Die Brust versagte ihm, er konnte nicht mehr rufen, denn atemlos stürzte er ihr nach. Und seine stürmische Hast holte sie ein, gewaltsam faßten seine Hände sie an den Schultern, doch im selben Augenblick kam es drunten über den Wattensand wie ein grauer Schatten, reckte sich bis an die Füße des Mädchens vor und klitschte ein spielendes, feines Wellchen an ihnen auf.

Er konnte aber aus noch keuchender Brust ringen: „Du gehst falsch —"

Sie antwortete, ohne den Kopf zu drehen: „Was geht's Dich an?"

„Die Flut kommt!"

„Ja."

So ruhig sprach sie's, daß sie von Sinnen sein mußte.

Und so fügte sie hinzu: „Warum kommst Du mir nach? Lauf zurück; vielleicht kommst Du noch wieder bis an die Möwenhallig."

Er stieß aus: „Weil ich Dich lieb habe!" Da kam's wieder, aber diesmal schlug's leicht bis über die nackten Füße Binnas hin. Sie wiederholte, Jan Harring von sich drängend, heftig: „Lauf zurück!"

„Nicht ohne Dich. Bleibst Du, so bleib' ich auch. Das ist keine Gewalt an Dir, geht nur mich an."

„Keine Gewalt an mir?" Ihr Kopf fuhr

Digitized by Google

jetzt herum — „wenn Du umkommst durch meine Schuld?“

Für einen Atemzug brach sie ab, dann flog ihre Hand gegen ihn hin: „Gieb mir Deine Hand drauf!“

„Worauf?“

„Daß Du Arfst Boikens Braut nicht wieder versuchen willst!“

Ihr Ton sprach unerschütterlich, sonst gehe sie weiter — der Flut entgegen. Er ergriff ihre Hand und drückte sie fest; nun stieß sie, wie jäh verwandelt, vom Mund: „Schnell! Schnell! Sie kommt!“ und umkehrend riß sie ihn mit sich.

Sie liefen, doch das Wasser lief hurtiger. Es klatschte ihnen an die Beine, schoß ihnen schon weit voraus, und jede Welle überholte um Wurflänge die vorherige. Der Wind warf den Nebel herüber, die graue Dämmerung fiel vom Himmel, man sah nicht mehr, hörte nur, daß Millionen kreischender Vögel jetzt über die Köpfe wegjagten. Mit ohrbetäubendem Lärm, ein ungeheurer Hofstroß, kündeten sie das Heranbrausen der alten Herrscherin des ertrunkenen Landes, der Nordsee.

Sie hatten Flügel und Schwimmfüße, doch Jan Harring und Binna Fredden von beiden nichts. So schnell brach die Dunkelheit ein, daß die kleine, niedrige Hallig spurlos vor dem Blick verschwand. Aber die Augen Jan Harrings hatten tausendmal eine für andere nicht mehr wahrnehmbare Fährte im australischen Busch verfolgt, und unter dem überschwellenden Wasser faßte sein Blick noch die Abdrücke der Füße vom Hergang auf; die der seinigen mischten sich mit denen des Mädchens durcheinander. So hielten sie die Richtung auf das unsichtbar gewordene Eiland zu; Binna hatte gesagt, bis dahin sei vielleicht noch zu kommen. Im Lauf hielt sie noch die Hand ihres Begleiters fort, ob sie glauben mochte, ihn dadurch schneller vorwärts zu bringen, oder aus Furcht, hinter ihm zurückzubleiben. Nein, aus Furcht konnte sie's nicht thun, die kannte Binna Fredden nicht.

Jan Harring kam's deutlich zur Erkenntnis: Sie hatten zu lange gesessen, er zu ausführlich von seinem Vorleben erzählt und Binna ihm zugehört; es wäre zu spät gewesen, die weite Strecke bis zur Hallig zurückzulegen, auf halbem Weg hätte die Flut sie überholt. Nur an die Möweninsel konnten sie noch — vielleicht.

Nein, auch dafür war's zu spät geworden. Welle um Welle, schlug das Wasser ihnen um die Kniee, schon drüber hinauf. So hoch jetzt und so von Dunkel überlagert, daß sich keine Fußspur mehr unterscheiden ließ. Aufs Gradewohl arbeiteten sie sich mühsam weiter; lautlos, sie hatten kein Wort mehr getauscht.

Nun war's Jan Harring, als atme die Brust neben ihm schwer, mit erlahmender Kraft; es täuschte, aber ihm klang's durch das Wind- und Wasserbrausen so im Ohr. Ihm schien's zugleich, Binna komme langsamer vorwärts und in seiner Vorstellung sah er sie, wie immer, in ihrer weiblichen Kleidung, glaubte sie dadurch behindert. Mit plötzlichem Ruck schlug er die Arme um sie, hob sie auf und trug sie.

Und sie mußte doch erschöpft sein, denn sie wehrte nicht ab, leistete keinen Widerstand. Mechanisch legte sie ihre Arme zum Halt um seinen Hals, ihr Kopf sank herab und lag auf seiner Schulter. So rang er sich im Dunkel mit übermächtiger Anstrengung durch das Brodeln, Hauchen und Zischen um ihn her weiter, doch er sagte sich, hundert Schritte noch, dann war's vorbei. Das Wasser stieg ihm über die Hüften, begann, ihn zu heben, sein Fuß fühlte den Boden nicht mehr, als gleite derselbe zerfließend unter ihm weg, war's. Wenn er Binna Fredden noch ein Abschiedswort sagen wollte, ward es Zeit. Aber er preßte die Lippen zusammen, und kein Laut kam über sie. Er hatte ihr's in die Hand gelobt, und er war von friesischem Blut. So trug er sie noch, mit keiner Rettungshoffnung mehr, nur mit dem Instinkt des bis zum Letzten kämpfenden Lebens. Ihre Stirn lag jetzt an seine Schläfe gesunken, regungslos, nur eine Wärme fühlte er von ihr und einen langsam tiefen, wie schlafesruhvollen Atemzug ihrer Brust.

Da stolperte ihm der Fuß, stieß gegen eine weiche, doch rätselhaft sich aufschrägende Masse, dann den letzten Halt verlierend, taumelte er, von einem Wellenschlag im Rücken getroffen, vornüber, aber seltsam aufwärts. Mit seiner Traglast schlug er ins klatschende Wasser nieder, doch seine unwillkürlich im Fall vorgreifende Hand hielt etwas, das sie

Digitized by Google

kitzelte und stach; ein Augenblick verging, eh' ihm zum Bewußtsein kam, es sei kurzhalmig hartes Gras. Damit aber durchschoß es ihn auch, sie hatten ihr Ziel, die kleine Bordschwelle, durch Flut und Dunkel erreicht, waren gerettet. Nach Binna umtastend, sie rasch auf's sichernde Ufer ziehend, stieß er aus: „Wir sind da!" Sie richtete sich halb auf und fragte: „Wo?" Es klang wie aus einem noch nicht völligen Traumerwachen, als sei sie in der letzten Minute nicht mehr bei deutlichem Bewußtsein gewesen. Nun begriff sie's, denn sie sagte: „Ja, das ist Land;" doch in dem Ton lag nichts von Freudigkeit. Sie fügte, klarer zu sich gelangend, nach: „Du hast mich hergebracht, ich muß Dir wohl danken." Aber es klang nicht wie ein von Herzen kommender Dank.

Dann indeß saßen sie neben einander, wie zuvor, nur fast in Lichtlosigkeit auf dem erhöhten Rand der öden Hallig, und die wachsende Flut brach sich machtlos unter ihnen. Kurz sprach Binna einmal: „Ich hatte nicht gedacht, daß wir noch hinkämen," und nach einem Schweigen setzte sie hinzu: „Wenn der Wind stärker wird, hilft es uns nicht; da geht das Hochwasser auch hier drüber weg." Doch wie zuvor keine Freude, gab ihre Stimme jetzt keine Befürchtung kund.

Sie mußten abwarten, was geschah, jedenfalls aber bis gegen Morgen auf der Insel ausdauern, um Tiefebbe und Lichtschimmer zur Heimkehr über den Wattengrund zu haben. Allmählich kam ihnen Überlegung; beide waren bis an die Brust völlig durchnäßt, und wie früher Jan Harring deshalb für Binna besorgt gewesen, nötigte sie jetzt ihn, aufzustehn und sich rasche Bewegung zu machen, damit er sich erwärme. Sie that das gleiche, und eine Stunde oder länger liefen sie neben einander rasch über ihr kleines Landgebiet hin und her; der Wind kam weich, mit breitem Strich und trocknete ihre Kleider, doch er verstärkte seine Wucht nicht mehr. Es dauerte lange, dann indeß ließ sich merken, daß die Flut ihre Höhe erstiegen habe, die Gefahr war vorüber, keine Überschwemmung der Insel mehr zu befürchten. Bald auf und abgehend, bald wie am Nachmittag sitzend, verbrachten die beiden sicher Geborgenen die Nacht, die lange, und ihnen doch nicht so erscheinend. Überraschend schnell vielmehr rann sie hin, in ihrem Fortgang nach den Himmelszeichen zu bestimmen. Denn der Nebel verschwand, Sterne traten aus dem Firmament und wie ein silberner Kahn schwamm der Mond herauf. Allgemach verstärkte er seine Lichthelle, überglänzte mit weißem Schein das öde Eiland und warf die Schatten der beiden Wandernden over Sitzenden neben einander auf die See hinaus.

Sie sprachen viel und über vieles zusammen, doch kein Wort erinnerte an das, was hier im hinschwindenden Tageslicht zwischen ihnen vorgegangen war, und weder von seiner, noch ihrer Seite rührte eines an den seltsamen Irrweg Binnas, den sie, statt zur Hallig hinüber, dem Meer entgegen eingeschlagen hatte. Sie war vollständig wieder dieselbe, die abends im Pfarrhause am Tisch saß; so redete sie, ruhig, ohne eine Scheu, klar ihren Gedanken Ausdruck gebend. Ein von allem Treiben der Menschheit nie berührter, weltfremderer Erdenfleck mochte nirgendwo aufzufinden sein, eine Topfscherbe mit ein bischen Sand gefüllt war's in der wogenden Unermeßlichkeit. Die darauf hin und her klingenden Worte begleitete als unterlaßloser Chor das Rohren der See; immer noch jagten die schreienden Möven herüber und hinüber, sie schienen niemals zu ruhen, keines Schlafs zu bedürfen.

Doch auch die Menschenaugen unter ihnen dachten nicht an den letzteren; ob Stunde um Stunde ging, brachte er sie nicht in seine Gewalt. So beruhigt die Lippe sprach, mochte es doch unter ihr im Innern noch von dem Kampf und der Aufregung nachbeben, das Blut in schnellerem Umlauf als sonst forterhalten und jeder Müdigkeitsanwandelung wehren. Dann stand das Mädchen einmal auf und sagte: „Wir wollen gehen, nun ist's Zeit." Die Nacht war noch nicht vorüber, aber schon seit Stunden hatte die Ebbe wieder begonnen; es galt, sie richtig für den weiten Weg zu benutzen. So wählte Binna genau den besten Zeitpunkt, sie schritten aufangs noch durch seichtes, rücklaufend ihnen entgegenkommendes Wasser, doch dies verringerte sich schnell, schwand bald ganz vom trocken werdenden Boden ab. Der Mond sank schräg wieder in einen Dunstgürtel des Horizonts hinunter, von den Halligh äusern ließ sich nichts gewahren, es ward dunkler, als es die Nacht hindurch gewesen. Aber unbeirrbar hielt Binna

Digitized by Google

Fredden jetzt die Richtung inne; hie und da freilich erkannten sie in dem matten Sternenlicht eine noch gefüllte schmale Priekrinne erst, wenn sie schon hineingerieten und das Wasser wieder um sie aufquirlte. Leicht gelangten sie hindurch, doch ohne einen Ausruf oder ein Lachen. Vor einer Woche noch hatte Binna, wenn derartiges sich aus Unvorsicht zutrug, zumeist ein Lachen nicht verhalten können; aber jetzt stand beiden nicht der Sinn danach.

Schon länger bewegte sich vor ihnen in nicht abzuschätzender Weise etwas Rätselhaftes, kleine, rötliche Punkte, als käme ein Dutzend von Glühwürmchen über den Wattengrund daher. Ihr Gelecht ward matter, wie nun die Morgendämmerung anhub, die allmählich um die flimmernden Pünktchen dunkle Schattenrisse aufwachsen ließ. Leute von der Hallig waren's, um das nächtliche Ausbleiben der beiden besorgt, beim Eintritt der Ebbe mit großen Handlaternen auf die Suche ausgezogen; Bokke Harring befand sich trotz seinem lahmenden Fuß an ihrer Spitze. Als sie nun mit den Gesuchten zusammenstießen und erfuhren, wo diese sich vor der Flut geborgen, war es friesisch, wie ihre Gesichter sofort keine Spur von einer Erregtheit und Besorgnis mehr aufwiesen. Einer der Schiffer äußerte nur kurz: „Dat weer unnödi, Binna Fredden weer jo dabi; do passeert nix." Der Pastor fügte hinzu: „Ich wußte Euch unter Gottes Schutz"; aber seine Augen waren die einzigen, in deren Tiefe noch eine unruhige Angst nachzitterte.

Wenig Worte wechselnd, wanderte das Menschenhäuflein durch den angebrochenen Tag zur Hallig, im Hause stiegen Jan Harring und Binna Fredden zunächst zu ihren Schlafkammern hinan. Vor der übrigen im Dachraum hielt die letztere kurz an, reichte ihrem Nachtgefährten die Hand und sagte: „Die Flut hat doch Gutes gehabt, wir sind wieder Freunde geworden." Sie sah ihm dabei ins Gesicht, doch nur mit einem Aufschlag der Augen, denn sie trat rasch in ihre Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Table d'hunt.

An dieser langen Tafelreihe
Sitzt alles buntgeschmückt und fein'
An Wänden ragen Wildgeweihe
Und taghell flammt der Lichter Schein.

Was unter all' den Kreuz und Sternen
Und Busenschleiern brennt und zuckt,
Wer's sähe, könnte Vieles lernen
Und käm' es erst ans Licht gedruckt!

Begierde, Haß und Neid und Bangen
Verleiblicht könnte man da schau'n,
Wie einen Knäuel bunter Schlangen
Und scharfe Schnäbel, harte Klau'n.

Wie prunkt das Silberzeug, so blinkend!
Die Gläser klirren und voll Fleiß
Als Kellner dient der Teufel hinkend,
Zum kühlen stellt er Sekt in Eis.

Herrmann Lingg.

„Sie schwebt dahin . . ."

Sie schwebt dahin, wie Feen schweben;
Nur daß entrückt sie jedes Auge sieht
Und alle Herzen glühn und beben,
Denn sie ist schön wie ein verkörpert Lied.

Viel Engel stürzten ins Verderben
Und viele Sterne mußten untergehn
Und viele Blumen mußten sterben,
Eh' solche Schönheit konnte auferstehn.

Rudolf Knusfert.

G'ringlete Haar'.

(Schwäbisch.)

Deine g'ringlete Härla[1])
Sind so goldig wie Klachs,
Wenn i's a'guck, wenn i's a'rühr,
Schmilzt mei Herzle wie Wachs.

Bin i grätig,[2]) bin i wüetig,
Nimmt es kaum a guets End',
Aber du mit oine Härle[3])
Du bindst mir uo d' Händ.

Koi Amtma', koi Schandarm
Die bringet mi weit,
Aber g'ringlete Klachshaar
Die machet mi g'scheidt.

Hyazinth Wäckerle.

Was willst du mehr?

Die Blume klagt nicht, daß sie welkt,
Sie hat geblüht, was will sie mehr?
Nicht klagt der Stern, daß er erlischt,
Er hat geglüht, was will er mehr?
Und wenn's mit dir zur Neige geht,
Was klagst und weinst du dann noch sehr? —
Du hast gelebt, du hast geliebt,
O Menschenherz, was willst du mehr?

Armin Werherr.

[1]) gelockte Haare. [2]) verdrossen; [3]) mit einem Härchen.

Digitized by Google

Lieder im Volkston.

Von Hoffmann von Fallersleben.

(Ungedruckter Nachlaß.) *)

„Wie ein Garten ohne Blumen . . ."

(1821.)

Wie ein Garten ohne Blumen,
Wie ein Weinberg ohne Reben —
Ach, so bin ich nun verlassen,
Kann auch so nicht länger leben!
Kehre wieder, mein Geliebter,
Holder Frühling, kehre wieder!
Sieh! es blühet schon das Geisblatt
Und es duftet schon der Flieder!
Und die Nachtigall im Busche
Hat schon sieben Tag geschlagen,
Will sich auch ein Nestchen bauen,
Hat schon Reiser heimgetragen.
Wie ein Garten ohne Blumen,
Wie ein Weinberg ohne Reben —
Ach, so bin ich nun verlassen,
Kann auch so nicht länger leben!

Abendlied.

(1825.)

Die Sonne will nun scheiden,
Und dunkel wird's umher.
Und wer sein Lieb verloren,
Dem tagt es nimmermehr.
Und wer sein Lieb verloren,
Dem tagt es nimmermehr:
Gestorben und begraben —
Hab' keine Freude mehr.
Gestorben und begraben —
Hab' keine Freude mehr.
Die Sonn' ist nun geschieden
Und Dunkel ward's umher.

Des Frühlings letzte Gabe.

(1850.)

Der Frühling hat sich heiß gemüht
Daß Alles wieder grünt und blüht
Klingsum an allen Enden.
Er hat erfüllet seine Pflicht,
Doch fühlt er sich zufrieden nicht,
Und will noch mehr vollenden.
„Ich hab an Eins noch nicht gedacht,
Was lieblich schmeckt und fröhlich macht
Ich will's den Menschen geben." —
Da gönnt er sich nicht Rast noch Ruh,
Er eilt den nächsten Bergen zu
Und schmückt mit Laub die Reben.
Dann schafft er, was er schaffen kann,
Und duft'ge Blüthen hängt er dann
An jede Rebenranke:
„Nun lebet wohl! und wenn Ihr singt,
Und scherzt und jubelt, tanzt und springt,
Denkt mein beim edlen Tranke!"

Kneipen.

Kneipen ist das Schönst' auf Erden!
Glücklich wer noch kneipen kann,
Denn dahin sind die Beschwerden,
Wenn man hebt zu kneipen an.
Wenn man fröhlich sitzt und kneipt,
Und sich so die Zeit vertreibt,
Kann's ein schöner Leben
Auf der Welt noch geben
Als die echte deutsche Kneiperei?
Beider Welten Nationen
Wissen nicht, was Kneipen heißt,
Aber unter allen Zonen
Kneipt allein der deutsche Geist:
Er erfand Begriff und Wort,
Und er kneipet immerfort,
Kneipet aus dem Grunde,
Kneipet jede Stunde,
Kneipt sein ganzes liebes Leben lang.
Wenn die Tabakswolke wallet,
Wenn zu deutschen Bier und Wein
Hell ein deutsches Lied erschallet,
O da kneipt es sich gar fein!
O dann wird man sich bewußt
Erst der höhern Lebenslust!
Gott mag uns vergönnen,
Daß wir kneipen können,
Kneipen, kneipen bis zum jüngsten Tag!

Abendlied der armen Winzer.

(1873.)

Wenn die Reben wieder blühen,
Denken wir an dies und das,
Auch daß uns für unsre Mühen
Werden wir ein volles Faß.
Und dürft' es denn wohl anders sein?
Ach nein! ach nein!
Wir trinken wieder Gänsewein.

*) Aus der soeben bei F. Fontane & Co. in Berlin erscheinenden, von Dr. Heinrich Gerstenberg herausgegebenen Gesamt-Ausgabe. Vergl. Band XIII. S. 260 ff. Band XIV. S. 28 und 54.

Digitized by Google

Unsre Hoffnung wird schon besser,
Blühen wird auch unser Heil.
Seht im Keller doch die Fässer!
Eins doch wird uns wohl zu Teil!
Es wird für uns doch Herbst auch sein?
Ach nein! ach nein!
Wir trinken immer Gänsewein!
Dennoch hat uns Gott gegeben
Mehr als Gold und Rebenblut,
Denn gesund und froh zu leben
Ist des Lebens höchstes Gut.
O lieber Gott, so mag's denn sein!
Schenk ein! schenk ein!
Gesundheit ist der beste Wein.

Ein gelegentliches Lied.

(1873.)

Sieh nicht nach dem Wetterhahne!
Wetter hin und Wetter her —
Zieh nur auf des Frohsinns Fahne!
Froh zu sein sei Dein Begehr.
Perlt der Wein in hellen Gläsern
Wird dein Geist erleuchtet sein,
Wie der Tau an grünen Gräsern
Lieblich glänzt im Sonnenschein.
Mag der Sturmwind draußen sagen
Mit den Wolken kreuz und quer,
Mit dem Saft der Reben schlagen
Leichter wir ein Grillenheer.
Trinkel aus und seid zufrieden
Auch mit jeder schlechten Zeit,
Denn zur Freude ward beschieden
Uns genug Gelegenheit.
Die Gelegenheit soll leben!
Fehlt sie uns, wir machen sie:
Alles wird sich schon ergeben,
Nur am Weine fehl' es nie!

Tanzlied zur Fastnacht.

(1825.)

Und noch einmal zum Tanze
Klink wie ein Vogel schwirrt!
Was stehst du an der Schwelle?
Komm schnelle!
Eh's Aschermittwoch wird.
Und noch einmal getrunken!
Geh, hol ein Schöpplein Wein!
Heut darf mich Keiner schelten:
Nur selten
Stellt sich die Fastnacht ein.
Und sind wir heut noch lustig,
Ja morgen thut's nicht not.
Da heißt es: werk' und raste
Und faste
Und schaff den Kindern Brot!
Und noch einmal zum Tanze
Und noch einmal ansetzt!
Spielt auf, ihr Geiger und Pfeifer!
Einen Schleifer
Spielt mir zu guter Letzt!

Matrosen-Wochenarbeit.

(1834.)

Sonntag ruht das Steuerruder
Und der Wein giebt frischen Mut.
Montag ist des Sonntags Bruder
Und der Wein schmeckt wieder gut.
Dienstag müssen wir uns rüsten,
Nehmen frischen Wein an Bord,
Doch es stürmt an unsern Küsten
Und wir trinken immerfort.
Mittwoch ist das Wetter besser
Und es weht ein milder Wind,
Und nun prüfen wir die Fässer,
Ob sie voll und richtig sind.
Donnerstag sind wir nicht fertig,
Prüfen noch gar manches Faß:
Meist nur richtig! gegenwärtig
Fehlt noch jenes, dies und das.
Freitags haben wir vollendet
Unsre Prüfung Gott sei Dank!
Dafür wird uns dann gespendet
Zur Belohnung noch ein Trank.
Doch nun ist es unabwendlich,
Darum, Hamburg, gute Nacht!
Denn der Wein, er hat uns endlich
Noch am Samstag flott gemacht.

Kindtaufe.

(1851.)

Heran! heran!
Frisch' auf! stoßt an!
Das neugeborne Kindelein
Soll fröhlich wachsen und gedeihn
Zu aller Menschen Freude!
Klinglang! klinglang!
Es lebe lang!
Es blühe wie das Blümelein,
Von außen und von innen rein,
Vor Gott und allen Menschen!
Gebt Acht! gebt Acht!
Das Kindlein lacht,
Als wollt' es sagen: Was ihr sprecht
Und singet, ist mir eben recht —
Gott gebe seinen Segen!

Wunderwasser.

(1854.)

Arme Frau, o arme Frau!
Ach, bei Gott, das ist zu viel!
Alle Tage braun und blau!
Sag, woher dies Farbenspiel? —
„Frau Gevatterin, mein Mann
Zankt und keift den ganzen Tag,
Und weil ich nicht schweigen kann,
Schlägt er mich so oft er mag.
Ach, ihr wißt, wie gut ich bin!
Und wie er doch ist so schlimm!
Wißt ihr, Frau Gevatterin,
Gar nichts gegen seinen Grimm? —

Digitized by Google

Meine Base selig hat
Mir dies Wasser hier vermacht,
Das sie selber als probat
Angewandt hat Tag und Nacht.
Ja dies Wunderwasser kann
Schützen dich vor jedem Schlag —
Nimm's in Mund, so oft dein Mann
Etwa wieder zanken mag! —

Frau Rheuma.

(1871.)

Frau Rheuma ist ein böses Weib,
Sie läßt mir keine Ruh,
Sie gönnt mir keinen Zeitvertreib,
Sie quält mich immerzu.
Ich mag nun machen, was ich will,
Sie spricht: „ich bin dein Weib, schweig still.
Wenn mich die Freude drückt am Herz
Und streichelt mir das Kinn
Und ich vergesse Leid und Schmerz
Und dann recht fröhlich bin,
So heißt's: „die Freude muß hinaus!
Ich bin dein Weib, bin Frau im Haus.“
Wenn mir die Frühlingssonne lacht
Mich milde Luft erquickt,
Mir Berg und Thal in voller Pracht
Den Gruß der Freude schickt,
So kommt Frau Rheuma wie der Wind
Und jagt nach Hause mich geschwind.
Wenn ich beseelt von Fröhlichkeit
In Freundeskreisen bin,
Und mir die kalte Winterszeit
Bei Sang und Wein geht hin,
So kommt Frau Rheuma bald herein
Und gießt mir Wermuth in den Wein.
Und wenn ich will auf Reisen gehn,
Mich etwas zu zerstreu'n,
Wo liebe Freunde mich verflehn
Und gerne mich erfreu'n,
So geht Frau Rheuma immer mit,
Begleitet treu mich Schritt für Schritt.
Frau Rheuma ist ein böses Weib,
Doch wie sie mich auch quält,
Und täglich ansicht Geist und Leib —
Sie ist mit mir vermählt.
Ich danke Gott wenn sie nur still
Und gar nichts von mir wissen will.

Auf den Dünen bei Katwijk.

(1824.)

O wie bin ich doch betrogen
Auf der Höhe dieser Dünen!
Keine Felder seh' ich wogen,
Keine Wälder seh' ich grünen.
Wolken kommen, Wolken ziehen
Stumm nach einem fremden Lande,
Wellen kommen, Wellen fliehen
Rauschend hier am fremden Strande.
Aber du kannst neues Leben,
Du nur alte Freud' und Wonne,
Du kannst Alles wiedergeben,
Heimathimmel! Heimatsonne!

In der Fremde.

(1855.)

O Vaterland, o Heimatland,
Wie sehn' ich mich nach dir!
Hier ist mir Alles unbekannt,
Fremd Erd' und Himmel mir.
Wenn sich dies Blatt im Winde regt,
So regt sich's nicht für mich.
Wenn euch daß Herz im Busen schlägt,
So schlägt es nicht für mich.
Wenn sich der Blick verirrt nach mir,
So ist es Neugier nur,
Von allen folgt kein einz'ger hier
In Liebe meiner Spur.
Ich wandle still und ernst umher,
Ein Schattenbild der Nacht.
Nie wird erfüllt hier mein Begehr,
Und nie mir Trost gebracht.
Hier ist mir Alles unbekannt,
Fremd Erd' und Himmel mir:
O Vaterland o Heimatland,
Wie sehn' ich mich nach dir!

„Es ist ein Reif gefallen . . .“

(1857.)

Es ist ein Reif gefallen
Vor meines Liebchens Haus,
Der Sommer ist vergangen,
Das Lieben ist nun aus.
Wann wirst du wieder kommen,
Wann bist du wieder hier?
Zu Winter oder Sommer,
Wann kommst du her zu mir?
Wann ich zur Alpe ziehe,
Dann zieh ich auch zu dir,
Nach eh die Rosen blühen,
Siehst du mich wieder hier.
Der Winter war geschrieben,
Die Sommerzeit hub an,
Ich stand vor Liebchens Thüre
Und klopfte wieder an.
Da hört ich hinterm Laden
Mit traurig dumpfem Ton:
„Mein Töchterchen ist begraben
Vor sieben Wochen schon.“
Und ist sie denn begraben
Die Herzallerliebste mein,
Soll auch mit ihr begraben
All' meine Hoffnung sein.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Andern Tages war das Wetter ſtrahlend. Bruno fing gleich morgens von ſeinem Beſuche bei Onkel Berndt zu ſprechen an, er konnte die Stunde gar nicht erwarten, wo er würde gehen dürfen. Melanie ſpähte vergebens nach einer Wolke am Himmel aus, die ihr den Vorwand leihen ſollte, die Kinder zu Hauſe zu halten. Endlich ſagte ſie kurz: „Heute bleibt ihr hier oben im Garten, Bruno.“

„Aber Mama!“ fing der Knabe erſchrocken an, „ich habe es Onkel Berndt ja verſprochen.“

„Solche kleine Burſchen, wie Du, dürfen noch gar nichts verſprechen. Sie müſſen immer erſt ihre Mama um Erlaubnis fragen. Du hatteſt mich ja noch nicht gefragt, Bruno.“

Bruno war faſſungslos. „Mama! Liebe, liebe Mama!“ rief er, ſich mit beiden Armen an ſie hängend. „Bitte, bitte, bitte, laß mich gehen!“

„Nein, nein, mein Junge, heute bleibſt Du hier.“ Es wurde Melanie bitter ſchwer, ſo zu ſprechen, aber ſie that es kurz und beſtimmt, beinahe hart und löſte die Arme des Kindes, die ſie ſtürmiſch umſchlangen, von ſich ab. Es mußte ſo ſein, ſie hatte die unerſchütterliche Überzeugung, daß ſie recht handelte.

Bruno war noch immer wie außer ſich. Er hatte ſich offenbar gar nicht vorſtellen können, daß er nicht würde gehen dürfen. Ein ungeheures Erſtaunen malte ſich in ſeinem Geſicht. Dazu hatte er ſeine Mama noch nie in ſolchem Ton reden hören. Er verſtand das alles gar nicht. Seine Arme ſanken ganz ſchlaff herab und er ſah der Mama mit großen ſcheuen Augen ins Geſicht. Er fürchtete ſich vor ihr.

Melanie begriff das und wollte ihn durch Liebkoſungen wieder vertraulicher machen, aber ſie mußte gleichzeitig denken, daß es vielleicht gut ſo ſei, um ihn hier, wo es ſein mußte, zu bändigen, und ihr bangte auch vor ihrer eigenen Schwäche ihm gegenüber. So ſagte ſie nur: „Im Garten hier oben, bei uns, iſt's auch ſchön. Und ein andermal geht ihr wieder in die Anlagen hinunter.“

Damit wollte ſie hinaus. Aber Bruno war plötzlich ein Gedanke aufgeſtiegen und er fragte raſch: „Mama, ſonſt haſt Du doch immer geſagt, wir ſtören den Papa beim Arbeiten, wenn wir im Garten ſpielen und Lärm machen? Weshalb ſtören wir ihn denn heute nicht?“

Melanie hätte über die ſpitzfindige Frage des Kindes und über die Falle, die es ihr legen wollte, beinahe laut aufgelacht. Sie wollte aber ſtrenge bleiben, trotzdem Bruno im Grunde genommen recht hatte. „Kinder haben nicht zu fragen,“ ſagte ſie, „ſondern zu gehorchen.“ Damit ging ſie.

Bruno war den ganzen Tag übler Laune. Er hatte weder Luſt zum Spielen, noch erklang ſein helles Lachen wie ſonſt durchs Haus. Still und verſtimmt brütete er vor ſich hin. Selbſt Fritz Lienhardt fiel ſein verändertes Weſen auf und er fragte, was es gäbe. „Nichts von Bedeutung,“ erwiderte Melanie ruhig, „ich habe ihm etwas verboten und der kleine Eigenſinn findet das unerhört. Es iſt ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen.“

Fritz fragte nicht weiter, aber Melanie ſah, daß dem Knaben jetzt die Thränen in den Augen ſtanden. Dennoch weinte er nicht; er war zu trotzig dazu.

Digitized by Google

Nachmittags merkte sie, wie schwer es dem Kinde wurde, zu Hause zu bleiben. Mit hängendem Kopfe saß es da. Nun rührte sich das Mitleid doch wieder in ihr und sie ging, ihm ein paar Süßigkeiten, die sie aus dem Schrank genommen, in die Hände zu stecken. Da sprang er auf, umarmte sie mit leidenschaftlichem Ungestüm und bettelte: „Mama! Weißt Du, wenn ich artig hierbleibe, kann ja Onkel Berndt zu mir heraufkommen."

Melanie wurde ungeduldig. Dieser jähe Eigensinn des Kindes erschreckte sie. „Nein, nein," sagte sie abweisend. „Laß doch den fremden Herrn aus dem Spiel! Du hast Deinen Papa und Deine Mama, weiter brauchst Du keinen. Und das Schwesterchen ist auch noch da. Der fremde Herr wird bald abreisen, und dann kümmert er sich nicht mehr um Dich und Du siehst ihn nie wieder. Wozu willst Du Dich durchaus an solch' einen fremden Mann hängen?"

„Aber nein, Mama," fiel Bruno nun triumphierend ein, „er reist nicht bald weg. Er bleibt lange, lange hier. Er hat es mir ja selbst gesagt."

Melanie erschrak. Dann aber sagte sie mit gerunzelten Brauen: „Das hat er Dir nur so vorgeredet. Er geht bald fort, verlaß Dich darauf! Und Du hast überhaupt nichts mit ihm zu schaffen."

„Aber Mama! Ich habe ihn doch so lieb!" Ein trotziges Weinen klang aus seinen Worten.

„Wie kann man einen fremden Mann so lieb haben!" sagte Melanie kühl. „Du kennst ihn ja gar nicht. Du weißt ja nicht einmal, ob es ein guter Mann ist. Laß diesen Mann doch aus dem Spiel! Es giebt ja so viele Fremde unten in der Stadt. Die kommen und gehen, und wir haben uns nicht um sie zu kümmern."

Sie gab sich so alle Mühe, die Gedanken des Kindes von Berndt Herzberg abzulenken, aber sie hatte selber das Bewußtsein, es gelinge ihr nicht. Bruno blieb dabei, daß er den „Onkel" sehr lieb habe, gerade wie der ihn auch, und daß er keinen heißeren Wunsch habe, als den, mit ihm jeden Tag zusammen zu sein. Melanie geriet darüber allmählig in Zorn. Sie ließ sich hinreißen, zu sagen: „So geh' doch zu ihm! So bleib' doch immer bei ihm, wenn er Dir lieber ist, als Papa und Mama!" Als der Knabe leidenschaftlich zu schluchzen begann, ging sie hinaus. Sie fühlte, daß sie es nicht auf die rechte Art anfing, ihn sich zurückzugewinnen.

Der Nachmittag verstrich. Die Kinder waren in den kleinen, ummauerten Garten gebracht worden, der sich zwischen dem Häuschen des Organisten und dem Pfarrhause hinzog. Ein paar uralte Linden standen darin, die Syringen dufteten und der Goldregen flammte mit seinen Blütentrauben aus dem schattigen Dunkel. Es war ein lauschiger Raum. Dennoch liebte ihn Melanie nicht für die Kinder, weil er unmittelbar an den städtischen Gottesacker grenzte. Auch ging das Fenster von Fritz Lienhardts Arbeitsstube oben im Giebel auf ihn hinaus und der fröhliche Kinderlärm drang leicht störend bis zu ihm hinauf. Heute hatte er freilich nicht zu klagen. Bruno war still und verdrossen. Alle Bemühungen der Kinderwärterin, ihn zu einem Spiel zu ermuntern, schlugen fehl. Er saß auf einer Bank unter den Syringen und spielte mit seinen Steinen und Muscheln, die ihm „Onkel Berndt" geschenkt hatte, dazu summte er leise die Verse eines Kinderliedes vor sich hin. Melanie beobachtete ihn vom Fenster aus hin und wieder. Es war ihr seltsam, daß ein Kind sich durch eine fehlgeschlagene Hoffnung, eine unerfüllte Bitte so völlig niederdrücken ließ, daß es dadurch gleichsam von allen sonstigen Lebensbedingungen losgelöst wurde und wie verwandelt erschien. War es nicht richtig, daß Kinder leicht vergessen? Oder lag hier wirklich ein besonderer Fall vor? Und wenn es so war, würde es ihr gelingen, die Stimme des Blutes in ihrem Kinde zum Schweigen zu bringen? Es mußte ihr gelingen. Noch mußte es ja Zeit sein.

Sie nahm sich vor, mit Bruno überhaupt nicht mehr von dem Fremden zu sprechen, um ihn so am ehesten dazu zu bringen, daß er ihn vergaß; sie begriff, daß sie ihn sonst nur in seinem trotzigen Eigenwillen bestärken würde, den er bei aller Weichheit seines Gemüts besaß und der sich durch Verbote offenbar nicht brechen ließ. Der Fremde sollte für ihn gar nicht mehr existieren und Bruno Haus und Garten auch während der nächsten Zeit nicht verlassen. Als sie aber Abends den Knaben zu Bett gebracht hatte und ihm die Hände faltete, um sein Nachtgebet mit ihm zu sprechen, setzte Bruno den sonstigen Bitten an den lieben Gott plötz-

Digitized by Google

lich aus eigenem Antriebe noch eine hinzu: „Lieber Gott! Und gieb, daß ich morgen meinen lieben Onkel Berndt wiedersehe.“

Melanie war erschüttert. Sie legte dem Kinde die Hand auf den Mund, damit er nicht noch mehr sagen sollte. Dann ging sie, ohne ihn, wie sonst, geküßt zu haben.

Als sie zwei Stunden später selbst zur Ruhe ging und vorher ihrer Gewohnheit nach noch einmal ins Kinderzimmer trat, fand sie Bruno noch wach und leise vor sich hinweinend. Sie beugte sich erschrocken über ihn, um ihn zu fragen, was ihm fehle, und erhielt nun die Antwort: „Du hast mir ja keinen Gutenachtkuß gegeben, Mama!“

Melanie traten selber die Thränen ins Auge. „Armer, dummer, lieber Kerl!“ sagte sie und küßte ihn wiederholt. „Aber nun schlaf' auch, schlaf'!“

„Und morgen darf ich doch zu Onkel Berndt?“ rief der Knabe, als Melanie aufstand.

Ohne zu antworten, verließ sie in schweren Gedanken das Gemach. —

Anderen Tages war von dem Fremden nicht die Rede, und Melanie war zärtlich und nachgiebig gegen Bruno, wie nur je. Sie hatte die geheime Absicht, ihn noch enger an sich zu fesseln und ihn auf andere Gedanken zu bringen. Dennoch las sie während des ganzen Tages die unausgesprochene Frage und Bitte in seinen Zügen wie in seinen Augen: „Darf ich heute zu Onkel Berndt?“ Sichtlich wagte er die Frage nicht auszusprechen, hatte aber stetig die Hoffnung, die Mama werde ihm ungefragt die ersehnte Erlaubnis erteilen.

Melanie machte das unruhig. Sie beschäftigte sich den ganzen Tag mit dem Knaben, sie erdachte neue Spiele, die ihn zerstreuen und seine Gedanken ablenken sollten, sie war geradezu erfinderisch in immer wieder anderen Mitteln, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Aber sie mußte sich bekennen, daß alles das umsonst sei. Mitten im eifrigen Spiel blickten seine Augen sie fragend und flehend an. Sie ertrug es zuletzt nicht mehr, sondern stand auf und ließ ihn allein.

Als die Kinder in den Garten geschickt wurden, ging sie aber wieder mit hinab, setzte sich auf die Bank unter die Syringen, zog Bruno an sich und, während sein Kopf an ihrer Schulter ruhte, las sie ihm vor. Es war sonst immer das Schönste gewesen, was er kannte. Denn Melanie war eine Virtuosin im Vorlesen, und wenn sie eins von seinen Lieblingsmärchen — die von Andersen waren ihm vor allem interessant — vorgetragen hatte, erzählte sie häufig noch im Anschluß daran etwas neues, eine ganze Geschichte für sich, die aber aus der anderen ihren Ursprung nahm, etwa wie wenn sie nach einem gegebenen Thema am Klavier phantasiert hätte. Und immer war Bruno davon entzückt gewesen, es hatte gar keine größere Festtagsfreude für ihn erdacht werden können. Heute zum ersten Mal mußte Melanie gewahr werden, daß selbst dies Mittel, Brunos Gedanken in Beschlag zu nehmen, nicht mehr verfangen wollte. Er war sichtlich nicht bei der Sache, und als sie einmal, um ihn auf die Probe zu stellen, mitten in ihrer Erzählung aufhörte, ergab sich's, daß er es anfangs garnicht merkte, später annahm, die Geschichte sei eben zu Ende gewesen, so wenig aufmerksam war er ihr gefolgt. So gab Melanie auch dies auf und wollte ins Haus zurückkehren. Da schlang der Kleine seine Arme um sie und bettelte: „Nicht böse sein, Mama, nicht böse sein! Wenn Du mich nur bloß wieder zum Onkel Berndt ließest, dann wär' ich so glücklich, Mama!“

Es war wie eine fixe Idee, von der er nicht los konnte. Melanie wurde nervös. „Du hast gehört, was ich Dir gesagt habe, Bruno. Ich verbiete Dir, überhaupt noch davon zu reden. Du bist ein ganz böses Kind und hast Deine Mama gar nicht mehr lieb, weil Du sie so betrübst. Sie wird Dich nun auch nicht mehr lieb haben. Du kannst zu dem fremden Herrn gehen und kannst bei dem bleiben. Adieu.“ Und damit ging sie ins Haus.

Das Kind war anfangs ganz wie erstarrt diesem Ausbruch gegenüber. Melanie sagte sich nach einiger Zeit auch selber, daß sie zu weit gegangen sei, daß der Knabe unmöglich sein Verlangen nach „Onkel Berndt“ als ein Verbrechen auffassen könne und daß er zu klug sei, um sich an den Scheingründen für die Notwendigkeit seines Fernbleibens genügen zu lassen. Als sie nach einer Weile aus dem Fenster sah, gewahrte sie, daß er weinte. Sie bezwang sich aber, nicht zu ihm hinabzugehen;

Digitized by Google

vielleicht war es eine notwendige Krise, die der arme Junge nun einmal durchzumachen hatte.

Dennoch blieb sie unruhig, sie war mit sich selber nicht ganz einig und zufrieden. Wenn sie nur gewußt hätte, daß Berndt Herzberg Roßthal verlassen hätte oder binnen kurzem verlassen würde, — sie wäre in Jubel ausgebrochen. Statt dessen quälte sie nun der Gedanke an das, was er thun würde. Eine Begegnung mit ihm, wenn er blieb, war für die Dauer nicht wohl zu vermeiden. Vielleicht wäre es doch am besten gewesen, wenn sie ihm geschrieben, ihn beschworen hätte, um ihrer Ruhe willen Roßthal zu meiden und nie dorthin zurückzukehren. Nur die Scheu, es hinter Fritz' Rücken zu thun und die Furcht, sich dadurch etwas zu vergeben, sich vor diesem Manne bloßzustellen, hatten sie zurückgehalten.

Als sie wieder einmal einen Blick durchs Fenster in den Garten herabwarf, um Bruno zu beobachten, sah sie ihn auf seinem Platze nicht mehr. Sie rief das Mädchen an, das die Kleine in dem Korbwagen hin- und herschob, und erfuhr von ihm, daß der Knabe hinten an der Mauer sitze. „Ist er vergnügt?“ fragte Melanie.

„Ganz vergnügt. Ich hör' ihn manchmal lachen.“

Melanie trat zurück, beugte sich aber, von plötzlicher Unruhe erfaßt, noch einmal wieder vor und rief hinab: „Sehen Sie öfters nach ihm, Minna! Lassen Sie ihn nicht aus den Augen!“

„Sie können sich auf mich verlassen, Frau Lienhardt!“ klang es zurück.

Nun ging Melanie beruhigter ihrer häuslichen Beschäftigung nach. Als mit Dunkelwerden die Kinder wieder heraufkamen, lag ein geheimes Leuchten auf Bruno's Antlitz, das die Mutter erschreckte. Es kam ihr auch vor, als ob er ihren forschenden Blicken ausweiche. Was war nur vorgefallen? Plötzlich schien sich etwas zwischen sie und ihr Kind gedrängt zu haben, was sie in Worte nicht zu fassen vermochte, was aber da war und sie schmerzlich erregte, gerade weil es nichts Greifbares war, weil sie nicht davon zu reden in der Lage war. Als sie das Nachtgebet mit ihm sprach, brachte er die Bitte, zu Onkel Berndt gehen zu dürfen, nicht wieder vor wie gestern, aber es kam Melanie vor, als murmelte er nach Beendigung des Gebets noch ein paar Worte tonlos hinterdrein. Es war das erste Mal, daß sie dies Kind, dessen reizvollste Eigenschaft immer seine klare Offenheit gewesen, auf etwas Heimlichem zu ertappen glaubte.

Als sie das Kinderzimmer verließ, stieg plötzlich eine angstvolle Ahnung in ihr auf, ein schmerzlicher Verdacht, der ihr Herzklopfen verursachte. Sie ging zu dem Kindermädchen hinaus und fragte, ob etwa Nachmittags Jemand an die Gartenmauer gekommen sei und mit Bruno gesprochen habe.

Das Mädchen schien sehr erstaunt über die Frage. Sie habe gedacht, daß Frau Lienhardt das wüßte, weil sie doch gefragt hätte, ob der Junge vergnügt sei. Wieso hätte er denn vergnügt sein und lachen sollen, wenn nicht der fremde Herr dagewesen wäre, derselbe, der immer in den Anlagen mit Bruno zusammen gewesen wäre, — ein Graf sollt' es ja wohl sein, hätten die Leute gesagt. Der Junge sei ja ganz mürrisch und unleidlich gewesen, weil er den Herrn einen Tag nicht mehr gesehen hätte. Jetzt sei der über den Friedhof bis an die Mauer gekommen und habe nach Bruno gerufen, und da sei ja der Jubel groß gewesen. Ein paar Stunden mochte er wohl geblieben sein. Er hatte an dem Jungen nun 'mal seinen Narren gefressen. „Und, wissen Sie, wie komisch,“ sagte Minna, „unser Junge sieht dem Herrn Grafen ähnlich, — Sie mögen nun lachen oder nicht: ganz wahrhaftig, er sieht ihm ähnlich. So 'was ist zu komisch!“

„Und ein gutes Trinkgeld hat er Ihnen natürlich gegeben,“ fiel Melanie in mühsam verhaltener, zorniger Erregung ein. Sie mußte sich die Fingernägel in's Fleisch krallen, um nicht laut aufzuschreien in Schmerz und Groll.

Minna stemmte kampflustig die Arme in die Seiten. „Nanu, was soll denn das heißen, Madam'? Wovor sollt' ich denn ein Trinkgeld von ihm nehmen? Hab' ich ihm denn 'was zu Gefallen gethan? Oder überhaupt 'was Unrechtes? Da muß ich aber doch bitten! Ich hab' noch keine fünf Worte mit dem Herrn Grafen geredet. So'n feiner Herr wird sich mit mir auch gerade abgeben, nicht? Und ich möchte bloß wissen, wieso man es ihm verbieten könnte, auf den Friedhof zu gehen und

Digitized by Google

dann über die Mauer in unsern Garten zu schielen. Das kann doch Jeder. Und hereingekommen ist er nicht. Und bis jetzt hab' ich ja noch kein Wort davon gewußt, daß unser Junge nicht mit ihm reden soll, daß das ein Verbrechen ist. So was muß dem Menschen doch immer erst gesagt werden."

Melanie sah unter dem Redestrom des empörten Mädchens ein, daß sie zu weit gegangen sei und sich eine Blöße gegeben habe. Sie mußte einlenken. Es war nur ein ungeheurer Schmerz in ihr über Bruno's Heimlichkeit, — die erste, auf der sie ihn ertappte. Es war ihr geradezu, als habe sie ihr Kind verloren. Bruno wußte offenbar ganz genau, daß er gegen das mütterliche Verbot gehandelt hatte, wußte, daß er etwas gethan, was in den Augen der Mutter ein Unrecht war, und doch hatte er's begangen, wahrscheinlich gleich mit dem Vorsatz, es ihr zu verheimlichen. Womöglich hatte ihn Berndt, dem er wohl gar Alles erzählt haben mochte, was gestern und heute vorgegangen, darin noch bestärkt. Das Alles ging so nicht weiter. Ihr Kind wurde ihr entfremdet, sie war auf dem besten Wege, ihr Kind einzubüßen. Und der Weg, den sie eingeschlagen, um es sich zu erhalten, war der falsche gewesen. Hier mußte ein Ende gemacht werden.

Melanie suchte dem Mädchen zu erklären, daß sie Bruno grundsätzlich nicht in der Gesellschaft von Personen wissen wolle, die ihr selbst fremd seien, man könne nie sicher sein, daß er da vielleicht Schlimmes lerne, deshalb würden auch die Spaziergänge in den Anlagen vorerst unterbleiben. Ihr konnte jedoch nicht entgehen, daß das Mädchen nur ein halb spöttisches, halb ungläubiges Lächeln zur Antwort hatte. „Na, von so 'nem feinen Herrn wird er schon nichts Schlechtes lernen", meinte sie endlich achselzuckend.

Während der halben Nacht, die sie schlaflos zubrachte, überlegte Melanie, was sie thun sollte. Zuletzt beschloß sie, an Berndt zu schreiben. Sie hätte vielleicht besser Auge in Auge mit ihm geredet, aber ihr graute davor. Sie wollte ihn bei seiner Ehre beschwören abzureisen, oder zum Wenigsten doch jede Begegnung mit dem Kinde zu meiden, vor Allem sich ihm nicht heimlich zu nähern. Am andern Morgen, sowie sie allein war, schrieb sie den Brief. Das Herz klopfte ihr wild dabei. Wieder eine Heimlichkeit vor Fritz! Und im Grunde war es doch ein gewagter Schritt, den sie that. Dennoch war er unvermeidlich geworden und sie suchte nur nach den überzeugendsten Worten, um Berndt zur Abreise zu bestimmen. Um Fritz' willen, um des kaum über schlimme Fährlichkeiten hinweg geretteten Familienglücks willen müsse er gehen; er sei kein Ehrenmann, wenn er bleibe, und das, was er gethan, um das Kind an sich zu ketten, sei seiner nicht würdig. Sie erwarte irgend ein Zeichen von ihm, daß er gehen werde.

Als der Brief endlich fertig war, trug Melanie ihn unverzüglich selbst in die Stadt, zur Post hinunter. Man mußte ja einen so distinguierten Fremden, der wahrscheinlich im Kurhause Wohnung genommen, schon ohne Angabe einer Adresse in dem kleinen Ort zu finden wissen. Etwas leichteren Herzens stieg sie wieder zu ihrem Hause auf dem Kirchenhügel empor. Aber es war ihr peinvoll, ein Geheimnis vor Fritz hegen zu sollen, dessen treue gutmütige Augen sie nicht verließen, wo sie ging und stand. Zudem war das zärtliche Verhältnis zwischen Bruno und ihr plötzlich gleichsam zerrissen. Sie konnte es nicht verwinden, daß der Junge es über's Herz gebracht hatte, heimlich vor ihr mit seinem „Onkel Berndt" zusammen zu sein und daß er ihr auch nachher nichts davon verrathen, obgleich oder vielmehr weil er das klare Bewußtsein seines Unrechts gehabt. Das Kind erschien ihr mit einem Male verwandelt. Seine Augen blickten sie nicht mehr so treu und groß an, wie früher, es war etwas Fremdes und Scheues darin, was sie erschreckte und tief bekümmerte. Etwas Unausgesprochenes lag zwischen Mutter und Kind. Und dabei konnte Melanie den Gedanken nicht los werden, daß Bruno auch heute wieder Berndt erwarte und es kaum ertrug, bis es nur endlich soweit war, daß er kam. Sie konnte einer aufsteigenden Erbitterung gegen ihr Kind kaum Herr werden und das wieder schmerzte sie im Innersten. Soweit also konnt' es kommen! Sie würde mit diesem Fremden wohl gar noch um ihres Kindes Seele ringen müssen. Denn ein Fremder war er für ihr Kind und ein Fremder sollt' er ihm bleiben!

Als Melanie einmal im Laufe des Tages durch die Kinderstube kam, sah sie, daß Bruno

Digitized by Google

weinte. „Was fehlt Dir? Was giebt's?“ fragte sie.

Der Knabe wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Endlich, als sie ihn auf ihren Schoß nahm, sagte er: „Du hast mir heute noch keinen Kuß gegeben, Mama.“

Melanie war bewegt. Dennoch sagte sie mit ziemlich harter Stimme: „Du bist kein guter Sohn mehr zu Deiner Mama, Bruno. Du treibst Heimlichkeiten vor ihr und thust, was sie verboten hat. Du denkst, ich sehe das nicht; aber wenn ich es auch nicht sehe, sieht's der liebe Gott; Du weißt, daß der Alles sieht.“

Nun weinte das Kind nur noch heftiger und schmiegte sich in leidenschaftlicher Innigkeit an die Mutter. „Aber Mama,“ rief es unter den heftigsten Thränen, „weshalb kannst Du denn bloß Onkel Berndt nicht leiden? Wenn ihr Euch Beide lieb hättet, das wäre doch so schön!“

Melanie hätte beinahe lachen müssen, obgleich ihr traurig und beklommen zu Mute war. „Kind,“ sagte sie, „was redest Du da! Ich will ein für allemal nicht, daß Du mit Fremden zusammen bist, das ist das Ganze. Und Kinder müssen ihren Eltern gehorchen, auch wenn es ihnen schwer wird. Dann erst recht. Denn dadurch beweisen sie ihnen ihre Liebe. Und Kinder haben niemals zu fragen, warum? Sie müssen einfach thun, was ihnen befohlen wird. Und damit genug!“ Bruno war nachdenklich geworden. „Will's Papa denn auch nicht?“ fragte er und sah sie mit seinen großen dunklen Augen an.

„Du sollst ja nicht fragen,“ sagte Melanie, wieder ungeduldig und stand auf.

Nachmittags ließ sie die Kinder in den Garten, als ob nichts Besonderes geschehen oder zu befürchten wäre. Bruno schien erstaunt darüber zu sein. Wahrscheinlich hatte Berndt ihm versprochen, heute wieder zu kommen, und er war nach der gestrigen Entdeckung darauf vorbereitet, daß Melanie ihn oben im Kinderzimmer festhalten werde. Beim Abschied warf er einen langen, fragenden Blick zur Mama zurück. Dem Mädchen hatte Melanie eingeschärft, auf Bruno Obacht zu geben, und keinen Verkehr zwischen ihm und dem Fremden zu dulden, wenn Letzterer gegen alles Erwarten doch wieder an der Friedhofsmauer erscheinen werde. Sie glaubte nicht daran, daß das geschehen würde, aber eine gewisse Unruhe blieb dennoch in ihr zurück. Erst nachdem sie mehrmals, zum Fenster hinausblickend, Bruno immer neben dem Mädchen sitzen gesehen hatte, — nur seine Augen gingen manchmal nach dem Platz an der Mauer hinüber, wo „Onkel Berndt“ gestern erschienen sein mochte, — fing sie an, sich zu beruhigen.

Als das Mädchen mit den Kindern wieder heraufkam, winkte sie die „Madam'“ mit den Augen bei Seite und reichte ihr dort einen Brief, den der Fremde, der wirklich wieder gekommen sei, ihr heimlich zugesteckt und dessen Besorgung an die Madam' er ihr auf die Seele gebunden habe. Darnach sei er übrigens gleich wieder gegangen, ohne mit Bruno, dem er nur einen Gruß zugewinkt, ein Wort gesprochen zu haben, dafür verbürge sie sich.

Melanie wechselte die Farbe, als sie den Brief aus Minna's Händen nahm. Das Mädchen hatte eine so eigentümliche Miene dabei gemacht und so verständnisvoll mit den Augen gezwinkert, daß es Melanie heiß und kalt überlief. Sie schien irgend etwas Unrechtes oder doch Geheimnisvolles hier zu wittern und es kitzelte sie, dabei die Verraute spielen zu dürfen. Möglicherweise glaubte sie gar an ein verbotenes Liebesverhältnis, an dem sie irgendwie beteiligt werden sollte. Melanie hatte ein Gefühl der Scham und Empörung zugleich zu bekämpfen, als sie den Brief zu sich steckte. Sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um sich kein Wort entschlüpfen zu lassen. Ein Brief von Berndt Herzberg an sie und Fritz wußte nichts davon! Es brannte ihr auf der Seele, sich das eingestehen zu müssen.

Sie konnte den Brief lange nicht öffnen. Wozu schrieb er ihr noch? Weshalb war er nicht abschiedslos gegangen? Die gleichgiltige Miene, die sie zeigte, schien das Mädchen keineswegs irre zu machen; es kam Melanie vor, als gingen die Augen derselben ihr überallhin nach, wie um den Moment zu erlauern, wo sie den Brief öffnen und lesen werde. Sie mußte endlich in ihr Schlafzimmer hinaufgehen und sich dort einschließen, ehe sie die Kraft und den Mut fand, das dicke Kouvert mit der neunzackigen Krone über dem Monogramm aufzureißen und ihm den mit Berndt Herzbergs großen, eleganten Schriftzügen bedeckten Bogen zu entnehmen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Franz Freiherr Gaudy.

Ungedruckte Briefe aus den Jahren 1834—1840.

Mitgeteilt von **Georg Hirzel**.

I.

Im Anſchluß an die im XII. Bande der „Deutſchen Dichtung“ mitgeteilten Briefe von Chamiſſo, Rückert und Schwab folgt hier eine Reihe von Briefen Franz Freiherrn Gaudy's an Salomon Hirzel. Auch von Gaudy erfahren wir ausführlicher über den deutſchen Muſenalmanach, doch der Umſtand, daß ſeine Aufzeichnungen nicht ausſchließlich Almanachsangelegenheiten betreffen und auch einer ſpätern Zeit angehören, wie jene Briefe von Chamiſſo, Rückert und Schwab, hielt mich ab, ſie mit der früher veröffentlichten Sammlung zu vereinigen. Gaudy's Briefe vervollſtändigen vielfach die an jener Stelle gebrachten Mitteilungen, bilden aber dadurch, daß ſie uns mit des Dichters eigenen Plänen, Arbeiten und Anſichten genauer bekannt machen, für ſich ein abgeſchloſſenes Ganze.

Mit der Weidmann'ſchen Buchhandlung, insbeſondere mit Salomon Hirzel ſtand „der Mann mit dem langen Katerſchnurrbart“, wie er ſich ſelbſt zuweilen ſcherzhaft nannte, lange Jahre in freundſchaftlicher Beziehung, und nicht allein das geſchäftliche Intereſſe war es, das den Dichter mit ſeinem Verleger verband: als Freunde lernten ſie ſich ſchätzen und verehren. Nach ſo mancher bittern Enttäuſchung, die Gaudy an ſeinen Gedichten und Novellen genugſam erleben mußte, war ihm Rat und Zuſpruch des befreundeten Verlegers wohlthuend, anregend und vielfach maßgebend.

Während Chamiſſo ſeine Briefe vorzugsweiſe an Karl Reimer richtete und dieſe meiſt rein geſchäftlichen Charakter trugen, ſchrieb Gaudy, wie auch Rückert an Hirzel, aber ausführlicher und mitteilſamer, als Chamiſſo. So werden auch ſeine nahen Beziehungen zu Letzterem darin nicht unerwähnt gelaſſen. Erſt in reiferem Mannesalter hatten ſich beide kennen gelernt und trotz der Verſchiedenheit der Charaktere: der ſanfte, beſcheidene und wortkarge Chamiſſo und der heitere, übermütige und zu ſcharfem Spott geneigte Gaudy wurden aufrichtige Freunde. Seit 1834 war er Chamiſſo bei der „dornenvollen“ Arbeit am Muſenalmanach behülflich geweſen, und die gemeinſame Thätigkeit knüpfte das Band zwiſchen beiden immer feſter. „Das Zuſammenarbeiten mit Gaudy“, ſagt Hitzig,*) „gehört zu den ſchönſten Genüſſen ſeines Lebensabends.“ Der Brief an Hirzel vom 18. September 1838 aus Capri und das ergreifende Gedicht: „Chamiſſo iſt tot“, das Hitzig in „Leben und Briefe von Adalbert v. Chamiſſo“ mitgeteilt hat, geben Zeugnis von der Tiefe ſeiner Empfindungen.

Gaudy war ein flotter und eifriger Arbeiter, weshalb auch Chamiſſo die Kraft des jüngeren Freundes, die er dem Redaktionsgeſchäft widmete, nicht genug rühmen konnte. Mit großer Umſicht und Entſchiedenheit, mit der namentlich Chamiſſo gegenüber aufzutreten zuweilen nötig war, ſichtete er das reichlich zuſtrömende Material zum Almanach. Seine Richtſchnur war, „lieber keinen Almanach, als einen ſchlechten“, während ſein Freund oft mittelmäßige Gedichte aufzunehmen wünſchte, nur um den Almanach erſcheinen laſſen zu können, denn es ſchien ihm ſchmachvoll, ein Unternehmen, dem er ſo viel Kraft und Zeit geopfert hatte, nach kurzer Zeit wieder eingehen zu ſehen. Gaudy gab ſich die undankbarſte Mühe, aber er konnte den Schiffbruch nicht verhindern. Im Todesjahre Chamiſſo's (1838) ging der Muſenalmanach unter der Flagge der beiden Freunde zum letzten Male hinaus.

Doch mag jetzt Gaudy ſelbſt über ſein Leben und die Almanachsnöte der letzten Jahre berichten.

Der erſte Brief aus Berlin (Schleuſſe Nr. 6) vom 15. Februar 1834 lautet:

Ihr langes Schweigen, mein verehrter Herr Hirzel, macht mich, den durch Ihre Güte verwöhnten, im Ernſte bange. Entweder etwas ſehr Gutes oder, was mir plauſibler erſcheint, etwas ſehr Übles haben Sie mir zu berichten, und ich waffne mich ſchon im Voraus mit philoſophiſchen Troſtgründen, da ich als höchſt conſequenter Pechvogel der zweiten Alternative mit größerem Recht als der erſteren entgegen harren darf. Vor der Hand aber mache ich es wie Shakeſpeare's Barſanio, und ſchieße, wenn ich den erſten Bolzen verloren habe, einen zweiten in derſelben Richtung ab, um beide ſuchend, beide wiederzufinden. Dieſer letzte Bolzen gehört eigentlich mehr in die Kathegorie des groben Geſchützes, es iſt nämlich meine ſchon angekündigte Novelle mit eingekochtnen Ballhornianis. Mit Luſt und Liebe, mit Mühe und Fleiß, habe ich ſie bearbeitet, und fühle nur das eine, daß ſie keine gewöhnliche ſey — ob aber ſehr gut oder ſehr ſchlecht, das werden Sie am beſten entſcheiden. Ma foi, je n'en sais rien. — Nun kommt noch ein böſer Casus, falls Sie mein Buch verlegen wollen — nämlich der, daß ich in Wahrheit nicht weiß, wie viel ich dafür fordern ſoll. Ich denke, ich thu' am beſten, wenn ich es Ihnen überlaſſe, mir einen Preis zu ſetzen — das

*) Chamiſſo's Werke, herausg. von Hitzig 1856. VI 272.

Digitized by Google

Weitere läßt sich ja besprechen. Es sind 15 Druckbogen (incl. des Paginaschreibfehlers), denn meine Handschrift ist eher enger als weitläufiger wie Gedrucktes. Außerdem ist sie aber noch eine mordschlechte, und da würde ich schon herzlich bitten, die Korrektur recht genau besorgen zu lassen. Pagina 3 führe ich meinen Verleger redend ein — ob ich aus Ihrer Seele gesprochen, weiß ich nicht — die Annahme wird es lehren. Sollte jedoch — was ich nicht fürchten will — ein Andrer dieser Redner werden, so bitte ich dringend um baldigste Remission des Mspts. —

Ich habe jetzt nach Beendigung meines Desengaño die Hände frei, und wünschte sehnlichst eine oder die andre Arbeit zu übernehmen. Wollten Sie mir daher gütigst eine der besprochnen anvertrauen, so bitte ich, es mir zu sagen. Die Interregna zwischen größeren Arbeiten lasten auf mich zentnerschwer, weil ich alsdann die Zeit stündlich todtzuschlagen mir nicht abgewöhnen kann. Was meinen Sie zu Ampère souvenirs de voyage, ou études de la langue allemande etc.? — Da Kannegießer mir den Mickiewicz vor der Nase weggeschnappt, so muß ich diesen Gedanken wohl aufgeben — leider ist die Polnische Literatur so arm, daß außer M. nicht viel vernünftiges existirt. Schließlich bitte ich mir noch den hiesigen Buchhändler zu nennen, durch welchen ich Ihnen am besten meine Zusendungen machen kann; H. v. Nagler ist mir zu unverschämt mit seinen Portosätzen. Was meint denn Boffange zu meiner Eduard'schen Kinderei? — Chamisso grüßt von Herzen. Wir sehen uns wöchentlich wenigstens einmal i. d. liter. Gesellschaft, in welche ich aufgenommen worden bin. — Auf ein freundliches Zeilchen hofft begierig (mit Auslassung der Curialien)

Ihr ganz ergebenster
Fhr. Gaudy.

Die erwähnte Novelle Desengaño erschien 1834 im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung.

Keiner Erläuterung bedarf der folgende Brief:

Berlin, 21. März 1835.

Nicht genug kann ich Ew. Wohlgeboren für die baldige, freundliche Realisirung meines Gesuches Dank sagen. Nehmen Sie die Versicherung an, daß ich meine Schuld durch die bloße Erfüllung der meinerseits eingegangenen Verbindlichkeit keineswegs für getilgt ansehe, und Ihnen vielmehr jederzeit für Ihre Güte und Bereitwilligkeit verpflichtet bleibe. Führt mich der Weg über Leipzig und vergönnt mir der Postlauf eine kurze Frist, so werde ich nicht verfehlen, Ihnen meinen mündlichen Dank von ganzem Herzen abzustatten.*) Vorläufig die unterzeichnete Quittung und die Notiz meines Geburtsortes und Jahres, welche ich bereits durch Chamisso an Schwab gesandt habe. Zu letzterem hoffe ich einen Abstecher von München aus machen zu können, die trennende Tagereise ist allzu verführerisch, eben weil es nur eine ist. Sehr leid thut es mir, Chamisso (der mir gestern Abend die Beendigung seines Reiseberichts verkündete!) nicht ferner beim Ausschöpfen seines Museums — die auf ihn einströmenden Wasserfluthen sind nicht minder bedrohlich, als die des Goethe'schen Zauberlehrlings — assistiren zu können und mit ihm, wie ich früher gedachte, ins Bad, und dann gemeinschaftlich nach Stuttgart pilgern zu können. Italien und Dr. Kugler haben es zu verantworten, daß ich meinem treusten Freunde (und Gevatter bei seinem Septimus) fanx bond mache. Möge der Himmel mir meine Treulosigkeit so freundlich vergeben wie Ch. und möge für ihn Reinerz die Quelle der Hygiene werden. Wie der M. Allm. nur negativen Gewinn abwerfe, ist mir schon längst bekannt, und ich staune ob des Muthes der Süddeutschen*) — aber auch diese stolzen Wellen werden sich legen.

Noch einmal meinen herzlichsten Dank für all die Liebe und Güte, und die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung von

Ihrem
ergebensten
Fhr. Gaudy.

Die Sommermonate des Jahres 1835 verbrachte Gaudy in Italien. In folgendem Briefe teilt er dem Freunde in Leipzig seine Rückkehr mit:

Berlin (Kanonierstraße 35), 22. Oktober 1835.

Ew. Wohlgeboren

habe ich das Vergnügen zu melden, daß ich nach sechsmonatlicher Abwesenheit glücklich aus Italien in meine Heimath zurückgekehrt sey. Könnten Sie all die verdrießlichen Runzeln sehen, welche auf meiner Stirn lagern, seitdem ich wieder die Staubwellen des Berliner Philisteriums über mich zusammenschlagen fehe, so möchten Sie an ihnen entnehmen können, wie wohl, wie selig ich mich in Italien gefühlt habe, wie ich keinen Gedanken hege, mit welchem sich die Heiserischen Bilder nicht verschwistern, keine Sehnsucht, als lieber heute als morgen nach dem Süden zurückzukehren. Es war ein schönes Halbesjahr, und der Mühe werth, es zu durchleben — und dennoch war ich nicht einmal in Neapel. Rom hielt mich fest und ließ mich fast 2 Monate nicht aus seinen Umarmungen. Ich gefiel mich so überaus wohl in der Antichambre, daß ich gar nicht in den Salon mochte, und es den folgenden Jahren, wenn ich erst diese numäßige Portion Seligkeit verdaut hätte, überließ die neapolitanischen Schaugerichte zu servieren. Meinen speziellen Zweck, die Vollendung der angefangenen Novellen, habe ich nun zwar nicht erreicht, dagegen aber Stoff, groß wie die Welt, Heuwagen voll transzendente Blüten mit heim gebracht. Wenn ich die gesammelten bisher nur in kleine Flakons destillirte, in Büchlein zu 200 Seiten, so hoffe ich jetzt zwei tüchtige respektable Musterfäßchen à 300 Seiten ausstellen zu können, und bin auch mit der Hälfte des ersten auf's Reine. Im Januar hoffe ich beide vor Ihre Thüre rollen lassen zu können, und bis dahin bitte ich um freundliche Nachsicht. Darf ich diese von Ihrer Güte erhoffen?

*) Bezieht sich vermuthlich auf einen Honorarvorschuß, den die Buchhandlung leistete.

*) In Stuttgart erschien 1825 der erste, 1836 der zweite und letzte Jahrgang des von Lenau herausgegebenen „Frühlingsalmanachs".

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob Sie von Chamisso kürzlich Nachricht haben. Ich finde, daß die Badereise*) keine vergebliche war, und ihn wohler, seinen Husten als Husten aber schlechter. Ganz kann er diesen krächzenden Leibdiener, nach dem Urtheil aller Aerzte nicht mehr abschaffen; wenn es indessen mit der Zudringlichkeit dieses bösen Genossen nicht ärger wird, und der bisherige Stillstand beibleibt, so ist schon viel gewonnen und Ch. kann noch auf ein langes Leben rechnen. Der heurige Musenalmanach, für dessen Zusendung ich herzl. danke, erscheint mir — vergeben Sie meine Freimüthigkeit — etwas schwach gegen die früheren gerathen. Ich werde bald wieder meine Colloboratur antreten; beschwere der Himmel nur was Geschenkes. So wie ich nur meine Arbeit einigermaßen bei Seite geschafft, werde ich mich an eine größere Dichtung für den M. A. machen. —

Meine herzlichsten Empfehlungen an Ihren Herrn Schwager, und die Bitte um ferneres beiderseitiges Wohlwollen von

Ihrem

ganz ergebenen

Fhr. Gaudy.

Haben Sie vielleicht einige neue Autographa für meine Sammelwuth? Ein Liebhaber kennt keine Discretion.

*) Nach Reinerz in Schlesien.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Quellenwerke zur deutschen Litteratur-Geschichte.

Die folgende Übersicht würdigt nur Werke, die neue Materialien zur deutschen Litteratur-Geschichte seit 1770 bieten oder deren Wert doch vornehmlich in solchen Materialien beruht, auch wenn die Absicht des Verfassers weiter ging und er auf Grund der von ihm beigebrachten Quellen eine selbständige Darstellung versuchte. Neben Büchern, die jeden Gebildeten interessieren, sind auch solche berücksichtigt, die den Litteraturhistoriker von Beruf zumeist angehen.

Das umfangreichste, wohl auch dem größeren Publikum interessanteste Werk, das mir heute vorliegt, kann hier freilich nur kurz gewürdigt werden, weil ich bereits einmal (Band IX, S. 106 ff. dieser Zeitschrift) eingehend darauf hingewiesen habe. Damals lagen von der Sammlung: „Goethes Gespräche", herausgegeben von Waldemar Freiherrn von Biedermann, die ersten vier Bände vor, welche die Jahre 1767 bis 1823 umfaßten, seither sind weitere fünf Bände erschienen, so daß das wertvolle Buch nun vollendet vorliegt. Die wenigen Bedenken und die viele warme Anerkennung, zu denen mich die ersten Bände veranlaßten, gelten auch für Fortsetzung und Schluß; ich hätte nur bereits Gesagtes zu wiederholen. Auch bei diesen Bänden wird man über das Ausmaß dessen, was aufzunehmen war, verschiedener Ansicht sein können, auch hier dem Fleiß und dem ebenso wissenschaftlichen als pietätvollen Sinn des Verfassers Anerkennung zollen müssen. Die Sammlung ist thatsächlich eine nicht bloß wertvolle, sondern geradezu notwendige Ergänzung zu Goethes Werken und wird niemand, der sich für unseren größten Dichter wahrhaft interessiert, überflüssig erscheinen. Ein Register und Erläuterungen erhöhen den Wert des vom Verleger (F. W. v. Biedermann in Leipzig) auch äußerlich trefflich ausgestatteten Werkes.

Auch F. Bornhaks Buch: „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach" (Berlin, F. Fontane & Co.) gehört in diese Reihe, denn sein Wert liegt in dem mitgeteilten Material. Die Fachkritik hat der Frau Verfasserin höchst ungalante Dinge gesagt, selbst ein so objektiver Registrator, wie der Bibliograph des Goethe-Jahrbuchs ist scharf mit ihr ins Gericht gegangen, und es wäre vergebliches Bemühen, diesen Stimmen gegenüber ihre Arbeit als eine wissenschaftlich berechtigte verteidigen zu wollen. Aber ebenso richtig ist, daß das Buch trotzdem die Beachtung Aller verdient, die sich gern in die klassische Zeit unserer Dichtung vertiefen, und daß dieselben Kreise, die über diese Arbeit so scharf aburteilen, sie dennoch gar nicht werden umgehen können, denn der allerdings seltsame Bau enthält sehr wertvolle, ja kostbare Quadern. Frau Bornhak hat ihre Kraft überschätzt, als sie auf Grund ihrer wertvollen Materialien eine Biographie schreiben wollte, die als grundlegendes, umfassendes Zeit- und Lebensbild gelten und den Anforderungen der litterarhistorischen Wissenschaft genügen sollte, dazu reicht weder ihre Kraft, noch ihre Schulung, noch ihre Kenntnis des einschlägigen Materials. Wohl aber wäre sie genügend gerüstet gewesen, eine anspruchslose, populäre Biographie der edlen Fürstin zu schreiben, und hätte sie sich auf eine solche beschränkt, hingegen ihr Material in einer anderen, selbständigen Publikation mitgeteilt, so wäre die letztere Arbeit eine höchst dankenswerte, die erstere eine berechtigte gewesen. Nun, das ist nicht mehr zu ändern; halten wir uns an das, was uns die Verfasserin bietet, so bleibt auch in der jetzigen Gestalt des Buches genug des Beachtenswerten übrig. Die Materialien, die Frau Bornhak Dank der seltenen Liberalität des Weimarschen Archiv-Direktors Dr. Burkhardt aus der von ihm angelegten Privat-Sammlung von Original-Dokumenten und Abschriften, ferner aus dem Großherzoglichen Hausarchiv zur Biographie Anna Amalias mitteilen kann, lassen nicht allein das Bild der seltenen Frau auf's Klarste hervortreten, sondern sind auch kulturgeschichtlich bedeutsam. Die engen dürftigen Verhältnisse in dem kleinen, öden Weimar von 1756, in das die 17jährige Braunschweigische Prinzessin als Gattin des kaum ein Jahr älteren Herzogs Constantin einzog, ihr kurzes, kaum zweijähriges Eheglück, die überaus schwierigen Verhältnisse, unter denen sie die Regentschaft führte, die Art, wie sie die Erziehung ihrer Söhne leitete, dann Wielands und Knebels Berufung nach Weimar — dies Alles tritt erst durch diese Materialien in's rechte Licht. Minder bedeutsam sind die Aufschlüsse über die Beziehungen der Herzogin zu Goethe und Herder, obwohl auch hier die neuen Akten manches hübsche Detail beibringen. Der Abschnitt über das „Tiefurter Journal" ist durch die neueste Schrift der Goethe-Gesellschaft überholt, hingegen enthält jener über Anna Amalia's Aufenthalt in Italien wieder sehr viel belebendes Material; aus den folgenden Kapiteln sind die bisher unbekannten Briefe von und an Angelika Kaufmann und Herder besonders willkommen. Eine sehr wichtige Quellen-Publikation bietet auch der Anhang: der Briefwechsel der Herzogin mit Friedrich dem Großen. Ich glaube gegen die Schwächen des Buches ebenso wenig blind zu sein, wie irgend ein Anderer, aber ich meine doch: ein Buch, das so wertvolle neue Mitteilungen bringt, verdient auch seitens der fachmännischen Kritik ein freundliches und empfehlendes Geleitswort.

Ist im Buche der Frau Bornhak ein überreiches Material nur eben in nicht ganz entsprechender Fassung gegeben, so gilt von dem folgenden Werke

Digitized by Google

fast das Umgekehrte: die Art der Mitteilung und Behandlung ist peinlich genau und streng wissenschaftlich, aber das Ergebnis kein allzu großes. Ich meine Eduard von der Hellens Mitteilungen und Untersuchungen über „Goethe's Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten“ (Frankfurt a. M., Lit.-Anstalt Rütten & Loening). An der Hand eines sehr großen, zum Teil ungedruckten Materials hat der Verfasser, der als Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar wirkt, mit großem Fleiß jene Stellen in Lavaters Werke festgestellt, die von Goethe geschrieben sind oder auf deren Gestaltung er doch der maßgebenden Einfluß geübt hat. Die Arbeit war nicht überflüssig, da Goethe diesen Anteil in „Dichtung und Wahrheit“ absichtlich so gering als möglich bezeichnet, ja geradezu verleugnet hat. Ob nicht vielleicht v. d. Hellen in das entgegengesetzte Extrem verfallen und Goethe mehr zugeschrieben hat, als ihm gebührt, mag dahingestellt bleiben; hätte er im Einzelnen geirrt, so wäre ihm daraus angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe wahrlich auch kein Vorwurf zu machen. Eine sorgliche Überprüfung wird übrigens bei der Entscheidung der Frage, was von diesen neu entdeckten Arbeiten Goethes in die große Weimarische Ausgabe aufgenommen werden soll, stattfinden müssen.

Mit den Hinweis auf ein sehr anziehendes, auch für weitere Kreise interessantes Buch sei diese Übersicht für diesmal geschlossen, den „Briefen an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moriz Arndt“, die Heinrich Meisner im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig kürzlich hat erscheinen lassen.

Johanna Motherby, geb. Thielheim, 1788 als Tochter eines Handwerkers in Königsberg i. Pr. geboren, seit 1806 die Gattin eines angesehenen Arztes daselbst, gehört zu jenen Frauen aus dem Kreise der Romantiker, über die unsere nüchternere und wenn nicht sittlichere, so doch vorsichtigere Generation leicht ein ungerechtes Urteil fällt. Wer sie nicht aus ihrer Zeit heraus zu fassen versucht, missversteht sie eben gründlich — „Liebe und Phantasie und immer nichts anderes, das ist ihr Leben“, hat Arndt von Johanna Motherby gesagt und Treffenderes könnte von ihr, wie von ihren Zeit- und Schicksalsgenossinnen, den Karoline Böhmer, Dorothea Veit, Elise von Ahlefeldt kaum ausgesagt werden. Kaum zwei Jahre verheiratet, lernte sie Wilhelm von Humboldt kennen und wußte ihm, obgleich nicht schön, durch ihren Geist, wie durch den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit eine Leidenschaft einzuflößen, deren man den kühlen bedächtigen Mann nicht für fähig gehalten hätte.

Welcher Gegensatz zwischen seinen berühmten, Briefen an eine Freundin“ (Charlotte Diede) und diesen flammenden Werbungen! So lange Humboldt in Königsberg verweilte (April—Dezember 1809), scheint er sich der Pflichten, die er dem gastlichen, ahnungslosen Freunde — Motherby hatte ihn mit größter Herzlichkeit aufgenommen — wie der eigenen Gattin schuldete, wohl bewußt geblieben zu sein; sein erster Brief, fast unmittelbar nach der Abreise begonnen, enthält fast nur freundschaftliche Mahnungen: „Verschwenden Sie Ihre unnachahmlich schöne, Ihnen so eigentümliche Reizbarkeit nicht an zu kleine Dinge des Lebens, besiegen Sie Ihre Festigkeit, vorzüglich, wo sie nach außen geht, trennen Sie mehr das äußere Sein von dem innern, behandeln Sie jenes mit Kälte und Ruhe, um in diesem ganz Sie zu bleiben, hüten Sie sich vor allem vor Empfindungen, welche die Sache zerreißen, ohne sie zu heben, denken Sie recht oft, daß es nur zwei des Menschen eigentlich würdige Zustände giebt: Heiterkeit und Wehmuth und streben Sie diesen nach.“ Wo die Empfindung wärmer wird, ruft er gleichsam sein Alter und die Erinnerung an seine Frau zu Hülfe: „Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie wie meine Tochter ermahne. Sie können es sein; aber ich könnte nicht innigeren Antheil an Ihrem Glück nehmen, als jetzt, und wenn Ihnen das, und daß das immer so bleiben wird, daß Sie auf mich rechnen können, einen Augenblick Freude machen kann, so denken Sie es recht oft. Es ist sehr traurig, recht sehr, gerade von Ihnen so fern zu leben und ohne Hoffnung, nicht zwar des Wiedersehens — denn dafür sorge ich gewiß und trete einmal, ehe Sie es denken, das nächstemal vermutlich mit meiner Frau, in Ihre Stube (wie Sie dann seyn werden? ob gütig wie sonst oder fremd und kalt? darau denke ich so oft), — aber ohne Hoffnung langen Zusammenseyns.“ Ein Wiedersehen fügt sich nicht, dennoch wird der Ton immer inniger. „Ein wunderbarer Zufall,“ heißt es z. B. in dumholdts nächstem Briefe, „oder vielmehr ein Schicksal, dem ich immer dankbar seyn werde, hat mir Sie zugeführt, es ist durch Sie vieles in mir entstanden, daß ich nie gedacht hätte, und nichts, was ehemals in mir war, hat sich gehemmt und unterdrückt gefühlt: ich gäbe mein Leben darum, Sie zufriedener und glücklicher zu machen, ich weiß auch, daß ich nicht leicht je aufhören kann, in Ihr Empfinden und Denken verwebt zu seyn, ich fühle noch lebendiger, daß ich Ihnen noch viel sein kann, wenn Sie nur in sich den Glauben an mich erhalten, und so bin ich, seit ich Sie kenne, unendlich reicher mit mir selbst, abgeschlossener in allen Wünschen und Erinnerungen, oft weniger glücklich, aber doch mehr Eins mit mir und Allem, was mich umgiebt.“ Zwischen diesem Brief und dem nächsten liegen drei Jahre, aber dieser beginnt: „Ich schreibe Dir noch am Abend einige Zeilen, teures, liebes Kind . . . Mein Leben ist ein Tag wie der andere . . . In Königsberg ging ich zwischen 11 und 1 Uhr vor Deinen Fenstern auf und ab und war weit glücklicher, weil ich in Dir, in mir und in Träumereien lebte. Ich lebe hier garnicht unglücklich, ich lebe glücklich mit meiner Frau und meinen Kindern; aber das Allereigenthümlichste in mir spricht sich nicht aus, nicht ganz, nicht rein.“ . . . Acht Tage später folgt eine feurige Werbung; sie ist nur teilweise erhalten, weil Verwandten-Hände ein Stück des Briefes vernichtet: das Erhaltene aber spricht deutlich genug: „Ich . . . ganz rücksichtslos neben Dir, mit Dir . . . und rechne dafür auf Deine Liebe, Deine Folgsamkeit, auf das tiefe innige Gefühl, daß Du ganz für mich bist und nie forderst, aber dankbar empfängst. Und dann werde ich Dich immer tiefer erkennen, immer mehr anbeten und lieben, wenn ich es mehr könnte. Und das ist das Wunderbare der Liebe, daß man es immer kann . . . Welche Seligkeit. Es gibt nur zwei unwandelbare Dinge: die Sterne am Himmel und die Liebe und Treue des Weibes auf Erden . . .“ Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort Johannas; sie brach die Korrespondenz ab. Der letzte Brief Humboldts lautet: „Ich sehe es nunmehr als ausgemacht an, daß Du beschlossen hast, mir nicht mehr zu schreiben. Gut denn, liebe Theure. Es sind mir schon viel Schmerzen in meinem Leben gekommen. Sey glücklich, sey froh, denke auch noch manchmal an mich.“

Gewiß eine höchst eigentümliche Beziehung mit sehr seltsamem Schluß. Meisner wirft die Frage auf, ob nicht etwa jener Werbebrief Humboldts in die Hände des Gatten gekommen und dieser der Frau das Schreiben verboten. Das ist ja möglich, aber sehr unwahrscheinlich; eine Natur, wie Johanna, die nur in der Phantasie lebte, hätte sich durch ein äußeres Hinderniß nur noch entflammter gefühlt. Oder hatte sie nun erst volle Klarheit über die Beziehung gewonnen und schreckte vor ihr zurück? Auch dies ist kaum glaublich; Johannas späteres Leben spricht gegen eine solche Annahme; wo sie liebte und sich geliebt wußte, nahm sie keine Rücksicht auf Andere, auf das Urteil der Welt. Viel näher liegt eine andere Erklärung. Sie hatte während des Beisammenseins mit Humboldt, vier Jahre zuvor wohl gefühlt, wie teuer sie ihm geworden; eben darum empfand sie es drückend, daß es zu keiner Aussprache gekommen. Die führte sie nun durch ihre Briefe herbei. Es geschah nicht aus

Digitized by Google

gemeiner Eitelkeit, aus gewöhnlicher Koketterie: sie war wahrscheinlich seit überzeugt, daß sie ihn liebe, empfand seine Zurückhaltung als ein Opfer, das er der Welt und den Seinen brachte, aber eben darum als eine Versündigung an ihr und seinem edleren Ich. Darum wollte sie ihr ein Ende machen, diese Zurückhaltung war ein Sporn für sie. Wer jene Zeit kennt, wird manche ähnliche Beziehung zu nennen wissen: so lange der eine Teil sich entsagungsvoll fern hält, glaubt der andere zu lieben; die offene Aussprache beendet den Traum. Die schlichteste Erklärung aber ist wohl die beste: Johanna liebte bereits damals einen Anderen; jene Glut in ihren Briefen, an der Humboldts Zurückhaltung schmolz, war nur gleichsam der Widerschein einer Flamme gewesen, die eben in ihr entlohte war. Dieser andere war Ernst Moritz Arndt.

Auch diese Beziehung wird eigentlich nur durch den Charakter der Zeit verständlich; mit dem Maßstab der Gegenwart gemessen, berührt sie uns seltsam, ja geradezu peinlich. Arndt war, als er im Januar 1813 nach Königsberg kam, 43 Jahre alt und von dem glühendsten Eifer für die Befreiung des Vaterlandes erfüllt, Johanna eine 30jährige Frau, Mutter zweier Kinder und die Gattin eines alten, treuen Freundes: Motherby und Arndt hatten vor Jahren gemeinsame Reisen gemacht und waren nun in allen patriotischen Bestrebungen die engsten Bundesgenossen. Dennoch gestaltet sich die Beziehung Arndts zu dieser Frau, als er nach einem Vierteljahr aus Königsberg scheidet, so, daß er ihr in seinem ersten Brief u. a. schreibt: „Furina, kleines, hausfaules, lebendiges Weib! — o werde nie ein wechselndes Wesen — süßeste kleine Furina, würdest du doch auf ein paar Stunden, nein auf eine Nacht, eine verborgene, kosende und küssende Nacht, zu mir gebracht!“ Meisner giebt sich in seiner musterhaft fleißigen, aber auch sehr verständnißvollen Einleitung alle erdenkliche Mühe, die Beiden zu entschuldigen: er verweist auf das rein äußerliche Verhältnis Johannas zu dem klugen, kühlen Gatten, auf Arndts Sehnsucht nach Familienglück, namentlich aber auch auf die Tonart der Romantik. „Die vergangene Zeit,“ sagt er, „hatte andere Sitten und nicht schlechtere; die Leidenschaften waren heftiger, die Gefühlsrede, welcher die Hingabe an das Vaterland entsprach, ließ auch eine reine, feurige Liebe für die Frau entstehen, und je offener diese Liebe sich zeigen durfte, desto mehr wich in ihr die Sinnlichkeit dem beglückenden Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit. Auch Arndt mußte jemanden haben, dem er sein ganzes Fühlen offenbaren konnte . . . , wenn in der großen Zeit der deutschen Erhebung das Denken des Mannes Ruhe suchte. Daß dabei in einer Kraftnatur, wie Arndt es war, Wünsche aufsteigen, deren Erfüllung er selbst nicht hoffen konnte, da sie Sünde waren, dazu war er eben Mensch, und es ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen, daß er in schnell hingeworfenen Briefen seine augenblicklichen Gedanken verrät, die tausend andere verbergen.“ Aber das stimmt doch nicht ganz. Gewiß, alles Handeln eines Menschen will menschlich und nach den Anschauungen seiner Zeit beurteilt sein; die Romantik dachte über derlei freie Bündnisse anders. Aber mit Meisner zu glauben, daß es sich nur um eine Beziehung der Herzen gehandelt, fällt schwer, der Wortlaut der Briefe gestattet eine derartige Auslegung kaum, und angenommen, man beanemte sich dazu, wird die Beziehung dadurch wesentlich reiner und sympathischer? Meisner ist dieser Überzeugung, er geht so weit, zu äußern, daß gegenteiligenfalls die Veröffentlichung der Briefe hätte unterbleiben müssen. Darf man Briefe, die uns über berühmte Tote und die Anschauungen ihrer Zeit Aufschluß geben, nur dann drucken, wenn sie ihnen zur Ehre gereichen?! Das wäre eine seltsame Auffassung von den Pflichten der Geschichte! Aber die Hauptsache: angenommen, daß Arndt Johanna bloß in den Armen gehalten, aber nicht besessen, daß z. B. die Erinnerung: „O, Süßeste! Das Köpfchen an meiner Brust auf dem Sofa, die traurige, kranke Nacht“, so harmlos zu deuten ist, wie es Meisner thut, ist damit alles rein und gut?!

Wie immer man aber darüber denken mag — daß Arndts Briefe an Johanna eine dankenswerte Gabe sind, wird niemand bezweifeln. Sie sind auch für die politische Geschichte nicht ohne Wichtigkeit; in Arndts Hände liefen 1813 viele Fäden zusammen und er hat über seine Verbindungen, Pläne und Thaten niemand offeneren Aufschluß gegeben, als der Freundin. Ihre wichtigste Bedeutung aber liegt darin, daß sie uns den Mann und die Zeit so überaus klar wiederspiegeln. Wie eigen verweben sich in diesen Briefen die Vorsätze, Hoffnungen und Befürchtungen des Patrioten mit seinen Liebesträumen! „Also in Sehnsucht und Liebe“, schreibt er z. B. im Juni 1813, „ist meine Furina getaucht, sieht, hört, fühlt, denkt nur Eines und Einen, schmückt diesen schlichten Einen in allen Bildern und Gestalten hinein und mit allen Bildern und Spielen der blühenden Fantasie aus. Und er, dieser so Geliebte, er, der so glückselig seyn könnte, muß Disteln und Dornen raufen, im Schweiß seines Angesichts den Tag arbeiten und die stille Nacht grübeln, und sieht vielleicht die süßen Blumen nimmer, die blühen sollen, wo er das Unkraut weggerissen hat. So treibt einen jeden das unvermeidliche Verhängnis seiner Brust; was kann ich dafür, daß ich von Jugend auf mein Vaterland über Alles geliebt habe, mehr als mich, als Dich, als was sonst Liebes in meinem Herzen lebt? Und doch weiß ich es wohl, wo der Himmel ist, und welcher Himmel in der menschlichen Brust die süßesten und hellsten Strahlen schießt, und darf doch nicht immer hinein, wenn ich möchte, weil das Ueberschwängliche mir die Kreise des Beschränkten und Kleinen verwirrt, worin ich nen leben muß. O du süßes und romantisches Leben, girrendes Turteltäubchen, das doch recht viel und in diesen Mühen pudert süß in meinen Ohren girrt; wenn diese Zeit meine Haare weiß macht, wenn meine eiserne Kraft, die Gott in meine Brust und in meine Gebeine gelenkt hat, vielleicht zerbricht, — o dann weine eine Thräne über meiner Asche und bete, daß der erlösten Seele wohl sei.“ Es ist noch eine der ruhigeren unter diesen Briefstellen

Im Gegensatz zu Humboldt wurde Arndt allmählig in diesem Verkehr immer ruhiger, ja schließlich zurückhaltend. Johanna, die das fühlte, und deren Verhältnis zum Gatten immer kälter geworden, machte sich im Sommer 1814 von Königsberg an den Rhein auf, um den Geliebten wiederzusehen, eine Entscheidung herbeizuführen. In der That entflammte diese Begegnung Arndts Leidenschaft von Neuem, aber zu einem Verlöbnis vermochte ihn Johanna nicht zu bewegen. Mit Johannas Rückkehr in das Haus des Gatten hat nicht der Briefwechsel, nicht die Freundschaft, wohl aber die Glut Beider ihr Ende gefunden.

Johannas Herz stand bald in neuen Flammen; es ist ein psychologisch durchaus klarer Vorgang, daß sie sich nun einem weitaus jüngeren Manne zuwandte, dem Studenten der Medizin Ludwig Dieffenbach, der nachmals einer der größten deutschen Chirurgen geworden ist. Erst nach einem zehn Jahre währenden, immer erneuten Suchen, Verlieren und Wiederfinden zwischen dem ungleichen Paar und nachdem endlich auch Johannas Trennung von Motherby durchgesetzt war, wurde die nun 41jährige die Gattin des 30jährigen Arztes. „Mein Weib,“ schrieb er an seine Familie, „ist nicht jung, nicht schön, nicht reich; aber eben weil ihr dieses Alles abgeht, werdet ihr um so gewisser überzeugt sein, daß ich sie liebe. Dagegen besitzt sie einen unendlichen Reichtum an Güte des Herzens, eine köstliche Bildung, also Güter, die nie zu verlieren sind.“ Das Glück währte kurz; der Altersunterschied machte sich bald nur so peinlicher geltend, als Johanna leidenschaftlich und ruhelos blieb, wie immer; doch entschied die Scheidung erst nach fast neunjähriger Ehe, 1833.

Digitized by Google

Auch nun noch kam dies rastlose Herz nicht zur Ruhe. „Es gelang noch der 54jährigen Frau, einen Jüngling zu ihrem sicten Geleitsmann zu machen, der, entzückt durch die Art und Weise ihres Verkehrs, Amt und Freunde vernachlässigte, um ganz in ihrem Zauber zu leben. Es war dies Johann Philipp Kaufmann, bekannt als Shakespeare-Uebersetzer und als Freund Liszt's, damals in Berlin am Kammergericht als Referendar thätig. Selbst in den Kreisen, in welchen die Beiden verkehrten, ahnte man nichts von ihren innigeren Beziehungen." Auch eine Freundin gewann sie in diesen Jahren: als Immermann seine Beziehungen zu Elise von Ahlefeldt löste, zog diese nach Berlin und wohnte nun mit Johanna beisammen. Der Salon der beiden Frauen füllte sich bald mit berühmten Leuten; hier gingen Tieck, Cornelius, Rauch, Varnhagen, Rammer ein und aus. Der Magnet war nicht Elise, die selten sichtbar wurde, sondern Johanna. Und wie sah die Frau, die noch immer solchen Zauber übte, aus?! Hier die Stimme eines warmen Beobachters, Fedor Wehl: „Nicht nur, daß sie klein, korpulent und häßlich, nein, auch ungeheuer bewegsich und immer fieberhaft erregt war sie. Aber sie hatte eine unendliche Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit, einen unerschöpflichen Grad von Gutmütigkeit und begeisterter Hingabe an alles Schöne und Gute."

Johanna ist im August 1842 gestorben.

Otto Hartung.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Henri, Cl. Uranía. Gedichte. Dresden. Pierson. 1892.

Pastor, Willy. Abendschatten. Novelletten. Dresden. Pierson. 1893.

Manuela, M. Rudolf von der Wart. Dresden. Pierson. 1892.

Divan des Jehuda Halevi. Eine Auswahl in deutschen Übertragungen von Adr. Geiger, S. Heller u. A. Berlin. Hugo Schildberger. 1893.

Renwirth, E. Petra. Wien. Leopold Weiß. 1893.

Schumann, Paul. Sprachliche Betrachtungen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Schankal, Richard. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Herold, Franz. Spuren. Ausgewählte Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Clefeld, Louis. Komödie! Drama in 5 Aufzügen. Zittau. Wilh. Sunder. 1893.

Stern, Maurice, Reinhold von. Die Insel des Ahasver's. Ein episches Gedicht Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Held, Franz. Groß-Natur. Ausgewählte Gedichte. Berlin. Fresko-Verlag. 1893.

Korff, Freiherr Heinrich von. Aus meiner Welt. Wien. Leopold Weiß. 1893.

Hönsting, E. O. Wettenträume Leipzig. Th. Grieben. 1893.

Rosegger, P. K. Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Mit 12 Porträts. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben. 1893.

Held, Franz. Manometer auf 991 Soziales Trauerspiel. Berlin. Fresko-Verlag 1893.

Fulda, Ludwig. Der Talisman. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Kay, Albert. Der wahre Talmudjude. Berlin. Emil Apolant. 1893.

Strindberg, August. Dramen. Das Spiel mit dem Feuer. Vor dem Tode Berlin. Bibliographisches Büreau. 1893.

Stinde, Julius. Das Dorfmoor. Naturalistisches Familiendrama in einem Aufzug. Berlin. Freund & Jeckel. 1893.

Crolsaint-Rust, Anna. Feierabend und andere Münchener Geschichten. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Bleddigen, Dr. Otto. Das Wesen und die Theorie der Fabel. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. Gebhardt und Wiskisch. 1893.

Reder, Heinrich von. Rotes und blaues Blut. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Wichert, Ernst. Nur ein Jude! Das Grundstück. Neue littauische Geschichten. Leipzig Carl Reißner. 1893.

Zipper, Albert. Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig. Gustav Körner. o J.

Schlotke, Otto. Blüten vom Wege. Gedichte. Leipzig. Artur Seemann. o. J.

Boy-Ed, Ida. Zulekt gelacht und andere Novelletten. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Lachmanski, Hugo. Düsseldorf und Heinrich Heine Eine Würdigung des geschmähten Dichters. Berlin. Friedrichstädtische Buchhandlung. 1893.

Glaser, Marie von. Ährengras. Skizzen und Novellen. Breslau. Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1893.

Stroup, Karl. Katechismus der Mimik und Gebärdensprache. Mit 60 Abbildungen. Leipzig J. J. Weber. 1892.

Boy-Ed, Ida. Ein Kind. Novelle. Leipzig. Carl Reißner. 1892.

Schuster, Herm. König Konrad. Trauerspiel. Zweite Auflage. Leipzig. Deutscher Verlag; o. J.

Waner, Gerhard. Heinrich IV. von Frankreich. Leipzig. Deutscher Verlag. 1892.

Burchard, Gustav. Christoph Columbus oder die Entdeckung Amerikas. Nach „Christoforo Colombo" von Friedrich Rücker. Frei bearbeitet zu einem Schauspiel in einem Aufzuge. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Tovote, Heinz. Mutter. Roman. Dritte Auflage. F. Fontane & Co 1893.

Reuling, Carlot Gottfried. Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Berlin. Hans Lütenddor 1892.

Brahm, Otto. Karl Stauffer-Bern. Sein Leben Seine Briefe. Seine Gedichte. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart. G. J. Göschen. 1892.

Siegert, Louise. Auserstanden. Drama in einem Vorspiele und drei Acten. Wien und Leipzig. M. Breitenstein. 1892.

Schilling, Hermann. Wahrheit und Traum. Ausgewählte Gedichte. Berlin. Oehmigke's Buchhandlung. 1892.

Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Prämdium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlagsanstalt. o. J.

Müller, Hans Wilhelm Kaulbach. Erster Band. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Schaumberg, Georg. Dies irae und andere Gedichte. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gregorne & Tie. in Berlin.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.)

VI.

Einen weiten Weg hatte der Bauernsohn Jan Harring gemacht, seitdem er bei dem alten Pastor seines Geburtsdorfes zuerst mit der Sprache Ciceros bekannt geworden, und zwar einen sehr anderen Lebensweg, als damals der Knabe gedacht. Aber größer dennoch war der Unterschied zwischen dem Knabentraum gewesen, in dem das junge Primanerherz auf dem sonnigen Knickwall geklopft und den es sich um zwanzig Jahre später noch einmal wiedergeholt gehabt, der Unterschied zwischen jenem Traum und dem neuen Lebenswunsch, den Jan Harring auf der Möwenhallig kundgethan — zwischen Lucie Vigelius mit ihrer rediviva Clotilde Mattenklodt und Binna Fredden. Ein weiter Weg von frühlingsgleicher Blütenschönheit ohne Inhaltswert zur scheinlosen, in herber Schale verschlossenen, doch reichen Gehalt in sich bergenden Frucht; von der verblendenden Bezauberung der Sinne zu einer fast nüchternklaren inneren Erkenntnis. Aus sich hatten die Trägerinnen jener beiden ersteren Namen keine beherrschende Gewalt besessen, nur sein eigenes Liebesbedürfnis hatte ihnen eine solche verliehen; Binna Fredden war zum erstenmal gekommen, ihm nicht ein Bild, das er selbst im Herzen getragen, zu verkörpern, sondern ihm ein fremdes, seinem Gefühl unbekannt gewesenes aufzunötigen, ihn zu unfreiwilliger Liebe zu zwingen. Nicht durch ihre Macht allein; er fühlte deutlich, damit sie diese Herrschaft über ihn erringen konnte, mußte er hierher gekommen sein, ihre Heimatluft einzuatmen. Alles war vorher dazu erforderlich gewesen: Die große, einsame Naturwelt, mit der er sich im Innersten verwandt empfinden gelernt und deren beseeltes Abbild ihm Binna darbielt — das in ruhig-sicherem Glück befriedigte Haus Pidder Tamens, welcher mit ihm gleichgearteter Frau und Kindern voll den einzigen Zweck des Lebens erfüllte — selbst Bokke Harring, der aus tiefer, ihm auf Erden versagter Glückssehnsucht zum starren Bibelglauben gegriffen, um sein bitterliches Verlangen wenigstens an eine Zukunftshoffnung anklammern zu können — auch der hatte mit der heimlich in seinen Augen glimmenden Liebe zu Binna, dem ‚Heidendiert', dazu gehört, um den, der nur Ekel noch mit dem Worte Weib verbunden, zum Unterliegen unter die Gewalt eines solchen zu bringen. Und nicht als Schwächstes war die Treue auf ihn eingedrungen, die Binna Fredden zehn Jahre lang Arfst Boiken, einem Toten, bewahrt erhalten. Denn ob Jan Harring in manchem seinen bäurischen Ursprung an den Tag legte und, scheinbar in einem Widerspruch zu seiner, ihm eigentlich fremden lateinischen Sprachkenntnis, zumeist nur wenig gewählte Worte im Munde führte, vielmehr sich gewöhnlich nicht anders ausdrückte, als ihm nach landläufigem Sprüchwort ‚der Schnabel gewachsen war', so konnten sich doch, außer etwa Christian Hundertmark, Pidder Tamen und Bokke Harring, vielleicht nur wenig Männer oder Herren seiner Lebensweg-Bekanntschaft mit dem stillen Besitz an Gemütstiefe messen, die er von der Natur zur Mitgift empfangen.

Aber trotz allem dem stand er heut' auf seinem Lebensweg gewissermaßen wieder wie am Anfang. Er hatte nochmals ein Ziel vor sich gesehen, diesmal eines, von dem er nicht

Digitized by Google

selbst abgebogen, das er als das richtige, einzig der Erreichung werte erkannt hatte, und nun reichte sein Wollen nicht aus. Binna Fredden antwortete ihm ‚Nein'.

Zwei Tage waren wieder vergangen — warum blieb er noch auf der Hallig? Hoffte er, sie könne ihren Sinn noch ändern? Er kannte sie und wußte genau, das sei nur möglich durch eine Unmöglichkeit: Wenn sie sich untreu werde, wenn die Toten zu den Lebendigen kämen.

Doch wohin sollte er? Er hatte keinen Zweck des Lebens und keinen Antrieb zu solchem mehr. Nur ein Verlangen, wieder zwischen Wind- und Wasserrauschen gedankenlos selbstvergessen auf der Düne zu liegen, niemals von dort aufzustehen. Dazu indeß war's nicht länger die Jahreszeit, oder die that's nicht, Sturm und Kälte wären ihm gleichgültig, eher willkommen gewesen. Aber er konnte nicht nach Amrum zurück, hätte nicht mehr in Pidder Tamens Haus täglich mit Eike und den Kindern zusammenleben können. So blieb er noch auf der Hallig.

Das lag ja auch am nächsten; dem Pastor fiel sein Bleiben zweifellos erwünscht, und zu Binna stand er im alten, wiederhergestellten freundschaftlichen Verhältnis, wenigstens von ihrer Seite. Er mochte anderes in sich fortragen, doch das ging nur ihn an, er war sicher, es fest in sich verschließen zu können. Und ward es doch zu übermächtig dazu, so blieb ihm, eines Tages plötzlich davonzugehen.

Bokke Harring ahnte merkbar nichts von dem, was zwischen den Beiden vorgefallen, niemand auf der Insel, wie niemand je an ihr Alleinzusammensein im Boot und auf den Watten einen Gedanken geknüpft hatte; sie wußten ja, Binna sei Arfst Boikens Braut. Und so war Alles wie vorher, nur daß er jetzt davon abließ, sie draußen zu begleiten. Doch abends saßen sie nach früherer Weise miteinander am Tisch, und nichts schien verändert.

Oder doch. Binna hatte einmal Erwähnung davon gethan, daß der Mond im Zunehmen sei und der Westwind täglich seine Stärke vermehre; da der November angebrochen, lasse sich noch eine höhere Steigerung erwarten. Das war vorgestern gewesen, und jetzt sprach sie den Rat aus, Jan Harring möge lieber morgen seine Rückfahrt antreten, da er sonst Gefahr laufen könne, durch stürmisches Wetter für lange, möglicher Weise für den ganzen Winter am Fortkommen von der Hallig behindert zu werden. Der Pastor widersprach, doch sie blieb bei ihrer Meinung, begründete diese durch weitere Anzeichen verschiedener Art.

Sie glaubte wohl selbst daran, aber noch deutlicher klang's dem Hörer heraus, sie wolle ihn zum Fortgehen veranlassen, die Vorstellung der Möglichkeit, daß er noch für lange Wochen zum Bleiben genötigt werden könne, beschäftige sie innerlich und hatte ihr die Warnung in den Mund gelegt. Warum? Um seinetwillen? Oder fiel sein Besuch ihr in der engen, sparsam beschränkten Wirtschaft für die dürftige Einnahme Bokke Harring zu lang? Wie sie's sprach, sah er sie daraufhin an, doch ihre Augen gingen rasch an ihm vorbei.

Plötzlich setzte ihm, zugleich mit einer feinen Kopf durchschießenden Erkenntnis, der Herzschlag einmal aus. Sie hegte eine Befürchtung und wollte ihn von der Insel fortschaffen. Doch aus keinem jener Gründe, sondern um ihretwillen. Binna Fredden fürchtete sich vor sich selbst; ihr Herz war nicht ruhig, wie ihre Stimme und ihr Gesicht, vielmehr klopfte es gleich dem seinigen, denn auch sie liebte ihn.

Das war's gewesen, weshalb ihre Augen ihn bei ihrer Antwort auf seine Werbung nicht ansehen gewollt und gekonnt, weshalb sie ihre Kraft zusammenraffen gemußt, eh' sie sich von seiner Hand losgerissen. Und das hatte sie der Flut entgegengehen lassen, besinnungslos, und doch mit einem Bewußtsein, sie thue etwas, einen unvereinbaren Widerstreit in ihrer Seele zum Ende, zum Verstummen zu bringen. Dies Ziel zu erreichen, hatte sie den Tod nicht gescheut; aber seinem Entschluß, um ihretwillen mit ihr zu sterben, war sie nicht gewachsen gewesen. Wie er ihr das Handgelöbnis gegeben, das sie verlangt, wandte sie sich, in Angst um ihn, hastig zurück. Dann dachte sie, es sei zu spät, keine Rettung mehr, und es hatte sie wie ein schöner Traum eingewiegt, sich in den letzten Augenblicken, die Stirn an seine Schläfe legend, von ihm in das Auslöschen des Lebens hinübertragen zu lassen. Doch unerwartet — und nach den ersten Worten, die sie auf der kleinen

Digitized by Google

Hallig gesprochen, wohl wider ihr Hoffen — geschah es anders, und nun fürchtete Binna Fredden sich vor sich selbst, daß für zu lange Dauer des Beisammenverbleibens ihre Kraft nicht ausreichen könne, um nicht einmal ihre Liebe zu verraten.

Ein Moment des innersten Empfindens und Wiederdurchlebens verband Jan Harring alles das mit ihrem befremdenden Trachten in den letzten Wochen, das Alleinsein mit ihm zu vermeiden, und klar lag alles Verborgene in ihr vor ihm erhellt. Ein tief beglückender Schlag seines Herzens folgte diesem Erkennen, doch auch ein jähes Überwältigtwerden von erschreckender Gewißheit, er mußte thun, was sie von ihm verlangte, mußte morgen die Insel verlassen. Er durfte nicht Schuld tragen, daß sich ihr die Qual des Kampfes zwischen ihrem Herzen und dem, was sie als unerschütterliche Pflicht in sich trug, verlängerte, und zum ersten Mal fühlte er auch in sich die stürmische Übermacht, die aus dem Bewußtsein der Gegenliebe heraufwuchs, ihm Treue und Glauben, die Unverbrüchlichkeit seines Handschlages als wider die Natur in's Wanken zu bringen drohte. Für sie Beide war sein Fortgang notwendig und er beschloß, diesen in der Morgenfrühe ohne Abschied in's Werk zu setzen.

Doch während der zumeist schlaflosen Nacht, welche ihm nach dem Abend folgte, hörte er den Wind, wie noch nie zuvor, um das Dach winseln, heulen und wüten, vernehmlicher als je mischte sich gegen Morgen außer dem großen, dumpfen Gebrause der See auch ein noch aufklatschender Wasserton hinein, und wie das Taglicht kam, sah er, daß die Flut nicht nur das Vorland überschwemmt hatte, sondern bis zur Mitte des Werftkegels hinanstieg. Was Binna vorhergesagt hatte — die Furcht mochte ihr den Blick dafür geschärft haben — war eingetreten; vorderhand ließ sich an kein Verlassen der Insel, kein Hinüberkommen zu einem der anderen Häuser denken. Gleichmäßig umgab überall unter ihnen das wildgepeitschte Wasser bis halb hinauf ihre Werften; wie große Archen schienen sie darauf zu schwimmen. Eifrig mühten sich die Schiffer, ihre Böte bis zu den Hauswandungen empor zu ziehen und an großen, in den Pfosten befindlichen Eisenringen zu befestigen.

Jan Harring mußte also noch bleiben; vielleicht vermochte er um Mittag, wenn die Ebbe eintrat, sich unbemerkt zu Fuß über die Watten davonzumachen, nach einer anderen Hallig; wohin zunächst war ja gleichgültig. Langsam verging ihm der Vormittag, und nach der Regel hub das Wasser zur vorgeschriebenen Zeit zu fallen an. Es sank an den Erdhügeln hinab; in zwei Stunden etwa konnte es so weit zurückgegangen sein, dem Wartenden die Ausführung seines Vorsatzes zu ermöglichen. Er stand oftmals während des Gespräches, das er mit Bokke Harring führte, von innerer Erregung getrieben, auf und sah hinaus. Aber es war, als verzögere seine Ungeduld den Ablauf der Flut, die nicht wie sonst die weite Wattenfläche trocken legen wollte. Und dann mußte die höchste Ebbezeit gekommen sein, doch das grau hin und her wallende Wasser hielt noch immer nicht nur die Watten, sondern auch den ganzen Inselboden überdeckt; offenbar stemmte sich seinem weiteren Rückfluß der stürmische West entgegen. Das machte auch die zweite Absicht des zum Fortgang Bereiten unausführbar, nötigte ihn, noch eine Nacht in dem Hause zuzubringen.

Sonst war Alles wie stets. In gewohnter Weise verlief die einfache Mittagsmahlzeit, bei der sichtlich Binna sich mühte, eine erzwungen lebhafte, unbefangene Unterhaltung im Gange zu erhalten, und Jan Harring suchte das Gleiche zu thun. Sie verließ dann den Küchenraum, und etwas nachher erscholl von dem kleinen Viehstall im Hinterteil des Hauses auch ein gewöhnlicher Ton, das Aufbrüllen einer Kuh herüber, wie es sich gemeiniglich bei'm Hinuntertreiben der Rinder auf die Weide hören ließ. Im ersten Augenblick dachte der Zurückgebliebene nichts dabei, dann indeß überkam's ihn mit Verwunderung; das Vieh konnte doch nicht auf den unter Wasser gebliebenen Grund niedergebracht werden. Unwillkürlich trat er in's Freie hinaus, da trieb das Mädchen die paar Kühe und Schafe des Pfarrhauses aufwärts zum Dachraum hinan, und wie er sich umschaute, geschah fast auf allen übrigen Werften gleichzeitig das nämliche. Zu diesem Zweck führte augenscheinlich an der Rückseite sämtlicher Häuser der aufgewölbte Damm als ebenerdiger Zugang zu den Dachstöcken empor.

Binna Fredden kam, die schmale und niedrige Thür des Heubodens hinter sich schließend,

Digitized by Google

zurück. Sie trug ihre weibliche Kleidung; wie sie heraustrat, faßte sie sofort ein umlaufender Wirbelstoß des Windes, riß ihr Haar auf, daß es langflatternd zurückflog, und preßte mächtig ihr die Kleider gegen den Körper. Es war ein für poetisch-empfängliche Augen fast großartig zu benennender Anblick; kraftvoll und schön prägte sich ihre Menschengestalt so aus. Doch nur kurz; wie sie Jan Harring draußen stehen sah, stieg sie, ihr Haar mit den Händen zusammenraffend, schnell von oben nieder. Er fragte, weshalb sie das Vieh dort hinauf gebracht habe; sie erwiderte: „Wenn das Wasser bei der Ebbe nicht abläuft, ist's Zeit dafür." Der Wind schlug ihr die nur halb verständlichen Worte vom Munde weg, faßte ihre Kleider wiederum und riß diese jetzt von unten aufwirbelnd in die Höh'. Die Hände auf ihre Knie drückend, begab sie sich rasch an dem Nachblickenden vorbei in's Haus. Wenn auch nur flüchtig, hatten sich ihre blauen Augen ihm gradaus in's Gesicht gerichtet und ein eigentümlicher Windglanz aus ihnen geflackert.

Es war Alles wieder wie gewöhnlich und doch nicht. Ruhig wie sonst, kam nach einer Weile Binna aus ihrer Kammer zurück, wo sie sich das Haar sicher um den Kopf befestigt hatte, allein sie trug nicht mehr ihre Frauenkleidung, sondern den Schifferanzug. Das that sie sonst im Hause nicht; der Pastor sah sie an und fragte: „Glaubst Du's nötig für die Nacht?" Sie nickte kurz: „Die Tiere sind oben." Er versetzte: „Der Herr schickt's und weiß, was er will; ich bin seinem Ratschluß bereit." Er packte seine paar Bücher aufeinander, legte die Bibel zu oberst; dann zog er eine Tischschublade auf, nahm ein halbes Dutzend Thalerstücke heraus und steckte sie in die Tasche. Danach sprach er in gewöhnlicher Weise weiter; nichts in den Mienen der beiden langjährigen Hausgenossen verriet Unruhe; aber ihr Thun war in manchem nicht das alltägliche. Binna hatte frühzeitig Feuer auf dem Herd angezündet, um eine Abendkost zu bereiten; wie diese fertig geworden, goß sie Wasser auf die Kohlen und löschte sorglich das letzte Glimmen damit aus.

Die Dämmerung kam heran, mit ihr die Rückkehrzeit der Flut. Jan Harring mußte aus dem Thun und Reden der Beiden um ihn abnehmen, daß sie Sturm und hohes Wasser erwarteten, doch statt dessen schien das Gegenteil einzutreten. Mit dem Anbruch des Abends verminderte der Wind überraschend schnell seine Heftigkeit und schlief in Minuten völlig ein. Die Flut stieg zwar, und allerdings auch ungewöhnlich rasch, wieder bis zur Werftmitte; es ließ sich aus dem Fenster gewahren, denn über den Himmel flogen nur einige zerfetzte, sich auflösende Wolkenstreifen, so daß die Sterne eine matte Lichtfülle gaben. Aber das Wasser hob sich friedlich, fast in einer spielenden Art empor, man hörte es kaum; nichts als dann und wann der Schrei von vorüberjagenden Wimmermöwen unterbrach die rings um die Hallig liegende tote Stille. Über die dunkle Insel flimmerte es da und dort wie Glühwürmchenschein aus den kleinen Fenstern der Werfthäuser; die Bewohner legten sich später als sonst zum Schlafen, saßen noch bei ihren Lämpchen oder Talglichtern, und ebenso die Drei im Pfarrhause um die Lampe des Pastors. Sie redeten wie immer, nur an der Kopfhaltung Binna Freddens ließ sich ab und zu erkennen, daß ihr Ohr sich horchend anspanne.

Es kam Jan Harring, er wolle doch nicht heimlich am nächsten Morgen davongehen, und er sagte einmal: „Das Wetter wird ruhig, ich bin schon länger bei Dir geblieben, Bokke, als ich gesollt, und es ist Zeit, daß Du mich wieder loswirst. Hab' Dank dafür, wie Du mich als Gast und als Freund in Dein Haus genommen — Du auch, Binna — ich will heut' Abschied von Euch nehmen und mich morgen in der Frühe nach meinem Schiffer umthun, der mich mit seinem Boot —"

Da brach ihm jäh das Wort am Mund ab, denn wie von einem körperlichen Stoß getroffen, fuhr er zusammen. Um ihn schütterten die Wände, knackte das Hausgebälk; es war etwas gewesen gleich einem Donnerschlag, und doch konnte vom klaren Sternenhimmel kein Blitz heruntergefahren sein. Unwillkürlich entflog Jan Harring: „Was war's?" Gelassen antwortete Binna: „Der Sturm; er hat angeklopft." Und ruhig fügte sie nach: „Du kannst morgen noch nicht weg."

Ein Stoß, der dem eines Erdbebens, verbunden mit donnerartigem Krachen geglichen, und nun wieder fast lautlose Stille. Doch nur zwei oder drei Atemzüge lang, dann bestätigte sich

Digitized by Google

die Antwort des Mädchens. Wieder kam etwas westher durch die Luft, anders diesmal, wie ein schrilles Trompetengeschmetter, ein sonderbar in's Mark schneidender Ton. Ihm folgte ein hohles, im Gehörgang des Ohrs dem Schnauben eines Rauchfchlotes ähnlich gurgelndes Gebrause und rüttelte wie mit hundert Händen draußen am Mauerwerk. Auch Jan Harring erkannte jetzt, das war einbrechender Sturm. Er hatte manchen solchen in haltlos umhergeschlendertem Schiff auf dem Ozean erlebt und nichts Schreckhaftes flog ihn drans an, im Gegenteil, der wilde Aufruhr fiel ihm eher willkommen. Es war ihm lieber so, als noch einige Stunden wie sonst mit Binna redend am Tische sitzen zu müssen.

Er stand am Fenster; nun ging das Luftgetobe mit unterlaßloser Wut um's Haus. Aber dann stieß er doch nochmals mechanisch einen Ruf aus: „Was ist das? Da brennt's!"

Als sei doch vorhin ein Blitz niedergezuckt und habe irgendwo gezündet, sah's aus. Ein rotes Auflodern am Horizont, gedankenschnell sich vergrößernd, zu einer riesenhaften, tiefglühenden Feuersbrunst anwachsend. Das Mädchen trat an ein anderes Fenster, warf den Blick hinaus und sagte: „Der Mond ist's, er hört die Windsbraut und kommt ihr entgegen. Sie haben sich gern und wollen sich umarmen. Die Flut wird die Hochzeitsmusik dazu klatschen."

Aus der Stimme Binnas klang etwas Kaufchhaftes; es war, als pflanze sich die Aufregung der Natur in ihr Inneres hinein fort und dränge ihr Worte über die Lippen, die sie zu anderer Stunde nicht gesprochen hätte. Jan Harring erkannte jetzt auch seinen Irrtum; der Vollmond war's, in der Dunstschicht des Horizonts zuerst einem fernen Brande gleichend, nun sich zu einer gewaltigen fenrigen Kugel ausrundend. Sein hurtiger Vorschritt erschien wie eine Bestätigung der dem Mädchen herausentflogenen Deutung; er schien Eile, gleich einem Bräutigam, zu haben, der Windsbraut entgegen zu kommen. Rasch wandelte sein Oberrand die düstere Blutfärbung zu weißem Glanzgeleucht um; er schwand kleiner zusammen, doch in silberner Schönheit, wie im Hochzeitsgewand hob er sich strahlend in dem freien Ätherfaal empor, daß die Sterne um ihn auslöschen.

Und nun überhellte sein Licht die Hallig, aber sie war nicht mehr vorhanden. Man sah nur die schwarzen Umrisse ihrer Häuser über einer dunklen, rollenden Masse, die bis an den Oberrand der Westen hinanreichte, auf ihn hin weißes Geflock und Geriesel bis an die Mauern warf. In Wirklichkeit nur wie Archen, wie Schiffe ohne Mast ragten die Inselgebäude noch drüber.

Jan Harring kam es erst jetzt plötzlich zum Bewußtsein: das war vereinigte Sturm- und Mondesflut, die Sturm-Springflut, von welcher des Abends oft gesprochen, ihm berichtet worden, daß durch solche nach und nach die Halligen bis auf den heutigen kleinen Rest zerstückelt und untergegangen seien. Und ohne sein Wissen geriet ihm laut die alte Knabenerinnerung, der Anfang des Satzes aus der Helmold'schen Chronik vom Mund: „Quanti divites, quanti potentes vespere sedebant et deliciis affluebant —".

„Dat steit bi Eu da baben," unterbrach oder ergänzte hinter seinem Rücken die lateinischen Worte der ruhige Stimmenklang Bokke Harrings. „Awers hier ünner ward dat wul Tid vör dat, wat wi to dohn hebbt."

Kein leisester Anhauch einer Furcht klang aus dem Ton des Pastors, und sein Gesichtsausdruck war wie immer. Nur im Blick lief auch ihm, wie Binna Fredden, ein nicht bezwingbarer Lichtglanz hin und her; friesische Augen waren's, die mit einem Aufflackern von Stolz und Zärtlichkeit die tosende Anmeldung der alten Todfeindin, der alten Herzensfreundin, der Sturmflut begrüßten. Sie wuchs jetzt noch höher, mit rasender Gewalt, in jeder Minute. Wo eben noch nur der Schaum an's Haus herübergeflogen war, schlugen überkippende Wellenkämme wie mit weißen triefenden Haarmähnen bis gegen die Mauern; das Heulen des Sturmes verschlang ihr Geklatsch. Vom Dachraum herunter scholl dumpf unruhvolles Gebrüll der Kühe, sie hörten und witterten das höher, näher zu ihnen aufsteigende Wasser.

Noch kurz, und ein hoch überpeitschender Schwall goß sich an die Fenster. Die kleinen Scheiben hielten, doch trotz ihrer festen Einfügung sickerten überall Tropfen an den Rändern hindurch. So wiederholte es sich einigemal, dann folgte dem Anprall ein Klirren. Eine der Scheiben hatte nicht mehr Wider-

Digitized by Google

stand geleistet. Durch ihre zersplitterten Stücke schoß es wie ein aufspringender Quell in die Stube, und hinter ihm stieß pfeifend der Wind herein.

Jan Harring griff mechanisch nach einem Tuch, die Öffnung zu verstopfen, aber Binna sagte gelassen: „Laß und kommt; es ist Zeit.“ Sie nahm einen Korb, in dem sie ihr Küchengerät gepackt hatte, der Pastor faßte seine zusammengelegten Bücher. Nun blies das Mädchen die Lampe aus, ging zur Treppe und stieg die Stufen hinan; die beiden andern folgten nach. Auf dem Boden war es finster, allein Binna öffnete die windabgelegene, nur einer großen Luke ähnelnde, auf den gewölbten Dammzugang führende Thür, und das Mondlicht fiel herein. An einer Seite des Raumes befanden sich angebunden die Kühe und Schafe; das Heu des Sommers lag neben ihnen gehäuft, doch sie rührten es nicht an. Sie standen am ganzen Leib zitternd, sie fürchteten sich; beruhigend glitt das Mädchen ihnen über Kopf und Rücken, und sie drängten sich nach der vertrauten Hand zusammen, als hofften sie von ihr Schutz.

Jan Harring stand an der Thüröffnung und blickte hinaus. Das hatte er doch in seinem Leben noch nicht gesehen, und es überlief ihn, nicht mit Furcht, aber mit einem unwillkürlichen Grausen. Unter ihm nichts als ein unermeßliches gährendes Gewoge, unterschiedslos und doch immer wechselnd, wie mit tausend weißgeiferuden Raubtierzungen aufleckend: die schaumkochende und gischtbrodelnde, knatternde, brüllende, donnernde Nordsee. Ganz wie auf einem Fahrzeug befand er sich drüber, aber es schwamm nicht, war kein Schiff mit festem Plankenwerk. Wenn es von der Stelle wich, ward es mit seiner Mannschaft verschlungen.

Und da — ein Ton, der doch noch durch das ungeheure Getose von Luft und Wasser hindurchklang, heraufklang, dann von unten her, unter den Füßen kam er. Ein Gemisch von Krachen, Schellern, Klirren, und nun eine schwankende Bewegung der Bretterdiele des Dachbodens, wie wenn ein Boot von einer Dünung leicht geschaukelt, gehoben und gesenkt wird.

Was war's? Binna Freddens gleichmütige Stimme that's kund, sie sagte: „Da hat's die Wände weggerissen.“

Deshalb waren alle Halligh äuser auf tief in die Werften eingerammten, starken Eichenpfosten erbaut, damit diese, wenn es so geschah, noch eine Gegenwehr leisten konnten, den Bewohnern mit ihrem Vieh eine letzte Zuflucht in dem von jenen fortgetragenen Bodenraum blieb. Weniger als das Ohr es vernahm, sprach's ein Gefühl jetzt: Die Fachwerkmauern drunten waren verschwunden, frei schlugen die Wellen unter dem nur noch auf vier Stützen ruhenden, knarrenden, schwankenden Dachstuhl durch.

Zugleich indeß tauchte über dem weißen Gequirl etwas Dunkles drüben von einem andern Gebäude her auf, wie ein umhergeschleuderter Baumstamm. Dann ließ der hochgestiegene Mond ein Boot und darin einen gewaltig mit den Rudern arbeitenden Mann im Schifferanzug und Südwester erkennen. Er rang in offenbarer Gefahr, jeden Augenblick zu kentern und verschlungen zu werden, auf das Pfarrhaus zu; nun rief Binna: „Thede Nommen ist's — er ist toll!“ Doch in ihren Augen flammte ein Stolz dabei, daß der Benannte, daß ein Friese todesmutig der ungeheuren, hundertarmig nach ihm packenden Wut der alten Erbfeindin Trotz bot.

Ein unverheirateter Schiffer von der Werft drüben war's. Er hatte nicht für Frau und Kinder zu bangen, für nichts als sein Haus, und das ließ er sich selbst, kam in der fliegenden, kreiselnden Nußschale daher. Und seiner Kraft und furchtlosen Umsicht gelang's, er erreichte den, wie ein winziges Deichstück noch über der Flut aufragenden Zugangsdamm, sprang auf diesen heraus, schlang rasch seine Bootskette durch einen Ring neben der Thürluke, barg seine Ruder in Sicherheit und sagte dann ruhig: „Ick seeg, dat bi jün dat ünner weg ist, un will mal tosehn, ob ick biwat mit instehn kunn.“

Bei der Mondhelle hatte er erkannt, daß das Pfarrhaus mit seinen Einwohnern in höchster Gefahr sei, und da er nichts als sein eignes Leben draugab, kam er, um vielleicht Beistand leisten zu können. Das war ihm so selbstverständlich, daß es keiner weiteren Erläuterung bedurfte, als, er habe es gesehen, seine Augenschärfe dazu ausgereicht. Aber ohne Worte sprach's von der Liebe und Ehrfurcht, mit der die Halligleute an Volke Harring

Digitized by Google

hingen. Dieser drückte Thede Nommen fest die Hand, und Binna Fredden that das Gleiche, doch auch sie sprachen nichts dazu, als: „Ja, dat makt unnacht dull.“

Und das that's in noch gesteigertem Grad. Zwar das Wasser schien nicht mehr höher zu werden, aber nach ein paar Minuten fuhr ein Orkanstoß, wie Jan Harring sich kaum eines gleichen bei einem Teifun entsann, gegen das Haus, daß alle das Gefühl durchlief, es sei von seinen Stützen abgerissen und fliege mit ihnen durch die Luft fort. Täuschung war's, es stand noch, doch hatte es sich so auf den Pfosten gebogen, daß es eine Wiederholung des Anpralls von nämlicher Stärke schwerlich mehr aushielt. Thede Nommen ließ dieser Ausgang kaum mehr Zweifel, denn er sagte: „Nu geht wi weg. Schüllt wi beden, Pastor?“

Doch Bokke Harring antwortete: „Snack, wat wie seggn könt, dat weet he sülbe. He is ok nich jümmer tohus vör us; so lang, as he das tolett, schüllt wi de Arms bruken, us sülben to helpen. Mak de Ked los, nu wenn dat wedder kümmt, in't Boot, Binna tovörst. Wovör hebbt wi sus Friesenkuken vun Em kregen — help Gott, wat is dat?!“

Der Sprecher hatte augenblicklich seine Körperschwäche und die Mahnung seiner Predigten, in der Todesgefahr sich nicht auf die eigene Kraft zu stemmen, sondern demutsvoll in den Willen Gottes zu ergeben, völlig vergessen. Er war nicht Pastor, sondern ein Friese, dessen Blut dem alten Nordseegrimm selbst ebenso den altangeerbten Trotz entgegen warf, die tobende Feindin mit blitzenden Augen herausfordernd. Doch die Worte waren ihm, wie vom Sturm zerschnitten, plötzlich am Mund abgebrochen, „Help Gott!“ hatte er nachgestoßen und sah reglos erstarrten Blickes vor sich hinaus.

Und auch die andern thaten das nämliche. In geringer Entfernung ihnen gegenüber ragte von der Werfthöhe die gleichfalls mehrere Fuß hoch umbrandete, doch bis jetzt noch erhalten gebliebene Kirche auf; der Vollmond warf fast Tageshelligkeit über die zwischen ihr und dem Pfarrhaus bald mit weißen Bergkämmen sich überstürzende, bald dunkel gähnende Tiefen aufklaffende Wasserwüste. Darin trieb etwas, unter dem Schaumgesprüh' nicht erkennbar, am meisten erschien's wie kleine, kiellose, umgestülpte Tollen, drei oder vier längliche schwarze Holzbehälter. Sie kamen von der Kirchwerft her, Wind und Wellen rissen sie von einander und schleuderten sie sich wieder entgegen, daß sie kollernd zusammenschlugen. So flogen sie in wildem Tanz, nun niedertauchend, nun hoch aufgeworfen, näher, dem Erddamm zu, auf den Binna jetzt, wie besinnungslos von ihnen angezogen, bis hart an die klatschenden Wogen hinauslief. Und ebenso that's Jan Harring, mit weit offnen, sonderbar gleich Pfeilspitzen sich in die großen Treibholzstücke einbohrenden Augen, und plötzlich schrie er durch das Sturmgetöse auf:

„Binna Fredden, die Toten kommen zu den Lebendigen!“

Ein mit Schauder überlaufender, gespenstischer Anblick. Nur auf wenige Bootslängen vor dem Standplatz der beiden stießen zwei von den schwarzen Holzkisten, als suchten sie sich, tötlicher Feindschaft voll, wechselseitig in den Grund zu bohren, mit dumpfer Wucht widereinander. Krachend zerbarsten beide von dem hohl nachdröhnenden Zusammenprall, legten ihr Inneres blos, und es waren Särge, drüben am Kirchhofsrand von der Flut aus der zerwühlten Erde gegraben und als Fangbälle von den Wellen umhergewirbelt. Einen Augenblick tauchten in den aufgeklappten Höhlungen, geisterhaft von den Mondstrahlen überrieselt, zwei fahle Leichengesichter hervor, dann zog das wütend hineingurgelnde Wasser sie nieder und riß sie mit Gedankenschnelle vor dem Blick weg, Gischtschleier über sie zischend.

Auch Binna hatte sie gesehen und den Ruf Jan Harrings gehört; deutlich sprach's ihr Gesicht, das weiß wie der Schaum unter ihren Füßen geworden war. Eine seltsame Erfüllung der von ihr gesprochenen Forderung war's; man sah, es packte ihr gewaltsam, atemstockend, die kraftvolle Brust. Doch sie war stärker, als das gespenstische Zufallsspiel, nur einen Herzschlag lang hatte es sie gelähmt, und tief Luft einringend, rief sie zurück: „Denk' an deine Hand, Jan Harring! Das sind Tote, die nicht mehr leben. Lebst Du morgen noch, so geh! Besser wär's, Du hätt'st es eher gethan und die Toten nicht aufgeschrien.“

Ein paar Minuten waren vergangen, welche Blick und Gedanken Aller nur auf das un-

Digitized by Google

heimliche, von der nächtigen See mit einem Leichenreigen aufgeführte Schauspiel verwandt gehalten; niemand hatte in der phantastischen Erregung der Sinne Acht gegeben, daß keine Wiederholung des letzten ungeheuren Orkanstoßes eingetreten war. Jetzt, wie der schauerliche Spuk verschwunden, kam es ihnen zum Bewußtsein, der Dachstuhl halte noch und sie seien auf ihrer Scholle noch über dem Verderben. Wartend standen sie, ohne zu sprechen. Am Himmel ging eine Veränderung vor, er überzog sich mit einem Dunstgespinn, das Mondlicht verlor an Glanz, ward fahl. Wind und Wellen sausten und brausten fort, warfen das Boot Thede Nommens wild schaukelnd an der rasselnden Kette umher, aber es regte den Eindruck, als senke sein Stand sich um ein weniges vor den Füßen hinab. Dann konnt' es nicht mehr täuschen, mindestens um Handbreite lag es tiefer; das Wasser begann zu fallen.

Und nach einer Weile sprach Bokke Harring laut: „Du hältst Deine Hand über uns, Herr! Vergieb uns unsere Schuld, wenn wir kleingläubig sind und uns vermessen, ohne Deine Hülfe zu bestehen. Denn wir sind allgesamt schwach in uns und bedürfen Deiner Zeichen, daß Du allein der Herr bist."

„Ja, vör datmal sünd wi wul dörkamen," sagte nach einer kleinen Pause Thede Nommen, und Binna fügte nach: „Für das arme Vieh hätt's mir leid gethan."

Doch in ihre Worte klang etwas hinein, ein Ton über die strudelnde Masse her, wie eine Menschenstimme, oder war's der Schrei eines Sturmvogels gewesen? Unwillkürlich horchten die Ohren auf, da scholl's nochmals, unverkennbar jetzt ein Hülferuf, und auch die Augen sahen, von wo er kam. Auf etwa zweihundert Schritte hinaus ließ die Helle noch eben ein Boot unterscheiden, das haltlos sich mit Bug und Steuer hoch aufbäumte und niedergrub. Ein Schimmer von zwei Gesichtern war drüber; die Insassen schienen ohne Ruder, diese zerbrochen oder verloren zu haben. Es mußten Leute von der Insel oder einer Nachbarhallig sein, deren Haus vermutlich weggerissen worden, die sich in ihr Fahrzeug geflüchtet hatten und hülflos, in jedem Augenblick vom Untergang bedroht, umtrieben.

Fast zugleich aber schon mit dem erkennbaren zweiten Schrei hatte Thede Nommen seine Ruder ergriffen, machte die Kette seines Bootes los und stand in diesem. Das war auch so selbstverständlich, wie daß er zum Pfarrhaus herübergekommen, als hier „not am Mann" gewesen. Doch kaum verging die Zeit eines Wimperzuckens, dann sprang Jan Harring ihm nach. Ein Ruf, wie von jähem Schreck herausgerissen, flog über die Lippen Binnas: „Was willst Du?" Er gab zurück: „Du hast gesagt, ich sollte gehen." Er hatte eines der Ruder gefaßt und schlug es mit Macht ein. Wie vorhin bei dem Anblick der Toten, fiel Binna Fredden das Blut wieder aus dem Gesicht. Todesbleich sah sie ihm nach, doch aus ihren Augen blitzte ein Gefunkel.

Das fremde Boot trieb weiter ab, aber die beiden zur Hülfe Kommenden boten gewaltige Kraft auf und näherten sich ihm. Es war hohe Zeit, denn der Mond verschwand völlig hinter dem rasch verdichteten Schleier, im einfallenden zwitternd matten Licht ward der Ausblick kurz beschränkt, und jetzt entschwanden die Bedrohten aus ihm. Die Böte mußten sich nah sein, doch hohe Wellenberge wälzten sich zwischen ihnen; plötzlich that nur ein lauter, naher Aufschrei kund, daß vermutlich das gefährdete Boot umgeschlagen sei. Und so war's; dicht unter Jan Harring kam im nächsten Augenblick etwas vorüber, wonach er instinktiv mit der Hand griff. Er fühlte, er hatte Haar gepackt, zog dran und hob einen schon bewußtlosen Menschenkopf über das Wasser herauf. Gleichzeitig begab sich auf der andern Seite Ähnliches, nur daß dort Einer, der schwimmen konnte, mit kräftigen Händen nach dem Bootrand aufgriff und sich dranklammerte.

Zu einem Bedenken war nicht Zeit und die beiden Gescheiterten ins Fahrzeug hereinzuschaffen, bei der wilden Wasserbewegung unmöglich. Thede Nommen frug, ob noch jemand mehr in dem umgestürzten Boot gewesen sei, und wie ein „Nein" kam, rief er: „Dann hol fast!" und arbeitete, während Jan Harring den von ihm Aufgefischten fest hielt, jetzt allein mit beiden Rudern gegen die Hallig zurück. Doch ließ sich von dieser nichts mehr gewahren, bis dann einmal etwas Hohes, schwarz in die Luft Ragendes aufstieg. Es mußte die Kirche sein,

Digitized by Google

und der Schiffer hielt darauf zu. Der Zufall, das Glück hatte sie gut geführt, besser als nach dem Pfarrhaus, wo die weggewaschenen Stuben keine Unterkunft für die Verunglückten geboten hätten.

Nun knirschte der Kiel an die Kirchwerft, deren Oberrand schon um ein gutes Stück vom Wasser entblößt lag. Thede Nommen und Jan Harring trugen den, welchen der letztere gerettet, in die Kirche hinein; er war noch besinnungslos, doch er atmete; der andre konnte taumelnd auf eignen Füßen gehn. Zündhölzer führte niemand bei sich, und drinnen war's fast lichtlos finster; sie streckten die Beiden, so gut es ging, auf den Bretterboden aus, nahmen die Altardecke herunter und legten sie zusammengerollt unter die Köpfe der Hingelagerten, die gleich in tiefen Schlaf fielen. Aber auch die beiden andern wurden nach der übermächtigen Anstrengung von Müdigkeit bewältigt; sie wollten nur etwas Rast in den Kirchenstühlen halten, doch die Köpfe nickten ihnen auf die Brust.

Es schien, daß der Weststurm auf seinem Luftweg einen Gegner angetroffen hatte, den er mit dem letzten furchtbaren Stoß über den Haufen zu rennen gesucht, der sich aber stärker erwiesen, als er. Die Wut seines nachherigen Hausens und Schnaufens ähnelte nur mehr einem Rückzugsgefecht; gegen das Ende der Nacht gab er den Kampf auf, verließ winselnd die Wahlstatt, und seine alte Spießgesellin, die See, folgte ihm murrend nach. Sie hatte unter seiner Beihülfe ihre Pantherkrallen wieder einmal einzuschlagen versucht, da und dort auch ein Beutestück gepackt und zerfetzt, doch im Ganzen war ihr Raubzug nicht erfolgreich gewesen. Die Morgendämmerung zeigte nur noch ein zweites Halliggebäude in gleicher Weise wie das Pfarrhaus zugerichtet, ein sonderbar lediglich noch auf dem Pfosten ruhendes Dach, aus der Weite gesehn, als schwebe es in der Luft; die übrigen Häuser waren mehr oder minder beschädigt, aber sie hatten Stand gehalten. Dunkel hoben sich, überall wie von gefräßigen Zähnen angenagt und zerfleischt, die Werften wieder auf, jede als ein vereinzelter winziger Inselkegel, denn den Grund zwischen ihnen hielt das schlammgraue Wasser noch fußhoch überdeckt. Viel gab's zu bessern und manches war vernichtet, doch das Wichtigste erhalten, das Leben, nicht der Menschen allein, auch des Vieh's. Die Rettung des letzteren besaß kaum geringere Bedeutung, und wie der Tag zu grauen anhub, legten schon allerorten die Halligbewohner rüstig Hand an, den Hauptschäden abzuhelfen. Eine ihnen von Kindheit auf gewohnte Arbeit war's; sie thaten's mit stoischem Gleichmut. Nirgendwo zeigte eine Miene Verdrossenheit, eher einen Dankbarkeits-Ausdruck, daß die Nacht, die Sturmspringflut so glimpflich abgelaufen sei.

(Schluß folgt.)

Gutenberg's Erfindung.

„Ein großer Kund, gewiß! — Und doch,
Wenn man die Sache so bedenkt, sie lag
Verdammt nah, mein' ich."
O sehr wahr! Item:

Als sich der liebe Gott damals besann,
Wie er die Welt erschaffen möcht',
War nichts natürlicher, däucht mir,
Als grünes Gras und Bäume allerhand
Hervor aus der Erde wachsen zu lassen,
Auch oberhalb das blaue Firmament
Hübsch auszustaffiren mit goldnen Gestirnen,
Damit sie leuchten auf ewige Jahr'
Schafsköpfen und gescheidten Leuten.

Eduard Mörike.

Ungedruckter Nachlaß *)

*) Mitgeteilt von Carl von Arnswaldt in Leipzig.

Sommerabend.

Im Abendwinde rauscht das Ried,
Die weißen Nebelstreifen wallen,
Und durch die lauen Lüfte zieht
Das süße Lied der Nachtigallen.

Das klagt und jauchzt und lockt und wirbt
Aus jedem Strauch des stillen Hages,
Und überm Teiche fein erstirbt
Das letzte Sonnenrot des Tages.

O Einsamkeit am Waldessaum!
O langentbehrte Sommerlieder!
Wie zaubert ihr den alten Traum
In meine arme Seele wieder!

Wie macht die Brust heut hell und weit,
Erinnerung, Dein leises Walten:
Der leeren Jahre dumpfes Leid
Weicht lichtumflossenen Gestalten — —

Wilhelm Langewiesche.

Digitized by Google

Ewige Treue.

Sie starb als Braut, die schmerzerstarrte Hand
Des Liebsten einmal noch zum Munde führend,
Daß ihre Seele auf der Lippen Rand
Die Finger streifte, leise sie berührend.

Und da sie zu des Paradieses Thor
Geflogen kam, die Bäume rauschten leise,
Die heilige Maria trat hervor:
Tritt ein, mein Kind, hier endet deine Reise.

Sie aber schüttelte das bleiche Haupt
Und bat: Vor diesem heilig schönen Garten,
Du Mutter Gottes, sei es mir erlaubt,
Den Liebsten mein in Treuen zu erwarten.

Ich will hier unter diesem Baume stehn,
Und, wenn er kommt, ihn an den Händen fassen,
Mit ihm ins selige Leben einzugehn:
Er wird mich nicht zu lange warten lassen.

Hugo Salus.

Perlenschnur.

Jäh um Mitternacht bin ich erwacht,
Neben mir mein Kind im Traume lacht,
Und der Mond, mit hartem, weißem Schein
Schaut durchs Fenster ins Gemach herein.
Wie das Mondlicht auf dem Köpfchen spielt,
Scheint's, als ob's die heißen Härchen kühlt,
Die ihm feucht die kleine Stirn umkleben —
Plötzlich doch durch's Antlitz zuckt ein Beben
Und in leisem Wimmern stöhnt der Mund,
Kecht als litt's in tiefster Seele Grund.
Mählich stirbt der leise Jammerton,
Wie gekommen schnell, so schnell entfloh'n,
Nur ein schwerer Seufzer aus der Brust
Langsam gleitet. Wieder dann zur Lust
Glätten sich die süßen Kinderzüge
Tief im Schlaf. Mir ist, als ob es früge:
Was so schwer beschattet mir den Sinn,
Ist dies Leid für immer nun dahin? . . . .
Lächelnd dann, als ob es Engel küßten,
Bettet's tiefer sich an Mutterbrüsten
Und das Mondlicht zittert drüber hin,
Kalt und weiß; mir zittert's durch den Sinn:
Schattenbilder sind's von Deinem Leben,
Die im Traum Dir durch die Seele schweben,
Schattenbilder nur von Glück und Leid,
Das sich perlgleich aneinander reiht,
Bis die weiße Perlenschnur zerrinnt
In den Sand der Ewigkeit, mein Kind!

Hermine von Preuschen.

Heimweg.

Wir schritten hinaus in die glitzernde Nacht,
Der Wind in den Straßen kichert' und lacht',
Das scheue Mondlicht in blasser Glut
Auf schneeverwehten Giebeln ruht.

Wir schritten hinaus in die glitzernde Nacht,
Und jeder wußt', was der andre gedacht, —
Doch sprachen wir beide kaum ein Wort,
Aneinandergeschmiegt, so gingen wir fort.
Wir kamen aus teilnahmslosem Kreis,
Wo Eins von dem Andern den Namen kaum weiß,
Es lag der Weg so dicht verschneit,
Zu deinem Hause wars noch weit.
Du preßtest so trotzig die Lippen zusammen,
In deine Wangen schlugen Flammen.
Dein Auge blickte so brennend und bang, —
Das Spitzentuch, das um dein Haar sich schlang,
Es war bei unsern raschen Schritten
Dir in den Nacken herabgeglitten, —
Nun schimmern die Locken lichtüberwallt
So weiß, als wärst du plötzlich alt.

Ein sterbender Vogel am Wege lag,
Die Flügel zuckten in leisem Schlag,
Beim Anblick des Körpers, des zitternden, kleinen,
Begannst du leise und heftig zu weinen . . .
Nicht weiß ich's mehr, was deine Lippe sprach,
Was herb dir aus innerster Seele brach, —
Ich weiß nur, du faßtest wild meinen Arm,
Und drängtest zu mir dich, bebend, warm, —
Und bittere, zuckende Leidenschaft,
Zersplittertes Sehnen, gebrochene Kraft,
Getötete Wünsche und müde Begier,
Sie sprachen in heißem Flüstern aus dir.
Ein angstvoll herrliches Gefühl
Durchrieselt' mich bang und stockend und schwül,
Als hört' ich verborgenes Wasser tosen,
Als streichelt' mich zorniges Liebkosen,
Wie ein Traum, der nimmer verschweben muß,
Wie Duft der Nacht, wie ein hauchender Kuß . . .

Dabei aber wußt' ich's klar und kalt,
Daß mir nicht eins deiner Worte galt,
Daß niemals Liebe uns gereint,
Daß keins nach dem andern in Sehnsucht geweint,
Und daß es die Schneenacht, das Mondlicht nur war,
Die närrisch einten ein fremdes Paar.

Wir waren am Ziel, — dein Haus war da, —
Wir fühlten einander so köstlich nah', —
Doch reichten wir beide uns kaum die Hand,
Von seltsamer, heimlicher Scham übermannt.
Wir schieden stumm — und beide wußten,
Daß wir das alles vergessen mußten,
Was irrlichtgleich in uns erglüht,
In kalter Nacht emporgeblüht.

So kam's auch, und — es ward dir leicht, —
Du bist nicht errötet und nicht erbleicht,
Als wir uns sahen das nächste Mal,
Gleichgültig glänzt deines Auges Strahl, —
Kein Händedruck, kein Blick, der mich mied,
Kein scheues, ängstliches Wort verriet,
Was damals die Winternacht um uns wob,
Und was im Tageslicht zerstob.

Du hast es vergessen, — es ward dir nicht schwer,
Ich aber — ich kann es, kann's nicht mehr!

Richard Specht.

Digitized by Google

Zum Geburtstage eines jungen Freundes.

Wohl ziemt es sich, zuweilen auf der Reise
In sammelnder Betrachtung still zu stehn
Und rückwärtsblickend die verschlungnen Kreise
Der Wanderstrecke nochmals durchzugehn:
Wohl ziemt es sich, das Wollen und das Können
Erwägend, kurze Rast dem Schritt zu gönnen
Und einen Markstein, wenn auch nur im Geist,
Zu zeichnen, der auf einen Haltpunkt weist.

Wohl ziemt es sich! Und darum gab die Sitte
Dem Tage, der uns werden sah, das Recht,
Daß er als Feiertag sich aus der Mitte
Der Andern sondre, wie der Herr vom Knecht;
Daß er aus dem betäubenden Getöse
Der übrigen sich wie ein Kastlag löse,
An dem wir gerne eine Summe ziehn
Von dem, was uns im Lauf der Zeit gediehn.

Nun gar ein Tag wie dieser! Drei Jahrzehnte
Der Lebensschule sind zurückgelegt,
Die Bahn, die vor dem Kind sich endlos dehnte,
Jetzt zeigt sie sich begrenzt und eingehägt;
Dem ernsten Mannesalter zugereifet,
So stehst Du da, und Deine Rechte greifet
Schon näher, sichrer nach der goldnen Frucht,
Die in den Wolken einst das Kind gesucht.

Was ist, ist gut. Mag Wehmut uns beschleichen,
Wenn immer mehr der Wunsch sich scheu bezähmt
Und, weil der Firnen Schnee nicht zu erreichen,
Der engen Hütte sich im That bequemt, —
Was ist, ist gut! Wir haben doch gewonnen
Im Sich-Bescheiden. Nebelhaft zerronnen
Ist all der Zauberschlösser bunter Schein,
Und blauer glänzt die Luft, seitdem sie rein.

Wohlan denn! Lassen wir uns das nicht nehmen:
Gewinn ist jeder Tag, wo wir gestrebt,
Wo wir, und sei's auch nur um uns von Schemen
Im schweren Kampfe zu befrein, gelebt;
Gewinn ist jeder Tag, an dem wir reiften,
Ob Glüt' und Blatt sich auch vom Zweige streiften;
Und daß wir fähig sind, mit heiterm Sinn
Die Blüten zu verschmerzen, — 's ist Gewinn.

Nur komm' die Frucht, nur komme sie in Wahrheit!
Aus Geist und Herzen wachse sie zu Tag,
Die Tüchtigkeit, Gediegenheit und Klarheit,
In Ellem, was die Seele adeln mag.
Uns selber speisend mit der holden Labe,
Sei sie auch Andern wünschenswerte Gabe,
Und steigre so das Pfund, das uns beschert,
Durch das Gewußtsein, das wir Andern wert.

Robert Waldmüller-Duboc.

Brenner.

Der Bergwind in den Tannen rauscht
Es zittern die alten Bäume,
Darunter sitzt ein Mann und lauscht, —
Ich selber bin's und träume.
Von Norden kommt der schnelle Wind,
Der weht das Thal hernieder.
Von Norden kam das Menschenkind
Und kehrt nach Norden wieder. —
Bald küßt du schon den sonnigen Strand,
Glückseliger Wind, — grüß' mir das Land, —
Das Land Italia!
Vom moosigen Fels ein Bächlein stürzt,
Die Wellen rauschen und rinnen.
Ein blühendes Mädel hochgeschürzt
Patscht mit den Füßchen drinnen.
„Wie heißt das Wasser, sag' mir's, Kind?“
„Der Eisak“ ruft es heiter. —
„Und wohin läuft's denn so geschwind?“
„Ro, 's läuft halt immer weiter!“ —
Glückseliges Wasser! — nach Süd, nach Süd. —
Grüß mir den Garten, der ewig blüht, —
Das Land Italia!
Vom alten Bremer brauft's herab,
Es zittern die Schienenstränge,
Das Dampfroß jagt in scharfem Trab
Durch Wald und Felsgedränge.
Kompitzer schauen froh heraus
Und winken mit den Tüchern.
Ade, ade! — ich muß nach Haus
Zu meinen stillen Büchern. —
Das Land, im Traume so oft geschaut,
Glückselige Freunde, grüßt mir's laut, —
Das Land Italia!

Hermann Domsch.

Der glückliche Hannes.

(Pfälzisch.)

Hier im Ort dass scheenste Mädle
Fuchhe! iss mei Liesche doch!
Hoor hottse,[1] wie seidne Fädle,
Die hellgultig gleenze noch.
Aa[2] hottse im Kopp, wie Wellwre,[3]
Un dass Meilche,[4] wass se hott,
Iss akraat,[5] wie zwaa Hamputtle,
Daß mer's[6] hilfe meegt[7] all G'bott.[8]
Geschtern, wie die Sunn schun unner,
Treff eich[9] drauß sie uff der Wieß,
Un wer schwetze do ganz nunner,
Dapple[10] jens un dapple dies.
Dunkel worre[11] wars derweile,
Wie mer langsam haam sein gang —
Do — an Welwre un Hamputtle
Hon[12] uff aamol eich gehang.
Waas[13] der Deiwel, wie uff aamol
Dass nor also kumme iss —
Daas nor waas eich, dass eich selig
Fuch! in aam Schtik kiß un kiß.
Geschtern hon eich uff gelosse
Noch mei Herz mit gar viel Glatz —
Heint iss's awwer zugeschlosse,
Weil eich drein verwohrt mei Schatz.

L. Feist.

1 hottse = hat sie. — 2 Aa = Augen. — 3 Wellwre = Heidelbeeren. — 4 Meilche = Mädchen. — 5 akraat = gerade so. — 6 mers = man es. — 7 meegt = möchte. — 8 all G'bott = jede Minute. — 9 eich = ich. — 10 Dapple = plaudern. — 11 worre = geworden. — 12 Hon = habe. — 13 Waas = weiß.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Timon von Athen.

Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von **Heinrich Bulthaupt.**

Vorbemerkung.

Das vorliegende Drama entnimmt dem, Shakespeare zugeschriebenen „Timon von Athen" nur einzelne größere und kleinere Partieen und hat selbst dem gewaltigen psychologischen Problem „Menschenhaß aus Fülle der Liebe" in seiner zweiten Hälfte eine neue Wendung gegeben und geben müssen. Warum, das wird jedem Kenner der englischen Dichtung, die zwar von den Goldadern des Genius durchzogen, als Ganzes jedoch ein hohles thönernes Gebild ist, von ungeschickter, fast kindlicher Hand errichtet, ohne weitere Begründung einleuchten. Daran so entschlossen zu rühren würde mir gleichwohl kaum in den Sinn gekommen sein, wenn nicht zweifellos der britische Riese an dem Werk nur geringen Anteil hätte. Den Stoff ganz von Neuem zu gestalten, verwehrte mir jedoch die Herrlichkeit einiger dramatischer und dichterischer Teile des Originals, die typisch, nicht zu erreichen, geschweige denn zu überbieten sind. Diese aufzunehmen erschien mir sogar als Pflicht — auch hatten sie mich ja zu dem widerspruchsvollen Ganzen immer auf's Neue zurückgeführt. Im Uebrigen ist das Drama mein Eigentum.

Für die dem Englischen entnommenen Partieen habe ich die vorhandenen Uebersetzungen, besonders die vortreffliche von Paul Heyse zu Rate gezogen; zum größeren Teil habe ich sie neu übertragen.

Der Verfasser.

Personen.

Timon.
Klytia, seine Tochter.
Alcibiades.
Hipparch, Agenor, Alintas, } Senatoren von Athen.
Glaukon, der Klytia Verlobter.
Apemantus, ein cynischer Philosoph.
Myron, Timon's Hausverwalter.
Lesbia, Schaffnerin in Timon's Hause.
Charikles, des Alcibiades alter Erzieher.
Phrynia.
Timandra.
Ein Dichter.
Ein Maler.
Ein Kaufmann.
Ein Juwelier.
Ein Matrose.
Ein alter Athener.
Lysippus, Timon's Diener.
Ein Diener des Menander.
Ein Gerichtsbeamter.
Senatoren. Gäste Timon's. Volk von Athen. Gerichtsbeamte. Diener. Hauptleute und Krieger. Tänzerinnen. Knaben.

Erster Akt.

(Reiche Halle in Timons Hause, zum Bankett hergerichtet. Die Säulen sind mit Kränzen und farbigen Bändern umwunden. Ruhesitze längs den Wänden rechts und links, kleine Tische davor. Im Hintergrund eine mit Weinlaub bewachsene Pergola, die in den Garten führt. Eingänge rechts und links, ganz vorn und hinten. Abends.) (Von links hinten kommt) **Klytia.** (Hinter ihr die alte) **Lesbia.**

Lesbia. Nein doch, Du sollst ja nicht.
Klytia. Ei, Mütterchen,
Was fällt dir ein? Bin ich denn noch ein Kind?
Bald hebt sich mir am Herd der eigne Pfühl,
Und es ist Pflicht der Frau, nach Krug und Teller,
Nach Speis' und Trank zu schaun. Der Vater ist
Im Bad — den Augenblick genützt! — So! so!
Der goldne Krug. Kein Stäubchen dran? Recht gut.
Der Bottich für den Schnee, den Wein zu kühlen,
Wo steht er?
Lesbia. Dort.
Klytia. Recht brav. Der Tag war heiß.
Die Kränze wand ich selbst, die bunten Bänder —
Lesbia. Nun also komm — Was sucht du noch? — Ja so!
Klytia. Du hast's erraten, Liebe. Doch wo ist er?
Wenn ich ihn in der Nähe weiß, wird mir
Das Frau'ngemach zu eng.
Myron (kommt). Ei, junge Herrin!
Der Bräutigam hält streng auf attischen Brauch.
Er darf euch hier nicht sehn.
Klytia. Die Zeiten wechseln.
Wir führen andre Sitten ein — Da hör ich
Im Garten seine Stimme. (Sie lauscht an der Pergola.)
Myron. Alles fertig?
Lesbia (nickt).
Myron. Die Aale vom Kopais?
Lesbia. Wohl geraten.
Myron. Der Meerhecht?
Lesbia. Auch. Ein Riesenungetüm.
Zwölf Sänger hätten Platz auf seinem Rücken.
Myron. Die Früchte?

Digitized by Google

Lesbia. Eure Tische werden brechen.

Myron (seufzt). O schöne Zeit der Gerstenbrötchen und Der Muscheln, wohin schwandest Du!

Alytia (eilt dem aus der Veranda kommenden Glaukon entgegen). Da ist er!

Glaukon. Wie, Alytia, hier? In Dein Gemach!

Alytia. Nicht zürnen!

Glaukon. Die Gäste kommen.

Alytia. Laß sie meinethalb.
Ich möchte gar zu gern vor ihnen prahlen:
Seht, wie beglückt ich bin! Den hab' ich mir
Aus Tausenden erwählt, den hat der Vater,
Der gute, gute Vater mir beschieden,
Weil ich ihn liebe — ist er nicht der Schönste
Im ganzen Hellas? Wiegt sein blondes Haar
Den Feldherrnruhm des Alcibiades
Nicht zehnfach auf?

Glaukon. Das sollst Du mir vertraun,
Wenn uns der Hymenaeus tönt. Jetzt fort! —
Muß ich den Herrn Dir zeigen?

Alytia. Böser Mann!
So mag's denn sein — Doch erst —
(Sie umschlingt ihn plötzlich und küßt ihn.)
— Nun immerhin!

(Ab mit Lesbia.)

Glaukon. So sorglos wie der Vater. —
He, Verwalter!

Myron. Was wünscht der Herr?

Glaukon. Warum die Tafel wieder
So reich bestellt?

Myron. Weil Timon es befahl.

Glaukon. Ihr haltet nicht gut Haus und wißt —

Myron. Ich weiß,
Daß unsre Millionen schrumpfen — ja.
Doch brauchen wir noch nicht zu kargen.

Glaukon. Wäre
Das Schiff herein! Das halbe Chios hat er
Verkauft mit seinem Weinberg, seinen Gütern,
Und auf den Wellen schwimmt uns der Erlös.
Ich fürchte — Morgen rechnen wir zusammen,
Hörst Du?

Verwalter. Ich höre, ja. (Glaukon geht in die Pergola.)
Doch Dir, Du Kalter,
Vertrau' ich meine heißen Sorgen nicht.
O Timon, Timon, wärest Du so klug
Wie gut und groß! — Ihr Götter, gute Winde
Und sanfte Fahrt! Ihr tragt des Hauses Hoffnung!

Lysippus (ein Diener, von vorn rechts).
Die Gäste kommen!

Verwalter. Wohl, wir sind bereit.

(Von vorn rechts kommen nach und nach Timon's Gäste, darunter ein) **Maler,** (ein) **Dichter** (und die) **Senatoren.** (Andere, darunter ein) **Kaufmann** (und ein) **Juwelier** (kommen mit) **Glaukon** (aus der Pergola. Zahlreiche Dienerschaft. Als letzte kommen vorn ein) **Diener** (des Menander und ein) **alter Athener.**

Kaufmann (zu Glaukon).
Ihr seid in Hellas jetzt der erste Mann,
Denn wer den Alcibiades besiegte —

Glaukon. Bei einem Mädchen, auf dem Schlachtfeld nicht.

Kaufmann. Das gilt nochmals so viel, zumal wenn Timon
Die Kriegsentschädigung zu zahlen hat.

Dichter. Seid mir gegrüßt.

Maler. Ich bin erfreut, euch wohl!
Zu sehn.

Dichter. Was macht die Welt seit unsrer letzten
Begegnung?

Maler. Ei, sie rollt und nutzt sich ab.

Dichter. O Zaubermacht des Reichtums, Alles bannst du
In deine Kreise. Jenen Kaufmann kenn' ich.

Maler. Der Andre ist ein Juwelier.

Dichter. Doch sieh,
Der Eidam unsres gottgeliebten Timon.
Gegrüßt sei, edler Glaukon —

Maler. Schöner Glaukon —

Glaukon (flieg). Die Senatoren kommen — wollt verzeihn.

(Er tritt zu den eintretenden Senatoren, Hipparch, Agenor, Klinias u. A.)

Kaufmann. Jawohl, er ist das Muster eines Mannes,
So recht geschult zu immer gleicher Güte,
Er übertrifft —

Juwelier. Hier hab' ich ein Juwel.
Wenn ihn der Preis nicht schreckt. Doch freilich, er —

Dichter (recitierend). „Wenn wir nun Lohn Unwürdige erheben,
So wird dadurch der heil'ge Sang befleckt,
Der einen Edlen feiert".

Maler. Ei! Verzückt?
Wohl in ein Werk, das ihr dem edlen Timon
Zu widmen denkt?

Dichter. So ist's. Was habt ihr da?

Maler. Ein Bild. Wann gebt ihr euer Werk heraus?

Dichter. Sogleich, nachdem ich's überreicht. Doch bitte,
Das Bild.

Maler. Es ist nicht übel, wie?

Dichter. Vortrefflich.

Maler. So leidlich.

Dichter. Wunderbar! Des Künstlers Streben
Lebt hier im Bild, lebend'ger als das Leben.

(Gehen in den Hintergrund.)

Glaukon (zum Juwelier). Ich glaub', ihr thätet wohl, zu gehn. Der Stein
Ist selbst für ihn zu kostbar.

Juwelier (trocken). Wollen sehn.

Hipparch (zu Agenor). Und wieder Gast an Gast. Wer sich wie ich
Zu Not und Arbeit durch die Welt geschlagen,
Den schmerzt das fremde Glück wie den Gefangnen
Das Sonnenlicht.

Agenor. Ich wärme mich am Feuer,
So lang es brennt.

Hipparch. Es ist Gefahr dabei.
Wir sind die Väter dieser Stadt, doch Timon
Ihr König.

Agenor. Potz!

Hipparch. So ist's. Was fehlt dazu?
Nichts als der goldne Reif. Athen ist sein,
Sobald er will.

Agenor. Du glaubst, er geizt nach Macht?
Nun muß ich lachen, Freund. Ich kenn' ihn längst.
Viel eher fliegt ein Tauber auf zum Horst

Digitized by Google

Des Adlers als die arglos weiche Seele
Ins kalte Reich so stürmischer Gedanken.
Sein kriegerischer Lorbeer ist verwelkt —
Er hat sein Ruhebett damit gefüttert,
Und dringt der feine Duft ihm in die Nase,
Dann streckt er sich nur doppelt so behaglich
Und preist den Wein, sein Glück und seine Götter. —
(Leiser). Auch haben wir ja oft genug erfahren,
Wie gut fein — Herz. (Mit der Geberde des Geldzählens.)

Hipparch. Das eben kränkt mich schwer.
Mich trieb die Not ihn anzugehn.

Agenor. Vergiß es.
Er hat es längst vergessen. Keine Grillen!
(In den Hintergrund.)

Glaukon (den der Dichter wieder angeredet hat).
Nun denn, der Inhalt eurer Dichtung, Herr?

Dichter. Mein armes Werk behandelt einen Mann,
Den diese Welt mit ihrer reichsten Gunst
Umfängt. Sein Gut, sein liebevolles Herz
Gewinnt und unterwirft ihm jeden Schlag
Von Geistern, bis hinab zum Apemantus,
Deß höchste Lust es ist sich selbst zu schmähn.
Sie folgen seinem Schatten, raunen ihm
Abgöttisches Geflüster in die Ohren,
Sein Bügel selbst ist ihnen heilig, ja,
Die freien Lüfte atmen sie durch ihn.
Ich schilder' ihn als Fortunas Liebling, thronend
Auf einem schönen Hügel ihr zur Seite,
Und Alles ist bemüht ihm nachzukommen.

Maler. Ein guter Vorwurf auch für unsre Kunst:
Fortuna und der Hügel —

Dichter. Kann wohl sein. —
Wenn nun das Glück in seinem Wankelmuth
Den Günstling von sich stößt, dann läßt der Troß,
Der hinter ihm empor zum Gipfel kroch
Mit Hand und Fuß, ihn ohne Gnade fallen,
Nicht einer stützt ihn —

Glaukon (lebhaft). Daran thut ihr wohl,
Daß ihr dem Timon zeigt, daß niedre Augen
Den Fuß schon höher als das Haupt gesehn.

Maler. Dort kommt er selbst. (Timon tritt auf).

Juwelier. Mein hoher Gönner —

Kaufmann. Mein
Geliebter Timon —

Dichter. Edler Timon, sei
Gegrüßt.

Agenor. Wie lebt mein würd'ger Freund?

Timon. Willkommen,
Ihr Guten. Herzlich! Nur ein Weilchen noch.
Mein Diener wartet dort mit einem Päckchen
Voll Klagen, und ich greife nicht zum Becher,
Bis ich ihn angehört.

Hipparch (zu den Senatoren). Ganz wie ein König.

Timon (zu den Gästen). Im Garten blüht ein Mandelstrauch. Gefäll's euch?
(Die Gäste ziehen sich in den Hintergrund zurück.)

Timon (zu Glaukon). Mein theurer Sohn, erheitre unsre Gäste —
Und dich zuerst.

Glaukon. Ich bin ja froh genug.

Timon. Genug? Dann bist du's nicht.

Glaukon. Ich sorge mich —

Timon. Oh weh! Um unser Schiff? Das laß den Göttern!
Und geh!
(Glaukon tritt zu den Gästen.)
Nun also, meine guten Freunde,
Wen liebt der Himmel weniger als mich?

Ein Diener. Helft meinem Herren, edler Timon.

Timon. Wem?
Du bist ein Diener des Menander.

Diener. Des
Gefangenen Menander.

Timon. Wie? Gefangen?

Diener. Um bloße fünf Talente, lieber Herr.
Sein Gut ist klein und seine Gläubiger
Sind hart. Er bittet euch, für ihn zu bürgen.
Verweigert ihr's, so ist's mit ihm vorbei.

Timon. Mein redlicher Menander! Nein, ich bin
Der Mann nicht, seine Freunde zu verlassen,
Wenn sie ihn brauchen. Weiß ich doch: er ist
Der Hülfe werth. Ich zahle seine Schuld
Und lös' ihn aus.

Diener. O ihr verpflichtet ihn
Für immerdar.

Timon. Mit meinen Grüßen bring ihm
Das Lösegeld. (Zum Hausverwalter.) Du hörst es, Alter
— Und
Sobald er frei, bitt' ihn, zu mir zu kommen. —
Leb' wohl, folg' jenem Manne dort. (Diener mit Myron ab.)
Sonst nichts?

Ein alter Athener. Doch, edler Timon, hör' mich.

Timon. Sprich, mein Vater.

Maler (vorkommend). Mein edler Timon.
(Er will sein Gemälde übergeben.)

Dichter (ebenso mit seinem Gedicht). Theurer Herr —

Timon (lächelnd). Verzeiht!
(Die Beiden ziehen sich wieder zurück.)

Der Alte. Du hast 'nen Diener, der Lysippus heißt.

Timon. Dort ist er. Nun, was soll's? Tritt her, Lysipp.

Der Alte. Der Bursch hier, Timon, dein Geschöpf besucht
Des Nachts mein Haus. Ich bin ein Bürger, Herr,
Der schon von Jugend auf was vor sich brachte,
Und was ich habe, soll mir keiner erben,
Der vom Servieren lebt.

Timon. Gut, was denn weiter?

Der Alte. Ich hab 'ne einz'ge Tochter, sonst kein Kind,
Dem ich mein Hab' und Gut vermachen könnte,
Ein hübsches Mädchen, kaum zur Braut gereift,
Und fein gebildet — dieser junge Mensch
Macht ihr den Hof. Nun bitt' ich, edler Timon,
Hilf mir, ihn von dem Kinde fern zu halten —
Mein Reden war umsonst.

Timon. Der Bursch ist ehrlich.

Der Alte. Dann bleib' er's auch.

Timon. Liebt deine Tochter ihn?

Der Alte. Die Jugend ist empfänglich.

Timon. Liebst du sie?

Lysippus. Ja, gnädger Herr, und sie ist einverstanden.

Der Alte. Wenn sie sich ohne meinen Willen freie,
So wählt' ich mir, und schwör' es bei den Göttern,

Digitized by Google

Den Erben aus dem Bettelvolk und gebe
Ihr keinen Heller.

Timon. Was ist ihre Mitgift,
Wenn sie den gleichgestellten Gatten freit?

Der Alte. Jetzt drei Talente — später erbt sie Alles.

Timon. Der Jüngling hat mir treu und brav gedient.
Gieb ihm die Tochter. Doppelt ihre Mitgift
Sey' ich dagegen. Willst Du?

Der Alte. Edler Herr,
Verpfände mir dein Wort, so ist sie sein.

Timon. Mein Ehrenwort. Hier meine Hand, Schlag' ein!

Lysippus. Herr, meinen demutvollsten Dank. Was ich
An Glück und Habe je besitzen werde,
Ist euer.

(Der Alte geht.)

Timon. Viel zu viel! — Nun zu den Freunden.

(Er tritt in den Bankettsaal zurück, der sich allmählich wieder gefüllt hat.)

Dichter. Heil, theurer Herr! Nehmt mein Gedicht in Gnaden
Entgegen.

Timon. Ist's vollendet? O willkommen! —
Und euer Bild?

Maler. Hier ist es.

Timon. Stellt es auf,
Damit wir uns dran weiden, weil wir tafeln.
Hipparch — Agenor — Sieh und unser Kaufmann
Aus Chios, dem ich fast die ganze Insel
Mit ihrem besten Wein verhandeln mußte,
Weil mir mein alter Hausverwalter klagte,
Daß ich zu tief in meinen Schatz gegriffen. —
Das Schiff, das mir den Kaufpreis bringt, wo bleibt es?

Kaufmann. Zwei Tage schon verzögert sich die Ankunft
Die Dioskuren mögen es geleiten!

Timon. Sie haben milde Herzen.

Juwelier. Dieser Stein —

Timon. So rein wie meiner Tochter Aug' und Herz.
Und Alytia wird lächeln, wenn er ihr
Den Gürtel schmückt. (Zu Glaukon.) Du aber gieb mir Acht!
Bewahre das Juwel, wenn du ihn lösest.
Es wird dir viel vertraut.

Glaukon (leise). Der Preis!

Timon (lächelnd). Ich kenn' ihn
Und werd ihn zahlen. — Blickt Hipparch so finster?
Bis Lacedaemon reichen meine Güter,
Endlose Meilen Staubes, weiter Nichts.
Was ist mir der Besitz, so lang er nicht
Zu einem Tropfen meines Bluts, zum Lächeln,
Zum Rausch, zu einer Freudenthräne wird?
Wenn ich den Reichtum nicht in meinen Adern
Und in dem Glück der Freunde fühle, ist
Er mehr wohl als ein Kiesel für den Hungerr?
Nichts mehr davon. Zu Tische! — He, die Flöten.

(Die Gäste lagern sich. Flöten.)

Klinias. Er hat das beste Herz.

Juwelier. Ein Wundermann!

(Alles Folgende während des Bankets.)

Timon. Du lobtest jüngst den Braunen, den ich ritt,
Agenor — würdest du ihn als Geschenk
Von mir —?

Agenor. Du überhäufst mich, edler Timon.
Ich bitte, nein —

Timon. Man lobt nur, was man liebt.
Und deine Neigung mess' ich nach der meinen.
Drum nimm ihn.

Agenor. Tausend Dank!

Myron (ganz vorn am Credenztisch links). Wie will das enden!
Mit jedem Worte mehrt er seine Schulden.
Bald steht sein Wohlstand nur noch in den Büchern
Der Gläubiger. Wär' ich des Dienstes quitt,
Bevor die Not mich von dem Herren trennt!
Es blutet mir das Herz um ihn. So geht's
Nicht weiter. (Apemantus kommt.)

Timon. Sieh, ein neuer Gast — Wollt ihr
Euch schelten lassen? — Lieber Apemantus,
Willkommen.

Apemantus. Laß mich mit dem Danke zögern,
Bis ich in Wahrheit lieb bin, bis du selbst
Der Hund des Timon und die Schurken ehrlich.

Klinias. Du nennst uns Schurken, ohne uns zu kennen?

Apemantus. Ihr seid Athener?

Klinias. Ja.

Apemantus. Dann bleibt's dabei.

Dichter. Wie steht's, mein Philosoph?

Apemantus. Du lügst.

Dichter. Bist du denn keiner?

Apemantus. O ja.

Dichter. So lüg' ich auch nicht.

Apemantus. Bist du nicht ein Poet?

Dichter. Allerdings.

Apemantus. Dann lügst du auch. Sieh nur in dein neuestes Werk, das ihn zum Würdigsten der Menschen macht.

Dichter. Es macht ihn nicht dazu. Er ist es.

Apemantus Ja, er ist würdig, dich für deine Arbeit zu bezahlen. Wer an der Schmeichelei Gefallen findet, ist seines Schmeichlers würdig.

Dichter. Du bist ein Hund.

Apemantus. Deine Mutter ist von meinem Stamm.
Was ist sie, wenn ich ein Hund bin?

Timon. Es giebt ein Sprichwort: Zorn ist kurzer Wahnsinn,
Doch dieser Mann ist allezeit in Wut.
Er taugt zu keinem Menschen —

Apemantus. Noch die Menschen
Zu mir.

Timon. Drum gebt ihm sein besond're Tischchen.
Komm', laß dich durch mein Mahl zum Schweigen bringen.

Apemantus. Verflucht dein Mahl! Ich würde dran ersticken,
Denn nie könnt' ich dir schmeicheln.

(Er setzt sich ganz vorn an eine Säule.)

O ihr Götter!
Wie Viele tauchen ihre Bissen hier
In eines Mannes Blut. Und welche Tollheit!
Er muntert sie noch auf. Der Bursche dort
An seiner Seite, der mit ihm das Brot bricht,
Er wäre flugs bereit, ihn zu ermorden.
Wär' ich ein Großer, tränk' ich nie bei Tafel,

Digitized by Google

Aus Furcht, man könnte mir den Hals durchstechen.
Nur mit unsichtbarer Kehle würd' ich zechen.

Myron. Die Reste fort! He, Datteln und Oliven! Nun wird's? (Die Diener laufen auf und ab.)

Lysippus. Die Salbgefäße! Wo ist Molon?
Das duft'ge Wasser!

Timon. Eilt euch mit dem Wein!

Apemantus. Ja, eilt euch. Kostet's ihn doch Gut und Leben! —
Hier hab' ich, was zu schwach zur Sünde ist,
Ehrliches Wasser, das noch Keinen umwarf.
Das taugt zu meiner mag'ren Kost aufs Beste.
Der Götter denkt man nicht beim Schwelgerfeste.
(Er betet.) Für Niemand, Götter, als mich selber:
Ich bete nicht um goldne Kälber.
Bewahret mich vor der Narrheit nur,
Zu trauen eines Menschen Schwur,
Einer Metze, wenn sie weint,
Einem Hund, der schlafend scheint,
Einem Büttel im Gefängnis,
Freunden, wenn ich in Bedrängnis.
Amen! Zugegriffen! Laßt die Reichen drüben
Sündigen; ich esse meine Rüben.
Und wohl bekomm's beinem guten Herzen, Apemantus.

(Die Weinkrüge und Becher sind aufgetragen.)

Agenor. Wer wird Symposiarch?

Dichter. Die Astragalen Herbei.

Maler. Wir wollen würfeln.

Agenor. Trifft es mich, Dann sollt ihr trinken lernen.

Myron. Horch, es klopft.
Wär' nur das Schiff herein! Mir schwant ein Unheil.

Lysippus. Des Herren Becher! Frisch!

Timon. Dein Wohl, Hipparch!

Maler. Nein, laß es hierher fließen, edler Timon.

(Ganz von rechts ist ein bekränzter Knabe aufgetreten.)

Klinias. Was will der schöne Knabe?

Timon. Komm, mein Lieber.
Du kannst nur frohe Botschaft bringen.

Klinias. Wessen
Bist Du?

Der Knabe. Mein Herr heißt Alcibiades,
Er steht am Thor und fragt den edlen Timon,
Ob er willkommen sei? (Allgemeine Bewegung.)

Timon. Willkommen? Er?
O tausendmal! Das heiß ich überraschen.
Wir zählen die Sekunden, sag ihm das,
Und rechnen jede, die er draußen säumt,
Verlor'nen Tagen gleich.

Glaukon. Er kommt! Er wagt's.

Dichter. Er drückt dem Fest, wie einem schönen Gotte
Den Kranz aufs Haupt.

Die Jüngeren. Hoch Alcibiades!

Maler. Der Würfel braucht es nun nicht mehr. Er wird
Des Tisches Herr.

Glaukon (zu Timon). Wie? in dein ehrbar Haus?
Ich huld' es nicht.

Timon. Das fehlte noch! Sei ruhig!
Großmut geziemt dem Überwinder, Glaukon.
Du hast ihn ja besiegt. Er hat den Wunsch
Zu meinem holden Kind emporgehoben,
Und Skytia wird dein — was willst du mehr?

Glaukon. Er kommt mit seinem Troß, mit seinen Dirnen —

Timon. Er komme wie er will, ich nehm' ihn auf.
Ich weiß, er wandelt seine Straße nicht
Wie wir und unsresgleichen. Flammend zieht er,
Ein Meteor, am Abendhimmel hin.
Was er bedeutet, Segen oder Fluch,
Das weiß man nie, ein Andrer ist er immer —
Doch wenn die Götter noch auf Erden wandeln,
Dann ist er ihres Stamms.

Glaukon (für sich). Die Pest auf ihn!

Apemantus. Zum Wurmfraß noch den Feuerbrand.
Nur zu!
Du eilst gar sehr, dein Haus in Schutt und Asche
Zu legen.

(Alcibiades kommt, auf Phrynia und Timandra gestützt, im Gefolge Flötenblasender Knaben und tanzender Mädchen. Festelu.)

Die Gäste. Heil, Heil Alcibiades!

Alcibiades. Ich dachte dir mit Myrten und mit Veilchen
Bekränzt die Tochter zu entführen, Timon.
Du schlugst mir's ab und du hast Recht gethan.
Die Sesamkuchen und der Quittenapfel
Sind keine Kost für mich. Ich tauge nicht
Zum Ehemann, und daß ich mich getröstet,
Siehst du wohl auch?

Timon (lächelnd). So kann ich ruhig schlafen?

Apemantus. Ja, ruhiger als er, denn diese Schönen
haben sich wider seinen Schlaf verschworen.

Alcibiades. Sieh, Apemantus, immer noch der Alte?

Apemantus. So treu im Haß, wie du im Lieben untreu. — Du bist ein ausbündiger Schuft, Alcibiades.

Alcibiades. Warum?

Apemantus. Du schmeichelst ihm, wie die Andern auch, aber um dich für den Korb zu rächen, den er dir gab, bringst du den Ausfatz in sein Haus.

Alcibiades. Den Aussatz?

Apemantus. Diese da. (Er zeigt auf die Mädchen.)

Phrynia. O pfui, du Wegwurf.

Dichter (rufend). Du mußt der Archon des Gelages werden, Alcibiades

Hipparch. Gehn wir denn nicht? Es giebt ein Ärgernis.

Agenor. Jetzt bringt mich Niemand fort.

Timandra (zu Agenor). Euch sollt' ich kennen.

Agenor. Schöne Timandra, mich?

Timandra. Zum wenigsten eure Glatze. Sie schien mir einmal in tiefer Mitternacht in's Fenster und stimmte mich so melancholisch, daß ich auf die sündige Welt unter ihrem Rund Verzicht leistete.

Juwelier. Ei, ei!

Alcibiades. Den Becher bring' ich dir, o Apemantus.

Apemantus. Erniedrige mich nicht so tief. Wir haben nichts mit einander gemein.

Alcibiades. Mehr als du denkst. Unsre süßesten Früchte wachsen auf fauligem Grunde. Das ist auch meine Philosophie.

Timon. Es scheint, dich macht der Friede krank. Das kann Dein Ernst nicht sein.

Alcibiades. Recht. Meine Länderei'n
Beiehn im Schlachtfeld, und das liegt ja brach.
Krieg, bei den Göttern, würd'ge Senatoren,

Digitized by Google

Beſchert uns einen kleinen Krieg, damit
Wir nicht an allzu vollem Blut erſticken.

Hipparch. Wir hüten uns. Den Aderlaß für dich
Bezahlte unſre Stadt zu teuer. Laß dich
Von deinen Dirnen ſchröpfen.

Phrynis. Keinen Krieg,
Mein ſchöner Alcibiades.

Dichter. Sie fürchtet,
Ein Eber könnte den Adonis fällen.

Alcibiades. Dann ſei's! Ich halt's mit dem Periden: raſch
Hinab zum Orkus, eh' das Haar erbleicht.
Mir ſtand das Leben dicht und ſchwer in Blüten,
Und keine ließ ich ungepflückt — das iſt
Das Einzige, was mich von dem Geſellen
(er zeigt auf Apemantus)
Dort unterſcheidet. Alle kranken wir
Am Leben — einen Einz'gen ausgenommen:
Mein teurer Timon.

Dichter. Über Sterbliche
Hinaus hat Zeus den Liebling ſich erhoben.

Die Gäſte. So iſt's.

Maler. Ein Herkules! Ein Ganymed!

Apemantus. Und fällt er einſt ernüchtert aus dem Traum —
Ich gratuliere zu dem Purzelbaum.

Alcibiades (zu Timon). Dir trägt die Welt ein morgenrotes Kleid.
Wie, wenn ſich's nun verdunkelt? wenn dein Glück
Nun Schiffbruch leidet?

Timon. Ei, dann treiben wir
Auf ſeinen Planken in den Hafen. Lieb' ich
Das Leben darum minder, weil ich weiß,
Daß mir der Tod gewiß iſt? Haſt du mich
Im Kampf je zittern ſehn?

Alcibiades. Du biſt ein Held,
Und ich bewundre dich.

Timon. Doch — darf ich reden?
Du biſt der Archon.

Alcibiades. Rede, teurer Timon.

Timon. Oft wünſcht' ich mir, das Glück verließe mich,
Um euren Liebesreichtum ganz zu kennen.
Die Götter haben mich von Jugend auf
Geſegnet, leicht geriet mir jedes Wagnis,
Und Roſen trug mir auch der ſteilſte Pfad.
Kein Mentor lehrte mich die Menſchen lieben —
Mich trieb das Blut, mich trieb das Glück dazu,
Und jede Freude, die mir ſproßte, wuchs
In eurer Hand, im Lichte eurer Liebe.
Ich würde welken, könnt ich dieſen Strom,
Der hier im Herzen ſchwillt und der mir jetzt
Durch dieſe Schleuſen bricht, (er trocknet die Thränen) nicht von mir lenken
Auf meiner Freunde, meiner Brüder Acker,
Auf dieſe teure, vielgeliebte Stadt,
Und ſterben würd' ich, wenn der Zweifel ihn
Vergiftete — o keinen Zweifel, nein!
Dies trink' ich euch, ihr Freunde. Eure Liebe!

Die Gäſte. Heil Timon!

Agenor. Ewig dir bis in den Tod
Ergeben.

Klinias. Gute Seele! Seht, er weint.

Dichter. So ſprang in unſern Augen auch die Freude,
Kaum erſt erzeugt, ein weinend Kind hervor.

Apemantus. Ha ha! Da muß ich lachen, weil das Kind
Ein Baſtard iſt.

Maler. Ihr habt mich ſehr gerührt.

Alcibiades. Weg mit dem Weichmut! Euren Tanz, ihr Mädchen.
Wohin ſind wir geraten.

Die Gäſte. Recht! Den Tanz!
(Muſik. Die Mädchen beginnen einen Tanz. Während deſſen erſcheint von rechts vorn ein Matroſe, bleich, in feuchten Kleidern, und ſpricht mit dem Verwalter.)

Myron (laut aufſchreiend). Nein, nein!

Timon. Was giebt's?
(Die Muſik bricht jäh ab.)

Myron (zum Matroſen). All unſer Hab und Gut!
Es kann nicht ſein!

Timon. Was ſtört du unſre Freuden?
Wer iſt der bleiche Mann?

Matroſe. Ein Bootsmann, Herr,
Aus Chios, und der Einz'ge, den das Meer
Zurückgab, als dein Schiff mit Mann und Maus
An Suniums Vorgebirg zerſchellte. (Große Bewegung.)

Timon (ergreift lebhaft ſeine Hand). Freund! —
Der Einz'ge? — — Arme Seelen!

Glaukon (außer ſich). Und der Schatz,
Du fragſt nicht nach dem Schatz?

Matroſe. Der ſollte ſtracks
Als Ballaſt über Bord. Der Schiffsherr aber
Gedacht' ihn dir zu retten — uns zum Fluch,
Denn ſeine Schwere zog uns in den Tod.

Glaukon. Verdammt!

Timon (nach einer Pauſe, bewegt zum Matroſen). Ich danke dir.

Kaufmann (leiſe.) Preis ſei den Göttern!
Ich bin im Trocknen. Die Gefahr iſt fein.

Hipparch. Der Alte rief: All unſer Hab und Gut.
(Zu Agenor.) Haſt du's gehört?

Juwelier (leiſe). Der Demant iſt noch mein.

Timon (der leiſe mit dem Verwalter geſprochen, erſchrickt, dann bricht er lebhaft und freudig aus).
Jetzt könntet ihr mir eure Liebe zeigen —
(Unſicher zum Verwalter.) Doch irrſt du dich.
(Die Gäſte ſtehen niedergeſchlagen. Er ſieht ſich langſam, erſtaunt um.)

Apemantus. Viel Glück zum Probeſtück!
(Der Vorhang fällt.)

(Fortſetzung folgt.)

Spruch.

Bevor du ausrufſt: „Ganz verdreht!“
Erwäg' zuvörderſt in Geduld:
Wenn Einer den Andern nicht verſteht,
So iſt nicht immer der Andre ſchuld.

Ludwig Fulda.

Der ſchönſte Klang.

Von lieber Menſchenſtimm' ein Wort,
Dem Kummt'reinen Klang verliehen,
Es wiederhallt im Herzen fort
Als ſchönſte aller Melodieen!

Otto Roquette.

Digitized by Google

Aus fremden Sprachen.

Nach dem Tode.

Still lag ich da, vom Vorhang halb verhüllt:
Die blanke Diele deckten Binsenmatten,
Von Kosmarinduft war der Raum erfüllt,
Durch's Fenstergitter spielten Epheuschatten.
Da fühlt' ich ihn sich sachte zu mir neigen,
Er wähnte mich im Schlaf. „Ach arme Kleine"
Hört' ich ihn sagen — dann ein tiefes Schweigen —
Er wandte sich — ich wußte, daß er weine.
Er hob mir nicht das Tüchlein vom Gesicht
Noch faßt' er meine Hand; er rührte nicht
Ku's bleiche Laken, an die weichen Kissen:
Einst hatt' er mein nicht Acht; der Toten galt
Sein Mitgefühl; und süß ist's mir, zu wissen,
Er ist noch warm, bin ich auch starr und kalt.

Aus dem Englischen der **Christina Georgiana Rossetti** von **Albert Dessoff.**

An Koines Strand.

Heerden weiden und Glocken klingen,
Glocken klingen an Koines Strand.
Fliegt ein Schwan mit den weißen Schwingen,
Einsam fliegt er am Wolkenrand.
Durch die Zweige weht Frühlingsluft,
Blau der See liegt in Sonnenduft.
Und ich singe mein langes Sehnen,
Singe einsam an Koines Strand.

Wenn die strahlende Sonne wühte,
Wenn sie wühte mein Herzensweh,
Allen Glanz sie verlieren mühte.
Sinken wohl in den tiefen See,
Sinken, sinken in dunkle Nacht;
Meinen Liebling ich rufe sacht,
Singe, singe mein langes Sehnen,
Singe einsam an Koines Strand.

Vater mein ist ein Baum im Walde,
Meine Mutter ein Wolkenstreif,
Bruder wuchs an der Bergeshalde,
Schwesterlein ist ein Frühlingsreif.
Ungehört meine Klage hallt,
Einsam blüh' ich und welke bald,
Singe, singe mein langes Sehnen,
Singe einsam an Koines Strand.

Aus dem Schwedischen des **Z. Topelius** von **Maria Collan.**

Der See.

Hinausgetrieben stets in unbekannte Weiten
Und sonder Wiederkehr versenkt in ew'gen Gram,
Wird's nimmer uns vergönnt, im Ocean der Zeiten
Zu werfen Anker aus?

O See, kein volles Jahr ist noch vorbeigezogen,
Und doch wo Du sie sahst, hier auf demselben Stein,
Nach dem sie Sehnsucht trug, am Rande Deiner Wogen,
Blick her, sitz ich allein.

Du ließest Dich wie heut auf dem Gestein zerschellen,
Und aus der Tiefe scholl laut brüllend auf Dein Gruß,
Und ganz so warf der Wind den Schaum ihr Deiner Wellen
Auf den geliebten Fuß.

Denkst Du des Abends noch? Stumm lagen Deine Weiten
Und stumm das Himmelszelt. Still schifften ich und sie,
Man hörte nah und fern nichts wie der Ruder Gleiten,
Der Fluten Harmonie.

Da plötzlich wachte auf von überird'schen Tönen,
Das Echo rings am Strand, das tiefe Schweigen brach,
Den Klem hielt die Flut, indessen meiner Schönen
Geliebte Stimme sprach:

„Weil', Augenblick des Glücks! In Deinem Flügelschlage
Halt ein, halt ein, o Zeit!
Laß schlürfen uns zum Grund den schönsten unsrer Tage,
Die kurze Seligkeit.

Hienieden flehn Dich an genug der kranken Herzen,
Für sie verrauscht' geschwind,
Mit ihren Tagen nimm hinweg auch ihre Schmerzen,
Vergiß, die glücklich sind.

Umsonst hasch' bittend ich nach ihres Kleides Falten,
Die Zeit entgleitet sacht,
Indessen ich die Nacht beschwöre still zu halten,
Ist schon der Tag erwacht.

So laß uns denn berauscht des Augenblicks genießen,
Er schwindet eilend fort;
Die Zeit ist uferlos und wir, ach wir verfließen
Und haben keinen Port."

Läßt, eifersücht'ge Zeit, Du wirklich die Minuten
Voll süßer Trunkenheit, wo Welle uns auf Welle
Des Glücks die Liebe beut, an uns vorüberfluten
Wie Unglückstage schnell?

Ihr Wälder, Berge Ihr, Ihr Grotten, grüne Fluren,
Ihr, die die Zeit verschont, verjüngt zu ew'ger Pracht,
Bewahrt, bewahre Du, Natur, in Deinen Spuren
Erinnerung dieser Nacht.

Digitized by Google

Sie sei in Deinem Sturm, sie sei in Deinem Schweigen,
In Deines Kulands, See, hold lachendem Gefild,
Im düstern Föhrenwald, den Felsen, die sich neigen,
Ob ihrem Spiegelbild.

Sie sei im Zephyrwehn, das sacht vorübergleitet,
In jedem Klang und Ton, den Bord zu Borde spricht,
Im silbernen Gestirn, das kosend auf Dich breitet
Sein weiches Zauberlicht.

Des Windes Seufzerhauch, des Rosenstrauches Klage,
Der Lüfte leichter Duft, der schmeichelnd Dich umgiebt
All', was man sieht und hört und atmet, Alles sage:
„Sie haben sich geliebt."

Aus dem Französischen des **A. de Lamartine** von **F. Ottmer.**

Gebannt.

Von ferne, ungesehen,
Kam hinter Bergeshöhen
Der stille Mond gegangen.
Den See mit seinen Buchten,
Die Thäler, Schluchten
Hielt tiefe Nacht umfangen.
Nur die Kaskade brauste
Und donnerte und sauste
Im tiefgewühlten Schlunde,
Und stürzte mit Getose,
Die ruhelose,
Zum tiefen See im Grunde.
Der Wandrer hielt, dem Rauschen,
Das er vernahm, zu lauschen,
Auf feuchtem Pfade inne.
Der Hauch strich seine Schläfe,
Ihm war, er träfe
Betäubend seine Sinne.
Durch der Gewässer Dröhnen
Hört' er ein sanftes Tönen;
Aus weiter Ferne drang es.
Doch nicht aus Menschenmunde
Kam diese Kunde:
Wie Geisterstimme klang es:
„O Wandersmann, willkommen!
Nur bis der Mond entglommen,
Laß' hier dein Kasten währen!
Bald wird im Höhersteigen
Sein Strahl sich zeigen
Und mild die Nacht verklären.
„Hast du mir nichts zu sagen?
Was einsam ich ertragen
An Liebesleid und Sorgen,
Wie unerfülltes Hoffen
Mich schwer getroffen,
Euch Menschen ist's verborgen.
„Gieb mir die kurze Stunde!
Bald taucht am Himmelsrunde
Aurora auf im Osten;
Dann dürft ihr Tagessöhne
Beglückt das schöne,
Das warme Leben kosten.
„Ich muß in wilden Schlüften
In Felsenspalt und Klüften
In Wald und Wildnis hausen;
Muß über Klippen klimmen,
Muß rastlos schwimmen
In Sturm und Wogenbrausen.
„O Liebe! Was vom Staube,
Das fällt dem Tod zum Raube;
Kein Lächeln gleicht dem meinen!
All' andre Freuden müssen
Vor meinen Küssen
Wie Bitternis erscheinen."
Von ferne, ungesehen,
Kam hinter Bergeshöhen
Der stille Mond gezogen.
Ein bleicher Schein entlauchte
Und überhauchte
Den blauen Himmelsbogen.
Er sprach: „Wie magst du prahlen
Mein Lieb zu überstrahlen?
Der Schönsten muht du weichen.
Wie frische Rosen blühet
Ihr Leib, es glühet
Ihr Auge sonder Gleichen.
„Die weichen Lippen wissen
So glühendheiß zu küssen,
Die sonst so kindlich frommen.
Jetzt späht die holde Meine
Allein, alleine,
Und wartet auf mein Kommen!" —
Am blauen Himmelsbogen
Kommt heller Schein gezogen;
Des Mondes sanfter Schimmer
Gießt über die Kaskade,
Auf Schlucht und Pfade
Sein silbernes Gestimmer.
Da, unversehens, packt es
Ihn jäh: ein Weib, ein nacktes,
Sieht er im Strome winken;
Mit trauervollem Blicke
Schaut sie zurücke,
Um langsam zu versinken.
Ist er zu Stein erstarrt?
Er steht am Fall und starrt,
Wo sie im Strom verschwunden.
Von neuen Liebesschmerzen
Versehrt im Herzen
Hat ihn der Tag gefunden.
Nun forscht er in den Klüften,
In Schrunden, Spalten, Schlüften
Sucht in des Bergstroms Fällen,
Läßt von der Flut, der kühlen,
Die Brust umspülen,
Sucht die geheimsten Quellen.
Das kaum geschaute Bildnis
Hält fest ihn in der Wildnis;
Am Fuß des Wasserfalles
Sitzt schweigend er und trübe,
Denkt seiner Liebe,
Vergißt sich selbst und Alles.

Aus dem Italienischen des **A. Fogazzaro**
von **Johannes Schürmann.**

Digitized by Google

Von der Reise.

Als Jüngling las — wie rasch die Zeit entflieht! —
Von einem Dichter China's ich ein Lied,
Wie er in fremder Herberg' war allein
Und auf dem Boden lag der Mondenschein.
Die Stube eingehüllt in Schweigen ganz,
Nur neben ihm des weißen Lichtes Glanz.
So still, beklemmend stille ringsumher,
Dem Dichter ward um's Herz so weh, so schwer. —
Nach Jahren einst auf Reisen macht' ich Halt
In fremdem Ort, stumm sah herein der Wald.
Da glitt der Mond mit einmal ins Gemach,
Im Herzen ward das alte Lied mir wach.
Die Einsamkeit ergreift mich unsagbar,
Da ward das Lied mir erst im Tiefsten klar.
In fremder Herberg' war ich da allein
Und auf dem Boden lag der Mondenschein.
Das Haus, den Wald umhüllte Schweigen ganz,
Nur neben mir des weißen Lichtes Glanz.
Und ich empfand, wie ein Gefühl, beschwingt,
Ein Band um so verschiedne Geister schlingt;
Wie über Städte, Wüsten, Länder, See'n
Zwei Seelen sich im Wiederlesung verflehn.
Den Dichter China's bannt wohl lang der Tod,
Doch sieh, mich faßte *seines* Herzens Not;
Vom gleichen Weh im Aug' die Thräne stand
Und fromm im Geiste drückt' ich ihm die Hand.

Aus dem Tschechischen des **Jaroslaw Vrchlicky**
von **Friedrich Adler.**

Die vier Geschwister.

Schön wuchsen auf sie, Seit' an Seit',
Ein Heim ward durch sie hell,
Getrennt sind ihre Gräber weit
Durch Berg, Strom, Meereswell!

Es saß dieselbe Mutter oft
An ihren Lagern wach,
Hat für die Knospen all gehofft —
Wo sind die Träume — ach!

Es träumt im West, auf wilder Flur
Der Erste ew'gen Traum,
Es kennen die Indianer nur
Sein Grab am Cedernbaum.

Den andern Liebling riß hinab
Gar tief die blaue See,
Nun schmücken Perlen reich sein Grab,
Doch keine Thräne je!

Wo wächst des Südens edler Wein,
Der Dritte fiel als Held,
In seine Fahn' hüllt er sich ein
Auf Spaniens blut'gem Feld.

Die Myrthe rauscht an ihrer Gruft
Bewegt vom leisen Wind,
Inmitten Welschlands Blütenduft
Welkt ach! das letzte Kind.

Die unterm selben Baum gespielt
Nun so getrennt ruhn sie,
Die belend sich vereint gefühlt
Um eines Vaters Knie.

Sie, die mit Lust erfüllt das Haus,
Mit Sang den heim'schen Herd,
Wär' mit dem Leben alles aus —
O Lieb', was wärst Du wert!

Aus dem Englischen der **Felicia Hemans**
von **H. H.**

Der erste Zahn.

Erkling', mein Saitenspiel! Hurrah!
Denn Mutter sagt: „Der Zahn ist da!"
Kling', daß die Wände beben!
Gott will, wie er dem kleinen Wicht
Den Odem und das Lebenslicht
Verlieh, jetzt Zähnchen geben.

Hurrah! stimmt Gott ein Danklied an,
Denn Mutter sagt: „Da ist der Zahn!"
Gott sei gelobt, gepriesen!
Glückauf, mein Kind, mit Spiel und Sang!
Und freue dich der Gnade lang,
Die er dir hat erwiesen!

Genieße lange sein Geschenk,
Und brauch's, des Gebers eingedenk,
In Redlichkeit und Treue!
Halt', dir zu Nutz und ihm zu Dank,
Die Zähnchen weiß, das Seelchen blank,
Daß beides wohl gedeihe!

Wachs' auf, wachs' auf, werd' groß und gut!
Nimm zu an Tugend, Kraft und Mut!
Lern', deinen Mann zu stehen!
Und wenn dich Schurkerei anficht,
Sei wacker, Junge, fürcht' dich nicht,
Laß' deine Zähne sehen!

Wachs' auf und werd' ein braver Mann,
Und laß' dein Herz von Tugend an
Für's Rechte stehn in Gluten!
Verlach' der Lumpen Groll und Grimm,
Und herzlich in die Zähne nimm
Die Sache stets der Guten!

Wachs' auf, werd brav und gut, und laß'
Mein Aug', das jetzt vor Freude naß,
Nie füllen Kummerthränen!
Und gebe Gott bis an den Tod
Ein ehrlich Stückchen täglich Brod
Zu beißen deinen Zähnen!

Aus dem Holländischen des **Hendrik Tollens**
von **Johannes Schürmann.**

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Es waren noch ganz die Schriftzüge von einst. Sie hatte sie zuletzt gesehen damals, als er ihr geschrieben, sie solle Fritz Lienhardt heiraten, der sie liebe, während er selber sich nie binden könne und aus dem, was geschehen, auch keine Verpflichtung dazu herleiten könne. Melanie rief sich genau die Stunde zurück, in der sie das erlebt hatte; es war eine Stunde gewesen, in der für sie eine Welt in Trümmer gegangen war. Dann las sie den Brief:

„Verehrte Frau!

Ich war und bin über Ihre Zuschrift auf's Höchste verwundert, ja, bestürzt. Ich verstehe sie garnicht. Als wir vor einigen Jahren voneinander schieden, trugen Sie einen — vielleicht berechtigten — Groll gegen mich im Herzen, den ich durch die Begründung Ihres Hausglückes wett zu machen suchte. Wäre mein Versuch fehlgeschlagen, so könnte ich mir die aus ihren Zeilen atmende Animosität gegen mich erklären. So aber, da ich hier alle Welt Ihr Glück preisen und beneiden höre, dessen Schöpfer zu sein ich mich rühmen darf, begreife ich Sie nicht, sondern hätte eher auf warme Erkenntlichkeit, auf Milde und versöhnliche Stimmung gerechnet. Ja, ich stehe nicht an, mich auf mein scheues Zartgefühl etwas einzubilden, daß ich Sie und Fritz bisher vermied. Einen anderen Grund, als den, Ihrer Beider Dankesäußerungen aus dem Wege zu gehen, und Sie vor dem Gefühl der Verpflichtung gegen mich zu schützen, hatte ich dafür nicht. Wir sind als Fremde, sind in Frieden und Eintracht seinerzeit voneinander geschieden. Ich hätte ohne weiteres hieran wieder anknüpfen können. Aber ich weiß ja, wie ungern man sich im allgemeinen erwiesener Wohlthaten erinnert, besonders ungern dann, wenn sie auf fruchtbaren Boden fielen. Deshalb — aber auch nur deshalb — blieb ich fern. Ich wollte nicht in den Verdacht kommen, nach Lohn zu haschen.

Nun verlangen Sie von mir, daß ich abreise, halten es für meine Ehrenpflicht, daß ich weder bleibe noch je den kleinen Bruno wiedersehe. Wie seltsam, Frau Melanie! Abgesehen davon, daß ich ein kranker Mann bin, der auf ärztlichen Rat hier weilt, — welchen Grund könnt' ich wohl haben, Roßthal zu verlassen? Ich bin hierhergekommen, ohne von Ihrem Hiersein das Geringste zu ahnen. Ein Zufall brachte uns einander nahe, einer von jenen Zufällen, an denen das Leben so reich ist, aus denen es sich im Grunde genommen ja zusammensetzt. Welchen Grund hab' ich, nun zu gehen? Außer dem einen, daß die Beschenkten ungern mit dem Schenker zusammen weilen, daß es ihnen peinlich ist, jederzeit durch ihn an den Ursprung ihres Glücks gemahnt zu werden, seh' ich keinen. Meine Ehre sollt' es verlangen? Inwiefern? Ich fordere ja keinen Dank, ich dränge mich Ihnen ja nicht auf, wie Sie sehen. Oder hab' ich seinerzeit etwas Ehrenrühriges gethan, als ich Sie und Fritz glücklich machte? Ich verstehe das alles nicht. Erscheint Ihnen das, was Sie einst annahmen, und was ja Gottlob zum Guten ausschlug, plötzlich als unehrenhaft? Aber selbst dann läge ja die Schuld doch bei dem, der es angenommen, nicht bei dem, der es gegeben; denn jener hatte die freie Wahl, ob er annehmen wollte, und dieser machte nur in bester Absicht einen Vorschlag. Sie wälzen also wider Ihren

Digitized by Google

Willen dadurch, daß Sie mich für den Fall meines Bleibens unehrenhafter Handlung bezichtigen, auf sich selber und auf Fritz den Vorwurf, einst unehrenhaft gehandelt zu haben. Sie sehen, wie Sie sich verstricken.

Ihr Brief ist von einer unklaren Angst, von einer phrasenhaften Sentimentalität diktiert, verehrte Frau. Er entspringt der Furcht vor einer Begegnung mit mir. Wie es scheint, nehmen Sie an, Ihr Glück werde dabei zusammenbrechen, wie ein Kartenhaus. Das wäre unter Umständen ja sehr schmeichelhaft für mich, wäre ich nur noch der, der ich einst gewesen. Ich bin aber inzwischen ein ganz anderer geworden, vor allem — ich sagte es schon — ein kranker Mann. Und ich fordere ja nicht von Ihnen ein Wiedersehen — weder Dank noch Versöhnung — nichts, garnichts. Nur daß ich auch den Jungen meiden soll, wie Sie selbst, dafür seh' ich keinen Grund ein. Der gnädige Zufall hat ihn mir in den Weg und ans Herz geführt. Ich werde diesen Zufall nützen.

Ich bin ein einsamer, alternder Mann, Frau Melanie. Mein Herz sehnt sich manchmal recht unvernünftig nach Liebe. Und es braucht nicht gerade die Liebe eines Weibes zu sein, die es beglücken und ausfüllen könnte. Auf diesen Knaben hab' ich ein geheiligtes und unveräußerliches Recht. Die geheimnisvolle Stimme unseres gemeinsamen Blutes hat sich vernehmbar gemacht und ich werde sie nicht zum Schweigen bringen. Auch Sie werden es nicht können, so gern Sie möchten. Geben Sie daher Ihre grausame Absicht auf! Sie haben keinen Anlaß dazu, einen Raub an einem Bettler zu begehen. Das ist eines Reichen unwürdig. Glückliche Menschen pflegen mild gesinnt zu sein und den Bedürftigen von ihrem Überfluß etwas zu gönnen. Sie sind ja glücklich, Frau Melanie. Weshalb wollen Sie mir gegen den Stifter Ihres Glücks unbarmherzig sein? Bloß weil Sie überhaupt nicht an die Entstehung Ihres Glücks erinnert sein mögen? Aus instinktiver Abneigung gegen die Verpflichtung, sich dankbar zeigen zu sollen?

Aber kommen wir zum Schluß! Selbst wenn ich die Gefühlsregungen in Ihnen begriffe und würdigen könnte, würd' ich Ihnen nicht nachgeben, einfach, weil Sie zu viel verlangen. Ich werde nicht abreisen und ich werde es nicht aufgeben, meinen Sohn zu küssen. Sie haben es also in Ihrer Hand, ob wir uns als Fremde oder als Feinde gegenüberstehen wollen. Von Ihnen selbst begehr' ich nichts. Lassen Sie mir den Knaben aber nicht zeitweilig in Güte — was Sie weder verkürzt, noch schädigt oder demütigt — so machen Sie sich auf einen ernsten Kampf mit mir gefaßt, in dem ich erforderlichenfalls sogar bis zum äußersten gehen werde. Freiwillig weich' ich nicht und verzicht' ich nicht darauf, dieses einzigen, bescheidenen Glückes teilhaft zu werden, das mir geblieben ist, dessen ich bedarf, wie der Luft zum Atmen. Und im Falle Sie es zum Kriege zwischen uns wirklich kommen lassen wollen, hab' ich einen Bundesgenossen, Frau Melanie, den Sie nicht unterschätzen dürfen: es ist mein Sohn. Und nun überlegen Sie, ehe Sie handeln! Ehrliches Bündnis bied' ich Ihnen oder offenen Kampf. Sehen Sie zu, wobei Sie besser fahren werden!

Zu vollkommener Ergebenheit

Berndt Herzberg."

Melanie stöhnte schmerzlich auf, als sie die Lesung des Briefes beendigt hatte. Bis zum Äußersten also wollt' er es treiben! Wie hatte sie freilich denn auch etwas Anderes erwarten können? Sie kannte ihn ja doch. Ein Berndt Herzberg wich nicht zurück, ließ sich durch nichts auf halbem Wege abschrecken, am Wenigsten durch die Bitten eines schwachen, wehrlosen Weibes. Der erkannte keine andere Macht an, als immer und immer nur die eine: seinen eigenen, schrankenlosen Willen. Und wo man ihm Widerstand entgegenbrachte, da reizte es ihn erst vollends, diesen Willen durchzusetzen. Das war heute offenbar nicht anders, als es von jeher gewesen war, trotzdem er sich selber einen „kranken Mann" nannte. Krank mochte er wohl sein — durch die zahllosen Ausschweifungen seines durchstürmten Lebens, aber seinen Willen hatte das nicht gebrochen. Und mit welchem Hohn er von ihrer Dankesschuld gegen ihn redete, die er zu zartfühlend war, bei ihr einzutreiben! Von welchem Cynismus seine Zeilen durchtränkt waren! Es redete keine zerstörte Lebenskraft, kein niedergedrückter Eigenwille daraus — wahrlich nicht. Dieser Mann hatte noch

Digitized by Google

immer nicht gelernt, irgend einem seiner Wünsche zu entsagen und würde es niemals lernen. Lieber mochte darüber zu grunde gehn, was wollte, und wenn es zweier Menschen Lebensglück war, und wenn es sich um ein Weib handelte, gegen das er einst sich aufs Schwerste vergangen!

Was also nun? Hier war auf keine Schonung, auf kein Verständnis zu hoffen. Nur bitterer Spott grinste ihr entgegen, und starre Unerbittlichkeit, die sich unbesiegbar dünkte. Also Kampf, Kampf gegen den der, nicht Edelmut und Ehrgefühl genug besaß, ihren Bitten zu weichen. Und sie würde wahrhaftig kein Mittel scheuen in diesem Kampfe. Gegen einen solchen Gegner waren alle Waffen erlaubt, alle konnten als ritterlich gelten. Aber welche Waffen besaß sie denn überhaupt gegen ihn? Und hatte er nicht geschrieben, er besäße einen Bundesgenossen, den sie nicht unterschätzen solle? „Seinen Sohn“ nannte er ihn! Seinen Sohn! Und das wagte er ihr ins Gesicht! Und diesen Sohn wollte er gegen sie hetzen, wollte seine erwachte Anhänglichkeit ausnutzen, um daraus eine Waffe gegen sie zu schmieden?

Melanie schauerte zusammen. Es war keine leere Drohung, die er da ausgestoßen sie fühlte es, es war etwas darin, was sie mit Angst und Grauen erfüllte. Ihr Kind wollt' er ihr entfremden! Und wenn man es vor ihm versteckte, es zum Äußersten treiben, wie er's nannte, also wohl gar das Kind rauben. Was war ihm nicht zuzutrauen? Wovor würd' er zurückscheuen? Und selbst wenn es gelang, ihn abzuwehren, alle seine frechen, schamlosen, verbrecherischen Versuche zurückzuschlagen, wieviel Pein, wieviel Aufregung verband sich nicht damit? Wo blieb das stillumfriedete Glück, das sie bisher eingesponnen hatte, wie ein linder Spätsommertag? Fritz in seiner ahnungslosen Unkenntnis zu erhalten, wurde unmöglich. Er mußte mit hineingerissen werden in den Streit um ihr Kind, mußte mitkämpfen um ihre heiligen Mutterrechte. Und wer konnte dafür bürgen, daß dann nicht wiederum in ihn erwachte, was kaum eingeschlafen, kaum vergessen war: das Gefühl seiner Schmach und daß es ihn treiben würde, mit eigner Hand zum anderen Mal das Glück zu zertrümmern, das sich ihm aufgebaut?

Hier war der Hauptquell der Angst, die von ihrem Inneren Besitz genommen. Ihr Kind würde sie vielleicht erhalten, es sich zurückerobern können, aber ihren Gatten würde sie darüber verlieren. An dem Glück, in dem er jetzt Frieden gefunden, durfte nichts gerüttelt werden, sonst brach Alles rundum zusammen. Sie fühlte das und doch sah sie keinen Ausweg, — wohin sie auch blickte, keinen. Sollte sie noch einmal mit Berndt Herzberg Auge in Auge reden? Sie schäumte sich nicht davor, ihm als eine Bittende zu nahen; um den Preis, den es hier galt, hätte sie sich vor Schlimmerem nicht geschämt. Aber welchen Erfolg durfte sie sich nach Allem davon versprechen? Würde er nicht ihr ins Gesicht alle die höhnischen, grausamen, trotzigen Worte wiederholen, die er ihr heute geschrieben? Und doch hätte sie seine Knien umklammern mögen, um ihn nur zu Abreise zu bewegen. War sie denn niemals tot zu machen, diese unglückliche Vergangenheit? Mußte sie immer wieder und wieder heraufauchen und ihre finsteren Schatten über alles sonnige Glück werfen?

Ein furchtbarer Gedanke zuckte jäh, wie ein Blitz, durch Melanie's Inneres hin. Todtmachen die Vergangenheit, — o ja, es war möglich, es gab ein Mittel dafür. Man mußte eben den zum Schweigen bringen, der diese Vergangenheit in sich verkörperte, der sie mit einem einzigen Wort seines Mundes wieder konnte zum Leben erwecken, so oft und wenn es ihm beliebte. Dann war sie wirklich todt und für immer. Mit einem einzigen Strich konnte man sie vernichten, denn es gab sonst keine Mitwisser mehr. Und wenn dann wirklich alles übrige fehlschlug, wenn man sich nicht anders mehr zu helfen wußte, während doch das höchste und äußerste auf dem Spiele stand —

Melanie schauderte zusammen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als ob sie etwas verscheuchen wollte. Sie konnte keinen Atem schöpfen, so gepreßt war ihre Brust. Und dabei schlug ihr Herz wild. Sie machte ein paar verlorene Schritte durch das Zimmer, sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf, der ihr wie im Fieber brannte. Sie hatte die Empfindung, als ob sie sich jetzt retten müßte — vor sich selber. Als sie am Spiegel

Digitized by Google

vorbeiging, fiel ihr Blick unwillkürlich auf das Bild, welches das Glas ihr zurückwarf; es kam ihr vor, als sei es das Gesicht eines fremden Menschen, das ihr daraus entgegenblickte. Und in den Zügen dieses Gesichts war etwas, wovor sie sich fürchtete.

Die Thür des Schlafzimmers fiel hinter ihr ins Schloß. Melanie ging in das Wohngemach hinunter. Fritz wartete dort bereits auf sie. Er kam ihr mit seinem halb zerstreuten, halb glückseligen Lächeln entgegen, das sie an ihm kannte, das immer auf seinem Antlitz lag, wenn er eben aus der Welt seiner Töne in die wirkliche Welt zurückkehrte und ihm etwas gelungen war, was noch in ihm klang und wogte. Er wollte ihr beide Hände zum Gruße reichen, sie aber warf sich ihm mit leidenschaftlichem Ungestüm an die Brust. Sie mußte wissen, fühlen, daß sie ihn noch besaß, daß alles noch so war, wie sonst. Und sie wollte ihn festhalten, Brust an Brust, Herz am Herzen — für immer. Fritz begriff dagegen ihre stürmische Wallung nicht, sie erregte ihm sogar einen Anflug von Unbehagen. Er war an die sich immer gleich bleibende, stille, liebevolle Zärtlichkeit seiner Frau gewöhnt, die ihn umgab, wie die linde Luft, und ihn warm und weich umschmeichelte; er liebte keine Erregungen, nichts, was ihn aus der sanften, träumerischen Harmonie seiner Tage emporriß, die er beglückt empfand und deren er zu seinem Schaffen bedurfte. „Was ist denn geschehen?“ fragte er unwillkürlich.

Das brachte sie zur Besinnung. Sie mußte lächeln. „Es soll also etwas Besonderes geschehen sein, weil ich Dich einmal recht nach Herzenslust umarmen möchte, Fritz?“

„Nein, nein,“ murmelte er halb verlegen, „Du hast Recht, nur“ — er küßte sie — „es ist etwas Seltenes bei Dir, daß Du leidenschaftlich wirst, Melanie, oder doch Dich so zeigst. Man könnte annehmen, daß Du — wie sag' ich gleich? — daß es etwas gäbe, was Du vor Dir selber durch solchen Zärtlichkeitsbeweis gleichsam sühnen möchtest, daß Du darin eine Vernehmung finden wolltest für irgend ein Vorkommnis, das Dich aus dem Gleichgewicht gebracht hat.“

„Nun, und wäre das nicht das Natürliche, Fritz?“ fragte sie, sich an ihn schmiegend.

„Freilich, — gewiß. Nur — offen gestanden: ich wünschte recht herzlich, daß jetzt und in der nächsten Zeit nichts sich ereignen möchte, was uns irgendwie aus dem wohlthuenden Gleichmaß unserer Tage herausschleudert. Ich stecke mitten in einer großen Arbeit, von der ich mir etwas verspreche, und Du weißt, es muß um mich und in mir alles friedlich und harmonisch sein, wenn ich arbeiten soll. Es war also etwas wie angstvoller Egoismus vorher in meiner Frage. Verzeih'! Aber wenn es vielleicht doch etwas giebt —“

Seine Augen forschten fast ängstlich in den ihren und er atmete hörbar auf, als er ein beruhigendes Lächeln um ihre Lippen gleiten sah. „Sei nur zufrieden!“ sagte sie und strich ihm mit der Hand über die Stirn hin, „es giebt nichts, wirklich nichts, — als eine Frau, die Dir einmal zeigen wollte, wie lieb sie Dich hat!“

„Aber doch wohl schwerlich lieber, als ich sie,“ fiel er warm ein, immer noch den Arm um ihre Schulter geschlungen.

Und so wanderten sie eine Weile im Gemach hin und wider, wie in seligem Schweigen. Melanie aber mußte unablässig denken: „Also allein! Ich muß es allein auskämpfen und zu Ende bringen.“

* * *

Am nächsten Tage ließ Melanie die Kinder überhaupt nicht aus der Stube. „In's Haus wird er doch wenigstens nicht eindringen,“ dachte sie; „hier halt' ich mein Kind vor ihm geborgen, — dies Kind, das er in so brutalem Cynismus sein Kind zu nennen wagt.“ Und doch war ihr gar nicht wohl zu Mute, doch fühlte sie sich auch hier nicht sicher. Es hatte aus seinem Briefe zu rücksichtslos die Siegessicherheit hervorgeklungen, als daß sie es hätte sein können. Dieser Mann war eben offenbar zu Allem fähig und er rühmte sich dessen sogar. Mit so kleinen Mittelchen richtete man nichts gegen ihn aus. Aber es sollte eben Alles versucht sein, ehe sie dem Gebot der furchtbaren Notwendigkeit folgte.

Während des ganzen Nachmittags schrak sie angstvoll zusammen, so oft draußen die Klingel ging. Jedesmal kam ihr der Gedanke: wenn es Berndt Herzberg wäre! Was war ihm denn nicht zuzutrauen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Franz Freiherr Gaudy.

Ungedruckte Briefe aus den Jahren 1834—1840.

Mitgeteilt von **Georg Hirzel.**

II.

Aus einem längeren Schreiben vom 4. April 1836, aus Berlin, gebe ich nur den folgenden kurzen Abschnitt, als den Notdurft eines verzweifelten Mitredakteurs. Der übrige Inhalt des Briefes behandelt Druckangelegenheiten und ist von keinem Interesse.

„— — — — — — Mit Sehnsucht erwarten wir die süd- und norddeutschen Beiträge zu unserm Almanach. Aus Osten und Norden kommt nichts als Mist — comme d'ordinaire. „Ach von Osten, ach von Osten kommt uns Gottes Flucht!" singt **Mickiewicz**, und **Chamisso**, der Gott sei dank wieder, wenn auch nicht wohl, doch wenigstens geistig frisch ist, stimmt mit ein."

An dieser Stelle wäre der Brief vom 11. April 1836 einzureihen, der in Heft 11 des XI. Bandes dieser Zeitschrift zur Beleuchtung des „Schwabenstreiches" bereits mitgeteilt wurde. Ich setze daher von einer nochmaligen Wiedergabe ab.

Der folgende humoristische Brief aus Berlin ist datiert 26. Juni 1836 und lautet:

„Zu guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen:
Einen Verleger, 'nen Redakteur,
Guter Poeten ein ganzes Heer ꝛc.

und von den letzteren sei nach Ihrer Behauptung Rückert der General und Feldmarschall. Ich wage nicht zu widersprechen, will auch das Ihrsal nicht zu vermehren, laut und vernehmlich erklären, daß Rückert den Almanach-Pfeil-Bündel allein zusammen halte, daß alle Welt ihn rühme, ich à la tête — bekenne sogar daß R's Bild unter Glas und Rahmen an meinem Fenster hängt — seine Didaskalia aber zu lesen, das, verehrtester Herr, übersteigt meine Kräfte. Ein neuer Gesang der Messiade,. ein Buch der zahmen Göthischen Xenien, Hammersche Hafis und dergl. Konfekt, würden dieselbe Wirkung thun, ziehen, einzeln begehrt werden — aber gelesen — nie. Und wie ich über R. so denken Ihrer ⁷/₈. — Doch das sind Geschmackssachen, über welche sich nicht rechten läßt. Aus dem vor- und diesjährigen Schofel-Schofel leuchtet R. freilich hervor.

Chamisso ist abgereist*), und hat, wie ich vermuthe, seine Abreise beschleunigt, um nur den Almanachs-Wirren zu entfliehen. Darf ich meine Privat-Meinung aussprechen, so glaube ich immer noch, daß Fouqué's Vernichtung unsern Freund nicht vernichten würde, wohl eher erfreuen, wenn er nur nicht damit kompromittirt wird. Mein altes Motto bleibt: **censeo Carthaginem delendam!** — Kein Erbarmen! Ich theilte bereits G. Schwab eine hierher bezügliche Anekdote von Ch. mit, vergönnen Sie mir die Wiederholung: eines Abends, als ich nach der Blutarbeit, erschöpft auf mein Schwert gelehnt mit heiserer Stimme meinen greisen Heerführern zurief, nicht abzulassen, fortzufahren im Morde, da sprach er diverse fremdartig tönende Worte zu mir. Ich befragte ihn bescheiden, was das heiße, und welcher Mundart diese Laute angehören. Es sind **Owaihische** war die Antwort und bedeuten: Es steht geschrieben, du sollst nicht tödten. — Wohl! Aber was heißt auf Owaihisch: Du sollst keine schlechten Verse machen? — Ch. entgegnete: **Mai patapala i na mele ins!** — Nun wissen wir's doch. Ich notire aber dieses Sprüchlein dem M. Almanach als Motto auf die Stirne zu binden, oder wenigstens es über die schön lithographirten Remissions-Karten, die mein Auge fast sehr erquicken, zu setzen. Und Fouqué könnte auch Owaihisch lernen — o ja! — Uebrigens thun Sie mir doch Unrecht, wenn Sie voraussetzen ich rangire Rückert, Fouqué und den p. p. Magog*) in eine Kathegorie. Da sei Gott vor! Was letzteren anbelangt (ich meine den Magog, nicht den Herrgott), so ist nicht Kugler der orgelnde Baalspfaff, sondern nach Ch. Vermuthung H. Moriz Veit — dadurch wird aber das Bullenkalb um kein Haar präsentabler. Kugler, der harmloseste Mensch auf Gottes Erdboden, dem politica so fremd sind, daß er, glaub' ich, nur noch verworren erst von der Juli-Revolution gehört, gedachte den Alm. mit den Wiegenliedern anzubinden, — ich verwies sie aber sogleich an den Ort ihrer Bestimmung. Aber auch **M. Veit's** Freund, H. H. **Stieglitz** ist heiser — lauter geheimräthliche Poesie — das streckfüßelt! Ohe! Ich hoffe auf Heine — mehr noch von Auersperg. Das für ihn bestimmte Exemplar des Römerzugs, welches anfängl. aus Versehen zurückgeblieben, ist wohl durch die Buchhandlung nachgesandt worden. Weiß A. Grün, daß unser Kronprz. ein warmer Verehrer seines letzten Ritters ist — schon ein Dutzend

*) In das Bad Charlottenbrunn in Schlesien.

*) Unter „Gedichte eines Ungenannten" erschien im Jahrg. 1837 das Gedicht: „Die Last über Magog", dessen Verfasser zu entdecken sich Chamisso und Gaudy den Kopf zerbrachen.

Digitized by Google

Exemplare hat er gekauft und verschenkt. Ob der Prinz die Wiener Spaziergänge mit gleichem Wohlgefallen favourirt steht dahin. Ich bin nur begierig, was die K. Hoheit zu meinem N.zuge sagen wird, und zu den harten Nüssen, die ich ihm präsentirte — ich sandte ihm aus alter Bekanntschaft gestern ein Exemplar. Wie hübsch sich übrigens der Prinz über Chamisso Werke schriftlich und mündl. gegen den Vers. geäußert, ist Ihnen wohl schon durch letzteren mitgetheilt worden.

Ueber Ihre Isländische rakraichissements-Idee schlug ich die hellste, dreimalgestrichene Lache auf — sie schmeckt übrigens nach der Sonnenseite; ich der ich auf der Mitternachtsseite wohne, und im losesten Negligé den Tag über auf dem Sopha liege, bin noch nicht so sehr aux abois, als daß ich mich mit nordländischen Sprachformen statt der Eisumschläge zu bedienen brauchte, und verspare sie auf die Hundstage, schmeichle mich aber daß die Compendien nicht höher (in somme) als 15—16 Rthr. kosten werden. —

Was meine Novelletten belangt, an denen es mich recht sehr erfreut, sie bei Ihnen in Pension zu wissen, so möchte ich Sie, falls es keine Umstände macht um Zurücksendung der 2ten, die Lebensüberdrüssigen, angehen, und zwar nur auf 24 Stunden. Ich kopirte sie nach dem ersten Brouillon, fand später eine Korrektur, vollständige Abschrift unter meinen Papieren, und möchte gern ein halbdutzend Worte abändern. Berursacht es aber nur die allermindesten Schwierigkeiten, so unterbleibe es lieber, denn es sind nur Punkte aufs y. —

Meine gehorsamste Empfehlung Herr Reimer von Ihrem ganz ergebenen

Freund u. Diener

F. Gaudy.

Im Jahrgang 1836 wurde ein Gedicht „Novemberfahrt“ unter dem Namen H. Stieglitz abgedruckt, während der Verfasser desselben, nach einem Briefe Chamisso's vom 11. Oktober 1835 M. Beit war. Darauf bezieht sich wohl der Anfang des folgenden Schreibens, in welchem Gaudy vermutet, Stieglitz habe sich mit ihm einen Spaß erlaubt. Der Brief lautet:

So eben, hochverehrter Herr, empfange ich M. Beits poetische moutarde après diner, welche ich nebst dem an mich gerichteten Anschreiben Ihnen zuzustellen mich beeile. Sehr unschuldig bin ich durch Stieglitz zum Range eines Statthalters erhoben worden, wenns nicht von einer Seite ein guter Spott war, mich unter der Redaktion eines geschlossenen Almanachs schwitzen und keuchen zu lassen. Die beachtungswerthen Punkte habe ich im Briefe San Vito's angestrichen. — Sie werden ja am besten ermessen, was mit dem Götthomanen oder Misogöthen anzufangen sei. So hätte denn Chamisso doch gleichfalls geirrt, wenn er den Magog dem Voit zuschrieb — neugierig bin ich, wer sich zum Vater des Ungeheuers bekennen wird — ich find' es nur hart, daß durch unsers Schwabs Namenstanich der arme Almanach doppelt leide, und statt eines mittelmäßigen Dichters, zwei bekomme. Von Ch. habe ich noch keine Nachricht. — Haben Sie nicht daran gedacht (ich frage im Vertrauen) für kommende M. Almanache nur an renomirte Dichter Aufforderungen ergehen zu lassen, und jedem zugleich anzugeben wie viel Seiten man ungefähr wünsche? Es ließe sich der Almanach doppelt leicht zusammenstellen, und die Raze der zudringl. Schreihälse wäre theils excludirt, oder bliebe doch wenigstens zu Lückenbüßern. Freilich läuft dieser Vorschlag schnurstracks den Ansichten Eh's zuwider, und es käme darauf an, ihn durch G. Schwab plausibel machen zu lassen. N. Lenau hat ein härteres Herz, und sein Frühlgs-Almanach befindet sich darum nicht schlechter. Mit aufrichtiger Ergebenheit

der Ihrige

Fhrr. Gaudy.

Trotz des Rücktritts der Süddeutschen vom Musenalmanach anläßlich des Heine-Porträts (vergl. den schon erwähnten Aufsatz „Zum Schwabenstreich von 1836“ Bd. XI Heft 11) konnte sich der Jahrgang 1837 würdig seinen Vorgängern anschließen. Die Zahl der Getreuen war allerdings bedeutend verringert, aber nicht zusammengeschmolzen. Und den Band aber auf die Bogenzahl der früheren Jahrgänge zu bringen, was immerhin nach dem Abfall der Schwaben schwer war, steuerte Gaudy mehr, als ihm wohl selbst lieb war, als „Lückenbüßer“ bei. Diese Freigebigkeit rief in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ (1836 Nr. 348) auch die gehässige und wenig vornehme Rezension hervor, über die Gaudy im folgenden Brief seiner Entrüstung Ausdruck giebt. Die auf ihn bezügliche Stelle lautet: „.... Gaudy war klug genug, die Gelegenheit, die so vielleicht nicht mehr wiederkehrt, beim Schopfe zu fassen und mit Originalgedichten wie mit gereimten Übersetzungen auf vollständigen 30 Seiten sich breit zu machen.“ — Chamisso wird nur vorübergehend erwähnt.

Gaudys Brief lautet:

Berlin Markgrafenstraße 87. 12/12 36.

Verehrter Herr und Freund,

ich bin so frei Ihnen den Brief an den Grafen Auersperg zuzusenden; die Besorgung desselben mag jedoch noch stunden, bis Sie ihm das bestimmte Exemplar der Lieder und Romanzen beifügen können. Von letzteren bitte ich nur die Anhängebogen.

Haben Sie die edle Kritik unseres Almanachs in den Brockhausischen Blättern gelesen? Das stinkt mächtiglich nach jungem Berlin und zurückgesetzter Frühlings-Poesie. Herr Arthur Mueller hat sein Versprechen mich mit Händen voll Koth zu bombardiren auf das brillanteste gelöst. Die Redaktion freilich mußte man schonen, denn Chamisso ist schon kraft seines Alters sacrosanctus auch kann man nicht wissen, ob und wo er wieder zu brauchen — der stillschweigende Compagnon*) aber mußte das Bad ausbaden. — Bei unserm Freunde sieht es übrigens gar trübe aus:**) ich fürchte für Frau von Ch. — — Alles!

*) Gaudy.

**) Chamissos Frau war schwerkrank. Sie starb im folgenden Jahre an einem Blutsturz.

Digitized by Google

Hat die Censur meinen Liedern keine Striche und Streiche gespuckt? Ich wiederhole mein Anerbieten im Nothfalle durch unverfängliche die verpönten zu ersetzen.

Mit unverbrüchlicher Achtung und Ergebenheit
der Ihrige
Gaudy.

Dem vorstehenden Briefe inhaltlich sich anschließend, folgt hier ein Schreiben, datirt 13. Januar 1837 ebenfalls aus Berlin. Es lautet:

Verehrter Herr und Freund,

Mit Ueberraschung, obwohl nicht gerade mit freudiger, habe ich dieser Tage im Komet*) eins meiner dem M. A. einverleibten Gedichte abgedruckt gesehen, sogar ohne Angabe des Plagiats; ich hege zwar die Ueberzeugung, daß Sie mich wegen dieses Ab- und Nachdrucks frei sprechen werden, indessen (um meine Worte zu borgen) „Wer säße gern in solch 'nem Lumpenblatt, gleichsam am Pranger stehen seine Lieder?“ und ich komme auf diese Art auf das unschuldigste in den Verdacht zu dem Kometen-Komitat des Hrn. Herlosson zu gehören. Können Sie das dem Patron nicht mit guter Manier stechen?

Hr. Arthur Mueller den ich im Verdacht hatte die alberne Kritik im lit. Bl. geschrieben zu haben, ist Unrecht geschehen — **Hermann Markgraff** der Redakteur des Con. Blatts*) ist der Künstler, und ein zurückgesandtes Freiligrathisirendes Gedicht der Grund seines Grolles. In seinem Blatt hat er die obige Rezension fast mit gleichen Worten sogar wiederholt! Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm! — Wieviel Sinne übrigens Hrn. A. Mueller abgehn, weiß ich nicht — soviel steht aber fest, daß er nicht blind und nur Auctions-Commissar ist. — Zwei Almanachs-Candidaten sind bereits einpassirt u. gemordet. Der eine un certain Hub sehr zur Unzeit von Freiligrath beworwortet. Sie werden mit mir einverstanden sein, daß wir in diesem Jahre alle Scharten auswetzen und daß besonders wir Norddeutschen die Ohren steif halten müssen.

Mit aufrichtigster Ergebenheit Ihr Freund und Diener
Frhr. Gaudy.

*) Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt. Herausgegeben von C. Herlosssohn. (1830— 48.)

*) Berliner Conversationsblatt f. Poesie, Literatur u. Kritik. Redig. von Herm. Marggraff. (1836—38.)

(Ein dritter Artikel folgt.)

Erzählerinnen.

Frieda von Bülow gehört zu den wenigen weiblichen Autoren, die wirklich etwas zu sagen haben. Sie besitzt nicht nur ein ausgesprochenes Schilderungstalent, sondern hat auch den klugen Blick und das feine Ohr des echten Menschenfreundes. Was ihr auf den weiten Wegen bei ihrem opfervollen Beruf als Diakonissin an menschlichem Leid und Glück, an heimischen und fremden Bildern begegnet ist, hat sich in ihrem künstlerischen Sinn zu lebensvollen Gestaltungen verdichtet. Was sie uns erzählt, hat sie selbst erlebt, oder mit klugen Augen erleben gesehen; die Menschen, die sie mit wenigen scharfen Strichen zeichnet, stehen leibhaftig da, man hat gestern, heute mit ihnen gesprochen. Die Entwicklung der Charaktere ist mit warmherziger Anschaulichkeit durchgeführt. Dabei ist ihr Stil einfach und kräftig. In ihrem „Ludwig von Rosen“. Erzählung aus zwei Welten (Berlin, Fontane & Co.) behandelt sie die Umwandlung eines galgenwitzen Genußmenschen, dessen gute Anlagen schon bedenklich vom Unkraut der Blasiertheit und Faulheit überwuchert sind, in einen brauchbaren Mann. Eine aus Laune begonnene Reise nach der Kapstadt führt ihn unterwegs mit Freunden aus früherer Zeit zusammen, die als brave Pioniere arbeiten für die ferne Zukunft, die uns auf dem schwarzen Boden Blüten tragen soll. Er bleibt bei ihnen und stellt sich als Helfer in die Reihe. Dies die überaus einfache Fabel. Um der gelungenen Charakterzeichnung jeder einzelnen Figur, der Fälle von feinen Beobachtungen, dem Reiz der verschiedenen lebensvollen Bilder gleicherweise gerecht zu werden, müßte man sehr ausführlich sein können. Ein durchaus reifes und gesundes Werk, das uns neuen Arbeiten dieser Schriftstellerin gern entgegensehen läßt.

Auf gleicher Höhe, wenn auch auf ganz andrem Boden, steht die Novelle „Thalia in der Sommerfrische“ von G. von Berlepsch. (Leipzig, Reißner.) Ein Vergleich würde keiner der beiden begabten Frauen zum Schaden gereichen; denn das Behagen an den ernsten Linien des Bülow'schen Werkes kann durch die Freude an der lichten, blühenden Grazie des andern nicht erschüttert werden. Mit Frische und Naturtreue, in Bildchen von Defregerischem Reiz, wird uns das Leben und Treiben auf einem kleinen Schmierentheater vorgeführt, das sein Sommergastspiel im Dorf zu Füßen des auf waldigem Berge gelegenen Schlosses abspielt. Sehr geschickt vermittelt die Autorin das Eingreifen der jeweilig erscheinenden aristokratischen Zuhörerschaft in die Schicksale des Bältchens. Ein Genie wird entdeckt, das im Begriff stand, sich seitab von der großen Heerstraße im grünen Dickicht zu verlaufen. Es wird der Welt und dem Ruhm gerettet, freilich auf Kosten des Friedens in einem liebenswürdigen Frauenherzen, das still im grünen Dämmer weiterlaufen. Ein weiblicher Autor gewöhnlichen Schlages wäre sicher nicht um das tiefe Wasser verlegen gewesen, in dem bekanntlich alles Leid versenkt wird. Daß die arme kleine Bertha hier in ihrem rührenden, unorthographischen Abschiedsbrief verspricht, sie wolle „versuchen“, weiter zu leben, und daß es „geht“, ist noch ein reizvoller Zug mehr in dem Bild voll lebendiger Wahrheit, das die Verfasserin vor uns entrollt hat. Ihr Stil ist frisch, die Charakterzeichnung sicher, ohne eckig zu werden. Man hat es auch bei G. von Berlepsch nicht nur mit einem Talent, sondern auch mit einem fleißigen, ehrlichen und feinfühligen Arbeiter, „Arbeiter“ im edelsten Sinne, zu thun.

Wenn man E. Meltner's Erzählung „Die Gouvernante“ (Jena, Costenoble) ihrer durchaus weiblichen, romandasten Verbrämung entkleidet, so bleibt ein tüchtiger Kern, der es wohl verdient hätte, in günstigerem Erdreich aufzuwachsen. — Bianca von Lossow ist englische Gouvernante geworden, ohne im geringsten für diesen Beruf vorbereitet zu sein. Sie macht die demüthigende Erfahrung, daß man eine von Geist sprühende Satondame sein kann, und doch nicht im stande ist, einem Kinde von zehn bis elf Jahren zu erklären, warum man den Dativ nicht mit dem Akkusativ verwechseln dürfe; daß man Julius Cäsars Sterbensruf: Auch du, Brutus! wohl „espritvoll“

Digitized by Google

zitieren kann, ohne doch im Augenblick zu wissen, in welchem Jahr er ermordet wurde; daß man eines tadellosen Stiles sicher und doch nicht fähig sein kann, auf eine unvorhergesehene Anfrage hin unregelmäßige Zeitwörter zu konjugieren. Sie schämt sich vor ihrem ungezogenen, klugen Zögling und begiebt sich heimlich an die Arbeit, studiert nachts, lernt die Lektionen der Kinder und macht so schrittweis den mühevollen, schwierigen Weg vom Lernen zum Wissen, vom Wissen zum Lehren. Die Verfasserin wird sich vielleicht über unsere Ansicht wundern, aber wir meinen doch: diese nur wenige Seiten umfassende Episode in den Schicksalen der jungen Heldin ist das einzige Wertvolle im Buche. Warum mußte denn ein Roman daraus gemacht werden? Der Fleiß, den die Autorin an ihr Werk gewandt hat, wäre erspießlicher zur Ausarbeitung einer ernsthaften Studie, als zum Zusammenweben von ganz landläufigen Romanfiguren und Romanerlebnissen verwendet worden.

Nicht die stärkste von ihren Künsten, immerhin aber einen neuen Beweis ihres eigenartigen Talentes bietet uns Ulrich Frank in ihrem „Rechtsanwalt Arnau“ (Fremd u. Jeckel, Berlin). Die Erzählung behandelt den ewig jungen Stoff von der langsamen Vernichtung des braven, aber schwachen Mannes durch das schöne, falsche Weib. Der Selbstmord des Zerbrochenen schließt die Geschichte. Die Sünderin geht leer aus. Der Hauptreiz des Buches liegt in der sehr lebendigen Vorführung einzelner Szenen. Denn Erfindung und Durchführung der Fabel sind diesmal ins romantische Fahrwasser geraten, und doch hätte diese scharfsinnige Erzählerin auch ohne die phantastische Verwicklung der Fäden den Roman in hohem Grade anziehend gestalten können. Das bewiesen die schlicht geführten Kapitel des Buches, das liebevoll geschilderte Schicksal der jungen Malerin. Hier ist Sonnenschein, der wärmt. Alle Figuren sind übrigens in festen, scharfen Linien entworfen, die weiblichen unter ihnen zum Teil mit flammendem Pinsel gemalt. In der ausführlichen Besprechung der Toiletten verrät sich die weibliche Hand, ein Zug, der der Feder Ulrich Franks sonst garnicht eigen ist. Unter den männlichen Gestalten ragt besonders der russische Fürst Asakoff durch feinbeobachtete, lebensvolle Züge hervor. Am wenigsten wahrscheinlich ist der Titelheld. Auch hier scheint mir des Guten zu viel gethan. Weniger wäre mehr gewesen. Es hätte nicht der ans Pathologische streifenden, stumpfsinnigen Verträumtheit bedurft, um die Verlorenheit des jungen, von Omphale bezwungenen Herkules zu charakterisieren. Für diesen Grad von geistiger Wirrnis sind die plötzlichen Übergänge zu scharfen Verstandesthaten zu kraß. Auch beschließt ein in seinem besten Empfinden hoffnungslos betrogener Mann wohl einmal selbst sein Leben, ohne vorher sichtbare Zeichen von geistiger Zerrüttung gegeben zu haben. Daß die vielschöne Frau, deren unheilvoller Liebreiz all dies angerichtet hat, unbescholten und seelenruhig aus diesen Schreckensissen hervorgeht, ist nach menschlichen Erfahrungen nur natürlich und darum gut beobachtet.

Otto Borbeck.

Litterarische Notizen.

— Wilhelm von Polenz' Roman „Der Pfarrer von Breitendorf“ (Berlin, F. Fontane & Co.) behandelt das uralte, unerschöpfliche Thema von dem Priester, der nach langem Ringen sein Amt aufgiebt, weil es weiter zu fühlen, Heuchelei wäre. Doch gelangt Pfarrer Gerland nicht zum Unglauben und wird nicht zum Gottesleugner. Was ihn aus seinem selbstgewählten Berufe treibt, ist der scharfe Gegensatz seines reinen, idealen Glaubens zur Unduldsamkeit der Kirche; so wird er Lehrer, nachdem er aufgehört hat, Pfarrer zu sein und hofft in diesem neuen Wirkungskreise die ihm anvertraute Jugend zu wahrer Frömmigkeit und echtem Christentum erziehen und ihr damit die herben Kämpfe ersparen zu können, die seiner Seele beschieden waren. In großer Mannigfaltigkeit führt Polenz die verschiedenen Typen des protestantischen Priestertums vor: den eleganten Streber, den fanatischen Zeloten, den Genußmenschen, den schlichten, gläubigen Mann und noch andere mehr. Die anziehendste Figur des Romans aber ist das junge Mädchen, das von seinem Vater ganz ohne Religion erzogen, sich aus innerem Drang der Kirche zuwendet, nach der Taufe verlangt und ihrer auch teilhaftig wird. Sie und Gerland, die beiden auf so verschiedenen Wegen zum wahren Glauben Gelangten, verbinden sich in innigster Liebe zu einem glücklichen Paar.

f. o.

— Ein ebenso witres, wie anspruchsvolles, ebenso paradoxes, wie langweiliges Buch ist Friedrich Dutzmeyers Schrift: „Füchse mit brennenden Schwänzen“ (Berlin, Eduard Reutzel). Der Verfasser spricht über alle möglichen Dinge, aber über alle offenbar mit gleich geringem Verständnis. Hier und da trant der Leser seinen Augen nicht und ist geneigt, Herrn Dutzmeyer für verrückt zu halten, kommt aber bald davon zurück, da es sich offenbar nur um den Kniff handelt, durch Widersprüche und Paradoxen aufzufallen. Was doch Alles heutzutage einen Verleger findet!

r. g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Neuschotz de Jassy, Oswald. Carmen Sylva. Mite Kremnitz. Helene Bacarescu. Kritische Streiflichter. 2 Auflage. Berlin. Verlag der „Splitter“. o. J.

Fries-Schwenzen, H. Durch die Brandung an's Land. Roman. Berlin. F. Fontane.

Ruseler, Georg. König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Basel a. d. Jade. J. W. Acquistapace. 1893.

Schürmann, Johannes. Gedichte. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Strindberg, August. Dramen. Gläubiger. Das Band. Herbstzeichen. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Jagow, Eugen von. Ratibor. Bühnendichtung in vier Theilen. Leipzig. B. Elischer Nachfolger. o. J.

Schaumberger, Julius. Künstler-Dramen. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Niemann, J. Gustav. Stadtgeschichten. Roman. Leipzig. Karl Rückner. 1893.

Klausmann, A. Oskar, und Weien. Verbrechen und Verbrecher. Mittheilungen zum Schutze des Publikums. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Duncker, Dora. Unheilbar. Roman. Stuttgart. Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1893.

Telmann, Konrad. Spähne. Bilder und Skizzen. Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Jahn, Hedwig. Blüten ausländischer Lyrik. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gerzonne & Tie. in Berlin.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Aber jedesmal war ihre Befürchtung umsonst. Dagegen blickte Bruno sie, so oft sie in das Kinderzimmer kam, mit scheuen, traurigen Augen an. Das Kind verstand ganz gut, was vorging, und daß es nicht heute und vielleicht überhaupt nie mehr in den Garten gehen dürfe, weil es neulich mit „Onkel Berndt“ dort gesprochen hatte. Offenbar bereute Bruno diese Freveltat aber nicht, weil er sie nicht als solche begriff und anerkannte. Der Knabe würde ihr allmählig innerlich entfremdet werden, wenn die Dinge so weiter gingen. Es war schon jetzt so viel Verstecktes und Heimliches in ihm, daß Melanie erschrak. Es war, als sei etwas Unausgesprochenes, Unerklärbares zwischen Mutter und Kind getreten, was sie von einander trennte. Sie hatte eben keine befriedigende Antwort auf die immer neu, bald stumm, bald in Worten wiederholte Frage des Knaben: weshalb soll ich nicht mit Onkel Berndt zusammen sein? Sie las sie unablässig in seinen Augen und wich ihr aus. Wie, wenn dies Kind nun eines Tages mehr erfahren würde, wenn Berndt es über sich gewänne, ihm zu sagen, er und nicht Fritz Lienhardt sei sein Papa und deshalb müsse er zu ihm kommen und gehöre ihm an?

Abends, als Melanie bereits um etwas ruhiger geworden war, wurde ein Brief für sie abgegeben. Minna, die ihn ihr brachte, lächelte vielsagend dabei. Auch sie hatte offenbar sofort den Absender erkannt. Der Brief war von Berndt Herzberg. Melanie nahm ihn mit erzwungen gleichgültiger Miene hin, aber sie sagte sich, daß dies Mädchen jetzt die Mitwisserin eines Geheimnisses sei, das sie vor ihrem Manne habe, und wenn auch deren Vermutungen sie nicht anfochten und nicht berührten, konnte sie sich einer Empfindung des Ekels dennoch nicht erwehren.

Erst nach geraumer Zeit las sie im andern Zimmer den Brief. Sie hatte ganz wohl bemerkt, wie lauernd die Augen des Mädchens an ihr hingen, so lange sie in der Kinderstube weilte, und daß ihr erheuchelter Gleichmut ihr denen gegenüber nichts frommte. War ihre Ehre nicht vielleicht schon gar in die Hände dieses Mädchens gegeben, das sie schonungslos befudeln würde, so bald es Grund zu haben glaubte, sich für irgend eine erlittene Unbill zu rächen? Würde es nicht auf diese Mitwissenschaft hin trotzig und selbstbewußt pochen und sie, Melanie, sich nicht wirklich dadurch einschüchtern lassen? O, der Schmach! der Entwürdigung!

Ihre Hände zitterten, die das Briefblatt hielten. Berndt Herzberg schrieb:

„Verehrte Frau!

Sie wollen das Kind vor mir verstecken. Eine so naive Kriegführung mir gegenüber ist erfolglos. Halten Sie es auch morgen verborgen, so gehe ich zum Angriff vor — ohne weitere Schonung. Ich will das Glück, das ich durch das Zusammensein mit meinem Kinde genieße, nicht entbehren, hören Sie: ich will nicht! Also nochmals: lassen Sie mir das Kind täglich für eine, für zwei Stunden, — Sie sehen: ich bin bescheiden — so sind wir Freunde und alles geht in bestem Einvernehmen vor sich. Beharren Sie aber bei Ihrem herzlosen Eigensinn — vogue la galère!

Der Ihrige

Berndt Herzberg.“

Wieder eine Nacht voller selbstquälerischer

Digitized by Google

Überlegungen, voll nutzlosen Sinnens und Grübelns für Melanie! Hundert Pläne faßte, hundert verwarf sie. Am liebsten wäre sie abgereist, mit Bruno entflohen. Aber Berndt Herzberg würde sie überall ausgekundschaftet haben, ihr überallhin nachgereist sein. Was brachte er nicht fertig, wenn er sich's einmal in den Kopf gesetzt! Und wie sollte sie vor Fritz ihre Flucht rechtfertigen? Mit welchem Herzen überhaupt ihn verlassen, der ohne sie hülflos und ratlos war, wie ein Kind, der ihrer bedurfte, wie der Sonne, um warm zu werden, und für den sie doch an erster Stelle lebte und sorgen mußte? Unmöglich — das so unmöglich, wie alles andere. Wo war hier ein Ausweg?

Am andern Vormittag ging Melanie zum Kurhause hinab. Sie wollte mit Berndt sprechen. Ein letzter Versuch sollt' es sein. Und wenn sie sich ihm zu Füßen werfen mußte, um ihn anzuflehen, daß er ging und ihr Kind freigab und ihr Glück ungestört ließ — auch zu Füßen werfen wollte sie sich — diesem Manne! Es sollte ihr keiner nachreden dürfen, daß sie etwas unversucht gelassen, ehe es zum letzten kam.

Im Kurhause kannte man die Frau des Organisten sehr wohl. Melanie Lienhardt war eine zu auffallende Erscheinung, als daß irgendwer im Städtchen sie nicht hätte kennen sollen. Es konnte also nicht unbemerkt bleiben, daß sie sich nach dem Grafen Herzberg erkundigte, und der Sekretär im Bureau lächelte diskret, als es geschah. Ja, der Herr Graf wohnte im Hause — in der Dépendance, erste Etage. Gleich, wenn man die Treppe heraufkam, es war garnicht zu fehlen. Ob freilich der Herr Graf zu dieser frühen Stunde schon zu sprechen sein würde —. Es sei jedenfalls ratsam, vorher durch einen der Kellner bei seinem Diener anfragen zu lassen.

Melanie sah ein, daß der Mann recht hatte, sie wartete im Bureau auf den Bescheid, den man bringen würde. Inzwischen verging Minute auf Minute und alle Augenblicke kamen Menschen ins Bureau, Bedienstete und Gäste, die etwas zu fragen oder zu bestellen hatten, und alle sahen Melanie, und sie meinte, vor jedem von ihnen erröten zu müssen, wie wenn sie auf einem Verbrechen ertappt wäre. Und wenn nur ein einziger von diesen allen gelegentlich harmlos und absichtslos Fritz Lienhardt fragte, was denn seine Frau neulich im Kurhause zu schaffen gehabt, so war ihr Geheimnis verraten. Was würde Fritz davon denken? Auf wie schwankem Grunde baute ihr heimliches Thun sich auf!

Endlich kam der Kellner zurück. „Der Herr Graf erwarten Frau Lienhardt in fünf Minuten," meldete er, unbekümmert darum, ob die Anderen ihn hörten, die zugegen waren. Melanie fühlte, daß ihr die Schamröte ins Gesicht stieg. Es fehlte nicht viel mehr, daß man ihr Geheimnis in alle Welt hinausschrie. Morgen pfiffen es in Roßthal die Spatzen auf den Dächern, daß sie den Grafen Herzberg besucht hatte!

Und nun stand sie in Berndts Zimmer, in das sein Diener, der sie oben auf der Treppe empfangen, sie geführt. Dieser Diener war ihr bekannt vorgekommen. Es mußte wohl gar noch derselbe sein, den Berndt damals schon bei sich gehabt hatte, als er in Perkuhn erschienen war. Ein feingliedriger Mensch von völlig unbestimmbarem Alter, mit einem glatt rasierten Gesicht und undurchdringlichen Mienen, zugleich mit den vornehmsten Manieren, gerade als ob er einst eine ganz andere Stellung in der Welt eingenommen. Der vertraute Mitwisser und Mithelfer bei allen galanten Abenteuern seines Herrn, immer verschwiegen, immer korrekt, immer mit einem feinen, überlegenen Lächeln um den fest geschlossenen Mund. So hatte Melanie ihn von damals her in der Erinnerung und so trat er ihr heute und hier entgegen. Sicherlich hatte auch er sie erkannt, aber keine Miene in seinem faltigen Gesicht verriet etwas davon. „Herr Graf werden gleich seine Toilette beendigt haben. Darf ich bitten, daß die gnädige Frau einstweilen Platz nehmen."

Melanie behielt Zeit, sich zu sammeln. Berndt kam noch immer nicht und sie hörte nebenan allerlei Geräusche, die sie darauf schließen ließen, daß er erst aufgestanden sei, als man ihm ihr Kommen gemeldet hatte. Sie sah sich in dem Gemache um. Es war ein banales Gasthofszimmer, aber Berndt hatte es verstanden, durch allerlei Decken und Felle, durch Gerätschaften, Waffen und Kunstgegenstände, die überall herum lagen und hingen, ihm einen Anstrich von Behaglichkeit

Digitized by Google

und Luxus zu verleihen. Unwillkürlich mußte Melanie daran denken, wie vieles von dem, was ihre Blicke hier gleichgültig überschweiften, wohl Bruno entzückt und zur Bewunderung hingerissen haben würde!

Dann ging die Thür und Berndt Herzberg trat ein. Melanie erschrak nun doch, als sie ihn so in nächster Nähe sich gegenüber sah. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Man hätte diesen gebrochenen Mann für einen Greis halten können, wenn nicht unter den halb geschlossenen Lidern die dunklen Augen noch jugendlich-herrisch und stolz geblitzt hätten. Das Haar war fast weiß, nur der lange, wohlgepflegte Schnurrbart war schwarz geblieben oder die Kunst hatte hier der Natur nachgeholfen. Die Haltung des Mannes war trotz aller sichtlichen Anstrengung gebückt, es machte den Eindruck, als ob die Beine den Oberleib nicht mehr zu tragen vermöchten. Die wächserne Farbe des Gesichts und der Hände hatte etwas Krankhaftes. Und trotz alledem war Berndts Erscheinung die eines eleganten und distinguierten Mannes, der sich seiner Vorzüge bewußt ist und kein Mittel unbenützt läßt, um sie ins rechte Licht zu setzen. Er verbeugte sich vor Melanie mit vollendeter Vornehmheit, ohne im geringsten Überraschung oder Befremden zu verraten. „Ich bedauere, daß ich Sie warten lassen mußte. — Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Da sie mit einem Kopfschütteln ablehnte, setzte er hinzu: „Ich möchte Sie um meinetwillen darum bitten. Ich müßte sonst auch stehn und es greift mich an. Sie haben einen Invaliden vor sich.“ Nun setzte sie sich und er fragte weiter: „Nicht wahr? So haben Sie sich den Berndt Herzberg von ehemals doch nicht vorgestellt? Es ist etwas weit mit ihm gekommen! Aber sehen Sie: die vielen beschwerlichen Reisen da draußen, die tollkühnen Jagden und Abenteuer. — Man hat eben ein bischen zu rasch gelebt. Übrigens ist's im Grunde ja gut, daß Sie mich so sehen. Sie werden nun wohl eher Mitleid mit mir haben und es nicht übers Herz bringen, dem Krüppel die letzte, einzige Lebensfreude zu rauben, nach der er seine Hand noch auszustrecken wagt. Ich nehme an, daß Sie kamen, um mit mir Näheres über die Zeit zu verabreden, wann und wo ich das Kind bei mir haben kann.“

Er sagte das mit ruhigem, etwas müden Ton und seine Augen gingen gleichmütig über sie hin. Melanie hatte noch kein Wort gesprochen. Jetzt entgegnete sie rasch: „Nein, nein, Sie irren sich. Ich komme vielmehr, um Sie zu bitten, — um Sie zu beschwören, das Kind nicht wiederzusehn, das Kind seiner Mutter zu lassen, — abzureisen. Alles, was ich Ihnen schon in meinem Briefe gesagt, möcht' ich Ihnen noch einmal wiederholen, — dringender, flehentlicher. Und Sie müssen es ja endlich einsehn, und müssen mir nachgeben, auch wenn Sie wirklich nicht selber zu der Überzeugung kommen sollten, daß es so Ihre Pflicht ist, daß es so Ihre Ehre erfordert. Man schlägt doch die Bitte einer geängstigten Mutter nicht ab, die so leicht zu erfüllen ist, — selbst wenn man sie für unberechtigt hält, nicht. Ein wahrhaft edler Mensch thut das nicht. Und ich will Sie fußfällig darum anflehn, sie mir zu erfüllen.“ —

Berndt hatte die Sprecherin, die wirklich Miene zeigte, ihre Worte zur Wahrheit zu machen, mit einer raschen, brüsken Bewegung unterbrochen. Bis dahin hatte er sie nur mit wachsendem Erstaunen, zuletzt halb indigniert, halb spöttisch angeblickt und einmal die Schultern gezuckt, als ob er sagen wollte, hier sei offenbar jedes Wort der Erwiderung in den Wind geredet. „Ich bitte Sie,“ sagte er jetzt streng, in fast verweisendem Ton. Und dann, sich zurücklehnend, setzte er hinzu: „Ich muß Ihnen gestehn, ich bin sehr erstaunt über das Alles. Ich hätte das nicht erwartet. Nach dem, was ich Ihnen geschrieben habe, — ich verstehe nicht, daß Sie da noch Aussicht zu haben glaubten —“

Melanie hatte die Lippen aufeinandergepreßt, wie um sich kein herbes, häßliches Wort entschlüpfen zu lassen. Nun murmelte sie: „Sie sehen, daß ich mich nicht zufrieden geben kann. Und Sie sehen auch, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe.“

„Vertrauen?“ Er lachte kurz auf. „Das nun wohl eben nicht. Sie meinen mir ja das Kind nicht einmal für Stunden anvertrauen zu dürfen, aus Angst, daß ich mich an seiner unsterblichen Seele versündigen könnte! Aber, davon abgesehn: es liegen recht sonder-

Digitized by Google

bare Irrtümer und Verkennungen des wahren Sachbestandes bei Ihnen vor. Sie meinen unter Anderm, Ihre Bitte sei leicht zu erfüllen. Darin täuschen Sie sich ja eben. Sie ist sehr schwer, sie ist unmöglich für mich zu erfüllen. Ich liebe dies Kind, — begreifen Sie das? Ich liebe es. Es ist mir ein Glück, ja, ein Bedürfnis, es bei mir zu haben. Ich möchte es immer bei mir haben. Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie es mir ließen, wär' ich ein seliger Mann. Statt dessen wollen Sie mich des Beisammenseins ganz berauben. Sie ahnen nicht, wollen nicht begreifen, was dies Zusammensein mir bedeutet. Für Sie ist es eine Laune meinerseits, ein Zeitvertreib, vielleicht gar ein Anschlag gegen Ihren häuslichen Frieden, ein Ausfluß meines Neids oder meines Wunsches, Ihnen ein Leid anzuthun, mich an Ihnen zu rächen — wofür? weiß ich nicht, kurz: jedenfalls etwas, was auf unlauterem Grunde ruht und aus unlauteren Motiven entsprungen ist. Ich muß mir das ja gefallen lassen. Ich muß mir überhaupt gefallen lassen, daß Sie mich, statt mir als dem Begründer Ihres Lebensglücks Dank zu zollen, mit Ihrem Haß beehren und mir, der ich mich rücksichtsvoll von Ihnen fern gehalten, eine Feindseligkeit zeigen, die zum mindesten befremdlich ist. Deshalb ist's wahrscheinlich auch nutzlos, Ihnen zu versichern, — Ihnen auf mein Ehrenwort, mit allen heiligen Eiden zu versichern, daß das Zusammensein mit diesem Kinde, welches mir als ein Gnadengeschenk des Himmels zugefallen ist, für mich ein Glück ist, ein reines, wahres Glück, ja, das einzige Glück, das ich überhaupt noch kenne. Schauen Sie mich doch einmal an! Seh' ich aus, wie einer, der noch viel auf Erden zu genießen hat? Der noch viel Freude hat an seiner Existenz? Lange wird sie ja ohnehin kaum mehr dauern, trotz der Heilquellen von Roßthal. Weshalb sollt' ich mich also auf dies Zusammensein mit dem herzigen Buben kaprizieren? Eine echte Lebensfreude ist mir's, ein Labsal, ein Jungbrunnen. Ich hänge an dem Jungen mit tausend starken Banden. Es ist mein Sohn. Ich fühl's, ich seh's, ich hör's, daß er mein ist, mein Fleisch und Blut, mir zugehörig und nach mir geartet. Und er selber, der von dem Allen nichts weiß, spürt's. Er klammert sich an mich an, er liebt mich. Es ist die Stimme der Natur, die aus mir zu ihm spricht und die er versteht. Eine heilige Stimme. Es ist das einzige Stück Poesie, das es in meinem zerstörten und zerrütteten Leben noch giebt: dies Kind, meine Liebe zu diesem Kinde und die seine zu mir. Sie wollen sie mir rauben, wollen mein verödetes Dasein noch öder machen und verlangen von mir nicht nur, daß ich Ihnen widerspruchslos nachgebe, nein, Sie behaupten auch, es wäre mir ein Leichtes. Ich weiß kaum noch, ob ich darüber lachen oder weinen soll, Frau Melanie; Beides wäre gleich am Platze."

Er hatte zuletzt in Erregung gesprochen, seine Lippen zuckten, ein heißes Rot war auf seinen wächsernen Wangen aufgebrannt. Nun zwirbelte er den langen Schnurrbart zwischen seinen schmalen Fingern, die feine, weiße, gespitzte Nägel zeigten. Melanie erschrak im Innersten. Weniger noch über seine Worte, als über den Blick, den er ihr aus seinen blitzenden Augen einmal unter den müden Lidern hervor zugeworfen. Es hatte etwas darin gelegen von jener lächelnden Siegesgewißheit, mit der er sie einst bezaubert und verführt, etwas Wildes, Heißes, Begehrliches. Was wollte er von ihr? Wie stand dieser Blick im Einklang mit seinen Worten? Jedenfalls sah sie ein, daß sie sich das, was sie vorhatte, leichter — viel zu leicht gedacht hatte. Es war etwas Erschütterndes in dem, was er gesagt. Sie zweifelte freilich daran, daß es die ganze Wahrheit war, die er gesprochen. Aber gleichviel: etwas Wahres mußte wohl darin sein, und wenn man ihn so ansah — er war ja wirklich nur noch ein Schatten seines einstigen Selbst.

„Sie sind verstummt, Frau Melanie?"

Seine Worte brachten sie wieder zu sich selbst zurück. „Ich überlege," sagte sie kühl, „wie ich Ihnen nach alledem das, was gesagt werden muß, sagen soll, ohne Sie zu verletzen. Nehmen wir an, daß Alles ganz so ist, wie Sie mir's da eben auseinandergesetzt haben. Immerhin betrachten Sie die Sachlage ja doch ausschließlich von Ihrem eigenen egoistischen Standpunkt. Betrachten Sie doch sie einmal auch von einem anderen, von dem, der für mich der ausschlaggebende ist und der mich heute hierher geführt hat! Daß das kein

Digitized by Google

leichter Schritt für mich war, sehen Sie ja doch wohl ein. Wenn also nicht wirklich viel, nicht das Höchste für mich auf dem Spiele stände, ich wäre wahrlich nicht hier. Es hat eine Zeit gegeben — und sie ist noch nicht gar so lange vorüber —, wo ich mit meinem Kinde in den Tod gehen wollte, weil mein Gatte — weil Fritz den Anblick dieses Kindes, das ihn dauernd an seine Schmach erinnerte, nicht ertragen konnte und, um seine Schmach zu vergessen, sich dem Trunke ergab. Die Zeit möcht' ich vor Ihnen heraufbeschwören, vor Ihnen lebendig machen. Seither ist alles anders geworden. Fritz hat allmählich vergessen gelernt, wir sind glücklich geworden. Aber dies Glück hängt an einem seidenen Faden. Wenn Fritz, der weder von Ihrem Hiersein bis heute etwas ahnt, noch von Ihrem Zusammensein mit Bruno oder von meinen Schritten, es zu verhindern, — Gott sei gelobt, daß es so ist! — wenn Fritz, sag' ich, auf's neue und in dieser brutalen Art daran gemahnt wird, daß ein Anderer Rechte an das Kind seiner Frau geltend macht, wenn er an das erinnert wird, was einst geschehen ist und was er kaum verwunden hat: dann bricht das Glück, das Sie uns neiden, in Scherben zusammen und dann für immer. Sie müssen das ja selber begreifen. Schon wenn er Sie sähe, wär' es um seine Ruhe geschehen, — diese mühsam genug errungene Ruhe. Und nun gar, wenn er wüßte, daß Sie Ansprüche an das Kind erheben, daß Sie das Kind bei sich haben wollen! Wie ein Faustschlag in's Gesicht wär' es für ihn. Und als ein Geächteter würd' er sich vorkommen, Einer, auf den man mit Fingern zeigen müßte. Sie kennen ja Fritz. Zum zweiten Mal an seine Schande — an das, was er so nennt — erinnert zu werden, ertrüge er nicht. Es wäre, als schleuderte man ihn mit rauher Faust aus allen seinen Himmeln. Wollen Sie das? Können Sie das wollen? Sie nennen sich unsern Wohlthäter. Wenn Sie das sein wollen, dürfen Sie doch jetzt nicht so ganz aus der Rolle fallen, — auch nicht, wenn es Ihnen selbst bessere Früchte tragen würde. Im Übrigen dürfen Sie immerhin wissen, daß es Jahre gewährt hat, bis Ihre „Wohlthat" — ohne Ihr Zuthun und ganz anders, als Sie es sich dachten und als Sie es wollten — für uns überwunden war und wirklich Glück für uns daraus entsprosste. Ihr Geld — er nannte es „Sündengeld" — hat Fritz nicht lange behalten; es brannte ihm in den Fingern und er gab es fort. Der Dank also, auf den Sie immer wieder anspielen, dieser Dank drückt uns nicht allzuschwer als uneingelöste Schuld. Wollen Sie sich aber jetzt Dank von uns verdienen, wollen Sie wirklich wie ein edler und uneigennütziger Mensch an uns handeln und durch eine gute That viele schlimme sühnen, die Sie begangen haben: nun wohl, so reisen Sie ab, — unverzüglich, lieber heute, als morgen, und auf Nimmerwiederkehr! Es ist das Einzige, was Sie Gutes an uns thun können, das Einzige, was Ihnen nach allem Gesagten Pflicht und Ehre vorschreiben und ich bitte Sie darum — bitte Sie darum von ganzem Herzen. Dazu bin ich hier!"

Sie war aufgesprungen und mit aufgehobenen Händen vor ihn hingetreten. Es sah abermals aus, als wollte sie ihm zu Füßen fallen. Und abermals blitzten seine Augen sie sekundenlang an mit einem heißen, wilden Blick. Dann fielen die Lider auf's Neue darüber, wie eine Aschenschicht auf jäh aufloderndes Feuer. Es war, als wenn die Doppelnatur, die von jeher in diesem Manne gewesen, in hartem Kampf mit sich läge. Dann hatte auch er sich erhoben und begann langsam, schwerfälligen Ganges über den Teppich des Zimmers hin und her zu schreiten. Sie wußte nicht, wollt' er überlegen, oder nur ruhiger werden. Plötzlich blieb er dicht vor ihr stehn und sagte: „Von dem, was Sie mir da gesagt haben, ist mir Manches neu, Manches überraschend. Ich dachte mir's anders. Wenn ich jetzt zu meinem alten Fritz Lienhardt käme, dacht' ich mir, würd' er mir in seinem Glück gerührt, mit einer Thräne im Auge, die Hand schütteln. Ich bin nicht gekommen, weil ich mich als Wohlthäter nicht feiern lassen mag; das ist keine Rolle, die mir liegt. Und nun soll ich statt dessen ihm vielmehr eine Schmach angethan haben! Warum hat er sie sich denn damals gefallen lassen, diese Schmach? Wer zwang ihn denn dazu? War er mir's schuldig, mein Geld und eine Frau, die er liebte, aber nie hätte ohne mich heimführen können, aus meiner Hand entgegenzunehmen? That er's aus Barmherzigkeit?

Digitized by Google

Daß man sich ungern in seiner Lage an empfangenes Gute und an den Ursprung seines Glücks erinnern läßt, begreif' ich ja, deshalb mied ich ihn und Sie. Aber soweit kann ich die Rücksicht nicht treiben, daß ich mein eigen Fleisch und Blut verleugnen sollte. Ich hätt' es ihm abgetreten, werden Sie vielleicht sagen. Aber mich aller Ansprüche an meinen Sohn begeben hab' ich nicht. Ich hab' ihn ihm in Hut und Pflege gegeben, damit seine Mutter vor der Welt ehrlich blieb und er sich ihrer nicht einst zu schämen hätte. Ich hab' den Pfleger genugsam belohnt für das, was er an meinem Sohn gethan. Wenn er sinnlos genug war, das von sich zu werfen, ist's nicht meine Schuld. Ich hab' damals nicht daran gedacht, dem Ungeborenen zu entsagen; — um seiner Mutter willen hab' ich ihm einen Vater geben wollen, das war Alles. Wenn es nach meinen Wünschen allein gegangen wär', hätt' ich anders gehandelt, hätt' ich mich dem banalen Herkommen nicht gefügt. Dann braucht' ich heute auch nicht um mein Kind zu betteln, dann hätt' ich unbestrittene Rechte darauf. Ihnen zu Liebe hab' ich ihn damals fortgegeben. Wollen Sie mich dafür jetzt so belohnen, daß Sie ihn mir völlig rauben, mir nicht einmal ein stundenlanges Beisammensein mit ihm gönnen? Sie sprechen immer von Edelmut, Melanie. Ist das edel gehandelt?"

Er warf sich wie erschöpft wieder in seinen Sessel nieder. Offenbar war er sehr erregt. Melanie begriff das Alles nicht recht. War diese tiefe Erregtheit wirklich aufrichtig? Oder wie viel war Komödie daran? Wie viel Berechnung? Sie wußte ja doch, welch' ein vortrefflicher Schauspieler er war, sie besser, als irgend ein Andrer. Vielleicht war er sich in dieser Stunde selber nicht einmal klar darüber, wie viel von dem, was er sagte, er wirklich so empfand und wie viel daran Phrase war, eine Phrase, in der er sich übrigens ausnehmend gefiel. Er hatte immer durch dieses Rätselhafte, Unentwirrbare in ihm gereizt, verführt und bezaubert. Man fühlte sich so leicht dann in seinem Bann, gleichsam im Bann einer höheren, unbekannten Macht. Melanie freilich fühlte in dieser Stunde kaum etwas Andres, als einen heißen, wilden, unbezähmbaren Groll. Sie haßte diesen Mann, — gerade weil sie seine Macht kannte, haßte sie ihn. Was er ihr da Alles zu sagen wagte! Mit welcher Stirn konnt' er das? Dieser Mann schämte sich nicht, von seinem Sohn zu sprechen, wollte Ansprüche an diesen Sohn erheben, sich zu ihm bekennen und Fritz als Vater desselben verdrängen, nur einen gut bezahlten Pfleger, nur den durch die verrückten, konventionellen Lügen der Welt notwendig gewordenen Deckmantel in ihm sehen. Pfui! Dreimal pfui über ihn! Wenn sie ihn je verachtet hatte, — nie konnte man einen Menschen tiefer verachten, als sie Berndt Herzberg in dieser Stunde. Und sie war einst sein gewesen!

„Edel!" wiederholte sie sein letztes Wort mit einem Ausdruck unsäglicher Bitterkeit. „Edel? Ist das auch ein Wort, das in Ihrem Wörterbuche steht? Wenn ich es verweigerte, edel zu handeln, wären Sie es, der mich deswegen tadeln dürfte? Sie haben ja nach Ihrer Meinung freilich den Edelmut schier auf die Spitze getrieben, als Sie mich so gut damals „versorgten". Nur schade —"

Eine fast herrische Handbewegung unterbrach sie. „Nicht diesen Ton, Melanie!" rief er, „nicht diesen Ton! Ich ertrage ihn nicht. Vergessen Sie überhaupt nicht, daß Sie einen kranken Mann vor sich haben, der mehr Ihr Mitleid, als Ihren Zorn verdient! Sie vergessen es immer. Und doch meine ich, ich hätte manches gesühnt durch das, was ich körperlich gelitten habe und noch leide. Hab' ich aber wirklich damals nicht edel an Ihnen gehandelt, — der Erfolg giebt mir recht, denn Sie sind ja doch endlich glücklich geworden, — weshalb wollen Sie mir nicht jetzt die Gelegenheit gönnen, es zu thun? Oder wär' es etwa edel, wenn ich jeden Zusammenhang mit diesem Kinde, das meine Züge doch wahrlich deutlich genug trägt, jetzt verleugnete, statt mich zu ihm zu bekennen, — bloß weil das an eine empfindliche Stelle bei Ihnen und bei Fritz rührt? Seltsame Rücksichten, die ich da plötzlich zu nehmen hätte! Ich will Ihnen aber einen Vorschlag machen, der Ihnen vielleicht annehmbarer erscheint und mit dem es mir wahrlich heiliger Ernst ist: ich will Bruno ganz zu mir nehmen. Ich will ihn adoptieren, er soll meinen Namen tragen, ich will den Rest meines Lebens seiner Erziehung, — seinem Wohl widmen, um einen großen

Digitized by Google

und guten Menschen aus ihm zu machen. Damit fühn' ich dann hoffentlich, was ich an ihm oder an seiner Mutter früher etwa begangen. Und weigern können Sie ihn mir doch wohl nicht, wenn Sie es wirklich gut mit ihm meinen. Ich bin sehr reich, ich kann ihm die Möglichkeit gewähren, einmal ganz seinen Neigungen zu leben, — ein Stück Künstler wird ja doch wohl sicher in ihm stecken, — und wenn Reichtum auch nicht Glück ist, zur Unterlage des Glücks dient er doch sicherlich. Bei Ihnen würd' er voraussichtlich immer in kümmerlichen Verhältnissen leben und darben. Fritz ist ein viel zu weltfremder Mensch, um es je zu etwas in der Welt zu bringen. Und annehmen würd' er ja wohl für Bruno auch nichts von mir. Sie würden dem Jungen also viel entziehn, wenn Sie ihn mir weigern wollten. Es wär' eine schwere Verantwortung, die Sie da übernehmen würden. Ich sage das, weil ich fest überzeugt bin, Sie würden ihn mir gern weigern. Aber zeigen Sie nun einmal Ihre Mutterliebe, die Selbstlosigkeit, die Opferwilligkeit Ihrer Mutterliebe! Sie haben von mir verlangt, daß ich entsagen soll. Entsagen Sie vielmehr! Geben Sie mir meinen Sohn — für immer!"

Er war warm geworden in seiner Art, zu sprechen, und doch glaubte Melanie in dem Zucken seiner Mundwinkel, in dem leisen Zwinkern seiner Augen etwas Verschmitztes, etwas Listig-Lauerndes zu entdecken, was ihr das Blut noch mehr empörte, als seine Worte ohnehin es bewirkten. Und doch mußte sie diesem fingierten Edelmut gegenüber, der doch wohl bloß dazu dienen sollte, sie zu reizen und sie als Egoistin bloßzustellen, auf ihrer Hut sein. Es war eine sehr schlau gelegte Falle. Ihren Sohn von sich geben für immer! Ihren Sohn diesem Manne übergeben! Dem unnatürlichen Vater, der den Ungeborenen einst lachend an einen andern abgegeben, verschachert hatte! Und das sollte eine Sühne sein? Da wär' er freilich in den rechten Händen gewesen! Wie ein Lachen quoll es in ihr auf. Und dann sagte sie: „Das ist freilich ein sehr hochherziges Anerbieten. Wenn ich es dennoch im Namen meines Mannes, dem Sie bedingungslos alle Vaterrechte über diesen Sohn damals eingeräumt haben, und im Namen meines Sohnes ablehne, geschieht es einfach, weil ich nicht glaube, daß er in die Hände kommen würde, die im stande sind, ihn richtig zu leiten. Mit einem Wort: ich glaube nicht, daß er bei Ihnen gut aufgehoben wäre — trotz alles Ihres Reichtums nicht. Vielleicht sogar gerade deswegen nicht. Und dann schon, weil ihm die Mutter fehlen würde — oder es wäre dann eben eine Stiefmutter, die Sie ihm gäben. Wenn es Ihnen also Ernst um Ihren Wunsch ist, Bruno einmal zu einem ordentlichen Mann werden zu sehen, bleibt Ihnen nichts, garnichts zu thun, als ihn für immer aus den Augen zu gehen. Selbst in Ihrem Testament dürfen Sie ihn dann nicht bedenken. Er würde begreifen, warum Sie es thaten, und er soll nie ahnen, daß er ein Kind der Sünde ist. Auch Ihnen muß daran liegen. Haben Sie sich niemals klar gemacht, daß dieses Kind, wenn es zum Jüngling herangereift ist, Ihnen eines Tages fluchen könnte, wenn es erfährt, was sein Vater gethan? Und daß er es durch Geld zu entschädigen suchte für den Raub, den er einst an ihm begangen? Sie glauben, durch Geld alles wieder gut machen zu können, Herr Graf, wie Sie es damals glaubten, und Sie irren heute, wie damals. Aber damals hatten Sie es mit einer unglücklichen, innerlich zerbrochenen, tief in den Staub herabgedemütigten Frau zu thun, die nur ihres Kindes willen besinnungslos nach der Rettungsplanke griff, die Sie ihr zuwarfen, — heute haben Sie eine glückliche vor sich, die um ihr unter tausend Qualen endlich errungenes Glück zu kämpfen bereit ist bis zum äußersten und letzten. Das ist der Unterschied! Beherzigen Sie das wohl!"

Sie hatte sich heiß geredet, ihre Wangen glühten, ihr Busen ging stürmisch auf und nieder. Berndt verschlang sekundenlang diese schöne, blühende Frauengestalt, die da zornig und kraftvoll, wie eine grollende Göttin vor ihm stand, mit seinen Blicken. Er hatte sie nie vorher so reizvoll gesehn. Alles an ihr wogte und sprühte. „Sie hat Temperament," dachte er, „sie hat wirklich Temperament, die kleine Melanie. Es steckt Rasse d'rin. Ich habe das nie geglaubt. Sie ist in einer guten Schule gewesen. Erst jetzt ist sie eigentlich begehrenswert geworden. Man müßte sie jetzt bändigen, niederringen, — damals gab sie sich

Digitized by Google

freiwillig hin.“ Ein Gefühl des Bedauerns wurde plötzlich in ihm wach. Und sein Herz klopfte stürmisch. Dann fragte er kalt: „Der Rede Sinn ist also, daß Sie mir das Kind verweigern — ganz und für immer? Daß Sie jeden Zusammenhang zwischen mir und ihm zerreißen wollen — trotzdem es meines Blutes ist und trotzdem die Natur ihm zum Zeichen dessen meine Züge verliehen hat?“

„So ist es.“

„Und — Sie glauben wirklich, daß ich mich dem fügen werde? Bedingungslos? Nach allem, was ich Ihnen gesagt? Nach allem, was Sie selber sehen?“

„Ich glaube es, weil ich an Ihre Ehrenhaftigkeit und an Ihr Pflichtgefühl glauben möchte. Ich wäre sonst nicht hier.“

„Und — wenn Sie sich dennoch täuschten, Frau Melanie?“

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. „Dann wird Gott mir weiterhelfen,“ sagte sie mit einer Stimme, die ihm seltsam fremd klang.

Sie war aufgestanden, ihre Glieder schienen sich vor ihm zu dehnen. Etwas Gebietendes und Drohendes zugleich lag in ihrer Haltung. Berndt Herzberg's Augen hielten die herrliche Gestalt durch ein paar Sekunden gleichsam umklammert, während die ihrigen wie in weite Fernen hinausblickten und dabei in seltsamer Weise immer größer und größer zu werden schienen. Plötzlich stand er dicht neben ihr und seine Lippen raunten an ihrem Ohr: „Vielleicht gäbe es ein Mittel, mich zu dem zu bestimmen, was Ihr Herzenswunsch ist, Melanie. Aber auch nur dies eine —“

Ganz langsam drehte sie ihm ihr Gesicht zu. Sie verstand ihn gleich. Nicht einmal in seine Augen brauchte sie erst den Blick zu tauchen, um ihn zu verstehen. Und sie erschrak nicht, sie zitterte nicht, sie gab überhaupt gar kein Zeichen irgendwelcher Bewegung, irgendwelcher Gefühlswallung von sich. Es war als ob auch dies spurlos an ihr abglitte, als ob es jetzt überhaupt nichts mehr geben könne, was einen Eindruck bei ihr hervorrief. Das Maß ihrer Verachtung war voll bis zum Rande. Sie warf ihm einen halb hoheitsvollen, halb mitleidigen Blick zu, dann zuckte sie mit der rechten Schulter, wandte sich ab und schritt wortlos und grußlos aus dem Gemache.

Es war ihr, als käme ein zischender Ton hinter ihr her, als sie die Thür schloß. Der da drinnen schien keine Worte mehr zu finden, die an seine Wut und Enttäuschung heranreichten. Melanie aber schritt langsam, aufrechten Ganges die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Eine Empfindung der Erleichterung war plötzlich in ihr, die mit der Erfolglosigkeit ihres Schrittes in wunderlichem Widerspruch stand. Sie fühlte, daß sie diesem Manne gegenüber kein Mitleid zu haben brauche, wie sie anfangs und selbst heute noch gedacht. Das war's, was ihr wohlthat. Sie durfte ihn unumwunden verachten. Seine körperliche Gebrechlichkeit verlangte nicht, daß eine weichere Regung in ihr Raum gewann. Dieser vor der Zeit verfallene, von Krankheit und Lastern verwüstete Mann wurde noch von der gleichen Sinnenlust beherrscht, wie einst, hatte auch heute noch nicht gelernt, seine lüsternen Triebe zu dämpfen. Selbst ihr gegenüber nicht, — in dieser Stunde und nach allem, was geschehen! Gut denn; nun war sie fertig. „Auch das vorüber!“ Das war die Empfindung, mit der Melanie ins Freie hinausgelangte. Sie hätte sich am liebsten die Hände gewaschen, weil ihr zu Mute war, als hätte sie etwas Unreines angefaßt, als sei sie mit etwas Ekelhaftem in Berührung gekommen.

Ihre freudige und siegesgewisse Stimmung schwand erst, als sie ihrem Hause wieder nahekam. Was nun? fragte sie sich und wußte keine Antwort. Als ihr aus dem offenstehenden Fenster die Stimme des kleinen Bruno entgegenklang, der eine Melodie nachzusingen versuchte, die er wahrscheinlich von seinem Papa hatte auf dem Klavier spielen hören, kamen ihr sogar die Thränen. Sie sagte sich, daß sie von nun an um ihn kämpfen müsse. Und würde sie sich ihr Kind ganz und für immer gewinnen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuſkript

Timon von Athen.

Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeſchriebenen Dichtung von

Heinrich Bulthaupt.

(Fortſetzung.)

Zweiter Akt.

(Der Marktplatz in Athen, im Hintergrund eine ſäulengetragene Wandelbahn (Stoa), darüber hinaus ſieht man die Akropolis ragen. Es iſt Abenddämmerung. Die Händler ſind größtenteils ſchon dabei, ihren Kram zu ſchließen. Lebhaftes Auf und Ab von Bürgern aller Stände, darunter die Galgenphyſiognomie eines überaus herumſpähenden Sykophanten.)

Hipparch (im Geſpräch mit einigen Dienern, Papiere prüfend), **Agenor, Klinias, der Kaufmann, Juwelier, Dichter, Maler u. A.).**

Händler (ausrufend). He! Honig vom Hymettus!

Mädchen. Kränze! Bänder!

Agenor (zum Kaufmann, der von Vielen umringt, wird).
Nehmt meinen Glückwunſch. Ja, ihr ſeid ein Liebling
Der Götter. Alles ſpricht von euch.

Juwelier. Ihn trifft's?
Ihn alſo ganz allein?

Kaufmann. Ihn ganz allein.
Das Land ward mein. Der Kaufpreis iſt bezahlt.
Doch ſchmerzt es mich.

Dichter. Warum? Er hat's verdient.
Wer ſich bis an die Himmelsdecke reckt,
Darf ſich nicht wundern, wenn die Götter zürnen
Und, aus den Wolken greifend, ihn zerſchmettern.

Kaufmann. So meint' ich's nicht. Doch daß mein blankes Gold
Unzinslich auf dem Meergrund roſten muß,
Will mir nicht in den Sinn.

Klinias (eilig herbeikommend). Die ganze Stadt
Erdröhnt von Timons Fall, die Badeſtuben,
Der Ringplatz — uns're Buben ſpielen Schiffbruch,
Die ſchöne Chloe weinte vor Begeiſt'rung,
Wie man bei einem guten Schauſpiel weint,
Aus Mitleid nicht.

Agenor. Und Ihr?

Klinias. Je nun, ich habe
Sein Mahl und die Geſchenke nicht verſchmäht,
Mit denen ſeine Laune mich gepickt.
Doch ging's ja nicht von ſeinem Fleiſch, und ſteckt
Erſt jede Feder in dem rechten Fittich,
Dann wird, der geſtern noch als Phönix glänzte,
Ein armer nackter Neſtling ſein. — Doch halt'
Ich, was ich habe, feſt.

Agenor. Ei nun, natürlich.

(Ein übertrieben aufgeputzter Alter geht mit ſeinem Gefolge vorüber.)

Klinias. Wer iſt der Protz?

Agenor. Ein Sklave des Adraſt,
Der jüngſt zu Geld kam.

Klinias. Ah! ein neu Geſtirn.

(Er folgt ihm.)

Mädchen. He, Kränze, Blumen! Eh' der Abend ſinkt!

Händler. Die ſchönſten Flötenſpielerinnen! Kommt
Und überzeugt euch.

Handwerker (zum andern). Seh' mir eins den Stutzer.
Seht die beringte weiße Hand. Und wie
Sein Haar nach Salben duftet!

Stutzer (ſich wendend). Was beliebt?

Hipparch (zu den Dienern). Fünftauſend ſchuldet er dem Kriton, dem
Oreſt nenntauſend, dieſer Schuldſchein lautet
Auf fünfundzwanzig — O, ich ſah es kommen!
Er hat ſein Gut verraſ't. Wem es an Gold
Gebrach, der ſtahl ſich eines Bettlers Hund
Und ſchenkt' ihn Timon — ſchau, der Hund warf Gold.
Wer zwanzig Pferde wünſchte, ſchenkt' ihm eins.
Und auf der Stelle fohlt' es, zwanzig ſchöne
Gleich zugerittene Pferde — Macht euch an ihn,
Bedrängt ihn, duldet keine Ausflucht, als
„Empfehlt mich eurem Herrn", und dreht die Mütze
Verlegen in der Hand — nein, ſprecht ſo rauh
Und barſch ihr könnt, ihr heiſchet euer Geld
Sofort — und weigert er ſich — ich, Hipparch
Verſpreche euren Herrn: er ſoll es büßen.
So geht! (Die Diener ab.) Dort lauſcht der Sykophant. — He, Simon!
Bereite dich auf einen Prachtprozeß,
Du mußt den Timon ſtürzen.

Sykophant. Ganz der Deine. (Sie gehen.)

Händler. Topfwaren! Krüge!

Ein Handwerker. Plauz, der fällt.

Ein junger Menſch (die Scherben ſammelnd). Athener!
Das war das Glück des Timon. Scherben! Scherben!

Dichter (mit dem Matroſen). Hier iſt der brave Burſch.

Maler. Wie trug ſich's zu?
Ich möcht' es malen. (Der Matroſe wird umringt).

Dichter. Auch für uns Poeten
Iſt das ein wundervoller Stoff.

Maler (rüdt). Wohl möglich.

Dichter. Die Götter ſelber haben hier gedichtet.

Digitized by Google

Der goldne Schatz, der unsres Lebens Schiff
In das Verderben zieht — wie meisterhaft.

Kaufmann. Komm mit, wir trinken eins! Wir müssen mehr
Noch hören, wackrer Seebär.

Klinias. (der zurückgekommen ist). Schleppen sie
Ihn nicht von einem Wirtshaus in das andre?

Agenor. Das Wasser, das er schlucken mußte, wandelt
Sich ihm in Wein. Ein Wunder! (Sie gehen.)

Myron. (kommt von rechts, vermummt).

Klinias. Heda, der
Vermummte — Ist's nicht Timon's Hausverwalter?

Agenor. Er geht ein Schloß zu öffnen, und er schleicht,
Wie Zeus zur Jo kam, in einer Wolke.
Ha ha!

Klinias. Puh! Puh; das zielt auf unsren Beutel,
Ich trolle mich bei Zeiten. (Sie gehen.)

Myron. (zu Klinias, der eilig vorüber will). Edler Herr!
Vergönnt ein Wort.

Klinias. Wie? Wer? Ah, bist Du nicht
Ein Diener — wessen doch?

Myron. Dem edlen Timon
Gehör' ich, eurem königlichen Freunde.

Klinias. Ganz recht — nun weiß ich — ja, was
wollt' ich sagen —
Empfiehl mich ihm —

Myron. Nicht also, edler Herr.
Aus eignem Antrieb, nicht auf meines Herrn
Geheiß, erkühn' ich mich — Ihr habt gehört,
Was ihm geschehn?

Klinias. Man munkelt allerlei,
Indessen —

Myron. Denkt, ihr wüßtet nur ein Quentchen
Von dem, was wahr ist — Ja, er ist verloren,
Wenn seine Freundschaft ihn verläßt, d'rum bitt ich —
Ihr seid ein reicher Mann — gewährt ihm fünfzig
Talente —

Klinias. Wie? in Not? Der gute Herr!
Er ist ein vortrefflicher Mann, wenn er nur nicht
ein so großes Haus gemacht hätte. Ich habe oft mit
ihm zu Mittag gespeist und ihm darüber Vorstellungen
gemacht und bin zum Abendessen wieder gekommen, um ihn
zu ermahnen, er solle sich einschränken. Und doch wollte
er nicht hören, doch durch mein Kommen sich nicht warnen
lassen. Ja ja. Ein jeder Mensch hat seine Fehler, und
der seine ist die Großartigkeit. Ich habe ihm das oft
gesagt — aber er war leider nicht zu kurieren.

Myron. Bring ich ihm das zur Antwort?

Klinias. Guter Alter,
Ich habe dich immer für einen hellen Kopf gehalten
— nein, nein, auf Ehre — du schickst dich in die Zeit,
wie sich die Zeit in dich schickt. Also, lieber redlicher
Myron — ich glaube, das ist dein Name — also, mein
guter Myron, du weißt sehr wohl, daß die Zeit jetzt nicht
dazu angethan ist, Gelder auszuleihen und noch dazu auf
bloße Freundschaft, ohne Garantie. D'rum drück' ein
Auge zu und sage, wenn er auf mich verfallen sollte,
du habest mich nicht getroffen, du glaubtest, ich sei ver-
reist — Hier sind drei Goldstücke für dich — gehab'
dich wohl.

Myron. Ist's möglich? Hat die Welt sich so verwandelt?
Und wir, wir leben noch? Verdammter Unflat,
Zurück zu dem, der vor dir kriecht! (Er schleudert das Geld von sich.)

Klinias. Wie? was? Ha ha! Nun sehe ich: du
tangst zu deinem Herrn. (Zu einem Sklaven.) He, heb' das
auf. (Er geht.)

Händler. Es kann mit Timon unmöglich schlecht
stehen, denn sein Hausverwalter veranstaltet auf offenem
Markte einen goldenen Regen.

Junger Mensch. Eine Danaë herbei, eine Danaë!

Ein Handwerker. Habt ihr die große Neuigkeit gehört:
Der reiche Timon — doch dort kommt er selbst.

Ein zweiter. Gevatter, ja, und sieh: wie man den
Rücken
Dem Nachbar kehrt, wenn er in's Grab gesunken,
So schleicht von seinem eingesargten Glück
Sich seine Sippe fort und läßt ihm Nichts
Als ausgeraubte Beutel: hohle Schwüre.
Ich habe Nichts von ihm genossen, noch
Vermöcht ich ihm zu helfen.

Der erste. Reden wir
Ihm an?

Der zweite. Das laß! Den Schmerz der Großen hat
Der Niedren Mitleid, noch so treu gemeint,
Schon oft vergiftet. Geh'n wir.

(Sie grüßen den Timon, der im Hintergrund aufgetreten ist, und gehen. Der Markt ist leer geworden.)

Timon (zum Verwalter). Sprich, was heißt das?
Bin ich denn toll? Wohin ich komme, schleicht man
Bei Seite, stutzt, erbleicht und grüßt verlegen,
Als wenn die Pest in meinen Kleidern wohnte —

Myron. Mein teurer Herr —

Timon. Und welch ein frech' Gesindel,
Das mir die Thüren stürmte, Scheine, längst
Verfallen, schreiend mir entgegenstreckte,
Und „der verlangt" und „länger wart' ich nicht" —
Sag, bei den Göttern, sieht es so mit mir?
Wie kommt es dann, daß du mir meine Lage
Nicht klarer vorgelegt, daß ich den Aufwand
Nach meinen Mitteln eingerichtet hätte?

Myron. Ja, wolltet ihr denn hören, teurer Herr?
Wie oft versucht' ich's!

Timon. Geh! Du kannst gewiß
Zur Unzeit, wenn ich grade schlechter Laune,
Und nutzest diesen Mißgriff nun zu deiner
Entschuldigung.

Myron. O mein geliebter Herr!
Wie oft kam ich mit meinen Rechnungen
Und legte sie euch vor — ihr schobt sie weg
Und sprachtet, ihr trautet meiner Redlichkeit.
Mußt' ich ein klein Geschenk mir so und so viel
Erwidern, schüttelt' ich den Kopf und weinte,
Ja, bat euch gegen alle Schicklichkeit,
Die Hände mehr zu schließen, duldete,
Daß ihr mich schaltet, oft, nicht immer milde,
Wenn ich euch eures Reichthums Ebbe zeigte
Und eurer Schulden Flut. Mein teurer Herr,
Wenn ihr auch jetzt mich hört — nun ist's zu spät.

Timon. Mach' all' mein Land zu Geld.

Myron. Verpfändet ist's,
Zum Teil verfallen. Unsre einz'ge Hoffnung

Digitized by Google

Verschlang das Meer. Die Welt ist nur ein Wort;
Ein Hauch aus eurem Mund, wenn ihr sie damit
Verschenken könntet, gleicht dem Hauch vom Himmel,
Der euer Schiff zerblies. Wir seh'n ins Leere.

Timon. Du sagst die Wahrheit.

Myron. Wenn ihr glaubt, ich hätte
Mein Amt verwahrlost, laßt mich scharf verhören
Und stellt mich vor die strengsten Richter. Bei
Den Göttern, wenn all' unsre Vorratskammern
Dem Prasservolk erlagen, unsre Keller
Von trunken weggegoss'nem Weine thränten,
Ein jeder Raum von Kerzen strahlte, von
Gesängen hallte, schlich ich leise mich
Zu einem offnen Spundloch und da ließ
Ich meine Augen fließen.

Timon. Bitte, still.

Myron. Wer war nicht Timons? Wer gehörte nicht
Mit Kopf und Herz und Hand dem Timon an,
Dem großen, edlen, königlichen Timon?
„Bei Festen gewonnen, bei Fasten zerronnen" —
Ein Winterturm schlägt diese Fliegen tot.

Timon. Nun keine Predigt mehr! —
Nicht wie ein Schuft hab' ich mein Gut vergeudet,
Unweise, nicht unedel schenkt ich weg —
Komm, weine nicht! Du wähnst, daß mir's an Freunden
Gebricht? Getrost! Wollt ich ihr Herz durch Borgen
Erproben, glaub's, die Fässer meiner Liebe,
Sie strömten so ergiebig wie der Regen
Zur Frühlingszeit. — Ich seg'ne diese Schickung,
Die mir der Freunde Herzen ganz erschließt.
D'rum höre — — Doch, noch bleibt ein and'rer Ausweg.
Wir geh'n die Senatoren an, ich habe
Mich um den Staat so wohl verdient gemacht
In Kriegs- und Friedenszeit, daß mir sein Seckel
Schon einmal helfen kann.

Myron. Das hoffe nicht,
Denn — ich versucht' es schon; sie flüsterten,
Die Lippen schürzten sie und schlugen's ab.
Hipparch, der Archon, haßt dich, denn er ist's,
Der dir den Trotz der Mahner auf die Fersen
Geschickt.

Timon. O pfui! Doch diesen alten Knaben
Ist die Undankbarkeit wie angeerbt.
Ihr Blut ist dick und kalt und fließt nur träge.
Wenn die Natur zur Erde wiederkehrt,
Dann fügt sie sich ihr an, wird dumpf und schwer.
Genug. — Geh' zum Menander.

Myron. Herr, ich that's.

Timon. Sein Bruder starb, er hat ein groß Vermögen
Geerbt —

Myron. Ganz recht; doch könn' er noch nicht wissen,
Wie stark das Gut verschuldet sei.

Timon. Mein Kopf! —
Der treue Alkinias wird helfen.

Myron. Der?
Hier warf ich ihm das Schandgold vor die Füße,
Das mich erkaufen sollte, wenn ich schwur,
Ich hätt' ihn nicht getroffen.

Timon. Schurke! Schurke!
Dies Gold vermehre deine Höllenmarter!
Hat Freundschaft solch ein schwach und milchig Herz,
Daß es schon vor der zweiten Nacht gerinnt?
Mir würgt der Grimm die Kehle — Myron, Myron,
Der Schuft hat meine Mahlzeit noch im Leibe —
Kann sie gedeihen, wenn er selbst zu Gift ward?
O mög' er d'ran verstechen! — Weiter, weiter —
Das sind nicht Alle, längst nicht Alle, nein!
Der heit're, immer gut gelaunte Freund
Agenor blieb mir noch —

Myron. Wollt ihr ihn hören,
So tretet dort hinein. Ich seh' ihn kommen,
Mit ihm Lysippus, der sich die Zeit ersah,
Wenn er zu seiner Lydia schleicht.

Timon. Im Dunkel
Der Nacht mit Nachtgedanken üb' ich so
Ein nächtig Werk. Der Lauscher ist ein Dieb,
Der mit dem Dietrich fremde Schlösser öffnet,
Nichts Bess'res! Doch es sei. Ich will ja Wahrheit.
Entschuldigt, Götter, mit dem hohen Gut
Mein schlechtes Thun.

(Er verbirgt sich. Es ist ganz Nacht geworden. Mondlicht. Viele Schatten.)

Agenor (mit Lysippus im Gespräch). Warum denn mich gerade
Vor allen andern quälen? Hm! Warum
Nicht den Menander oder den Thrasyll —
Die danken ihm ihr Glück.

Lysippus. Ach, Herr, die sind
Bereits erwogen und zu leicht erfunden,
Sie sagten rundweg Nein.

Agenor. Sie schlugen's ab?
Und jetzt schickt er zu mir? Hm! Alle Beide?
Das zeugt, daß er mich wenig kennt und liebt.
Muß ich sein letzter Rettungsanker sein?
Die Beiden gaben zweimal ihn verloren
Wie Aerzte, und der dritte soll ihn heilen:
Ich? Pfui! Nein; die Zurücksetzung ist hart.
Ich bin ihm böse. Mich zuerst hätt' er
Aufsuchen müssen, denn, auf mein Gewissen,
Ich zog die ersten Früchte seiner Gunst.
Jetzt würd' ich selbst mich zum Gelächter machen,
Ging' ich drauf ein. — Dreimal die Summe gäb' ich
Mit Freuden, hätt' er, um mein Zartgefühl
Zu schonen, mich zuerst beschickt. Doch nun —
Wer mich beleidigt, sieht verschlossn'e Truh'n. (Geht.)

Timon (hervorkommend). Ha ha! ha ha! O Myron,
Myron, hast du's
Gehört? Weltklugheit, du machst selbst die Teufel
Verlegen. Wer so gradhin sündigt, ist
Ein Kind nur gegen diese glatten Schlangen,
Dies überfüßte Gift! — Ja, nun ist's aus
Die Freunde starben, Alles weicht von mir. —
Komm heimwärts! Und den Riegel vor das Thor,
Das allzeit offne, daß die Schurken mich
Nicht meuchlings überfallen — „Augenblicks —
Dreitausend hier und fünfzigtausend hier —
Und länger wart' ich nicht" und „Dem Gericht
Den Bankrottierer" — Schlagt mich mit den Scheinen
Zu Boden, münzt mein Herz zu Gold — da sind
Zehntausend Tropfen Bluts — reißt mich in Stücke —

Digitized by Google

O Myron, o! — mein Kopf und hier mein Herz.
(Er lehnt sich dem Verwalter an die Brust und weint.)
Um Glaukon thut mir's leid und um mein Kind —
(Flöten hinter der Scene.)
Komm heimwärts — Flöten? O wie weh das thut! —
Schnell fort — ich will die Welt nicht sehn und hören.

Lysippus. Es tollt ein Reigen durch die Straßen, Herr —
's ist Alcibiades.

Myron. Ein Hoffnungsschimmer!
Sprech' ich ihn an?

Timon. Bei allen Göttern nicht!
Ich schlug mein Kind ihm ab — und sein Besitz
Liegt in der blauen Luft.
Nein, laß ihn scheinen wie den Regenbogen
Und brennen wie die Feuersbrunst. Man wärmt
Sich nicht an ihm. — Die Töne schmerzen. —
(Grübelnd.) Wie, wenn ich's thäte?

Myron. Was, Herr?

Timon. Hm! So sei's.
Hör', Myron

Myron. Herr?

Timon. Geduld! — Ja denn, wir laden
Die Schelmenbrut zum letzten Mal zum Fest.

Myron. Um Gott, ihr sprecht verwirrt. Wir können kaum
Ein kärglich Mahl bestreiten.

Timon (sehr stark). Lad' sie ein.
Das Andre laß des Kochs und meine Sorge sein!
(Man hört die Flöten und den Lärmen näher kommen.)
Den Mantel gieb. Wir ducken uns. Dorthin,
Dort ist es menschenleer. Kommt fort, kommt fort.
(Während er, in des Verwalters Mantel gehüllt, ganz vorn rechts im Schatten davonschleicht, eilt hinten in hellem Mondlicht der Zug des Alcibiades, bekränzte Männer, Frauen und Knaben über die Bühne.)

Verwandlung.

(Der Bankettsaal wie im ersten Akt, diesmal nur schwach erhellt.)

Die Gäste (wie im ersten Akt, fast alle schon versammelt). **Glaukon.** Einige Diener.

Klinias. Ihr auch? Ich wünsch' euch guten Tag.

Agenor (lachend). Ja ja!
Es scheint, man hat ein loses Spiel mit uns
Getrieben.

Klinias. Eben das war mein Gedanke.
Er hat uns auf die Probe stellen wollen.
Ah, Glaukon, sieh. Wie geht's dem edlen Timon?

Glaukon. Ich bin nicht wissender als ihr — drum laßt mich.

Klinias. So mißgelaunt?

Dichter. Er lud so dringlich ein,
Daß ich, so gern ich auch gewollt, mich nicht
Entschließen konnte „Nein" zu sagen — glaubt mir,
Ich hätt' ihn sonst gekränkt.

Maler. So ging's auch mir.

Klinias. Ich leugne nicht, der Fall ist ärgerlich,
Doch war ich nicht bei Kasse.

Agenor. Wieviel hat
Er denn von euch verlangt?

Klinias. Fünfzig Talente.

Agenor. Ei ei nicht mehr? Und ihr habt Nein gesagt?
Freund Klinias, das giebt uns Stoff zum Lachen.

Hipparch (zu einem Senator). Ich trau ihm nicht, doch muß ich wissen, was
Er will.

Agenor. Er kommt.

Timon (sehr bleich und zurückhaltend). Ich grüß' euch, werte Herren.
Wie geht es euch?

Agenor. Sobald wir hören, daß es
Euch gut geht — wohl.

Dichter. Die Schwalbe folgt dem Sommer
Nicht williger, als wir dem edlen Timon.

Timon (für sich). Noch flieht sie vor dem Winter eiliger.
Ja, solche Sommervögel sind die Menschen. —
Ihr Herrn, die Qual des langen Wartens wird
Das Mahl nicht lohnen. Weidet euer Ohr
Indeß an der Musik; Trompetenschall
Ist freilich harte Kost — ihr könnt sie doch
Vertragen?
(Trompetenakkorde in Moll.)

Agenor. Klingt das nicht wie Grabgeleit?
Wie düster! Pfui!

Klinias. Ihr seid mir doch nicht böse,
Daß ich den Boten, den ihr zu mir sandtet,
Mit leerer Hand entließ?

Timon. Bekümmert euch
Nicht drum.

Klinias. Zu meinem Schatz war Ebbe, glaubt mir,
Zwei Stunden früher und ich hätt' euch hundert
Talente —

Timon. Macht euch deshalb keine Sorge. —
(Zu den Dienern)
Kommt, alles auf einmal!
(Das Mahl wird aufgetragen.)

Agenor. Verdeckte Schüsseln!

Klinias. Verlaßt euch drauf, ein königliches Mahl.

Agenor. Ja, unser Wirt ist immer noch der Alte.

Klinias. Ob's dauern wird?

Agenor. Das weiß ich nicht, doch dann —

Klinias. Ich glaube, wir verstehen uns —

Timon. Ich bitt' euch,
An euren Platz, so eilig, wie zum Kuß der
Geliebten. Die Bewirtung wird
auf allen Plätzen gleich sein. Macht kein Stadtgasthaus
daraus, bei dem das Essen kalt wird, ehe man sich über
den Ehrenplatz geeinigt hat — Setzt euch, setzt euch —
Und laßt uns zu den Göttern beten.

Agenor (leise zu Klinias). Er führt neue Sitten ein —
wie seltsam.

Timon. Ihr großen Wohlthäter, bringt unsrer Gesellschaft eine Libation. Für eure eignen Gaben macht
euch selbst durch Dank bezahlt, aber behaltet noch etwas
zurück, sonst verfallen eure Gottheiten der Verachtung.
Verleiht Jedermann so viel, daß Keiner vom Andern zu
borgen braucht; denn müßten eure Gottheiten je von
Menschen borgen, dann würden die Menschen die Götter
im Stich lassen. Macht, daß man das Gastmahl liebt,
mehr als den, der es giebt. Laßt keine Gesellschaft von
Zwanzig ohne eine Stiege von Schurken beisammen

Digitized by Google

sein. Wenn zwölf Weiber am Tische sitzen, laßt ein Tugend von ihnen sein — was sie sind. Den Rest eurer Gaben, ihr Götter — den Senatoren von Athen zu sammen mit der Hefe des Volks; was an ihnen faul ist, macht zur Vernichtung reif. Was meine hier anwesenden Freunde betrifft — wie sie mir Nichts sind, so segnet sie in Nichts, und zu Nichts seien sie hiermit willkommen.

(Während der Rede hat sich der Gäste eine wachsende Bewegung bemächtigt.)

Deckt auf, ihr Hund', und leckt!

(Die Schüsseln werden aufgedeckt; sie sind alle mit warmem Wasser gefüllt.)

Ein besser Gastmahl mögt ihr niemals schaun,
Ihr Bande von Maulfreunden. Eure Tugend
Ist Dampf und lauwarm Wasser. Timons Letztes
Ist dies; mit euren Schmeichelei'n geschminkt
Und übertüncht, wäscht er sich heute rein
Und spritzt euch eure rauchende Niedertracht
In's Antlitz. Da — und da! (Er gießt ihnen Wasser in's Gesicht.) Lebt, euch und Allen
Zum Ekel, lang', ihr grinsenden Schmarotzer,
Ihr lächelnden, verbindlichen Verderber,
Leutsel'ge Wölfe, glatte Bären, Narren
Des Glücks, Tischfreunde, Eintagsfliegen, ihr
Katzbuckelnden Sklaven, ihr Minutenzeiger,
Ihr Dünste! Was von Aussatz Mensch' und Tier
Befällt, das soll euch überkrusten! — Wie?
Du gehst? Halt! Nimm erst deinen Trank — Da, da —
Auch du — und du! (Er wirft die Schüsseln nach ihnen.)
Wart' doch, ich leih' dir Geld —
Ich borge keins — Was? Alles in Bewegung?
So wartet doch! — Fortan giebt's keine Feste,
Bei dem nicht alle Schurken Ehrengäste.

(Während des Auffruhrs, wild durcheinander.)

Einer. Mein Mantel, he!
Ein Andrer. Zurück da.
Klitias. Er ist toll.
Ein Vierter. Was sagt ihr nun?
Agenor. Ich fühl's in den Gebeinen.

Erst wirft er mit Juwelen, dann mit Steinen.

Timon. Ha ha ha ha!
Hipparch's (Stimme durch den Lärm dringend). Das wirst du büßen — hörst du?
Timon. Giebt's eine ärgre Buße als euch seh'n
Zu müssen? Fort aus meinen Augen! — (Die Letzten eilen davon.) So!
Allein! O schön! Ein Anblick zum Ergötzen!
Ha ha! (Er lacht krampfhaft.)
Vorbei! Das wäre abgethan.

(Er setzt sich nieder und brütet vor sich hin, dann sagt er zu Glaukon, der zurückgeblieben ist, dumpf.)

Ja, Glaukon, ja, was nun?
Glaukon. Das fragt euch selbst.
Als ihr die Prasser wilden Tieren gleich
Losließt auf euer Gut, habt ihr mich nicht
Gefragt.
Timon (dumpf). Du weißt nicht Rat?
Glaukon. Ich binde mein
Geschick nicht an das eure
Timon. Wollt' ich denn,
Du thätest's? Nein, ich finde schon 'nen Winkel,
Mich zu verkriechen, fall' euch nicht zur Last,
Dir nicht noch meinem weichgewöhnten Kinde.
Du hast zu schaffen für dein eigen Haus,
Und Klytia heißen deine Sorgen — doch
Es schmerzt mich, Glaukon, bitter, daß ich euch
Nicht stolz und festlich, wie wir einst gehofft,
Bekränzt, die Hochzeitsfackel in der Hand
Zum schönen Ziel geleiten kann.
Glaukon. Es schmerzt euch?
Nicht Ursach'. Denn der Pakt, den wir geschlossen,
Ist null und nichtig.
Timon (nicht verstehend). Wovon redest du?
Glaukon. Ihr habt die Welt getäuscht — kann es euch wundern,
Wenn sie mit Rechenpfennigen bezahlt?
Der reiche Timon trug sein Kind mir an,
Die Tochter aus des Bettlers Hand verschmäh' ich.
Timon (außer sich). Du — oh!!
Glaukon. Ihr wißt es nun —
Timon. Du willst mein Kind
Verraten?
Glaukon. Nennt es wie ihr wollt — doch ist
Es ja natürlich.
Timon. Ist es? O Natur,
Du heilige, wie dieser Schurke dich
Entweiht! Natürlich!! Lug und Meineid, Mord
Und Einbruch in das Heiligste der Herzen,
Natürlich! — (Da Glaukon gehen will.)
Halt! Bei der Natur, die jetzt
In meinen Schläfen hämmert und mein Blut
Zum Sieden bringt — rot flimmert's mir im Auge —
Das wirst du nicht!
Glaukon. Ich werde!
Timon (vertritt ihm den Weg). Keinen Schritt!
Klytia (die hinten ungesehen mit dem Verwalter aufgetreten ist) Ihr ew'gen Götter!
Myron. Liebe Herrin, bleibt.
Timon. In deinem hyacinthenen Gelock
Hat ihre Seele wie ein Falter sich
Gefangen, ihre junge, schöne Seele.
Dich adelt kein Verdienst als ihre Liebe,
Und, bei den Göttern, giebt sie dich nicht frei,
Sie selbst —
Glaukon. Das wird sie nicht.
Timon. Das weißt du Schuft,
Und dennoch —?
Glaukon. Laßt mich —
Timon (sehr stark). Halt!
Glaukon. Was will der Ton?
Klytia. Glaukon! Glaukon! Was hab' ich dir gethan?
(Sie sinkt weinend in die Kniee, der Verwalter stützt sie.)
Timon (die Augen fest auf den ruhig mit verschränkten Armen dastehenden Glaukon gerichtet).
Das also ist der Mensch. So steht er da,
So schön, so aufrecht, die Verführung selbst,
Und hinter dieser bunten Hülle nichts
Als Stank und Fäulnis? Seine Augen glänzen
Blau wie ein See — und kalt wie er — es lauert
Der Tod auf ihrem Grunde. — Widerrufst du?
Glaukon. Ich will nichts weiter hören —
Timon. O die Augen,
Die kalten ehernen Augen — Welt, Sirene,
Die mich genärrt. — Du widerrufst!?

Digitized by Google

Glaukon. Nein, nein!
Timon. Nun denn — fahr hin!
(Er ergreift einen ihm nahestehenden goldenen Leuchter und schlägt den Glaukon nieder.)
Klytia (aufschreiend). Ah! Vater!
(Sie stürzt hervor.)
Myron (ihr nach). Ewige Götter!
Klytia (über den Verwundeten gebeugt). Glaukon! Geliebter Glaukon!
Timon (dumpf). Das war wohl Gethan. (Zu Klytia). Komm mit.
Glaukon (ächzend). Ich sterbe.
Klytia. Er verblutet.
Timon. Sein Hauch ist Gift — hinweg von dem, der dich Verriet.

Klytia. That er's? Ich aber lieb' ihn, Vater, Ich kann nicht. — Glaukon, hörst du mich?
Timon (außer sich). Kind! Kind! Hierher, zu mir. (Er faßt sie an.)
Klytia. Mich schaudert. Laß! Die Hand, Die blut'ge Hand — Glaukon, ich komme!
(Sie stürzt sich über den Sterbenden. Der Verwalter steht erschüttert daneben.)
Timon (mit furchtbarer Entschiedenheit). Nun denn, Verflucht auch du!! — In Fetzen, Prachtgewand, Brenn', Haus! Versink', Athen! Nichts trag' ich fort Aus dir, verdammte Stadt, als meine Nacktheit, Und tausend Flüche laß' ich dir zurück. Fort in den Wald! In alle Ewigkeit Haßt Timon Menschen nun und Menschlichkeit!
(Er stürzt hinaus.)
(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Tedeum.

Schon drei Tage tobt der Sturmwind, kraftlos sinken aller Hände,
Jedes Kämpfen ist vergeblich und sie harren auf das Ende.

An den Boden, an den Mastbaum pressen, klammern sich die Leute,
Stieren dumpf, reißt wild die Woge wieder einen mit als Beute.

Auf dem Deck, die Lippen blutlos, kniet Columbus im Gebete:
„Herr, vergönne deinem Knechte, daß sein Flehen vor dich trete!"

„Einmal schon hast du geleitet meine Bahn auf irrem Pfade,
Die im Traum du mir gewiesen, du enthülltest die Gestade."

„Deinem Namen, deiner Lehre wurden neue Reiche offen,
Und ich durfte den Verlornen künden Heil und frohes Hoffen."

„Nur zu deiner Ehre wieder zog ich aus auf schwanken Wegen,
Doch des Satans Grimm vermißt sich und will hemmen deinen Segen."

„Greif in seinen Arm, Gewalt'ger, brich des Sturmes wilde Schwingen,
Kette deines Heils Gefäße, dein ist Wollen und Vollbringen!"

Sieh mit einemmal im Westen wird die schwarze Wolke lichter,
Einer sieht's und kündet's, Freude färbt die starrenden Gesichter.

Und auf's Knie hin sinken alle: „Preis dir, Herr, von unsern Zungen!
Deine Diener sind geborgen und der Satan ist bezwungen!"

Und die Wolken ziehn vorüber und es winkt des Himmels Bläue
Und hernieder schaut die Sonne, die das Leben schützt in Treue.

Sie, die ewig hehr und heilig ihres Glanzes Straße schreitet,
Über das, was ist und sein wird, ihres Lichtes Schimmer breitet.

Lächelnd blickt sie auf die Beter, die da liegen auf den Knien,
Feierlich zum Himmel schicken ihres Dankes Melodien.

Lächelnd blickt sie in die Herzen, drinnen Gier und Habsucht lauern,
Flugbereit, kaum, daß sie frei sind von des Todes dumpfen Schauern.

Lächelnd blickt sie auf den Einen, der, entflammt von edlem Wagen,
Hinzieht, Jammer und Zerstörung in die neue Welt zu tragen.

Friedrich Adler.

Digitized by Google

Germanischer Mut.

Was strömt das Volk hervor aus allen Gassen,
Wälzt wimmelnd sich des Berges Hang empor?
Will es die reiche, stolze Trier verlassen?
Nachdrängend füllt's des weiten Baues Thor.
Wie es zu all' den Treppen eilt,
Und rastlos steigt, sich rastlos teilt!
Das Rund umkreist gleich Brandungswogen
Erbrausend dumpf der Stimmen Meer,
Und „Konstantin" schallt's in den Bogen,
„Heil Konstantin und deinem Heer!"

Einst lachten Galliens goldne Weizenfluren
Um Rebenhügel, heller Städte Pracht,
Jetzt folgt der Wolf des flüchtigen Reiters Spuren
Durch Dorn und Trümmerhauf. — Doch deine Macht,
O Kaiser, die Verwüster schlug!
Hoch auf der Lippe bebt ein Fluch
Ob dieser Franken grausem Morden.
Sie flehn vor dir! Durch Waldverhau,
Durch Sumpf verfolgst du ihre Horden,
Bringst sie gefangen uns zur Schau.

Sie füllen die Arena. Setzt die Leiber,
Welch Riesenmaß! Wirr fliegt das blonde Haar.
Und dort, schaut hin! Der Schrecken unsrer Weiber!
Dem Hunde Fluch, dem kühnen Vadomar!
Doch horch, ein Ruf durchdringt den Schall
Von hohem Sitz: „Ihr Franken all,
O Vadomar, sollt ihr vergehen
Schmachvoll zerfleischt, der Bestien Raub?
Dient Konstantin, wollt Gnad' erflehen!
Werft euch vor Cäsar in den Staub!"

Scharf wie der Falke spähn des Franken Augen
Im Kreis umher, doch plötzlich hält er an:
„Du magst zum Tragen goldner Rüstung taugen,
Sag deinem Kaiser, du verkaufter Mann,
Dem Kaiser, dem die Heldenkraft
Germanscher Arme Sieg verschafft,
Mein Schwert soll keine Römer schützen,
So tief getaucht in Römer Blut,
Mögt ihr die schwanken Throne stützen,
Ich hasse diese feige Brut."

Ein Schrei der Wut, geballte Fäuste schütteln
Sich wild entgegen — plötzlich alles stumm!
Die Bestien brüllend an dem Käfig rütteln,
Das Thor springt auf, Blut lechzend mit Gebrumm
Schleicht es heran. — Der Römer schaut
Den Hals gestreckt und ohne Laut.

Ein Wollustschauer überfliegt den Küchen:
Nun bebt der Franken freche Schar,
Sie drängen zitternd, welch Entzücken!
Ha, was ist das? Ist es denn wahr?

Sie stürzen sich im Lauf? — Des Löwen Tatze
Packt jener, der umschlingt des Bären Wut,
Den reißt zu Boden jetzt die grimme Katze,
Die wälzen ringend sich in Staub und Blut.
Es rast und heult und lobt und brüllt,
Ein wüster Knäul den Raum erfüllt.
Dann wird es stiller, und es strecken
Wild knurrend sich die Bestien aus,
Das warme Blut sie gierig lecken
Und dumpf Gestöhn durchbebt das Haus.

Und zuckend wird der Glieder Pracht zerrissen,
Es knirscht und malmt, der harte Knochen kracht,
Noch schweigt der Römer? Regt sich kein Gewissen?
Besiegt den Jubel des Entsetzens Macht?
Zu Eis gerann ihm fast sein Blut,
Ihm bangt vor solchem tollen Mut.
Er schaut umher. In stolzem Glanze
Prangt Cäsars auserwählte Schar,
Kühn ist ihr Wuchs, hoch wie die Lanze,
Doch blond umflattert sie das Haar.

Germanen sind's, die Konstantin erhoben,
All seine Siege dankt er ihrer That,
Germanen stehn in Golde strahlend oben,
Sie tragen selbst des Konsuln Purpurstaat!
Wenn sie sich einen mit der Brüder Schar
Zum Streite wider Romas Kar?
Siegt dann sein Flug? Der Römer bebet
Ob dieser Frage, und der Sorge Graun
In bangem Traum ihn nachts umschwebet,
Läßt ihn die Antwort ahnend schaun.

Germanen sieht er von den Hügeln stürmen,
Ob von den Mauern hoch der Römer Speer
Die nackten würgt, daß sich die Leichen türmen,
Sie fluten vorwärts — keine Rettung mehr!
Das Thor zerkracht von nerv'ger Hand,
Und Haus um Haus loht auf in Brand,
Und heulend naht es — aus den Flammen
Blitzt dort ein Schwert, ein Helmbusch hier, —
Sie sind's! In Mord und Glut zusammen
Stürzt nun das hochberühmte Trier!

A. Volkmar.

Abendstimmung.

Geruch nach saftigem Heu in warmen Lüften.
Die Sonne kaum versunken. Aus dem Wald
Kommt eine Bauernmagd, auf breiten Hüften
Sich wiegend. Fern ein Abendglöcklein schallt.

Vorangeeilt den müdgewordnen Schnittern
Zieht sie des Wegs. Von ihrem festen Tritt
Erschüttert, unterm rauhen Hemde zittern
Die jungen, derben Brüste hüpfend mit.

Ich lieg' im Gras mit offnen Augen träumend.
Ich hab' die Kommende schon lang erspäht;
Nun wird sie mich gewahr. Im Gehen säumend
Schaut sie mich an und nickt mir zu und geht.

Schon löst der Mond sich von den dunklen Bäumen,
Das Glöcklein schweigt; kein Laut. Ein Sternlein blinkt.
Mir aber ist's in meinen wachen Träumen,
Als hätte die Natur mir zugewinkt.

Hugo Salus.

Digitized by Google

Unterwegs.

Ob schön der Tag auch angefangen,
Wenn man gegangen
Auf vielerlei Wegen,
Kam man dahin, zu bangen:
Der Abend bringt Regen
Und rauhes Wehn.
Und auch am Schönen, am Erntesegen
Hat man zuletzt sich müde gesehn.
Ich möchte mich legen,
Nicht weiter zu gehn.

Wilhelm Jensen.

Meine zwoi Bäsla.[1]

(Schwäbisch.)

D' Schmutter und d' Zusam,[2]
Meine zwoi Bäsla,
Meine zwoi lustige, helle
Bäsla, die sott i[3] vergessa?
Schäma müeßt i mi, grad in Grund
Und Boda nei müeßt i mi schäma;
Denn tausend lustige Stunda,
Und jedes Liadle,
Und jedes G'schichtle,
Und all die schwäbische Versla
Han i z'verdanka
Meine zwoi Bäsla.
Wenn sie mit ihre Kränz
Von frische Vergißmeinnicht
Oder von Butterbluma
Voer mir herg'hupft sind
Im silberna Häs[4]
Und mit glanzige Auga, —
O, da hätt' i's gern g'fanga,
Gern mit allerhand G'späßla
Meine zwoi Bäsla aufg'halta.
Aber g'schwind sind sie weiter,
Weiter im Thal furtg'sprunga,
Ausg'lacht hand's mi
Und Wasser in's G'sicht g'spritzt.
Z'wettg'laufa bin i dermit
Als Bua, glei barfuß;
Oft an hand sie[5] mir für'tanzt[6]
Aber umso'st;[7] im Ringle rum
Sind meine Haxa so steif,
Und meine zwoi Bäsla
Schnaufet viel leichter als i.
Wie i, mei Weible im Arm,
Zu meine Bäsla bi' komma,
Hat sie's koi bißle verdrossa;
Überg'laufa sind's fast vor Freud.
In d'Händ hand's patscht und g'sunga:
„Gucket und luaget[8], wie nett, wie nett!"
Bin i in traurige Stunda
Unter de Wieda[9] g'sessa, halbkrank,
Hand meine Bäsla
D' Sorga verjagt wie d' Fliniga,[10]
De Kummer wegg'schwemmt,
Mit ihre feine Fazeala,[11]
De nasse Auga mir trucknet,
Und koi Ruah it gea
Mit Schmoichla und Tätscheta,
Bis's mir um's Herz'rum
Leichter ist woara. —[12]
Und dös sott i vergessa,
Sott an meine Bäsla it denka?
Dös wär' schlecht! So lang i leab,
Vergiß i 's it, so lang i leab,
Freuet mi all Stund
D' Schmutter und d' Zusam,
Meine zwoi Bäsla.

[1] Bäschen; [2] Schmutter und Zusam, zwei Flüßchen in Schwaben. [3] sollte ich. [4] Kleid, [5] haben sie. [6] vorgetanzt. [7] umsonst; [8] Gucket und luget schauet; [9] den Weiden, [10] die Fliegen. [11] Schürzchen, [12] geworden.

Hyazinth Wäckerle.

Sommertag.

Der Waldpfad liegt im Sonnenschein,
Die Tannen atmen harz'ge Düfte;
Mit blauen Dünsten schläfert ein
Der Mittag Berge rings und Klüfte.

Du gehst im leichten Sommerkleid
Zur Seite mir und plauderst leise
Von Sonnenglanz und Blumenzeit
Und ihrer Sprache Rätselweise.

Und wie der Mohn im tiefen Korn
Zuweilen flammt's in deine Reden.
Es funkelt wie auf frischem Born
Ein Goldgewirr von Sonnenfäden.

Dann plötzlich zagend hältst du ein
Und stehst verwirrt und fast erschrocken,
Und wie der Blumen Purpurschein
Aufschießt es in die blonden Locken.

Vielleicht am Glühen der Natur
Ist dir es selber aufgegangen,
Wie du so schön vor Sehnsucht nur,
So zu erfreun durch Glut und Prangen.

Julius Havemann.

Digitized by Google

Heimkunft.

Ein Roman von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Vor der Dachthür des Pfarrhauses hatte Binna Fredden stundenlang durch das fahler abnehmende Licht in die Richtung nachgestarrt, wohin das Boot verschwunden war, und auf seine Rückkunft gewartet. Doch es kam nicht wieder, und allmählig begann's ihr den starken Körper zu durchrütteln, wie von einem an's Leben greifenden eisigen Frost oder markerschütternden Fieber. Im Ohr klangen ihr unabläßig die letzten Worte Jan Harrings: ‚Du hast gesagt, ich soll gehn'; nach und nach ließ der Morgenschimmer ihr Gesicht weiß aus dem Dunkel tauchen, eine beherrschungslose tötliche Angst in den Augen. Ihr Blick suchte, wie der einer spähenden Möwe, über der sich aufhellenden leeren Wasserweite; nirgends zeigte sich etwas, das von der Kirchwerft verdeckte, hinter ihr liegende Boot war nicht zu sehen. Aber dann kam einmal drüben eine große Mannsgestalt aus der Kirchenthür hervor.

Das war Thede Nommen! Mit einem Sprung befand Binna sich unten an der Werft. Sie sah nichts von dem Wasser, das noch vor ihr stand, lief, ohne etwas davon zu fühlen, hinein, hindurch und drüben den Erdhügel hinan. Aus atemloser Brust rang sie: „Ist er mit hier?“

Thede Nommen nickte: „Dat weer'n twee, se liggt binnen inne Kark. Se sind nich vun us, wil vun en Schipp, wat buten twei gahn is.“

Aber das war's nicht, wonach sie in besinnungsloser Hast gefragt, und sie fiel noch ebenso ein: „Wo ist der Andre, der mit Dir war?“

„Harring? De slöppt wul noch en beten in'n Karkstohl. Ick will mal röwer, min Hus steit jo noch, un en beten wat Linnentüch holen. Den Een, heff ick sehn, het dat arrig annen Kopp draben, dat Blod löppt em noch dal.“

Gemütsruhig gehend, wie er gesprochen, begab Thede Nommen sich die Kirchwerft hinunter; zurückbleibend, stand Binna, plötzlich zu ihrer stätig gewohnten Art umgewandelt, da. Sie hatte nur einmal tief Atem geholt, nun ging ihre Brust wieder wie sonst. Ihr Fuß machte eine Bewegung, zum Pfarrhaus zurückzukehren, doch jetzt kam auch Jan Harring aus der Kirche hervor. Nun hätte ihr Weggang ausgesehen, als fürchte sie sich, hier allein mit ihm zusammen zu sein; so blieb sie, sprach ihn sogar an und sagte, was sie von Thede Nommen gehört. Danach indeß drehte sie sich doch von ihm ab und trat in die Kirche; nachzusehen, wie sie vorgab, ob es mit dem Verwundeten gefährlich sei, und Jan Harring folgte ihr.

Drinnen reichte die Helligkeit jetzt auch aus, die beiden vor dem Altar Ausgestreckten und noch Schlafenden erkennen zu lassen. Der eine war nach Tracht und Aussehen offenbar ein junger Matrose; der andere, ein Mann oder vielmehr Herr in den Vierzigern, trug feine städtische Kleidung. Er hatte die klaffende Wunde, vom linken Auge sich über die Stirn bis zum Scheitel ziehend; vermutlich rührte sie von einem durch den Sturm ihm auf den Kopf heruntergeschmetterten scharfkantigen Holzstück her. Das Mädchen bückte sich über ihn, behutsam seine Verletzung untersuchend; Jan Harrings auf das bleiche Gesicht des Schläfers niederblickende Augen aber erweiterten sich, man sah, daß sich ihm etwas in der Vorstellung anknüpfte, gestaltete, daß

Digitized by Google

er in seiner Erinnerung suchte. Und plötzlich flog ihm laut vom Mund: „Uhlemann — Gottlieb Uhlemann!“

Davon fuhr der Verwundete aus dem Schlaf, machte die Augen auf und fragte, zum erstenmal ins Bewußtsein kommend, doch halb noch wie in einem Traum: „Wer hat mich gerufen?“

„Wahrhaftig — Gottlieb Uhlemann — er ist's. Ich — meine Hand hat Dich aus dem Wasser geholt — ich, Jan Harring.“

Ohne sein Wissen, als ein lautes Denken war's dem Sprecher herausgefahren. Bei den letzten Worten ging ein Zucken durch die Wimpern des Angeredeten, er schloß rasch die Lider und lag wiederum wie bisher da. Jan Harring drehte sich zur Seite und setzte sich mechanisch auf eine Kirchenbank, als ob er von einer müden Körperschwere heruntergezogen werde. Der Raum füllte sich jetzt mit noch anderen Leuten, welche den zurückkehrenden Thede Nommen begleiteten, um bei der Fortschaffung des Verwundeten in eines der Häuser behilflich zu sein; Männer sowohl als Frauen mit hochgeschürzten Röcken, auch Bokke Harring kam, da er den Zufluß zur Kirche wahrnahm, durch's Wasser herüber. Der jüngere von den beiden Geretteten erwachte nun gleichfalls, rieb sich verwundert die Augen, und die Annahme, daß er ein Matrose sei, bewährte sich. Außerdem stellte er sich als ein Friese von Wenningstedt auf Sylt heraus; er berichtete, die Schoonerbark, mit der sie von Baltimore nach Hamburg gewollt, wäre schon gestern vor Abend, eh' noch die Flut hoch gewesen, vom Sturm aus dem Kurs verschlagen, aufgestoßen, wahrscheinlich auf Seesand bei der Reutertiefe, und gleich ‚kaput‘ gegangen. Man hatte nur noch die Böte losbringen können; wohin die Anderen geraten, wußte er nicht, wenn's Glück gut gewesen, vielleicht nach dem Leuchtturm von Amrum hinüber. Der Herr Uhlemann war in Portsmouth, wo sie angelaufen, als Passagier an Bord gestiegen, um mit herüber zu fahren; bei der Strandung hatte ihn ein Mastsplitter auf den Kopf getroffen, so daß es nicht leicht gewesen, weil er davon ‚beswimelt‘ worden, ihn ins Boot zu schaffen. Dies war, eh' noch andere, die mit hineingewollt, es gekonnt, auf einmal ‚jupp!‘ vom Sturm weggerissen und ‚as en Küsel‘ in die Nacht hinein. Durch die ging's ‚dwaß und dwer‘, wohin, wußte der Erzähler nicht; ein paar Stunden oder so konnte er noch mit den Rudern etwas gegen die Kippwellen halten, aber dann ‚knacks!‘ ging eins durch, und da war's wohl vorbei, und er hatte für ihr Leben keinen ‚Söffelek‘ mehr gegeben. Nun erfuhr er, an was für ein Stück Land sie gekommen und antwortete auf Fragen nach dem Schiff: „Wenn de annern man ok dörkamen sünd, den Rheder kummt dat nich drup an, dat is en riker Een un de ‚Arfst Boiken‘ is arrig verfekert.“

Bei dem Namen flog der Kopf Binnas mit einem plötzlichen Ruck in die Höh', die anderen Zuhörer sahen sich verwundert, doch stumm an, und nur der Pastor fragte rasch: „Was hast Du gesagt? Arfst Boiken? Heet Din Schipp so?“

Der junge Matrose nickte: „Jo, un is't vörbi mit den Namen, awers he ward sik wul en uien Schmier kalfatern laten, dat sin Nam wedder up't Water runnseilen kann, wenn he dat sülben nicht mehr dait. Dat Geld hett he jo dato.“

„Arfst Boiken?“ wiederholte Bokke Harring erregt. „Minsch, wat seggst Du? Wer is dat?“

„Ick heff't jo all seggt, de Rheder von uns' Schipp. He mutt hier herüm tohus sin; ick heff man hört, he is so vör en tein Johre as Matros na de uige Welt fahrt un mutt en Düwelskerl west sin, denn de Dochder vun een vun de riksten Kooplüd in Baltimor hett sick mit ehre banni velen Dollars in en verleest, un sin Gören, heff ick sehn, lopt inn en Staat as de Prinzen uppe Strat herüm.“

Es blieb ein paar Augenblicke in der Kirche ganz still, als drücke allen etwas beklemmend auf die Brust. Nur von dem Mund Gottlieb Uhlemanns kam's, als ob er im Traum sprach: „Du, Jan Harring — Du hast mich aus dem Wasser gerettet?“

Der saß noch, wie von einem langen Weg schwermüde auf der Bank. Er hatte die Erzählung des Matrosen angehört, doch mit abwesenden Gedanken, ohne daß sich ihm die Worte zu einem deutlichen Sinn verbunden. Nun hob er den Kopf; ihm gegenüber bewegte sich etwas, und er sah Binna Fredden auf

Digitized by Google

seinen Sitz zutreten. Ihr Gesicht war weiß wie Kreide gewesen, aber schlug plötzlich zur roten Farbe einer Centifolie um. Ihr Fuß stockte, sie mußte tief nach Luft ringen, dann setzte sie den Schritt wieder vor. Doch sichtlich in den Knieen wankend, sie streckte die beiden Hände aus, stützte sich mit ihnen, um nicht umzuschlagen, auf die Schultern Jan Harrings und sagte zum sprachlosen Staunen aller Hörer laut:

„Ein Toter ist zu den Lebendigen gekommen — willst Du mich zur Frau haben, Jan?“

VII.

Nun war's der erste Dezembertag, doch man hätte fast glauben können, es sei einer im Mai. Sommerlich weich ging der Wind, wie leise mit einem Goldmaschennetz flimmernder Sonnenstrahlen spielend, und der Himmel spannte eine milde, weißlich-blaue Kuppel über allen friesischen Inseln aus. Daß es schaurige Nächte geben könne, in denen der Tod, mit gespenstisch von weißem Mondlicht überrieseltem Antlitz, in einer Knochenhand als Sense den Sturm schwingend, mit der andern die tobende Flut vor sich herschleudernd, auf schnaubender Wellenmähre von Westen daherjage, das erschien heute nur wie Albdruck-Einbildung eines schreckvollen Traums.

Die Hallig hatte etwas Festliches, über allen Dächern stiegen Masten auf, an denen farbige Wimpel flatterten; wo man die Bewohner sah, standen und gingen sie in ihrer Sonntagstracht. Nirgendwo aber zeigte sich mehr eine Zerstörung; auch die beiden Gebäude, von denen nur der Dachstuhl übrig geblieben, waren vollständig wieder hergestellt. Zimmerleute und Maurer vom Festland hatten wochenlang eifrigst gearbeitet, doch noch mehr verändert nahm sich das Pfarrhaus im Innern aus. Hier war Alles, dessen das Leben bedurfte, neu und wohnlich eingerichtet, nicht prunkend, sondern nach altüberliefertem Brauch. Aber die Städte drüben an der Küste hatten ihr Bestes von Hausrat aus Vorvätertagen hervorgesucht, ehrwürdig-schön sahen die alten kunstvoll geschnitzten Schränke, Tische, Armstühle aus dunklem Eichenholz aus, und freundlich-behaglicher Einladendes ließ sich kaum vorstellen, als die Arbeitsstube Bokke Harrings. Jan Harring musterte das Ganze mit zufriedenem Blick und sagte: „Nun weiß ich doch, wozu ich das gelbe Zeug im Busch aus der Erde geschaufelt habe.“

Außer ihm befand sich augenblicklich, die Äußerung zu vernehmen, niemand sonst im Pfarrhaus als Gottlieb Uhlemann. Er trug seinen Kopf noch verbunden, die Wunde war doch böser Natur gewesen, so daß er lange im Fieber zu Bett gelegen und die Insel bis heute noch nicht verlassen. Es schien zwar, daß er's gern schon früher gethan hätte und daß der gezwungene Aufenthalt auf der Insel ihn wenig anmute. Besonders nicht, wenn er mit Jan Harring zusammen war, dem er, trotzdem ihm von diesem das Leben gerettet worden, mit einer nicht verhehlbaren Scheu ins Gesicht zu sehen vermied. Er hatte auch, ungeachtet seines Zustandes, schon in der letztvergangenen Woche fortgewollt, aber Jan Harring ihn gebeten, noch zu bleiben, damit er wenigstens einen Genossen aus Jugendzeit an seinem Hochzeitstage bei sich habe.

Denn das war's heute, Jan Harrings Hochzeitstag. Er ging nun vor die Thür hinaus und sah in die flimmernde Weite. Die Flut deckte ringsum den Wattenboden, doch ruhig und friedlich nur bis an den Rand des Weidelandes heran; die schräge Dezembersonne stand im Mittag. Von Norden und Osten her bewegten sich, wie mit Spinnenbeinen, zwei dunkle Punkte über die graue Wasserfläche auf die Hallig zu, Böte, denen der leise Wind entgegenblies, so daß sie nicht segeln konnten, sondern gerudert werden mußten. Das nördliche hatte Vorsprung, landete zuerst und brachte von Amrum als Hochzeitsgäste Pidder und Eike Tamen; mit Gesichtern, aus denen hohe Freude strahlte, schüttelten sie Jan Harring wieder und wieder die Hand. Dann näherte sich auch das östliche Boot; im „Klock“ — denn man konnte zur Winterzeit nicht wissen, was die stille Nordsee im Sinn hatte — stand, mit dem Ruder das Fahrzeug heranstakend, Bleik Sönken; auch er war zur Hochzeit geladen. Doch brachte er noch jemanden mit, dessen fröhliche Stimme schon von Weitem rief: „Na, Jan, hast Du diesmal den Aal aus dem Schlangensack?“ Christian Hunderdmark war's, der aus Land springend nachfügte: „Ich kann Dich von der Frau Baronin von Hagen grüßen. Sie hat sich in

Digitized by Google

voriger Woche verheiratet — vermählt, meine ich — und ist sehr glücklich, noch rechtzeitig erfahren zu haben, daß sie Gefahr gelaufen, sich an eine allgemein und mit Recht in unserer Stadt mißachtete Persönlichkeit wegzuwerfen. Du glaubst nicht, wie ich meinem neuen Kredit schade, hierher als Brautführer zu Dir zu kommen; obendrein noch bei den Friesen, den Ungeheuern, die Christenleute nur so zum Paßlangtang umbringen. Aber da Gottlieb Uhlemann auch hier ist, der immer wußte, was fein und passend sei — das ist eigentlich kein schlechter Spaß, den der alte Wolkenschieber da einmal zu Wege gebracht hat. Und wirklich eine reizende Gegend für einen Temperenzler, fünf Stunden Wassersuppe mit ein paar Sandklößen drin. Hoffentlich habt ihr auch ein paar Theeblätter in den großen Kessel hineinzuwerfen. Für mich ist's natürlich unnötig, aber Bleik Sönken hat Durst."

Christian Hundertmarks Nase hatte fraglich ihre frühere stark rote Farbe nicht unverächtlich abgedämpft, und er kam in einem höchst schicklichen, ihm gut stehenden Rock. Jan Harring aber trug einen nagelneuen schwarzen Anzug, und zwar zum erstenmal in seinem Leben. Doch nicht seine Kleidung allein hatte Feierliches, auch sein Gesicht besagte, es sei ihm so zu Mut. Vielleicht kam in Beiden ein wenig der Bauernsohn zum Vorschein.

Alle begaben sich jetzt zur Kirchwerft hinauf, wo die Gräber wieder geordnet in tiefem Frieden lagen. Sämtliche Halligmänner standen oben bereits versammelt, auch die Kinder, nur die Frauen und Mädchen fehlten. Doch nun kamen auch diese von einem der Häuser her, zu Paaren aufgereiht, drunten über die Insel; sie hatten Binna Fredden angekleidet, und die letztere ging an der Spitze des kleinen Zugs.

Als ein sonderbar farbenfreudig leuchtendes Bild erschien sie und als ein Bild aus alten Tagen. Jan Harring hatte ihr von kostbaren Stoffen genau eine Brauttracht herstellen lassen, wie sie zuletzt noch im vorigen Jahrhundert bei'm hochzeitlichen Altargang getragen worden. Ein hoher, dunkler ‚Hüif', die ‚Bridjkrön', Brautkrone, von silbernen ‚Döpken', Knöpfen, und vergoldeten Münzen umfaßt, hob sich vom Scheitel auf, darunter fiel ein hellrotes, ‚Hürbjund', Haarband, als breites Tuch auf den Nacken. Den Leib umschloß ein ‚Mellensmok', ein Miederkleid von feinem, weißen Wollenstoff, darüber breitete der, Gulet Kaartel', das aus schwarzem und rotem Tuch gewebte ‚goldene Kleid', bis über die Hüften zierlich schmal gefältelt, mit weiten nur an die Ellenbogen reichenden Ärmeln; von der Brustmitte bis zum Gürtel war es ganz mit goldenen Münzen überdeckt. Das ‚Storkelshjund', ein doppelthandbreites, mit silbernen Nadeln befestigtes purpurfarbiges Gürtelband, schloß sich daran, darunter reichte der ‚Pee', ein schneeweißer Linnenrock, mit einige Zolllängen über die Knie nieder. Flammend hoben sich scharlachrote Strümpfe davon ab und sahen noch aus den zierlich durchbrochenen Fußblättern der weichen, mit Silberschnallen besetzten ‚Kalmusbelder'-Schuhe hervor. Den bräutlichen Anzug vollendete der ‚Stift', ein vorn offenstehender, von den Schultern bis etwas über die Hüften niederhängender Pelzmantel, aus künstlich zubereiteten schmalen Streifen von weißen und schwarzen Schaf- und Kalbfellen, mit solchen von rotem Saffianleder untermischt, zusammengenäht; die letzteren Streifen waren mit gestickten Rosen und Seeschwalben durchwirkt. Unter der Brautkrone nahm der Mantel sich wie ein Fürstenhermelin aus; die Phantasie mochte sich so aus grauer Vorzeit herauf eine Tochter des alten Friesenkönigs Radbod vorstellen, der lieber zu seinen Vätern in die Höllenflammen gehen gewollt, als mit dem kahlköpfigen Mönchen in den Christenhimmel.

Jan Harring stand einige Augenblicke reglos, sonderbar, fast wie von einem Ehrfurchtsschauer überlaufen. War das Binna Fredden, seine Braut, das Mädchen im grauen, wollenen Schifferwamms? Der staunend auf ihr haftende Blick fragte sich nicht, ob sie jung und schön sei. Es war ein Bild von überwältigender Wirkung — eine leuchtend aus der öden Sand- und Wasserwelt aufgeschossene Blüte, als ob das ertrunkene Land' umher einstmals in tropischer Pracht gefunkelt und ein plötzlich farbenblühend aufgegangenes Samenkorn jener Zeit hinterlassen habe — ein von der Natur für Sonnen- und Sturmtage des Lebens mit Kraft und Hoheit gerüstetes Weib, dessen meerblaue Augen Liebe verhießen und nach Liebe verlangten.

Digitized by Google

Und nun war sie Jan Harrings Frau. Bokke Harring hatte sie vor dem Altar, als weltlicher und geistlicher Eh'bundschließer auf der Hallig dazu gesprochen — „bet an den Dod."

Von der Kirche ging's zum Pfarrhause, alle Inselbewohner geleiteten das ‚junge Paar' — und beide fühlten sich so — bis an die Werft, um die her, als sei es Sommertag, die Kühe und Schafe noch weideten. Doch mehr als ein halbes Dutzend Gäste konnte der Hausraum nicht herbergen; nur Pidder und Eike Tamen, Thede Nommen und Bleik Sönken, Christian Hundertmark und Gottlieb Uhlemann nahmen an dem Hochzeitsmahl teil. Zuvor ging Jan Harring in den winzigen Cisternen-Garten hinaus; dort sah in der Ecke noch eine letzte rote Centifolienknospe vom fast blattlosen Strauch. Die pflückte er und steckte sie seiner Frau wortlos in das Skortelsbjund ihres goldenen Kleides.

Er war durch sein Leben an Gleichgültigkeit gegen leibliche Genüsse gewöhnt worden, aber für diesen Tag des Lebens hatte er Alles aufbieten lassen, was die große Handelsstadt Hamburg an Ausgesuchtestem von Speisen und Getränken enthielt, und sicherlich hatte die Hallig seit ihrem Ursprung noch keinen solchen Hochzeitstisch gesehen. Trotzdem herrschte um ihn her im Anfang friesischer Ernst und Schweigsamkeit, für deren Unterbrechung nur Christian Hundertmark sich durch lustige Reden verdient machte; Bokke Harring sah man an, daß die bevorstehende Trennung von Binna an seinem Innern nagte. Doch nach und nach löste der herrliche Wein auch die wortkargen Friesenzungen, so daß es lebendig und fröhlich am Tisch ward. Nur Gottlieb Uhlemann saß stumm dem Bräutigam gegenüber und scheute sich, ihm mit seinem Blick zu begegnen, bis Jan Harring einmal, sein Glas hebend, sagte: „Ich bin Dir noch etwas schuldig, Uhlemann, den Dank für meine Frau, dem wärst Du nicht in der Sturmnacht hierhergekommen, da hätte ich sie nicht, das Beste und Einzige von meinem Leben nicht. Das hast Du mir zugebracht, bist mein guter Geist gewesen, der mich vor dem Schlimmsten bewahrt hat — Du und Christian. Ein alter Freundschaftsdienst war das, den danke ich Dir heute von glücklichem Herzen mit diesem Glas und mit meiner Hand, Gottlieb Uhlemann." Und er streckte seine Rechte dem Jugendfreund hinüber und drückte fest dessen ihm ungewiß-zaghaft entgegenkommende Hand. „Ja, das war wirklich ein Freundschaftsdienst," nickte Christian Hundertmark; „erlaubt, daß ich als der Dritte im Bunde von dazumal mit anstoße. Eigentlich ist mir das Weintrinken etwas Unbekanntes, aber bei einer guten Sache muß man sich 'mal überwinden. Prosit!"

„Du sollt'st Dich auch noch zu etwas Anderem überwinden, Christian," fiel Jan Harring ein. „Oder meinst Du" — er faßte nach der Hand Binnas — „dies ist auch nur ein Rauchkringel?"

Im Innern des Sprechers mußte etwas von einem jugendlichen Übermut heut seine Spannkraft dehnen, daß er sorglos mit dem letzten Wort eine Erinnerung an den im Keller verbrachten Abend zurückrief. Christian Hundertmark nickte beipflichtend: „Ja, das ist mir auch schon gekommen, und" — er dämpfte seine Stimme, so daß sie nicht zu Uhlemann hinüberklang — „Lucie Bigelins wäre wieder zu haben. Aber vorläufig geht's leider nicht, mir fehlt's an der Zeit dazu. Ich habe nämlich eine Erbschaft gemacht, aus Australien her — da ist so ein unklnger Mensch gewesen, der mit seinem Geld nichts Klügeres anzufangen gewußt hat, als eine Stiftung für verbummelte Leute zu gründen — das ist seine Sache — na, so bin ich um Amt, Brot und Wein gekommen und muß mich nun mit was Anderem kümmerlich durchzuschlagen suchen. Vor zwanzig Jahren wollte ich 'mal einen berühmten Advokaten aus mir machen — jetzt heißen die Leute Rechtsanwälte — die Welt bleibt eben immer rund, und Alles drauf dreht sich wie ein Karoussel herum. Damals drehte ich mich auch ein bischen stark mit und ward nichts draus, ich warf mich mit zu viel Durst auf die Wissenschaft; davon hält sie nichts, denn sie ist im Mäßigkeitsverein und wünscht eine nüchternere Auffassung. Das hab' ich erst später durch einen guten Freund erfahren, der nicht so dumm ist — wie er aussieht, hätt' ich beinah' gesagt — wie die Frau Baronin von Hagen spekuliert hat, mein' ich. Und so bin ich durch ihn auch dazu gekommen, noch einmal in meinen alten Tagen mit dem corpus juris unter'm Arm

Digitized by Google

bei der Dame Justitia anzufragen, ob sie nicht in ein oder zwei Jahren zu einem matrimonium instauratum zwischen uns geneigt sein könnte. Die Antwort muß ich dann abwarten; aber siehst Du, da bleibt einem für andere Frauenzimmer keine Zeit, denn mit Unsereinem nimmt die Alte es höllisch genau, anders als mit den jungen Beugeln. Es ist aber 'mal so, daß der Mensch doch etwas im Leben zu thun haben muß. Und Du, Jan? Oder meinst Du, man hätt' mit einer Frau genug zu thun?"

Das hatte Christian Hundertmark ganz in seiner Art, doch da und dort nicht ohne das Aufklingen eines tiefen Dankgefühls in durchaus nicht spaßhaft dabei empfindender Brust hervorgebracht, und Jan Harring antwortete:

„Vorerst glaub' ich das allerdings, Christian, und wir wollen uns den Winter einmal zusammen die Welt, wo es ein bischen wärmer ist, ansehn; Sturm haben wir auch in jüngster Zeit genug gehabt und brauchen für's nächste nicht mehr davon. Aber zum Sommer kommen wir wieder und bauen uns ein Haus, wo Noman's Land ist, irgendwo, aber auf friesischem Grund, mit Dünen und Strandhafen als Gartenzaun. Da wird's schon für uns zu thun geben, denk' ich, wenn ich Pidder und Eike ansehe. Und wer, von Bleik Sönken gefahren, zu uns ins Haus kommt, nun so lang als möglich zu bleiben, hoff' ich, soll — mit Gott, wie unser Pastor sagen würde — mit dem, was drin ist und sein wird, zufrieden sein."

Er drückte dem alten Jugendgenossen die Hand. Bokke Harring hatte zugehört; man sah seinen Augen an, der feurige Wein trieb auch ihm lebendiger das Blut um. Er rief: „Ja, denn kam ick ok, Jan, to Di un min Dochter! Sun Hus harr ick of vör min Lewensdag geern hatt un dat, wat drinn lewen warr. Awers dat is en ol Friesenwort: Bu' dn nich up den da baben! Ich meine, Seine Wege sind andere, als wir sie in unserer Kurzsichtigkeit begreifen, und Er hat an mir sein höchstes Gnadenwunder vollbracht, daß Er mich aus diesem verstockten Volk auserlesen, auch Sein Wort zu kündigen. Führe Er Dich in Dein Haus, Binna, und benge Er in dem Ehestande, den er dem Menschen zum Heil gesetzt, Deine Widerspänstigkeit unter Seine erbarmende Hand. Auf daß Du nicht von Ihm verworfen werdest, wie das trotzige Blut, von dem Du gekommen, sondern Deine Kinder im Glauben an Ihn auferzieheſt und mit ihnen dereinst eingeheſt zu Seiner Freude!"

Das sprach der Pastor Bokke Harring, dem im Anfang ein wenig die Wirkung des Weins über die Zunge gesprungen war, mit feierlichem Ernst. Binna Harring aber errötete nicht bei seinen letzten Worten, wie eine feingebildete städtische Braut es für ihre Pflicht gehalten haben würde; auch leistete sie keine Widerrede gegen die christliche Mahnung, sondern wie der alte Schiffer nach der Predigt „nahm sie ihr Teil davon" und nickte ihrem alten Hausgenossen liebevoll gleich einer Tochter ins Gesicht. Auch Jan Harring kam eine Erinnerung an jene Sonntagspredigt, denn sein Blick fiel zufällig auf die Wandstelle, an welcher der Stahlstich mit dem untersinkenden Petrus gehangen; ihm kam zum erstenmal zur Vorstellung, daß der Platz leer geworden sei, und unwillkürlich sprach er's aus. Dadurch veranlaßte er auch die Augen des Pastors, sich dorthin zu drehen, und kopfnickend meinte Bokke Harring: „Jo, de is wul uppe See unnergahn un versopen."

Franz Freiherr Gaudy.

Ungedruckte Briefe aus den Jahren 1834—1840.

Mitgeteilt von **Georg Hirzel.**

III.

Zu dem folgenden Briefe spricht Gaudy zum ersten Male den Wunsch aus, seinen bisherigen Aufenthaltsort Berlin mit einem anderen zu vertauschen. Aus dem Inhalte geht hervor, daß er seinen Freund und Verleger um seine Ansicht gebeten, und dieser ihm von Leipzig, an das Gaudy gedacht, abgeraten hatte. Der Musenalmanach tritt in den beiden nächsten Briefen mehr in den Hintergrund. Das Schreiben lautet:

8/3 37.

Herzlichsten, herzlichsten Dank, mein sehr verehrter Herr und Freund, für Ihr liebes freundliches Schreiben. Mit Leipzig wär's also nichts — ob

Digitized by Google

mit Stuttgard? Es fragt sich — Menzel hat sich mir zu schroff gegenüber gestellt — und ich bin zu alt, zu selbstständig, um die erste Hand zu reichen — Collisionen wären unvermeidlich. Wahrscheinlich werde ich ein schlesisches Provinzialstädtchen erwählen — auf jeden Fall aber erst zu Anfang d. k. Jahres. Und so will ich denn auch bis dahin der Mit-Redaktion des M. A. nicht mitren werden. Bis jetzt sind noch nicht 2 druckbare Zeilen einpassirt — ein Glück, daß die Pulte der Süddeutschen vor dem Riß stehen.*) Meinen ersten Transport werden Sie empfangen haben, der 2. liegt schon bei Chamisso. Ich füge ein Blättchen Druckfehler bei — sie mehrten sich in den letzten Aushängebogen. Ob Sie dieselben anzeigen wollen, überlasse ich Ihrem Ermessen.

Dürfte ich Sie wohl bitten veranlassen zu wollen daß die Reimer'sche Handlg. mir den Jean Paul zusende. Ich möchte noch gern den herabgesetzten Preis wahrnehmen, wenn Sie den Posten auf mein Conto schreiben wollen. Bei Chamissos ist's beim Alten — er nur frisch und rüstig. Hitzig ist gefallen und hat sich den Arm ausgerenkt und bessert sich langsam. Holtey hat die Direktion des Rigaer Theater übernommen — voilà de nos nouveautés!

Das Alte, daß ich treu und anhänglich der

Ihrige bin

Gaudy.

1836 war Gaudys Novelle: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" erschienen. Die kühle Aufnahme, die sie gefunden, hatte seinen großen Erwartungen nicht entsprochen und die „Venetianischen Novellen" bereiteten ihm gar schon beim Anbieten zum Verlage Schwierigkeiten. Von dem bitteren Gefühl, das diese beiden Enttäuschungen hervorriefen, giebt der folgende Brief Ausdruck:

[Berlin] 14./6. [1837.]

O weh, das hat einen frostigen Klang! Auch du mein Schneidergesell, Brutus, mein Rococo ein rückwärts schreitender? Auf wen soll man sich in jetziger Zeit noch verlassen? Wenn man der Welt nicht einmal mehr durch Albernheiten beikommen kann, dann ists Zeit die Schreibfeder zur Pfeifenspitze oder zum Zahnstocher zu verschneiden. Ich weiß nicht mehr was ich anfangen soll, bin flügel- und seelenlahm —

Sie können nur 100 Thl. für die Bevet. Erzählungen geben? ich gestehe frei daß ich auf mehr gerechnet — doch wie weit Sie mit einem solchen Pechvogel wie ich bin gehen dürfen, müssen Sie am besten wissen. Sei es drum. Den 25sten d. M. möchte ich abreisen. — Die bei Mueller erscheinenden Novelletten sind gedruckt und seit 14 Tagen beim Buchbinder.

Im nächsten Sommer gedachte ich nach Italien zurückzukehren, vorher aber mein Haus zu bestellen und meine Gedichtsammlung qua poetisches Testament zurückzulassen. So mag denn meinethalben Frau Germania ab intestato erben, mir ist Alles eins. Ich würde Unrecht thun zuzureden. Sie haben mit mir schon schlecht genug abgeschnitten, als daß ich Sie zu fernweren traurigen Spekulationen verleiten möchte. Glauben Sie mir, theurer Herr und Freund, man wird zuletzt recht mürbe, wenn auch alle und jede Hoffnung fehlschlägt, und bekommt den ganzen Bettel vulgo leben genannt von Herzen satt.

Chamisso ist wohl. Er erträgt den harten Schlag*) mit männlicher Fassung — ich begreif's kaum wie. Mir kostet es jedesmal eine Ueberwindung die Schwelle des verödeten Hauses zu überschreiten.

Vielleicht komme ich auf der Rückreise über Leipzig — bis dahin, oder besser auch ohne dem meinen herzlichen Händedruck.

Stets der Ihrige Gaudy.

Auf dem Titel des Almanachs für 1837 war zum ersten Male Chamisso als alleiniger Herausgeber genannt. Schwab hatte die Mitredaktion niedergelegt und gleich seinen Landsleuten und den anderen süddeutschen Dichtern dem Almanach den Rücken gekehrt. Gaudy, „der stillschweigende Kompagnon", hatte seine Arbeit übernommen, jedoch noch immer ohne Verpflichtung. Erst im Herbst 1837 trug ihm die Buchhandlung an, der Redaktion beizutreten. Das folgende Schreiben, an Karl Reimer gerichtet, enthält seine Zusage. Es lautet:

den 30sten Oktober 1837.

Verehrter Herr und Freund,

so möge denn meine zweimal von der Pfanne gebrannte Polemik ruhn. Die (mir auch nicht recht genügende) Depretation B's war früher erschienen, und so gern ich auch den Spion an die Hüfte gepackt — so kann ich doch diesmal midi à quatorze heures — Hol den Schluß der Teufel. — An Grün schreibe ich ausführlich, so wie meine Dampfnovelleten einigermaßen ausgesichtet sind. — Vor der Hand nur die Erwiederung auf den gütigen Antrag der Redaktion beizutreten: er ist mir höchst ehrenvoll, und ich ergreife ihn mit größter Freude und Bereitwilligkeit. Auf jeden Fall wird eine größere Einheit der Ansichten von jetzt an eintreten. Chamisso hat mich falsch verstanden, wenn er Ihnen berichtete: ich könne mich blos auf das nächste Jahr verpflichten. Im Gegentheil sollen meine etwagen Reisen sich jedesmal nach meinen übernommenen Verpflichtungen richten, und der Almanach nicht darunter zu leiden haben. Bisher blüht ihm ein größeres Gedicht von Chamisso, ein ganz wackeres Gedicht von G. Pfizer und ein (kurzes) von Fouqué u. dito v. J. Kerner. Letztere drei sind erbetene Beiträge für meinen projektirten Almanach — eine Idee die ich nunmehr ganz aufgegeben habe. Genehmigen Sie mit Ihrem Herrn Schwager die Versicherung aufrichtigster Hochachtung und Freundschaft

Gdy.

Wie weit sich der Haß der Süddeutschen gegen Alle, die mit dem Musenalmanach in Verbindung standen, erstreckte, geht aus einer Bemerkung Gaudys im folgenden Briefe hervor, daß ihm Cotta in Stutt-

*) Lenau's Frühlingsalmanach ging 1836 wieder ein.

*) Den Tod seiner Frau.

Digitized by Google

gart Beiträge für das bei ihm erscheinende Morgenblatt*) zurückgeschickt habe, mit dem Bemerken, er wolle keine Änderungen in der Tendenz haben. Im Übrigen sehen wir Gandy schon eifrig mit der Redaktionsarbeit beschäftigt. Der Brief lautet:

15/4. 38.

Verehrter Freund, unser verdeutschter Béranger**) springt auf Bocksfüßen ein. Vielleicht reicht mein Antheil hin um meine majorenne Schuld nebst Zins und Zinseszins endlich einmal zu tilgen — wo nicht so bitte ich mich nach dem Drucke zu benachrichtigen, um den Bären vollends zu entkerten. Nach meinem Ueberschlag aber macht es gute 20 Bogen à 16 Seiten. Vederremo! Wie's nun aber mit der verwetterten Censur werden wird, das ist eine bäklitzere Sache. Sie werfen wohl vorher noch einen Blick hinein, um entscheiden zu können, ob der Schneeberger liberale Censor oder der Leipziger simple das Mſc. bekomme. Der Henker ist eben, daß gerade die naſenweisesten Lieder die besten sind. Ch'n namentlich hat das demagogische Böcklein mächtiglich gestoßen — da half kein Abmahnen. Wir wollen Béranger und A. Grün ein Exemplar zusenden. Für letzteren folgt ein Briefstein zu gütiger gelegentlicher Besorgung bei. Schickt er und Rückert, so ist der M. Alm. gemacht. Auf Freiligrath rechne ich nicht — er ist schon grand seigneur, u. p. conséquent undankbar geworden. Dagegen hat Sallet neuerdings gar herrliches gesandt — der ist noch biegsam, erkenntlich, nimmt Belehrung an. Pfizer sandte mir einen ganzen Stoß. Ich ahne er wird der einzige Schwabe bleiben; sc. im Alm. denn die andern bleibens erst recht von Ewigkeit in Ewigkeit, und ich sage Ihnen vorher, daß die Reichs- und Pfahlbürger sich abermals isoliren. Die unverfänglichsten Gedichte sind mir vom Morgenblatt remittirt worden, mit dem Bemerken H. v. Cotta halte fest am Stabilitätsprinzip, und wolle deshalb keine Neuderungen in der Tendenz dulden. Was heißt das, frage ich. N.B. die Verse waren gut! Komisches Volk. Berolinesische Myrmidonen sind hier bereits schockweise abgethan. Eichendorff hat leider nichts. Staegemann egliches — peu grande chose — Streckfuß ist hoffentl. auf immer beseitigt — Gruppe u. Kopisch zieren sich — was das für ein Elend mit den Affen ist! Mein abendländes censeo Carthaginem, welches ich Chamisso vorpredige ist, lieber kein Alm. als ein schlechter. Ich denke Sie pflichten mir bei? Wigand hat noch kein Wort hören lassen — ich habe das hin und herzerren von ganzer Seele satt, und wünschte mit guter Manier los zu kommen. Aber auch Tiro*) schweigt — und gerade jetzt hätte ich die Hände frei, und kavriolte gern ein bischen herum, nachdem ich mich über den Béranger steif gefeiert. Wenn H. T. uns nur wenigstens ein keckes Liedlein singen wollte — bisst da keine Stimmlanz?

Leben Sie recht wohl, machen Sie eine tapfere Messe — wo mögl. in Schneidergesellen und anderm saulpelzigem Gelichter — empfehlen Sie mich recht herzlich den Übrigen, darum bittet

Ihr

zerknirschter

Graf Isolani junior.**)

*) Hans Tiro lieferte Beiträge in die Jahrg. 1835, 36, 38.

**) Isolani sagt zu Illo (Piccolomini I. 1.):

— „Der Fürst
Will meine Creditoren kontentieren,
Will selber mein Kassier sein künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen
Und das ist nun das dritte Mal, bedenk' Er!
Daß mich der königlich gesinnte vom
Verderben rettet und zu Ehren bringt."

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

*) Morgenblatt f. gebildete Stände.

**) Béranger, Lieder-Auswahl in freier Bearbeitung von Ad. von Chamisso und Fr. Frhrr. Gandy. Lpz. 1838.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Conrad, M. G. Bergfeuer. Evangelische Erzählungen. (Erste Reihe.) München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Braune, Rudolf. Thüringer Dorfgeschichten. Novellen. Leipzig. Friedrich Schneider. 1893.

Herzfeld, Marie. Menschen und Bücher. Literarische Studien. Wien. Leopold Weiß. 1893.

Modlezka, Victor. Bellicosus. Roman aus der Geschichte Oesterreichs. Dresden u. Leipzig. E. Pierson. 1893.

Kalischer, Dr. Alfred Christleb. Der Untergang des Achilleus. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Berlin. Stern & Ollendorf. 1893.

Bernhöft, F. Frauenleben in der Vorzeit. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1893.

Eitelberg, Dr. A. Unmoderne Ansichten über die moderne Cultur. Wien und Leipzig. Wilhelm Altmann. 1892.

Stillfried, Felix. Die Wilhelmsbäger Klösterlüd'. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1898.

Stern, Maurice Reinhold von. Mattgold. Neue Dichtungen. Zürich. „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz". 1893.

Deutscher Glaube. Bekenntnis eines deutschen Christen. Berlin. Gustav Schade. 1898.

Bienenstein, Karl. Aus tiefstem Herzen. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Löbner, Heinrich. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Poschinger, Heriberta von. (Heinz Oser.) Lieder der Waldfrau. München. Dr. E. Albert & Co. 1893.

Schwarze Perlen. Aus dem Nachlasse eines Heimgegangenen. Leipzig. Siegismund & Volkening. 1893.

Laff, W. Gedichte. Wiesbaden. Karl Schwegelberger & Cie. 1893.

Schiff, Hans. Gedichte. Kommissionsverlag. Leipzig. S. F. Koehler. 1893.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

So vertieft Fritz Lienhardt auch in seine Arbeit war, konnte es ihm auf die Dauer doch nicht entgehen, daß Melanie die Kinder trotz der herrlichen Frühlingstage im Zimmer hielt oder höchstens selbst mit ihnen für kurze Zeit in den Garten hinabging. Auch mußte es ihm auffallen, daß Bruno viel von seiner sonstigen, übermütigen Lustigkeit eingebüßt hatte, daß er oft weinte und etwas Scheues und Heimliches in seinem Wesen lag, das ihm sonst ganz fremd gewesen. Er hatte schon mehrfach Melanie um den Grund gefragt, aber immer nur eine ausweichende, kurz abbrechende Antwort erhalten. Nun fragte er sie eines Tages doch geradezu, weshalb sie die Kinder nie mehr in die Anlagen hinabschicke, es komme ihm vor, daß sie seither blasser und mufroher geworden seien.

Melanie redete ihm das aus. „Sie kommen dort so leicht in Berührung mit allerlei zweifelhaftem Gelichter, das sich jetzt zur Saisonzeit in den Anlagen umhertreibt," fügte sie hinzu. „Sie sehen und hören leicht Dinge, die ich ihnen fernhalten möchte."

„So geh' selber mit!" meinte Fritz.

„Ich scheue diese unerfreulichen Elemente in der Kurzeit auch, Fritz."

Er lachte. „Seit wann bist Du denn menschenscheu geworden, Melanie?"

„Seit ich niemanden mehr sehn und niemanden mehr hören mag, außer Dir, Fritz!" erwiderte sie, sich an ihn schmiegend.

„Geh'! Geh!! Du bist närrisch," sagte er. „So laß die Kinder wenigstens in den Garten. Mir ist's lieber, ich höre sie bis zu mir heraufkärmen, als daß Bruno mit jedem Tage stiller und blasser wird. Die Stubenluft taugt dem Jungen ganz und gar nicht. Sei also verständig, kleine Frau!"

Am Nachmittage nach diesem Gespräch, das morgens stattgefunden hatte, ging Melanie selbst mit den Kindern in den Garten hinab. Minna hatte ihr einen lächelnd-verständnisvollen Blick zugeworfen. Melanie war die vertraulich-zudringliche Art des Mädchens, das sich offenbar im Besitz eines großen Geheimnisses glaubte, längst zum Überdruß geworden, aber sie scheute sich doch, ihr den Lustspaß zu geben. Wer konnte wissen, was die kecke Person dann erst für ein Gerede über sie verbreiten würde! Roßthal war eine kleine Stadt und den Organisten Fritz Lienhardt kannte jedermann. Jetzt schwieg sie, um sich ihren Dienst nicht zu verscherzen. Aber sie wurde von Tag zu Tag herausfordernder. Mehrfach war sie schon weit über die erforderliche Zeit hinaus weggeblieben, wenn Melanie sie ausgeschickt hatte, und doch hatte diese nicht gewagt, ihr Vorwürfe zu machen. Das mußte auf die Dauer ein unerträglicher Zwang werden. Und überdies konnte Melanie den Verdacht nicht los werden, der einmal in ihr aufgestiegen war, das Mädchen könne von Berndt Herzberg gewonnen sein, um ihm Spionendienste zu leisten. Für Geld waren solche Personen ja zu allem zu haben. Es war eine fixe Idee, sie wußte es, aber sie konnte nicht davon los.

Im Garten war Bruno plötzlich zärtlicher zu ihr, als er seit langem gewesen. Mit einem Male schlang er ihr beide Arme um den Hals und sagte in den schmeichelndsten Tönen: „Mama! Wenn jetzt Onkel Berndt käme —! Dann dürfte er doch herein, Mama, nicht wahr? Dann dürfte er doch?"

Digitized by Google

Melanie machte sich fast rauh von ihm los. „Nein, er dürfte nicht, Bruno. Nicht jetzt und niemals!“

Das Kind brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Aber warum denn nicht, Mama? Warum denn bloß nicht?“

„Du fragst immer wieder dasselbe, Bruno. Ich hab' es Dir ja schon einmal gesagt. Weil ich es nicht will! Das ist doch genug.“

„Du hast mich dann aber auch garnicht mehr lieb, Mama!“ schluchzte Bruno.

„Weil ich Dich lieb habe, sollst Du ja immer bei mir sein und bei keinem Andren.“ Sie sagte das, als ob sie mit einem Erwachsenen spräche, den es zu überzeugen galt.

Aber das Kind weinte nur immer heftiger. „Ich habe Onkel Berndt doch auch so lieb! Und ich hab' ihm versprochen, daß er zu uns kommen kann. Und ich möchte so gern zu ihm gehen. Ach, Mama, Mama, laß mich doch gehn! Onkel Berndt ist nun gewiß schon böse, daß ich nicht komme. Und ich kann doch nicht, ich kann doch nicht!“

Melanie stand ungeduldig auf und stieß den Knaben, der sich stürmisch an sie drängen wollte, von sich. „Laß! Sei still! Du mußt sonst wieder in die Stube hinauf. Du wirst eingesperrt werden, wenn Du nicht artig und folgsam bist.“

Das kleine Mädchen hatte gleichfalls zur Gesellschaft zu weinen angefangen. Es entstand ein Lärm, der Fritz Lienhardt veranlaßte, droben sein Fenster aufzureißen und herabzufragen, was es denn eigentlich gäbe; es werde doch wohl besser sein, mit den Kindern in die Anlagen hinabzugehen, er könne sonst nicht arbeiten.

Daraufhin zog sich Melanie mit den Kindern mehr gegen den Teil des Gartens zurück, der hart an den Friedhof grenzte. Die Kinder waren still und verschüchtert geworden. Melanie begann ihnen vorzulesen. Sie wußte selbst nicht, was sie las, ihre Gedanken schweiften weit in der Ferne. Aber bei dem eintönigen Lesen schlief die Kleine im Korbwagen allmählich ein und Bruno weinte nur noch in Unterbrechungen leise vor sich hin. Mit der Zeit war's Melanie ruhiger und friedvoller zu Sinn geworden, sie las durch die Märchen ihr eigenes Herz in Schweigen ein. Plötzlich schrie Bruno auf: „Onkel Berndt! Onkel Berndt!“

Es durchfuhr Melanie wie ein elektrischer Schlag. Dennoch zwang sie sich, nicht aufzusehen, rannte Bruno streng zu: „Du bleibst sitzen und bist ruhig!“ und las dann weiter. Aber sie gewahrte trotzdem, daß die Männergestalt jenseits der Mauer näher und näher herankam, zuletzt ihr gerade gegenüber stehen blieb und sich mit beiden Armen auf die nur halb mannshohe, von Unkraut überwucherte Brüstung stützte, um ihr lächelnd ins Gesicht zu blicken. Auch die fieberhafte Unruhe, in die der Knabe geriet, der jetzt ängstlich auf seinem Platz hin- und herrückte und bald den Einen, bald den Andern fragend anschaute, entging ihr nicht. Ihr eigenes Herz klopfte wild und laut. Dennoch zwang sie sich, weiterzulesen, und trotzdem ihre Stimme zitterte, brachte sie das Märchen zu Ende. Dann stand sie auf, immer ohne dem Mann da drüben auch nur einen Blick zu gönnen, der ihm verraten hätte, sie sei sich seiner Anwesenheit dort bewußt, nahm Bruno an die eine Hand, während sie mit der anderen den Griff des Korbwagens faßte, und rief, als das Kind zögerte und sich fortziehen ließ, strenge: „Du kommst mit mir, Bruno!“

Der Mann drüben hatte sich noch nicht geregt, sondern mit einer Art von neugierigem Spott die Szene betrachtet, die sich da vor ihm abspielte. Nun, als der Knabe hülflos zu ihm hinüberblickte und offenbar nicht wußte, was er von dem allen denken sollte, rief er: „Frau Melanie!“ Und als sie nicht antwortete, auch mit keiner Miene verriet, daß sie ihn höre oder hören wolle, fügte er hinzu: „Ich bitte, bleiben Sie! Es würde Sie sonst vielleicht gereuen. In fünf Minuten steh' ich vor Fritz Lienhardt, um ihm zu sagen, was Sie nicht hören wollen. Ich werde bei meinem alten Freund Fritz doch wohl noch Zutritt finden.“

Melanie blieb jetzt wirklich stehen. Aber sie wandte sich dem Sprecher nicht zu und sie bezwang das Zittern, das ihre ganze Gestalt vom Wirbel bis zu den Fußspitzen durchrann, — ein Zittern des unterdrückten Zorns und der hülflosen Verzweiflung. Ihm halb den Rücken zukehrend, Bruno an der Hand, vor sich den Korbwagen, in dem die Kleine schlummerte, stand sie da; Berndt konnte die finsteren, hart-entschlossenen Züge ihres farblosen Gesichts nicht erkennen. Aber die Hand, welche

Digitized by Google

die des Knaben hielt, klammerte ſich ſo feſt darum, daß Bruno einen Wehelaut ausſtieß.

„Ich wollte Sie nur fragen,“ ſagte Berndt, „ob Sie ſich eines andern beſonnen haben, Frau Melanie. Daß es mit dieſem Verſteckſpielen auf die Dauer nicht geht, begreifen Sie doch wohl ſelbſt.“

Melanie ließ Bruno los. „Geh ins Haus!“ befahl ſie ihm. Der Knabe ſchlich zögernd davon. Berndt mochte ſelber begreifen, daß der Knabe bei dieſer Unterhaltung überflüſſig war, er ließ ſeine Entfernung widerſpruchslos vor ſich gehn. Dann fuhr er fort: „Ich habe Ihnen Zeit gegönnt, ſich zu beſinnen. Kommen Sie zu keinem andren Reſultat, wie neulich, wollen Sie mir nach wie vor Alles verweigern, ſo verſuch' ich mein Heil erſt noch einmal bei Fritz ſelber und dann — Nun, Sie werden ja ſehn. Mit der Schonung iſt es dann jedenfalls aus.“ Als Melanie auch jetzt keine Antwort gab, ſondern ſtumm und ſtarr vor ſich hinausblickte, fügte er hinzu: „Ich hätte Ihnen ſoviel Härte und Grauſamkeit nicht zugetraut, Frau Melanie. Sie ſind ja ſo reich und ich verlange ſo wenig. Sie haben Alles, was zum Glück gehört auf Erden, und ich bin bettelarm. Und man ſoll ja Böſes mit Gutem vergelten. Weshalb mißgönnen Sie mir den Brocken, der von Ihrem Tiſche fällt? Wieviel bliebe Ihnen ſelbſt dann noch, wenn das Herz dieſes einen Kindes zwiſchen Ihnen und mir geteilt wäre? Wiſſen Sie auch, daß es etwas Widernatürliches iſt, was Sie da anſtreben?“

Zum erſten Mal kam ein Ton als Erwiderung von Melanies Lippen. Wie ein kurzes, hartes Auflachen war's. Dann wiederholte ſie: „Etwas Widernatürliches! Jawohl. Sie ſind's, der es wiſſen muß. Denn widernatürlich war's, als der Vater das ungeborene Kind verkaufte an einen Andren. Damit aber war's geſchehn für immer. Es lohnt nicht, noch Worte darüber zu machen.“

Während ſie ſich vollends von ihm abwandte, hörte ſie, wie ſeine Zähne aufeinanderknirſchten. „Iſt das Ihr Letztes, Frau Melanie?“ rief er ihr nach.

Sie entgegnete nur noch mit einem Achſelzucken. Dann ging ſie, den Kinderwagen langſam vor ſich herſtoßend, auf das Haus zu. Sie erwartete, Bruno dort zu finden, aber ſie gewahrte ihn nirgends. Plötzlich hörte ſie ein Geräuſch in den Büſchen zur Seite, und als ſie ſich umblickte, ſah ſie den Knaben, der ſich dort verſteckt gehalten haben mußte, hervorſchießen, auf die Mauer zurennen und ſie haſtig erklettern. Im nächſten Augenblick war er droben und lag in Berndt Herzbergs Armen, der ihn zärtlich umſchloſſen.

Melanie war einen Moment wie erſtarrt. Dann brach ein Schrei von ihren Lippen: „Bruno!“ Ihr ganzer Schmerz, ihr wilder Groll, ihre Hülfloſigkeit klangen aus dieſem Schrei auf.

Und der Knabe machte ſich aus den Armen los, die ihn nicht laſſen wollten, kletterte herab und lief zu ihr: „Mama! Liebe Mama!“

Melanie war in's Haus eingetreten. Als der Knabe ihr dorthin folgte, erhob ſie die Hand gegen ihn. Es war das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie ihn ſchlug, und ſie wußte es in dieſem Augenblick ganz genau und wußte auch, wer es dahin gebracht hatte. Trotzdem, vielleicht gerade deshalb, ſchlug ſie auf den Knaben los — unbarmherzig, ſo lange, bis er wimmernd in die Kniee brach. Anfangs hatte das Ungeheuerliche, was er erlebte, den Knaben ſtumm und ſtarr gemacht, er fühlte den Schmerz garnicht über ſeinem tötlichen, faſſungsloſen Erſchrecken. Nun war er faſt ſinnlos vor Schmerz und vor Beſchämung. Er ſchrie und tobte plötzlich. Melanie mußte ihn in ihre Arme nehmen und die Treppe hinauftragen, während er mit den Füßen zappelte und mit den Händen um ſich ſchlug. Er war wie außer ſich. Sie mußte ihm erſt zuraunen, wenn er nun nicht ſtill ſei, würde ſie ihn noch viel mehr ſchlagen und dazu den Papa rufen, damit der ihm den Stock zu koſten gäbe, und wenn er noch einmal wieder ſo ungehorſam ſei, wie heute, werde es ihm noch viel ſchlimmer ergehn. Da erſt wurde das Kind ruhiger. Aber es betrachtete die Mutter mit ganz ſonderbaren, fremden, ſcheuen, verbiſſenen Blicken. Melanie erſchrak förmlich vor dieſen Augen. Es kam ihr vor, als hätte ſie ein fremdes Kind in ihren Armen. So trug ſie ihn herauf.

In der offenen Stubenthür oben ſtand Minna. Sie ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen. „Aber Madam'! Um Himmelswillen, was iſt denn da geſchehn? Wie können Sie denn bloß das Kind ſo hauen? Nein, ich ſage! Iſt ſo 'was dageweſen?“

Digitized by Google

Sie verstummte, weil Melanie ihr einen zornig-verweisenden Blick zugeworfen hatte, streckte aber die Arme nach dem Kinde aus, um es der Mutter abzunehmen, und wiegte bedauernd den Kopf hin und her, um gleichzeitig unartikulierte Schmeichellaute zur Besänftigung hören zu lassen. „Holen Sie den Wagen mit dem Kinde herauf!“ herrschte Melanie sie an. „Kümmern Sie sich nicht weiter um Bruno! Das ist meine Sache.“

Das Mädchen war sehr betroffen über den Ton, den sie zum ersten Male zu hören bekam. „Na, was ist denn das?“ murmelte sie, während sie die Treppe hinunterstieg.

Bruno war plötzlich wieder unruhig geworden. „Ich will zu Minna,“ schrie er, und versuchte sich loszumachen, „ich will nicht bei Mama bleiben. Zu Minna will ich.“

Melanie konnte ihn kaum bändigen. Sie mußte ihn abermals schlagen, ehe er sich fügte. Diesmal schrie er nicht und wimmerte er nicht. Es war ein funkelnder Blick des Ingrimms und des Hasses, den er Melanie zuwarf. „In dieser Stunde hast Du die Liebe Deines Kindes verloren,“ mußte Melanie sich zurufen. Und zugleich fuhr es ihr schreckhaft durch die Seele, daß sie diesen Blick kenne, — es war der Blick, mit dem Berndt Herzbergs Augen sie angesehn hatten. Und nun schauderte sie zusammen. Der Gedanke an die Zukunft Brunos packte sie plötzlich, wie mit eisernen Krallen. Er war ja trotz allem immerhin der Sohn dieses Mannes, ihres Todfeindes, war wirklich sein Fleisch und Blut. Und in sich tragen mochte er die Keime zu allen — zu manchen von jenen Eigenschaften, die Berndt Herzberg besaß. Wer konnte wissen, welche? Und wer konnte sie ausrotten bei aller sorglichsten Pflege, aller strengsten Überwachung? Würden sie nicht doch immer wiederkehren, weil sie im Blute, in dem ererbten, verdorbenen Blute jenes Mannes wurzelten? Und wachsen und Unheil stiften allerorten? Eine furchtbare Angst vor dem, was da vor ihr aufstieg, ergriff Melanie. Dann trug sie den Knaben in eine kleine, neben ihrem eigenen Schlafzimmer befindliche Kammer, die zur Aufbewahrung von Kleidern diente, setzte ihn dort nieder und sagte: „Hier kannst Du Dich besinnen, ob Du künftig Deiner Mama gehorchen willst, oder ob sie Dich von jetzt an alle Tage schlagen muß. Du hast Deiner Mama schweren Kummer bereitet, böses Kind!“ Dann ging sie und schloß ihn ein.

Eine Zeit lang blieb sie draußen stehn und horchte an der Thür. Sie hätte etwas darum gegeben, wenn sie den Knaben jetzt drinnen hätte verzweifelt weinen oder angstvoll nach ihr rufen hören. Aber es blieb alles still und diese Stille war ihr qualvoll. Mit wankenden Knieen, müde und schwerfällig, ging sie wieder hinab. Es war ihr, als wäre ihr Kind plötzlich zu einem Stück von Berndt Herzberg geworden, ganz sein verjüngtes, verkleinertes Ebenbild, gar nicht mehr ihr eigen, gar nicht mehr ein Teil ihres Selbst. Sie hatte früher nie mit einem Gedanken daran gedacht, daß ja Berndt Herzberg wirklich Brunos Vater war, daß da ein Band bestand, was sich nie zerreißen, nur verbergen ließ, verbergen — bis die Natur es wieder ans Licht brachte, vielleicht zum Schrecken Aller. Das Recht an seinem Kinde hatte der unnatürliche Vater verloren, gewiß, darüber gab es keinen Zweifel; aber wie war der innere Zusammenhang, wie war die geheimnisvolle Abhängigkeit des Sohnes vom Vater je zu überwinden, zu zerstören?

Ein Glockenzug drunten an der Hausthür ließ Melanie aus ihren wirren Gedanken emporschrecken. Es durchfuhr sie, das müsse Berndt Herzberg sein und er werde gleich jetzt, wie er ja gedroht, zu Fritz gehn. Das durfte nicht sein. Sie wollte sich ihm in den Weg stellen und dann würde man ja sehn, ob er es wagen würde, in den Frieden, in den Bannkreis ihres Hauses einzudringen. Sie flog die Treppe vollends hinab und riegelte die Hausthür auf. Aber es war nicht Berndt, sondern der Postbote, der ein großes, versiegeltes Schreiben für Fritz überbrachte und dessen eigenhändige Unterschrift dafür verlangte. Melanie ließ ihn aufatmend an sich vorüber die Treppe emporgehn.

Als sie eine Weile später wieder bis an die Kammerthür schlich, hinter der Bruno eingeschlossen war, ohne von drinnen das Geringste zu vernehmen, hörte sie Fritz mit raschen Schritten die Treppe herabkommen. Dann rief er auch schon nach ihr und sie ging ihm erstaunt und fragend entgegen. Ihr erster Gedanke war, der Brief müsse eine schlimme

Digitized by Google

Nachricht gebracht haben. Sie war jetzt schon in der Gemütsverfassung, nur noch an Schlimmes denken zu können, was kommen mußte. „Käm' es nur gleich und Schlag auf Schlag und schmetterte mich zu Boden!“ dachte sie.

Aber Fritz Lienhardts Gesicht strahlte, als er ihr entgegenkam. Er schwenkte den Brief in der Hand und rief: „Viktoria, Melanie! Nun geht unser Weg aufwärts. Meine Oper ist in Berlin definitiv angenommen. Die Proben beginnen. Ich soll kommen, um sie zu leiten. Lieber heute, als morgen.“

Melanie wußte sich in das Überraschende noch nicht zu finden. Sie starrte Fritz halb verständnislos an, so daß dieser lachend einfiel: „Du freust Dich wohl gar nicht, Melanie? Und ich bin ganz aus dem Häuschen. Ich könnte jubeln und tollen, wie ein Kind. Und Du bist ja nicht wenig an meinem Erfolg beteiligt, Dir verdank' ich ihn eigentlich sogar ganz. Ja, ja, sieh' mich nur so ungläubig lächelnd an, es ist doch so. Wenn Du mir nicht Frieden gegeben hättest, wenn Du nicht das stille, häusliche Behagen um mich her gebreitet hättest, — wie hätt' ich dann etwas schaffen sollen, was Wert hatte? Du warst mein bester und mein notwendiger Mitarbeiter, Melanie. „Du bist die Ruh', Du bist der Frieden“ —

Er sang die letzten Worte, während er ihr seine Arme um die Schulter legte. Melanie hatte sich gefaßt. Sie küßte ihn. Aber eine eigentliche Freude wollte nicht in ihr wach werden trotz allen stolzen Triumphes, der sie erfüllte. Ihre Brust war wie zusammengeschnürt von der angstvollen Pein, die ihr die letzten Tage und vor allen dieser heutige gebracht, es konnte gar kein Frohgefühl darin Platz gewinnen. „Ich gratuliere,“ sagte sie nur, „ich gratuliere! Das war verdienter Lohn!“

„Es ist nur ein Schlimmes dabei,“ fiel Fritz ein und eine Falte zeigte sich auf seiner Stirn. „Ich werde fort müssen, — morgen schon. Ich kann mich dem nicht wohl entziehn. Man deutet mir an, daß eventuell an eine feste Anstellung für mich dort gedacht wird. Es hängt also vielleicht meine Zukunft davon ab.“

„Natürlich, natürlich,“ murmelte Melanie. „Da kann es ja gar kein Bedenken geben.“

„Du sagst das so ruhig,“ fiel er ein, „aber es bedeutet eine Trennung für uns — wahrscheinlich für Wochen. Oder würdest Du Dich von den Kindern — die wir doch nicht mitnehmen können —“

Melanie schien erst jetzt zu begreifen, um was es sich handelte. Sie entgegnete rasch, ehe er den Satz beendigen konnte: „Nein, nein, wo denkst Du hin? Natürlich nicht. Ich bleibe mit den Kindern hier. Und Du hast Recht: ein bischen vereinsamt wirst Du Dir ja wohl vorkommen, ohne mich besonders, in Berlin. Aber solche Trennungen haben auch ihr Gutes: man lernt den Wert des Zusammenseins nachher um so mehr schätzen. Und Du wirst soviel zu thun haben.“ Während sie es sagte, gingen die Gedanken wunderlich in ihr um. Und eine Stimme raunte ihr zu: „Also allein! Du wirst allein sein und wirst es allein auskämpfen. Und es wird gut so sein. Es ist ein Wink des Himmels.“ Dann schloß sie Fritz in seine Arme.

Er sagte ihr in der weichen Stimmung, die über ihn gekommen war und nun seine Lippen überfließen machte, noch viel Gutes und Liebes: was er ihr Alles verdanke und wie es durch sie allezeit um ihn her licht und warm geworden sei. Sie hatte nur immer abzuwehren und ihn zum Schweigen aufzufordern. Dazwischen überlegte sie, ob sie ihm nun nicht doch vor seiner Abreise sagen sollte, was geschehen war und was in nächster Zukunft weiter noch drohte. Aber sie brachte es nicht über sich, ihm seine Glücksstimmung so grausam zu zerstören. Was hätte er auch thun sollen, um ihr zu helfen? Daß er fortging, erleichterte ihr die Aufgabe nicht wenig, die sie zu erfüllen hatte. Auch von ihrer Sorge um Bruno äußerte sie nichts. Sie hätte ja ihn und sich selber Lügen gestraft, wenn sie gerade jetzt ihm ihre Sorgen und Kümmernisse mit auf die Reise nach dem Glück gegeben hätte.

Als Melanie später Bruno wieder aus seiner Haft befreite, machte er immer noch den trotzigverbissenen Eindruck von vorher und er hatte keine Thräne mehr vergossen. „Willst Du jetzt wieder ein artiges, folgsames Kind sein?“ fragte Melanie, ihn bei den Schultern haltend.

„Ja,“ sagte der Knabe, sah sie aber nicht dabei an, sondern scheu und trotzig zur Seite.

Digitized by Google

Wieder hatte Melanie das Gefühl, daß etwas Fremdes in ihren Knaben gefahren sei oder doch erst jetzt in ihm zum Vorschein komme. War es das Blut seines Vaters? Mehr noch, als diese Vorstellung, quälte es sie, daß sie selber nicht mehr die harmlos-hingebende Zärtlichkeit gegen das Kind empfand und zeigen konnte, wie früher, daß etwas wie Groll sich in ihr gegen es regte, weil durch dies Kind der stille Frieden ihres Hauses und ihr eigenes, seelisches Gleichgewicht gestört worden waren. Sie fürchtete sich allmählich vor sich selber. Sie fürchtete sich davor, daß sie in diesem Knaben den Vater, das, was von seinem Vater in ihm war, hassen lernen würde. Und doch war es ihr Kind. —

Andern Tages am Nachmittag reiste Fritz. Melanie begleitete ihn bis an den Bahnhof hinab. Während sie im Gespräch Arm in Arm noch auf dem Perron hin- und herwanderten, um den Zug zu erwarten, der Verspätung hatte, konnte Melanie die Furcht nicht loswerden, daß noch im letzten Augenblick Berndt Herzberg erscheinen und eine Begegnung zwischen diesen beiden Männern stattfinden werde, die sich nie mehr auf Erden begegnen durften. Sie begriff nicht, weshalb er seine Drohung, zu Fritz zu gehen, noch nicht wahrgemacht habe. Es war ihr unheimlich, es lag ihr wie die Ahnung von etwas Drohendem in der Luft. Sie hing sich schwer an Fritz' Arm und schmiegte sich enger an ihn. Manchmal durchfuhr sie's, sie sollte ihn nicht von sich gehen lassen, denn sie würde ihn niemals wiedersehen. Und dann wieder ängstigte sie selber sich vor einer erneuten Begegnung mit Berndt, während Fritz fern war. Es war eine absonderliche Furcht, die sie hegte, eher eine Furcht vor sich selber, als vor ihm. Sie war eben doch einmal sein gewesen. Ließ sich das je ganz auslöschen, ganz vergessen? Und dieser Mann, den sie haßte und verachtete, wie nie einen anderen, mit der ganzen Kraft ihrer Seele, mit der ganzen Glut ihres Herzens, dieser Mann hatte eine Macht über sie besessen, die vielleicht doch noch einmal wieder aufleben, noch einmal geheimnisvolle Wirkung üben konnte, gegen die es keinen Widerstand gab. Und dann —. Ihn niederschießen! sagte sie sich. Undenkbar, daß es eine andere Lösung geben konnte. Auch sonst, wenn er es mit seiner Verfolgung des Knaben noch so weitertrieb, gab es ja keine.

Melanie hatte unwillkürlich eine zusammenzuckende Bewegung gemacht. Und Fritz fragte lächelnd: „Was hast Du? Du bist in Gedanken?"

„Ich dachte daran, daß ich während Deines Fernseins die Pflicht haben werde, an Deiner Statt über unserer Hausehre zu wachen und sie zu schützen."

„Nun, nun," sagte er heiter, „das sind ja ganz tragisch-pathetische Gedanken. Du wirst Dich also wohl mit einem Revolver bewaffnen müssen. Bei Reuzner bekommst Du die besten Sorten." Als er sah, daß sein Scherz ihr nicht zu gefallen schien, fügte er gutmütig hinzu: „Laß gut sein, Kind! Ich weiß ja, daß unseres Hauses Ehre bei Dir in den besten Händen ruht."

„Dessen darfst Du sicher sein," versetzte sie ernst.

Nach einer Weile erneuten Unterwanderns sagte er mit zärtlichem Scherz: „Du, ich glaube, wir erregen hier den Eindruck eines Brautpaares, — so innig schmiegen wir uns aneinander."

„Mir ist auch so, als wären wir's," sagte Melanie. „Ich meine, wenn das Leben sich müht, zwei, die zu einander gehören, aneinander zu bringen, dann werden sie sich erst voll ihrer gegenseitigen Zugehörigkeit bewußt und schließen auf's neue ihren Bund."

Er gab keine Antwort mehr, denn eben fuhr der Zug ein und da er nur kurz hier hielt, mußte man eilen, einzusteigen. Nur noch eine flüchtige Umarmung, ein „Auf Wiedersehn!" ein Winken mit der Hand, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, um dann rascher und rascher ins offene Land hinauszurollen.

Eine zeitlang stand Melanie noch auf derselben Stelle, wo Fritz ihr zum letzten Male aus dem Coupéfenster heraus die Hand gedrückt hatte, und blickte dem entschwindenden Zuge nach, von dem sie endlich nichts mehr gewahrte, als eine zerflatternde, weiße Dampfwolke. Dann wandte sie sich zusammenfahrend rasch ab und verließ die Bahnhofshalle. Sie wäre so gern ihrer schweren Gedanken Herr geworden, aber es lag auf ihr, wie eine wuchtende Last. Als sie die Gassen der Stadt

Digitized by Google

durchschritt, klang es ihr plötzlich in den Ohren nach: „Du wirst Dir also wohl einen Revolver kaufen müssen. Bei Reuzner findest Du die besten Sorten.“ Und jetzt kam sie gerade an dem Reuzner'schen Waffenladen vorüber.

Unwillkürlich blieb sie stehen und überflog sekundenlang die reichhaltige Auswahl von Schieß-, Hieb- und Stoßwaffen, die im Schaufenster aufgestapelt lag. Dann trat sie mit einem raschen Entschlusse ein und forderte einen Revolver. Der Waffenhändler kannte sie und Melanie entging es nicht, daß er über ihre Forderung erstaunt war, es kam ihr sogar vor, als ob er sie mit eigentümlichen Blicken mustere. Solchen Leuten war wohl immer schon allerlei Absonderliches im Verlauf ihrer Geschäftsführung vorgekommen und sie waren argwöhnisch; Melanie begriff das. Sie begriff auch, daß sie jetzt etwas sagen müsse, um ihn zu beruhigen, und allerlei, was sie gehört und gelesen, schwirrte ihr dabei plötzlich durch den Kopf. „Ich brauche die Waffe als Geschenk für meinen Bruder, der Offizier ist,“ sagte sie. „Sie wissen wohl — er kommt dieser Tage zum Besuch zu uns und wir feiern hier seinen Geburtstag. Sie brauchen mir deshalb auch keine bloßen Platzpatronen zu geben, wie das ja wohl sonst weiblichen Käufern gegenüber in Waffenläden als Praxis geübt wird, — man hält sie immer für angehende Selbstmordkandidatinnen oder Rächerinnen ihrer Ehre, wie ich höre, — sondern dürfen mir getrost scharfe anvertrauen. Ich bitte auch um eine gute Waffe; für meinen Bruder, der ein großer Kenner ist, ist das Beste gerade gut genug.“

Sie brachte das alles in so harmlosem Ton und mit so überlegenem Lächeln vor, daß der Händler sich völlig beruhigte. Er machte seinen früheren Argwohn jetzt durch verdoppelte Beflissenheit wett und legte Melanie dienstfreisig das Beste vor, was er auf Lager hatte. Endlich wählte sie einen kleinen, doppelläufigen Revolver, den er ihr besonders warm empfahl. Es war eine neue Erfindung; wenig Geräusch beim Schusse und einfache Handhabung bildeten ihre Vorzüge. Melanie ließ sich alles genau erklären, zeigte sich befriedigt und handelte noch um den geforderten Preis. Endlich ging sie, die wohlverpackte Waffe nebst Munition im Arm. Sie lächelte freundlich, als der Händler sich an der Thür von ihr verabschiedete.

Draußen überfiel sie's nun freilich doch mit einem seltsamen Schauer, als sie die Straße hinaufwanderte, in der das letzte Gold der Abendsonne noch lag. Sie meinte, die Vorübergehenden, von denen viele sie kannten und manche sie grüßten, müßten ihr's alle ansehen, was sie da im Arm trug und weshalb sie es sich erhandelt hatte. Es kam ihr vor, als betrachte man sie auch mit eigentümlichen Blicken. Am Fuße des Kirchenhügels begegnete ihr der Pastor. Er war ein alter, würdiger Herr mit weißen Bartstreifen, der ihr immer besonderes Wohlwollen bezeigte. Er kam auch jetzt auf sie zu, um ihr beide Hände zu drücken und über Fritz' Reise und seine Aussichten mit ihr zu sprechen: wie ungern man den trefflichen Mann hier verlieren würde, wie gern man ihm aber die Verwirklichung aller seiner Hoffnungen trotzdem gönne. „Ei, ei,“ sagte der alte Herr dann plötzlich, mit dem Finger drohend, „was bringen Sie denn da mit nach Hause? Das schaut ja aus, wie eine Mordwaffe! Sie werden doch nicht —? Dergleichen darf man Kindern nicht als Spielzeug in die Hand geben, es rächt sich später. Denn im Grunde ist doch jeder Gebrauch einer Waffe Sünde und Frevel.“

„Meinen Sie nicht, daß der Mensch in die Lage kommen kann, von einer Waffe Gebrauch machen zu müssen, Herr Pastor?“ fragte Melanie.

„Gegen einen andern Menschen?“ Der Alte sah die Sprecherin fassungslos-verwundert an. „Sie meinen doch nicht: gegen einen andern Menschen, Frau Lienhardt?“

„Ja, ich meinte das. Glauben Sie wirklich, daß es eine solche Zwangslage niemals geben kann und darf?“

„Niemals, beste Frau,“ erwiderte der alte Herr mit großer Entschiedenheit, „niemals. Könnten Sie daran wirklich zweifeln? „Die Rache ist mein,“ spricht der Herr, „ich will vergelten.“ Und, glauben Sie mir: des Herrn Rache schlummert nicht, ob unsere Blindheit sie auch nicht immer erkennt und unsere Ungeduld sie oft nicht erwarten kann. Er führt doch alles zum besten Ziel und weiß immer den einzig richtigen Ausweg. Seien Sie dessen sicher! Ihr Haus steht während

Digitized by Google

Ihres Gatten Fernsein in seinem Schutz. Und somit guten Abend, werte Frau, guten Abend."

Behaglich lächelnd schritt er mit seinem langsamen, wiegenden Gange, die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt, davon. Melanie sah ihm einen Augenblick sinnend nach, ehe sie weiter hinaufschritt. „Du hast's gut mit Deinem unerschütterlichen Kinderglauben," dachte sie. „Nur daß der Wolf sich dadurch nicht von der Thür scheuchen läßt. Und wenn er bei Dir einbräche, — wer weiß, was Du thätest?!"

Sie hatte erst wenige Schritte weiter hinauf gemacht, als sie die Friedhofspforte droben klirren hörte. Es war ein Geräusch, das ihr jeden Nerv erzittern ließ. Ohne noch emporgeblickt zu haben, wußte sie ganz genau: „Der da jetzt durch die Pforte ins Freie getreten ist, ist Berndt Herzberg. Und wieder war er bei Deinem Kinde." Wie eine Lähmung befiel es sie. Und dann stand Berndt Herzberg wirklich neben ihr, zog höflich grüßend den Hut und sagte: „Ich war bei meinem Sohn, Frau Melanie. Ich war rücksichtsvoll genug, Ihre Abwesenheit mir dazu auszunützen. Sollten Sie aber mir auch das verbieten oder mich weiterhin daran hindern wollen, so erfährt man alsbald in ganz Roßthal, daß dies Kind mein Kind ist, — die Natur hat es mir mit dem Beweise ja leicht gemacht, — und wie die Musterehe des Organisten Lienhardt zu stande kam. Richten Sie sich danach! Es ist mein letztes Wort. Guten Abend."

Er schritt an ihr dicht vorüber und den Weg hinab. Melanies Hand hatte unwillkürlich fester die Waffe umklammert, sonst aber regte sie sich nicht und gab kein Zeichen des Lebens von sich. „Gut also," dachte sie, „das letzte Wort. Nun werden die Thaten folgen." Dann ging sie vollends hinauf und betrat ihr Haus.

Sie deutete weder dem Mädchen, noch dem Kinde gegenüber an, daß sie um Berndt Herzbergs heimlichen Besuch wußte und verlor auch kein Wort des Vorwurfs oder des Zornes deswegen. Sie hatte die Empfindung, daß alles das ja doch vergeblich sein würde. Hier mußte gehandelt werden. Selbst das impertinente Lächeln, mit dem Minna sie empfing, reizte sie nicht. Das Mädchen war offenbar auf eine Strafpredigt vorbereitet und mit irgend einer frechen Antwort darauf schon bei der Hand. Sie war enttäuscht, als Melanie nun schwieg und that, als ob sie von nichts Unrechtem wisse. Auch Bruno warf ihr einen scheu fragenden Blick zu. Es war etwas Unsicheres in seinem Gehaben. Er wagte weder zärtlich zu sein, als wäre nichts vorgefallen, noch wollte er ein Schuldbekenntnis ablegen, wo vielleicht keine Nötigung dazu vorlag. Melanie warf ihm einen Blick zu, vor dem er erschrak. Im weiteren beachtete sie ihn garnicht. Er begriff das offenbar nicht und duckte sich, so oft Melanie in seine Nähe kam, bebend zusammen, als erwarte er in jedem Augenblick, daß sie ihn wieder schlagen werde. Es that ihr unsäglich weh, das zu sehen. Was war aus diesem harmlos-glückseligen Kinde geworden, das ihr in so heißer Zärtlichkeit angehangen hatte? Hier mußte ein Ende gemacht werden, so oder so.

Als Bruno in seinem Bett lag, kam Melanie, um ihm „gute Nacht" zu sagen. „Willst Du nicht mit mir beten?" fragte der Kleine.

„Darfst Du auch beten?" fragte Melanie strengen Tons dagegen. „Hast Du heute nichts gethan, was der liebe Gott gesehen hat und was schlecht von Dir war?"

Bruno fing an zu schluchzen. Sein ganzer Leib bebte krampfhaft dabei. „Aber Mama, Mama! Wenn ich ihn doch so furchtbar lieb habe und er mich auch, Mama!"

„Hast Du ihn lieber, als Deine Mama, Bruno?"

„Euch alle beide gleich, Mama, beide gleich!"

„Und Dein Papa?"

Bruno weinte immer heftiger, ohne eine Antwort zu geben. Er rang sichtlich mit dieser Antwort, aber etwas, das stärker war, als er, zwang ihn immer aufs neue, sie zu unterdrücken. Melanie erzitterte. Sie glaubte, diese Antwort ihm von den Lippen lesen zu können, und es war eine Antwort, vor der ihr graute. Berndt Herzberg hatte sie diesem Kinde in die Seele gepflanzt, aber die Lippen, die sich gewöhnt hatten, Fritz Lienhardt Vater zu nennen, sträubten sich davor, sie zu wiederholen. So weit also war es jetzt schon gekommen — so weit!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fatal.

Darf denn ein weiser Mann wie du
Noch solch verliebter Thorheit huldigen?
Trägt das am dürren Holz sich zu,
Wer will das grüne da beschuldigen?

Das ist's ja! Alle Weisheit spricht
Dem tollen Herzen nach dem Munde,
Und wenn das ärmste schließlich bricht,
Vergiftet höhnisch sie die Wunde.

K. Filger.

Zuweilen.

Kein Glück der Welt nenn' ich mein Eigen.
Es hängt kein Aug' an mir allein,
An keine Brust kann ich mich neigen
Und jubelnd rufen: Du bist mein!

Zuweilen nur — wie mir zu Liebe —
Läßt ruhen einen Augenblick
Das ungeheure Weltgetriebe
Die goldnen Fittiche vom Flug:

Die letzten Nebel seh' ich wanken,
Und einen trunknen Augenblick
Erscheint mir herrlich in Gedanken
Und groß mein niederes Geschick!

Nur einen Augenblick. — Dann war es
Ein Duft, ein Klang, ein Schimmer Licht's,
Ein Aufblitz goldnen Mädchenhaares —
Und wieder sink' ich in mein Nichts . . .

Hermann Hango.

Sommerklage.

O schwüle Sommersonnenglut!
Faßt in den Adern kocht das Blut,
In Nichts zerrinnt mein ganzes Denken.
Rings um das Laub verdorrt, versengt
Von Baum und Strauch herunterhängt,
Todmüd das Haupt die Blumen senken.

Verlassen liegen Straß' und Pfad,
Nur träg dreht sich das Mühlenrad,
Der Müller schläft in seinem Nachen.
Die Luft ist kaum zum Atmen mehr,
Sie haucht mich an so heiß und schwer
Als wie aus eines Raubtiers Rachen.

Die Unke klagt noch leis im See,
Den tiefsten Schatten sucht das Reh,
Verschmachten muß die Welt, verbrennen.
Entsetzlich, Himmel, ist dein Blau,
O hülle endlich dich in Grau
Und laß die Wolkenrosse rennen!

Armin Werherr.

Bergandacht.

Vom Mittagshimmel die Sonne lacht
Und glüht auf Felsen und Schlünde,
Rings dehnen sich in leuchtender Pracht
Bergspitzen, Gletscher und Gründe,
Das weite Bergland träumt und schweigt,
Ein Summen nur klingt droben:
Ein warmer Luftzug weht und steigt
Vom heißen Gestein nach oben.

Da gleitet ein beschrieb'nes Blatt
Hernieder aus meinen Händen,
Zur Erde flattert's müd' und matt, —
Doch plötzlich thut sich's wenden.
Vom warmen Wirbelwind erfaßt,
Als wollt's die Schwingen regen,
Steigt's höher ohne Ruh' und Rast
Dem Sonnenlicht entgegen.

Und weiter immer weiter schwebt's
Nach fernen Himmelsträumen,
Und höher immer höher strebt's, —
Ich schau ihm nach mit Träumen.
Schon seh' ich's nimmer, — so klein und fern
Fahr wohl und glückliche Reise,
Mein Verslein, — grüße den Weltenherrn! —
Ich sink' in die Kniee leise:

„Baumeister du der Alpenpracht
Und Lenker der Wolken und Winde,
Allgütiger Geist, der um uns wacht, —
Sei gnädig deinem Kinde!"
Vom Himmel leuchtet der Sonne Rund,
Die Berge nach oben zeigen.
Tief unten über Wald und Grund
Dehnt sich heiliges Schweigen.

Hermann Pomsch.

Digitized by Google

Die Stimme der Natur.

Alle die Ströme, die purpurn in Abendrotsgluten
Unter den Wolken rollen die Wogen,
Haben uns nimmer verraten, wohin ihre Fluten,
Nimmer, nach welchem Ziele sie zogen.

Alle die Wolken, die droben im jagenden Winde
Unter den leuchtenden Sternen gleiten,
Haben uns nimmer verraten, wohin so geschwinde
Sie ihre flatternden Segel breiten.

Alle die Sterne, die golden auf himmlischen Bahnen
Nächtlich über der Erde schweben,
Haben es nimmer vermocht, unserm Fragen und Ahnen
Kunde vom Sinne der Welt zu geben . .

* * *

Frage nicht länger! es wird dir doch nimmer gelingen,
Urgrund und Zweck des Alls zu ergründen!
Nimmermehr wird die Natur, du magst kämpfen und ringen,
Nimmer ihr letztes Geheimnis verkünden.

Jegliche Kugel entbehrt der vollendeten Kündung;
Nimmer erschöpfend sind die Gedanken:
Auch das Beständige muß in der irrenden Windung
Menschlichen Wesens wechseln und schwanken.

Nimmer umschließt ein Schluß die vollkommene Wahrheit,
Irdisches Stückwerk ist jede Erfahrung:
Wissen ist nur eine Sphinx, die dir nimmer mit Klarheit
Reichet des Rätselworts Offenbarung.

* * *

Gönn' es der Seele, sich frei in den Strom zu versenken,
Laß' sie im Lichte sich selig berauschen!
Lebe! sei Mensch! sei ein Mann! laß' das fruchtlose Denken!
Laß' es, den Rätseln des Lebens zu lauschen!

Siehe, dir öffnet das Meer seine köstliche Kühle:
Laß' dich vom Spiele, dem wogenden, treiben!
Siehe, es beut dir der Wald vor der drückenden Schwüle
Gastlichen Schutz, willst am Ufer du bleiben!

Siehe, es ladet der Fluß mit dem zitternden Spiegel
Freundlich ein, wo der Nachen schwebet,
Und wo der Schwan mit dem leuchtenden, schneeigen Flügel
Rudert im Schilf, das im Winde erbebet.

Wolken mit wehenden Schleiern beschatten die Stirn dir,
Mischen sich hold in deinen Phantasieen —
Milder, als da du, vergeblich zermarternd das Hirn dir,
Forschtest, nach welchem Ziele sie ziehen.

Besser verstehest du nun, in den Sternen zu lesen,
Wandelst du mit der Geliebten am Arme,
Als da ergründen du wolltest ihr eigenstes Wesen,
Grübelnd, die Stirn voll Fragen und Harme! —

Aus dem Französischen des **Henry Bérenger** von **Johannes Schürmann.**

Wohin?

Rauschender Quell, wo willst du hin?
Hoch von des Bergwalds Felsenräumen
Stürmst du mit wildem, lohendem Schäumen
Über die Steinkluft ein fischender Strahl,
Eilend und drängend zum tiefen Thal . .
Rauschender Quell, wo willst du hin?
Wirst du das ewige Meer dir erjagen?
Wird deine Welle wohl Schiffe noch tragen?
Oder wirst du im Sande verwehn,
Spurlos im Sonnenbrande vergehn?
Rauschender Quell, wohin?

Stürmisches Herz, wo willst du hin?
Wie dir die Lebenspulse schlagen,
Heiß das Blut durch die Adern jagen,
Wie stets eilernd du strebst und ringst,
Kühn zu den gipfelnden Höhen dich schwingst!
Stürmisches Herz, wo willst du hin?
Wird das Wagestück sieghaft gelingen,
Kuhm dir und Reichtum und Glück zu erringen?
Oder ist Wahn nur dein heißes Begehren?
Wirst um ein Nichts du die Kraft verzehren?
Stürmisches Herz, wohin?

Gustav Hacker.

Wunsch.

Dir möcht' ich gleichen
Grünender Baum,
Der an dem Wasser
Schattend sich hebt!
Strebst mit den Wipfeln
Hoch zu den Wolken,
Feuchtest die Wurzeln
Tief in der Flut.
Tränken dich Tropfen
Tausend vom Himmel,
Nährten dich gleichweis'
Quellen der Erde,
Fülle des Lebens
Und Kräfte dir gebend.
Blickst du nach oben,
Strahlt dir der Himmel;
Neigst du die Zweige,
Glänzt er entgegen
Dir aus der stillen
Bläulichen Flut.
Dir möcht' ich gleichen,
Grünender Baum!
Wohin ich strebe
Den Himmel erschauend,
Und auch der herrlichen
Erde mich freuend!

Emilie Broescher.

Digitized by Google

Der Nebelkönig.

Die Großmutter nickt und spinnt und nickt;
Der Mondschein in das Zimmer blickt.

Die Enkelin schaut in die Heide hinaus,
Es lockt sie mächtig vor Thür und Haus.

Die Nacht ist so schön und voll Blütenduft
Und der Mond hängt silbern in blauer Luft.

„Lieb Großmutter!“ — fleht des Mägdleins Mund,
„Laß mich hinaus eine Viertelstund!“

„Kind, hüte dich!“ — aber die Großmutter spricht,
„Und geh' jetzt ja in die Heide nicht!

Denn jetzt ist die Stunde, da steigt empor
Der Nebelkönig aus düstrem Moor.

Und küßte der dich auf dem Mund,
Du würdest dein Lebtag nimmer gesund!“ —

Das Mägdlein hört es und erbleicht,
Als hätte es schon der Tod erfaßt.

Dann nimmt es zitternd der Alten Hand:
„Lieb Großmutter, trägt er ein grünes Gewand?“

„Nein, nein, mein Kind! Sein Kleid ist grau,
Wie über der Heide des Nebels Gebrau.“ —

„Und trägt er ein Gärtchen auf Lippe und Kinn?“ —
„Sein Bart wallt weiß übers Moor dahin!“

„Und ist sein Auge so hell und blau,
Wie der Frühlingshimmel über der Au?“

„O nein, sein Auge hat düstere Glut,
Wie der Irrwisch, der auf dem Moore ruht.“

„Und klingt seine Stimme lieb und zart?“ —
„Seine Stimme ist von heißerer Art.“ —

Da erheitert sich wieder des Mägdleins Gesicht:
„O, dann war's der Nebelkönig nicht!

Und, gottlob, daß ich von dem süßen Kuß
Nicht lebenslang kränkeln und sterben muß!“

Karl Eienenstein.

Das Blümchen „Hab mich lieb!“

(1854.)

Von der Alpe kehr ich wieder,
Kehre heim mit meinem Schmerz.
Ist verschlossen mir die Thüre
Noch verschlossen auch dein Herz?

Öffne doch die Fensterläden
Und nur einmal schau heraus!
Zwar will ich dir heute reichen
Keinen vollen Blumenstrauß,

Nur ein Blümchen von den Alpen,
Nur ein Blümchen nimm's von mir!
„Hab' mich lieb!“ so spricht das Blümchen
Und so spricht mein Herz zu dir.

Hoffmann von Fallersleben.
(Ungedruckter Nachlaß.)

D' Fuehrma'speitsch.

(Schwäbisch.)

Sind Roß und Waga nobet
Und alls grad wie sie's g'hören,
A Fuehrma' ohna Goißel [1]
Hat nu de halba Wert.

It nu zum Köstletriba
Hand d' Fuehrleut ihra Peitsch,
Sie schwätzet mit der Goißel
A b'sonders Fuehrma'sdeutsch.

Wenn zwoi enand [2] begegnat,
Krigt d' Sach glei Hand und Fueß,
Sie gebet mit der Goißel
Enand da ersta Grueß.

Und ist der Fuehrma' traurt,
Hangt d' Peitsch ganz lahm am Stiel,
Er fährt de Weg so ane [3]
Und lärmt und schnellt [4] it viel.

Sind aber d' Fuehrleut lustig,
Schnellts brennig Krach auf Krach,
Sie redat mit der Goißel
Ganz deutli von der Sach.

Ist's Wirtshaus in der Nähe,
Da schnellat d' Fuehrleut fei',
Der Goißel folgt der Hausknecht
Und d' Kelleri schenkt ei'.

Und unter Schätzles Fenster
Sind d' Fuehrleut erst guet d'ra',
Sie winkat mit der Goißel
Und's Mädle lauft, was 's ka'.

Hyazinth Wäckerle.

[1] Geißel, [2] einander, [3] so langsam fort, [4] knallt.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Timon von Athen.

Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von

Heinrich Bulthaupt.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

(Im Hause des Alcibiades. Unordentlich ausgestattetes Gemach. Das Tageslicht ist durch Vorhänge abgeschlossen.)

Alcibiades (liegt schlafend auf einem Ruhebett). **Charikles** (sein alter Erzieher, kommt und betrachtet ihn kopfschüttelnd).

Charikles. Ich dacht es: fest im Schlaf! Und längst erstieg
Die Sonne schon den Lykabettusgipfel. —
So lässig hingegossen liegt er da,
Als hätte Meister Zeuxis uns den Sohn
Der Semele gemalt. Ein Stahlglanz flimmert
Im wirren Haargelock, das Stirn und Wangen
Wie dunkle Trauben ihm umkränzt. Da hängt
Auch noch ein Rebenblatt — Säh' den ein Gott,
Er höb' ihn schlummernd zu sich in die Wolken!
Bah! bah! Ein Taugenichts, ein liederlicher,
Das ist er — und erfahren soll er's heut,
Er soll's! So geht's nicht fort! — Er seufzt im Traum —

(Nach einer Pause, ärgerlich.)

Und schläft geruhig weiter. — Auf den Vorhang!
So, so! — Doch nein! so blendet ihn das Licht. —
Ei was zum Kukuk! mag's ihn blenden! — Doch
Er kam so spät zur Ruh — ich schlieſs' ihn wieder.

Alcibiades (vom Lager aus). Mißgönnst Du mir den Tag?

Charikles. Du wachst? O weh!

Alcibiades. Dein Selbstgespräch hat mich erquickt; der Gott
Ist gnädig und verzeiht dem Taugenichts.

Charikles. Ja, ist's denn nicht 'ne Schande — ?

Alcibiades. Leugn' ich's denn?
Ich schmiege mich dem Leben an die Wange,
So lang' es blüht, und schlürfe seine Küsse,
So lang' sie brennen. Eh' der Winter kommt,
Hat mich der große Winzer hoffentlich
Zur Kelter eingeschnitten.

Charikles. Freilich wohl!
Wenn Du's so weiter treibst.

Alcibiades. Ich will es ja,
Denn Frucht zu tragen ist mir nicht bestimmt,
Und vor dem ersten Schnee im Haar erschaudr' ich!

Charikles. Das ist nun einmal aller Menschen Schicksal.
Warum denn über uns're Grenzen drängen?
Den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage wandeln,
Das ist ein gottlos Thun.

Alcibiades (der sich aufgerichtet). Du fragst warum? —
Ich lieb es frei zu sein. Befiehlt die Zeit
Zu ruh'n, dann trotz' ich ihr und bleibe wach.
Ich war noch nie bei einer Todtenfeier,
Daß nicht ein Schwank durch die Gedanken mir
Verwirrend fuhr und mich zum Lachen reizte;
Und wollt' ein Gaukler mich zum Frohsinn zwingen,
Dann blieb' ich ernsthaft wie ein Klageweib.

Charikles. Ja, ja. Als Knabe pochtest du darauf,
Den Berg im Laufen zu erklettern und
Ihn aufrecht wie ein Ratsherr zu verlassen.
Jetzt aber —

Alcibiades. Wohl, ich bin kein Knabe mehr.
Die Zeit heischt würdigeren Widerstand:
Ein Weib, das man begehrt, mit einem Lächeln
Zur Mutter heimzuschicken, wenn ihr Eis
An uns'rer Glut geschmolzen, doch die Schöne,
Die uns entspringen will, zur fernsten Thule
Zu jagen wie ein Wild, bis sie wie Daphne
Zum Lorbeer wird.

Charikles. Ein edler Lorbeer das.

Alcibiades. Gönnt mir die sieche Zeit denn einen bess'ren?
Pfui über diesen Frieden — wir verfaulen
Lebend'gen Leibes. Geht uns Krieg, ihr Götter!
Und wollt ihr nicht, ei so verdenkt es Keinem,
Wenn er sich Arbeit schafft und die Natur
Ein wenig aus dem stumpfen Gleise rüttelt.

Charikles. Es wär' verlor'ner Atem —

Alcibiades (lacht). Ja, das wär's.
D'rum schweig' nur still und bleib mir drinnen gut. —
Aus mir heraus muß Lust und Unlust brechen,
Und selber geb' ich mir Gesetz und Regel.
Das ist nun meine Art. Den Göttern schlag' ich
Ein Schnippchen, und ich würde sie verachten,
Wenn sie sich nicht die erste gute Stunde
Ersäh'n, den schlechten Bürger dieser Welt
Mit einem Donnerkeil Vernunft zu lehren.

(Man hört an der Pforte pochen.)

Hörst du, sie pochen schon.

Charikles. Mach' mich nicht grausen.

Alcibiades. Sieh nach.

Digitized by Google

Charikles (ausschauend). Für diesmal hat's noch gute Wege
Ein junges Weib —
Alcibiades. Der Gnade fast zu viel.
Sieht du ihr Antlitz? Ist sie schön?
Charikles. Sie trägt
Das Haupt verhüllt. Ein Alter spricht ihr Mut.
Sie zaudert wieder, flieht zurück —
Alcibiades. Der Greis
Ist nicht beredt genug. Ich will ihm helfen. —
Schaff' mir hier Ordnung — Alles drunt' und drüber! —
Und sorge für geziemenden Empfang. (Er geht.)
Charikles (allein, das Gemach ordnend). „Heut' macht er deiner Schule wieder Ehre,
Mein guter Charikles" — so wird es heißen.
Die bösen Mäuler! Diesen Tollkopf lenken?
Eh' sperrte man den Vogel Greif in's Joch.
Wenn nun sein Uebermut ein Götterhaupt
An Nas' und Ohren streift, trag' ich die Schuld.
Für jeden Mädchengürtel soll ich haften.
Doch von den Siegen, die er herrlich uns
In Phocis und in Asien erkämpft,
Fällt nicht der kleinste Ehrenpreis, und wär' es
Ein Grashalm nur aus seiner Bürgerkrone,
Auf mich! — So geht's nicht fort! Ich künd' ihm heute
Den Dienst. Er kommt — Doch soll er noch nichts merken.
(Wie er gehen will, kommt **Alcibiades**, völlig verwandelt, zurück, mit ihm die fassungslose **Klytia** und **Myron**.)
Alcibiades. Kann es denn sein! Ein Bettler? Flüchtig? Glaukon
Von seiner Hand erschlagen? — All ihr Götter!
Und ich bedacht' es nicht, ich hörte Nichts —
Wenn ihr nicht ganz mich niederschmettern wollt,
Stillt eure Thränen, deren jede wie
Geschmolz'nes Blei mir in die Seele fällt.
Klytia. Nein, laß mich weinen, weinen, bis der Strom
Des Lebens mit den Thränen mir versiegt.
Nacht, undurchdringliche, bedecke mich,
Denn diese Sonne scheint für mich nicht mehr.
Mein Vater! Mein Geliebter! Glaukon, Glaukon!
Fluch' ich dem Mörder? Er ist's, der mich zeugte,
Und ach! um meinetwillen schlug er dich!
(Sie sinkt auf das Ruhebett.)
Alcibiades (zu Myron). Und alle fielen ab? Die Schändlichen!
Die Senatoren?
Myron. Leere Worte nur
Und leere Hände.
Alcibiades. Warum kamt ihr nicht
Zu mir? So arm ich bin, ich hätte doch
Den Sinkenden gestützt.
Myron (leise auf Klytia deutend). Er wollt' es nicht.
Alcibiades. Das ist sein zarter Sinn. — Und jener Wicht,
Dem er dies gold'ne Kleinod anvertraut,
Verriet ihn auch?
Myron. Still, still! Er liegt nun tot,
Und sie — sie liebt ihn noch.
Alcibiades. Er sei verflucht!
Und ich — nichts Bess'res hätt ich selbst verdient,
Wenn ihre Gnade mich nicht wunderbar
Erhöhte — Als ihr an der Pforte klopftet,
Da rief ich spottend: horch, die Götter kommen.
Nun sind sie da, daß selbst der Zweifel zittert
Und stumm mit feuchten Augen sie verehrt.
Klytia (sich aufrichtend). Was nun beginnen? Dein zertrümmert Bild
Sollt' ich den Flammen geben, teure Seele.
Dem Vater sollt' ich töchterlich in Nacht
Und Wildnis folgen, Worte süßen Trostes
In seines Herzens klaffend tiefe Wunde
Wie Balsam träufeln — doch die Feinde hetzen
Auf meiner Spur — sie fordern mich als Pfand
Der Rache wider ihn, und kein Erretter,
Nicht einer bleibt mir, als der Mann, den ich —
Verschmäht. Begreife, was es mich gekostet,
Dich anzusteh'n und miß daran mein Leid.
Alcibiades. Und eines noch; so hat mich nie, nicht Weib
Noch Mann gelehrt, wie du zu dieser Stunde.
Ein Zaubertrank rinnt mir durch Mark und Bein,
Wie schmutz'ge Tiereshüllen fällt es ab
Von mir — o heiliges Vertrau'n, du hast
Mich neu geboren. — Zu denn, holde Trübsal,
So wahr mein Herz der Segnung dieser Stunde
Nicht wert, so wahr das Leid den edlen Timon
Wie Bergeslasten mein Gewissen drückt,
So wahr ich selber mich zum Pfuhl der Hölle
Verdammen muß — so wahr gelob' ich dir
Den Schleiersaum, den leuchtenden, zu fassen,
Der mich hinauf in deine Höhen zieht,
Und gut zu machen, was mein Leichtsinn fehlte.
Klytia. Ich danke dir. So tönt ein ernster Schild,
So stark, so voll. Ich will in seiner Hut
Mich gläubig bergen und die Thränen trocknen.
Doch fließen sie auf's Neue, zürne nicht —
Ich hole nach, was ich als Kind versäumt.
Mir war der Boden, den ich wandelte,
Ein leicht Gewölk, von Wunsch' zu Wünschen trug mich
Der Augenblick, und jeder ward Gewährung.
Nun stürz' ich nieder, blutend und zerschlagen,
Mir schmerzen Haupt und Herz — Gedörn und Felsen,
Wohin ich taste — eine Bettlerin,
Such' ich den Weg, geblendet, in das Dunkel.
Erlebt' ich alles dies? Ich weiß es nicht,
Und wenn ich mich zu deinen Füßen fühle,
Dann sag' ich mir, mich schrecke wesenlos
Ein langer banger Traum. (Man hört laut pochen.)
Alcibiades. Doch eben jetzt
Mahnt uns das Schicksal, daß wir wachen.
Hipparchs (Stimme). Oeffnet
Die Pforte.
Klytia (außer sich). Horch! Sie kommen. Wohin berg' Ich mich?
Alcibiades. Geduld und Fassung! (Zu Charikles.) Halte sie
Zurück. (Charikles geht.)
Hipparchs (Stimme). Im Namen des Gesetzes: öffnet!
Myron (zu Klytia). Bei eurer schönen Mutter blassem Schatten,
Die früh, von bitt'rem Siechtum weggezehrt,
Ihr Leben ließ, ein Lächeln auf den Lippen:
Seid mutig und geduldig, Kind.

Digitized by Google

Alkibiades. Ich will.

Alkibiades (der ausgeschaut). Der Archon ist es selbst und seine Schergen —

Führt eure junge Herrin dort hinein.

(**Aktia** und **Myron** treten in ein angrenzendes Gemach. **Hipparch, Agenor** und andere Senatoren, von Gerichtsdienern begleitet, dringen ein. **Charikles.**)

Hipparch. Wer ist der Sklave, der dem Rat Athens Den Eingang wehrt?

Alkibiades (ruhig). So vieler Ohren mag er Sich nicht versehen haben, edle Herren, Vergeiht! er nahm's für einen Überfall.

Hipparch (rauh). Was soll der Spott?

Alkibiades. Ihr wollt nicht höflich sein? Gut denn, so red' auch ich aus andrem Ton: Was stört ihr mir den Frieden meines Hauses?

Hipparch (eine Rolle emporhaltend). Im Namen des Senats und als ihr Haupt: Ein Mörder flüchtete vor dem Gesetz, Ein Mann, deß unermeßner Reichtum einst Ein Heer gen Lacedaemon, eine Flotte Gen Asien rüstete, ein kühner Feldherr, Ein stürmisches Gemüt, das wider uns Und diese Stadt in Flüchen sich entlud, Und dessen Rachbegier dem Völkerfrieden Verderben droht — wir fordern seine Tochter Als Geisel; hieher floh sie, du verbirgst sie — Die Tochter Timons, gieb sie uns heraus.

Alkibiades. Verberg' ich sie? Ich gab ihr Schutz (Er deutet auf das Gemach, in das Aktia gegangen.)

Hipparch. Gleichviel.

Alkibiades. Ihr ehrenwerten Herrn, ich war daran Mich zu ereifern, doch nun muß ich lächeln, Denn niemals sah ich einen Mann, so fern Von Rachbegier, so kindlich frommen Sinns, So unkund seiner Macht und seines Vorteils, Als unsren edlen, vielgeliebten Timon. Was braucht ihr eine Geisel wider ihn, Der in sein Elend nichts als seinen Schmerz, Das bittre Gastgeschenk des Undanks trägt? Und eben darum, edle Herrn, laßt ab Ihn zu verfolgen! Wenn ein solches Herz Durch seine Dämme bricht, ein solcher Geist Die helle milde Leuchte seines Lebens Zur düstren Fackel der Vernichtung umschafft, Dann haben wir vor einem Ungeheuren, Das luftversetzend unsern Erdball kreuzt, Das nichts vom Menschenmaß und -Satzung weiß, Beschelden zu verstummen — thut es auch.

Hipparch. Du sprichst vergebne Worte. Timons Thaten, Der Schatten Glaukons, der um Rache schreit, Erheben klagend wider ihn das Haupt. War er der große Mann, der er zu sein Sich rühmte —

Alkibiades (lebhaft einfallend). Nie! das that er nie!

Hipparch. Dann hätt' Er sich im Mißgeschick bewähren sollen. Die höchste Weisheit heißt Geduld, sie ist Der Tugend Krone. Ihre goldne Probe Bestand er schlecht, denn er erlag beim ersten Ansturm der Leiden.

Alkibiades. Scheint es euch so groß, Zu dulden und zu tragen? Warum trotzen Wir Thoren dann der Schlacht und ihren Schrecken Und lassen uns im Schlaf nicht lieber würgen? Ist Duldung Tugend — beugt euch vor dem Esel, Und sprecht dem Löwen Hohn. Der Schuft in Ketten Ist dann ein weis'rer Mann als seine Richter — Er duldet ja! Nein, bei den Göttern, soll Der Kriegsmann seiner Wunden lachen, sollen Der Feinde bleiche Häupter, die er schlug, Karyatidengleich den Marmorsims, Die schöne Zinne seiner Ehren tragen, Darauf er herrlich thront, ein Ruhm der Welt — Und uns're Seele dürfte jeder Schalksnarr Besudeln und verwunden, ungestraft? Ins Heiligtum der Herzen dürft' er dringen Mit Gassenjungenfrechheit, in den Koth Die Götterbilder zerren, die der Glaube Sich fromm auf den Altären aufgebaut — Dann wären wir nicht wert, daß uns're Lungen Ein Odem schwellt, mit dem wir schreien können: „Der stirbt, der das gethan."

Hipparch. Geschwätz! Geschwätz! Wir heischen ein versehmtes Haupt und schützen Den Frieden der Gesetze.

Alkibiades. Der Gesetze? Die dienen jedem Molch zum Schlupfloch. Mir gilt Der Mann, der sie mit heißem Blute bricht Und blinden Augs in ihre Fallen stürzt, Noch eins so viel als das Gezücht der Vipern, Das sich durch alle Ritzen, alle Spalten Fein listig schlängelt und dort, wohl geborgen, Sein Gift verspritzt.

Hipparch. Du zielst — auf wen?

Alkibiades. Sucht sie: Die Timons Not von ihrer Schwelle wiesen, Mit Feuerbränden ihn, die auch den Lammessinn Entflammen müßten, in die Wut gehetzt, Sie sind's, die Timons Hand in Blut getaucht. O schlügen sie die gift'gen Zähne bald Sich in das eigne Fleisch!

Hipparch. Vermessener!

Agenor. Wo warst denn du, als ihn die schwere Hand Der Götter traf?

Alkibiades. Gerecht gemahnt. Ja wohl, Am Pranger neben eurer Schande steht Die meine blutigrot. Durch schmutz'ge Lachen Gestürzter Becher, durch den faulen Duft Verwelkter Kränze schleppt' in Wüstheit ich Von Rausch zu wild'rem Rausch die bess're Seele, Und finde nun, erwacht, mich neben euch. Doch weil ich mich so tief verlor, weil ich Den Angstschrei der zu Tod getroff'nen Liebe Im Flötengirren nicht vernahm und schuld An seinem Fall geworden, will ich sühnen, Was ich verbrach. Wofern euch nur ein Gran Gerechtigkeit im stockigen Blut verblieben, Fleh' ich um gleiche Reu' und Buß' euch an. Laßt den Verfolgten ungefährdet ziehn, Wohin er will.

Digitized by Google

Hipparch. Du sprichst uns Hohn — und bittest
Um unsre Gunst?
Agenor. Du weißt nicht, was du thust.
Alcibiades. Gewährt ihr's?
Hipparch. Nein. Du bist von Sinnen.
(Zu den Wachen.) Bringt
Sie her.
Alcibiades. Dann fordr' ich's als ein Recht.
Die Senatoren. Ein Recht?
Alcibiades. Ein Recht! Und euch, die Mörder, klag' ich an.
Hipparch. Nun enden wir. (Zu den Wachen.) Fort! fort!
Alcibiades (ihnen den Weg vertretend).
Tod und Verdammnis,
Macht mich nicht rasend! — Wie, ihr könntet wirklich
Die jähe That des fassungslosen Elends
Mit eurem armen splitternden Verstand
Nach Abschnitt so und Absatz so und so
Begreifen und verdammen wollen? Wenn
In blauer Höh' auf Wolken Sel'ge thronen,
Glaubt mir's, dann ruht dies ausgestoßne Haupt
In ihrem Schoß. Stört seinen Frieden nicht
Und nicht den Bann der Himmlischen mit eurem
Geplärr.
Hipparch. Das ist dein letztes Wort!
Alcibiades (immer erregter). Bedenkt!
Was er für uns gethan, zu Lacedaemon
Und zu Byzanz, das hat ihn zehen Mal
Vom Tode losgekauft.
Hipparch. Du trotzest noch?
Noch immer?
Alcibiades. Fällt mein eigen arm Verdienst
Nicht in die Schale seines Heils?
Hipparch. Das ward Dir
Vergolten, hundertfach.
Alcibiades (während die Wachen in das Gemach dringen und **Klotia** herausführen). Ich habe mich
Der Jungfrau hier zum Retter zugeschworen.
Nicht wie ein Raufer darf ich sie verteid'gen,
Noch könnt' ich's, denn ihr kommt als Uebermacht.
Mein Wort jedoch, mein Wort, das muß ich lösen —
Darum laßt ab!
Hipparch (sehr scharf). Dies Haus ist allen Dirnen
Der Stadt bekannt. Wer deinen Schutz erkoren,
Der ist des unsren quitt.
Alcibiades (nach einem Aufschrei, mit dem Schwert auf **Hipparch** eindringend). Die rote Pest
Auf Dich, du Hund du —
Senatoren (durcheinander).
Wachen! Schützt den Archon!
Verbannt! Verbannt! — Du hörst. Fäll' ihm den
Spruch!
(Die Wachen haben **Alcibiades** entwaffnet. **Klotia** hat das Haupt verhüllt und ist in's Knie gesunken. **Aurora** steht tröstend neben ihr.)
Hipparch. Es sei! Des Schutzes unsrer Stadt bist du
Fortan beraubt in alle Ewigkeit.
Ich spreche dir den Bann und lasse dich
Dem wilden Tier und jedem Feind zur Beute.
Nicht eine Stunde nennen diese Mauern
Dich mehr den Unsrigen — bei Todesstrafe.
Alcibiades. Verbannt! Ha, ha! Und euch nicht mehr zu sehn!
Das ist Belohnung.
Klytia (will ihm die Hand küssen). Habe Dank.
Alcibiades. Wie tief
Sie dich verwahren mögen — ban' auf mich.
Ich komme wieder!
Charikles (gerührt seine Hand küssend). Dein bis in den
Tod!
Alcibiades. Ich geh' und lach' euch wie ihr seid. Das sei
Mein ärgster Fluch. So lang ich mich gefühlt,
War mir der stolzeste Gedanke, euch
In keiner Regung meines Bluts zu gleichen
Minirer, die ihr jede Höhe haßt,
Maulwurfsgeschlecht, das jeder Lichtstrahl schmerzt,
Wenn euer Neid nicht wie ein wuchernd Mal
Euch aus euch selbst zerstört, so mag die Ernte
Am Halm verfaulen, bis ich komme, sie
Zu schneiden. Nur Geduld!
Hipparch. Du prahlst.
Alcibiades. Du sollst
Der erste sein, der mir gesteht: ich irrte. —
Wahr' dich, Athen! Ich hole mir mein Schwert!
(Er eilt ab.)
(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Wald und Höhle. Herbstliche Landschaft.)

Timon (aus der Höhle kommend, bleich und verfallen).
O Sonne, heil'ge Segenspenderin,
Saug' aus dem All das Meer der gift'gen Dünste
Und träufle sie herab auf diese Welt,
Die unter'm Mond sich breitet. — Zwillingsbrüder,
Die Kinder eines Schoßes, gleich genährt
Und gleich gewöhnt — verfluche sie, gieb ihnen
Verschiedne Sterne, und flugs kehrt der Größ're
Sich von dem Klein'ren weg. Denn die Natur,
Von Plagen rings bedrängt, vermag es nicht
Ein großes Glück zu tragen, wenn sie nicht
Sich selber Hohn spricht. Eins zerfleischt das Andre.
Macht sie den Bettler reich, den Herren arm,
So wird der Ratsherr selbst Verachtung ernten,
Ganz wie der Bettler Ehren: das ist so
Der Dinge Lauf. Die gute Weide mästet
Den einen Bruder, Hunger dörrt den and'ren.
Wer darf in reiner Mannheit aufrecht steh'n
Und sagen: „Der dort ist ein Schmeichler"? Ist
Es Einer, sind es Alle. Jeder Staffel
Des Glücks beugt sich der niedriger Gestellte,
Dem goldnen Dummkopf duckt sich der Gelehrte —
Die Art der Welt ist krumm, in unsrem Schinden
Gezücht ist nichts Gerades als die haare
Verruchtheit. Drum verflucht die menschliche
Gemeinschaft! Timon haßt die Brüder und —
Sich selbst. Vernichtung über unser ganzes
Geschlecht! (Er setzt sich.) Hier hab' ich Ruh vor meinesgleichen.
Die Tiere sind nicht halb so schlimm wie wir.
Die feige Scheu, den räuberischen Sinn,

Digitized by Google

Die Blutbegier — wir haben sie den frommen
Geschöpfen in die Brust gepflanzt, als wir
Sie aus dem Frieden schreckten, Luft und Wald
Und Wasser mit verdammtem Trug durchzogen
Und ihre plumpe Redlichkeit beschlichen.
Wer will's dem Wolf verargen, daß er auszieht,
Um sich und seine Jungen vor dem Hunger
Zu schützen? Hunger hat schon Mensch auf Menschen
Gehetzt — o pfui, ich stürbe dran. — Gieb, Erde,
Mir Wurzeln! Wer für seinen Gaumen Bessres
In deinen Reichen sucht, dem schick' das stärkste
Der Gifte! — (Er wühlt die Erde aus.) Doch was fund' ich hier? Ha ha!
Gold?! Erde, höhnst du mich? Hellglänzend Gold!
Und hier — und hier — der Schatz des Rhampsinit —
Gold hat mich toll gemacht, durch Tollheit wissend,
Sein stimmernd Schmeicheln rieselt ab von mir.
Ein Gran von ihm macht weiß schwarz, häßlich schön,
Schlecht gut, klein hoch, alt jung, feigherzig tapfer,
Schafft überjähr'gen Wittwen neue Freier
Und würzt den Hauch der Dirne, die das Pesthaus
Voll Ekel ausspie, mit dem Balsamduft
Des Frühlings. Fort, verfluchter Staub, zum Staube.
(Er will es zuschütten. Apemantus ist im Hintergrunde aufgetreten.)
Wer dort? — Ein Mensch. — Wie, wenn dies eine Schickung
Der Götter wäre, auf den Troß der Schmeichler
Den goldnen Feind zu hetzen? — Aber der
Dort kommt, ist für dies Gift gefeit. Ich kenn' ihn

Apemantus. Wer ist's, der hier den Wald mit seinen Flüchen
Entweiht? Bist du es, Timon der Athener?

Timon. Ich wasch mich von der Schande rein, ein Bürger
Athens zu sein. Was hängst du mir das Schimpfwort
An meinen reinen Namen?

Apemantus. Ei! Mein Echo!
So sprach auch ich einmal, da lachtest du
Und schaltst mich toll. Und nun?

Timon. Sieh' mich nur an,
Ich gleiche dir. So weit warf ich mich weg.

Apemantus. Du warfst dich weg, als du dir selber glichst,
Auf jeden Schmeichler hörtest, wie ein Weingapf
Jedwedem Galgentrick Willkommen botest —
Ein Rasender! und jetzt ein Narr. Wie, glaubst du,
Der Nord, dein Kammerdiener, werde
Das Hemd dir wärmen? Dieser eis'ge Bach
Den faden Nachgeschmack durchschwelgter Nächte
Von deiner Zunge spülen? Rufe die
Geschöpfe, die dem Kampf der Elemente
Mit nackтem Leibe trotzen, unbehaust,
Nur der Natur gehorchend — bitte sie,
Daß sie dir schmeicheln. Keiner hört. Nun denn!
Was willst du hier?

Timon. Vielleicht dich nicht mehr sehn.

Apemantus. Du hast in meiner Schule was gelernt,
Komm wieder unter Menschen, preis'ge dort
Und nütze deine frischgegohr'ne Weisheit.

Timon. Mit Nörgeln und Begeifern so wie Du?
Ich könnt' es nicht.

Apemantus (ironisch). Nein, du mußt wirken, schaffen,
In voller Flut dein Innerstes ergießen.
Doch deine Liebe wandte sich in Haß —
Was schafft denn der?

Timon. Ich denke drüber nach.

Apemantus. Dich widert meine Art. Doch hätte dir
Ein Gran von meinem hündischen Verstand,
Der jedem Wandrer in die Ferse beißt,
Gar wohl gethan.

Timon. Gewiß, und wären wir
Nichts als ein großes Hirn, wer würde dann
Noch irren? Nur das Leben, fürcht' ich, könnte
Dabei gefrieren — oh, mich fröstelt schon,
Wenn ich dran denke.

Apemantus. Wäre dir's nicht recht?
Du suchst den Menschen ja — wohl, laß sie sterben
Du zuckst? Du liebst das Leben noch. Du suchtest
Dir Nahrung für den Hunger — Deine Fische
Sind Lügen, dir ist diese Welt nicht eitel.

Timon. Ich nehme Rat an. Sprich, was soll ich thun?

Apemantus. Du bist kein Philosoph — Dein Blut ist krank.
Der Menschheit Mitte hast du nicht gefunden.
Du taumelst zwischen ihren Polen. Als du
In Gold und Narden schwammst, da spottete
Man deiner Überfeinheit — jetzt verschmähst
Du sie und prahlst mit deinen Lumpen groß.

Timon. Ich scheine nicht, ich bin.

Apemantus. Ein Gaukler, Timon.
Hört's du dies herbe Wesen angenommen,
Um deinen Stolz zu geißeln — gut: du aber
Thust es aus Not, und wärst du jetzt kein Bettler,
Du würdest, was du warst, ein Weltkind sein.
Nur freigewählte Armut trägt die Krone —
Du stehst nicht hier noch dort, du schwebst im Leeren.
Wünsch' dir den Tod, da du so elend bist.

Timon. Weil ich kein Feigling bin, verschmäh' ich ihn. — (Nachdenkend).
O du, der nie im Arm des Glücks gernht,
Vermiß dich nicht, das Urteil mir zu fällen,
Und glaube nicht, du könntest meinem Elend
Bis in die dunkelrote Tiefe seh'n.
Hast du dir deine Armut frei gewählt?
Du warst als Hund geboren — ich erklomm
Als Knabe schon des Lebens Blumenleiter
Dein Leben fing mit Leiden an, dich hat
Die Zeit gestählt, was sollst du Menschen hassen?
Und willst du fluchen, fluche deinem Vater,
Dem armen Gauch, der sich ein Bettelweib
Zur Bettgenossin wählte, dich zu zeugen.
Doch das sind Worte, nichtig wie die Hüllen
Des Lebens — diesen Mangel trag' ich leicht —
Ich bin ein Kriegsmann — doch die bittre Lehre,
Die mir die Menschen gaben, hat sich mir
Bleischwer bis auf des Herzens Grund gesenkt,
Aus dessen Tiefen einst, Luftblasen gleich,
Mein armer Leichtsinn aufstieg. Das ist härter.

Apemantus. Ich liebe dich jetzt mehr als je und möchte
Dir wohlthun.

Timon. Das vermagst du nicht — Doch, so,
Mit Einem —

Digitized by Google

Apemantus. Nun?

Timon. Geh hin, woher du kamst.
Ich neide den Athenern jede Stunde,
Da du mit deinen Bissen sie verschonst.

Apemantus. Du folgst mir nicht?

Timon. Die Pest auf deine Fragen

Apemantus. Soll ich die Tochter grüßen?

Timon. Schweig davon.
Du mehr als Hund — du schlägst mit Tigerpranken.
Sie hat mir auf dem Gipfel meiner Not
Die Hand versagt — ich kenne sie nicht mehr.
Sie wedert bei der Puppe, die ich schlug.

Apemantus. Und Nichts an die Athener?

Timon. Doch. Verkünd' es
Auf off'nem Markt, daß Timon Gold gefunden,
Genug, die Stadt damit zu überzieh'n.
Ich schenk es weg. — Begreifst du nun, du Thor,
Wie dich dein Bettlerdünkel trog? Jetzt könnt' ich
Die Welt gewinnen, doch ich will es nicht.
Ich bleibe, was ich bin. — Hier oder schläft
Der Schatz und trügt und stiehlt und mordet nicht,
Wie's seine Art. Das sag' den guten Bürgern,
Daß sie ihn holen.

Apemantus (nach einer Pause). Ja, du hassest sie. —
Ich schicke dir 'nen Narren zur Gesellschaft,
Wenn ich ihn irgendwo im Walde treffe:
Den Alcibiades. Er ward verbannt.

Timon. Verbannt? Warum?

Apemantus. Weiß nicht. Was kümmert's mich.
Vielleicht weil er dir glich. —
Geh' dir's so schlecht,
Wie du verdienst. Mich siehst Du niemals wieder. (Er geht.)

Timon. Den Göttern Dank dafür! — Der Tod? —
Wie leicht
Wär' es gethan. Doch hab' ich noch zu schaffen.
Auch wär's ein Diebstahl an den Ewigen.
Ein fremder Wille legte diese Bürde,
Dies kümmerliche Gut, auf meine Schultern —
Ich schlepp' es bis an's Ziel. Doch zahlt mir auch
Den armen Lohn, ihr Herren meiner Tage.
Mein Blut ist krank vom brüderlichen Gift,
Und dennoch hungert mich. — (Er gräbt). Allmutter Erde,
In deren Riesenschoß, an deren Brüsten,
Den menschköpflichen, die Creatur
Sich nährt und mehrt, die aus dem gleichen Stoff,
Aus dem dein stolzes Kind, der Mensch, entsproß,
Die schwarze Kröte zeugt, die blaue Natter,
Den gold'nen Molch, die augenlose Schlange
Und jedes Scheusal unter'm Himmelsrund,
Ich fleh' dich aus der Fülle deiner Gnaden
Um nichts als eine arme Wurzel an.
Du giebst sie mir? — Hab' Dank! — Wie gierig saugt
Der matte Leib dein Labsal ein.
(Man hört ganz fern abgerissene kriegerische Musik.) Da horch!
Musik zum Schmaus. Wie seltsam! Krieg'rische
Trompeten, Grüße längst entschwund'ner Tage,
Fast wie ein Traumgebild — nun bricht es ab. —
O jetzt leidlose Ruh, gerub'gen Schlummer,
Den Vorgeschmack des Todes — doch die Lider
Verlechzen schlaflos, ob der Wald vielstimmig
Sein Wiegenlied mir summt — und fallen sie,
Grüftdeckeln gleich, dann wird der Scheintod drinnen
Lebendig, Leich' auf Leiche, ganz Athen,
Und pocht und rüttelt dran, bis sie sich öffnen —
Ich bin verdammt zu wachen und zu träumen!

(Er brütet vor sich hin.)

(Aus dem Hintergrund kommen **Phrynia, Timandra** und eine Schar von Strolchen.)

Erster Strolch. Dorther kam's? Hab' ich nicht Recht?

Phrynia. Ja doch, dorther.

Ein Zweiter. Die Dirnen haben eine gute Witterung.

Erster. Freilich, er war ihr Magnet und gab ihnen selber Anziehungskraft. Seit er fort ist, sind sie stumpf und rostig geworden. Man warf sie zum alten Eisen.

Zweiter. Die Sonne geht auf, die Monde leuchten wieder.

Erster. Auf, ihr Feinen! Werdet unsre Spürhunde!

Timandra. Hängt euch nicht an uns, Diebsgelichter.

Erster. Diebinnen ihr selbst. Denn ihr plündert den Alcibiades rein aus.

Timon (aufhorchend) Alcibiades?

Phrynia. Was wollt denn ihr bei ihm? Schnapphähne und Plünderer läßt er hängen.

Zweiter. Dann sollt' er mit euch den Anfang machen, ihr Megen. Ihr nehmt, wir geben — unsre Mannheit, uns selbst.

Erster. Wir wollen ihm als Soldaten dienen.

Timon (laut). Führt Alcibiades ein Heer?

Erster. Die Götter stehen uns bei — ein Oger.

Timon. Führt Alcibiades ein Heer?

Zweiter. Ja doch, man sagt es. Hast du seine Trompeten nicht gehört?

Timon. Gegen wen?

Erster. Wir wissen's nicht.

Phrynia (zu Timandra). Sieh ihn dir scharf an — das ist er.

Timon. Kennt mich eure Schönheit noch? Das ist großmütig.

Die Strolche (die unter einander geflüstert haben). Timon, der reiche Timon?

Timon. Das war er. Der grindigste Lump in Athen würde jetzt nicht mit ihm tauschen. Und da wäre denn der Lehrbrief der Welt beisammen: Bettler, Dirnen und Diebe.

Phrynia. Nenn' uns nicht Dirnen.

Erster. Nenn' uns nicht Diebe.

Timon. Noch so stolz? Was seid ihr denn?

Erster. Die Enterbten der Gesellschaft.

Timon. Enterbt? Hier sprudeln Quellen — Eicheln trägt
Der Eichbaum, Hagebutten trägt der Strauch,
Natur, die güt'ge Hausfrau, rüstet euch
Auf jedem Busch ein Mahl. Mit welchem Recht
Nennt ihr euch denn enterbt?

Erster. Wir können doch
Nicht wie das Vieh von Gras und Wasser leben?

Timon. Auch nicht vom Vieh? Dann stürzt euch auf die Menschen.
Und wollt ihr keine Diebe heißen, leg'
Auch ich den Bettler ab — Hier habt ihr Gold,
Und du, und du —

Alle (fangend). Gold? Gold? Dank, güt'ger Timon.

Erster. Du hast's in Sicherheit gebracht? Wie schlau!

Digitized by Google

Timon. Und schüttʼ es jetzt in einen würdʼgen Schoß.
(Zu den Mädchen.)
Kommt! Ihr zuerst. Nützt eure heißen Tage.
Bleibt, was ihr seid. Will einer euch bekehren
Mit frommem Spruch, dem setzt so feurig zu,
Daß eure Flamme seinen Rauch bezwingt.
Der rosenwangigen Jugend dörrt das Mark,
Lähmt dem Athleten seine straffen Schenkel,
Den nimmersatten Alten schickt vom Braten
Gradweg ins Grab. Gold, Gold und wieder Gold!
Bringt Andren Fluch, und euer Fluch sei dies,
Und eine Pfütze Aller Grab.

Phrynia. Mehr Rat und noch mehr Gold, großmütʼger Timon.

Timon. Nein, euren Dienst zuvor. Denn dies war Mietgeld.

Erster Strolch. Und wir, Herr, sollen wir so leer ausgehn?

Timon. Nein, Schurken! Saugt der Traube köstlich Blut,
Bis euer Blut von Fieberhitze schäumt,
Und spart euch so den Strick. Traut keinem Arzt,
Er reicht euch Gift statt Arzenei und mordet
Mehr als ihr rauben könnt. Thutʼs der Natur,
Der großen Mutter, gleich: die Sonne stiehlt,
Sie nährt sich von der See; ein Erzdieb ist
Der Mond, er schnappt sein Licht der Sonne weg.
Selbst die Gesetze, eure Plag' und Geißel,
Sie stehlen straflos Freiheit, Gut und Leben.
Hier nehmt Geht nach Athen! Erdrecht die Läden.
Was ihr auch stehlt — ein Dieb verliert es. Haßt
Einander und beraubt euch selbst. Und Gold
Soll euch verderben. Amen!

Timandra. Können wir
Dir nichts zu Liebe thun?

Timon. Das könnt ihr, ja:
Wenn ihr dem Alcibiades verschweigt,
Wie ihr mich traft.

Phrynia. So weiß du nicht, daß er
Verbannt ward, weil er dem Senat getrotzt
Um deinetwillen?

Timandra. Weil er deine Tochter,
Die sich die Mächtigen als Geisel koren,
Mit seinem Arm beschützt?

Timon (erschüttert). Um so viel mehr!
Verratet mich ihm nicht. Ich lohn' es euch.
(Er verhüllt sein Haupt.)

Timandra. Und doch muß Alcibiades es vor allen Andern erfahren. Sein Gold kann ihm nützen. Kommt!
(Die Beiden gehen.)

Erster Strolch. Aus purem Haß gegen die Menschen giebt er uns seine Ratschläge — nicht um uns junge Anfänger in unserm schwierigen Beruf zu unterstützen.

Zweiter. Ich will ihm wie meinem Feinde glauben und mein Handwerk aufgeben.

Erster. Pah! Damit hat es bei mir noch gute Wege. Es ist keine Zeit so schlecht, daß man nicht ehrlich in ihr sein könnte. Kommt.

Zweiter. Und die Götter seien mit dir, edler Timon.

Alle. Ja, die Götter seien mit dir! (Sie gehen.)

Timon (allein). Verbannt! — Und meine Tochter in den Händen
Der Schurken! Meine Opfer! O das nagt
Mit Schlangenbissen! — Und was fürchtet der
Senat von mir? Wüßt' ich's — ich thäte, was
Er fürchtet. (Auf das Gold den Blick gerichtet.)
Weißt du keinen Rat, du Prüfstein
Der Herzen, Magier, der Nord und Süd
Zusammenkettet und zu jedem Zweck
In jeder Zunge sprichst? Wie heg' ich sie,
Die Sklaven deiner Gottheit, in so grimmen
Und mörderischen Streit, daß diese Welt
Der wilden Tiere Beute wird? (Myron kommt.)

Myron. Ihr Götter!
Ist das bejammernswürdʼge Elend dort
Mein Herr? Verfall und Trümmer! O du Denkmal,
Wahrzeichen schlecht belohnter Güte du!
Giebt's auf der Welt ein schnöder Ding, als Freunde,
Die edle Seelen so zu Grunde richten?
Wie taugt zu diesen Zeiten wundervoll
Das Wort, daß man die Feinde lieben soll!
Er faßte mich ins Aug' — ich muß ihm sagen,
Wie mir die Seele blutet, ihn so tief
Gestürzt zu seh'n, und daß ich ihm als Knecht
Bis an den Tod ergeben bleibe. — Herr!
Mein teurer Herr!

Timon. Hinweg! Wer bist du?

Myron. Kennt
Ihr mich nicht mehr?

Timon. Bist du ein Mensch, so hab'
Ich dich vergessen, wie die andern auch.

Myron. Ich bin ja euer treuer Diener.

Timon. Dann
Kenn' ich dich nicht. Ich weiß von keiner Treue.
Denn meine Diener waren Schurken wie
Die Gäste, denen sie die Speisen reichten.

Myron. Die Götter zeugen's mir, nie grämte sich
Ein armer Hausverwalter treuer um
Den Herrn, als meine Augen jetzt um euch.

Timon. Was? Weinst du? — Tritt doch her — Dann lieb ich dich,
Weil Du ein Weib bist und die harten Männer
Beschämst. — Ja, deine Augen sind nicht kalt
Und frech, wie jene, die so höhnisch auf
Die Sterben meines Glücks herabgelächelt —
Verdammter Glankon! — Diese gehen über,
Und nicht vor Lust und Lachen.

Myron. Traut mir, Herr,
Und nehmt mich wieder zum Verwalter an,
So lang mein bischen Armut reicht.

Timon. Auch das?
So treu, so brav, so liebreich bist du? Ja,
Ich trage Reue: diesen Mann gebar
Ein Weib. — Vergeht mein rasches, blindes Wüten,
Ihr ewigewissen Götter. Einen nehm' ich
Von meinen Flüchen aus — ein Mensch ist redlich —
Versteht mich wohl, nur Einer, Niemand sonst —
Ich fleh' euch drum — und dieser eine war
Mein Hausverwalter. — Doch du bist mehr gut
Als klug, denn hätt'st du mich verraten, fändest
Du leichter einen andern Dienst. Gar Mancher
Kam auf dem Nacken seines ersten Herrn
Zum Zweiten. Aber sag' mir offen — denn

Digitized by Google

Noch immer zweifl' ich, sicherlich mit Unrecht —
Ist deine Güte keine Selbstsucht, schlau
Und wucherisch, und schenkst du nicht wie Reiche,
Damit man zwanzigfältig dir vergilt?
Warum suchst du mich auf?

Myron. Mein teurer Herr,
Argwohn und Zweifel nisten allzuspät
In eurer Brust. O wär' euch doch im Festrausch
Ein Ahnen böser Zeit in's Herz gezogen —
Jetzt kommt das Mißtrau'n, da das Glück verflogen!
Der Himmel weiß es: unverfälschte Liebe
Ist, was ich bringe.

Timon. Weißt du von dem Schatz?

Myron. Von keinem, Herr.

Timon. Und trug dir der Senat
Athens nichts an mich auf? — Du kommst als Häscher!

Myron. Was denkt ihr nur! — Als Warner aber komm' ich.
Denn nicht zufrieden, daß die Götter euch
So tief gedemüt, auch euer Leben wollen
Die Feinde.

Timon. Hm!

Myron. Blutschuld liegt über euch.

Timon. Ha ha! Gericht, Gericht hab' ich gehalten.
Blutschuld? Ich kenne diese Gecken, Mann.
Glaub' mir, den Toten schenken sie mir gern,
Doch daß ich sie um ihre Schminke brachte,
Das können sie mir nicht verzeihn. Nichts mehr!

Myron. Sie fürchten euch.

Timon. Den ränd'gen Hund? Sie wissen,
Was sie verdienen. Laß!

Myron. Drum wollen sie
Euch fangen, eurer Rache Quellen stopfen,
Und darum —

Timon. Rache? Martr' ich doch mein Hirn
Bei Tag und Nacht, wie ich mich rächen könnte.
Das Eine, das gewährt mir, gute Götter,
Daß ich das Knäul von Schande, das sich drinnen
Zusammenballt, das wimmelnde Gewürm
Im goldnen Netz, den sumpfgebor'nen Irrwisch,
Den gleißenden Sodomsapfel Menschheit so
In meiner Hand zu Staub zerdrücken kann,
Wie diesen klumpen Erde. Guter Myron,
Du liebst mich, hilf mir, schaff' mir meine Rache —
Sieh, hier ist Gold, genug, die Tugend selbst
Zur Kupplerin zu machen — und ich will
Vor dir mich als vor meinem Heiland beugen
Und jauchzen, daß der Himmel dich gesandt.
(Er ist vor ihm in die Kniee gesunken. Schon bei den letzten Worten hat sich ein Gerichtsbeamter mit seinen Schergen im Hintergrund gezeigt. Die kriegerische Musik wird von rechts wieder, und nun lauter, gehört.)

Gerichtsbeamter (rasch vorkommend). Halt! — Sollt' es dieser — Endlich! — Ja er ist's.
Legt Hand an ihn.

Myron. Verloren.

Timon. Nun, was soll's?

Gerichtsdiener. Timon, um Mordes willen nimmt Athens
Senat, und weil Du wider seine hohen
Und würd'gen Häupter Zung' und Hand erhoben
Und unsre heil'ge Stadt, die alle Götter
Erhalten wollen, freventlich beschimpft,
Dich in Gewahrsam. Folge mir.

Myron. Erbarmen!

Gerichtsdiener. Was sperrt der Graukopf uns den Weg? Hinweg.
Legt ihn in Ketten.

Timon (während er gefesselt wird). Blas't, ihr Zinken, blas't.
Hallali! Weidmannsheil! Die Meute hat
Den Hirsch gestellt.

Gerichtsdiener. Was will die Kriegsmusik?

Myron. Und keine Rettung? Keine?

Gerichtsdiener. Näher kommt's.

Stimmen (draußen). Heil Alcibiades!

Gerichtsdiener. Fort, fort!

Timon. Das ist —

Gerichtsdiener. Weh uns, was wird das!

Alcibiades (kommt mit kriegerischem Gefolge). Halt! den Wald umstellt!
Daß Niemand uns entkomme! — Wo? — Hier also? —
Da ist er! — Timon, mein geliebter Timon. —
Verflucht der Sklav', der diese offnen Hände,
Die göttergleich von Segen übertroffen,
So rauh gefesselt. — Löst die Ketten!

Timon (mit gesenkten Augen). Du?
Du kommst zu mir?

Alcibiades. Dein Rächer, dein Befreier.
Ihr Schurken hört und meldet dem Senat
Athens, daß Alcibiades zurückt,
Und daß er komme, Rechenschaft zu fordern.
Für jede Schmach, dem königlichen Haupt
Des hohen Freundes hier und meinem eig'nen,
Und mehr als dies: der jungfräulichen Tochter
Des edlen Timon höhnend zugefügt,
Soll eine Menschenhekatombe bluten. —
Ja, Timon, meinen Schritten folgt ein Heer.
Die frische braune Jugend Spartas stampft
Gleich munt'ren Widdern die athenische Erde.
Krieg sind' ich allen Wetterfahnen drinnen,
Ich reiße sie von ihrem hohen Sitz
Und mache sie dem Boden gleich — — Von dir,
Mein teurer Timon, heisch' ich Rat und Beistand.
Schlag' ein, du wardst am bittersten gekränkt,
Und rächte dich und jede große Seele
An diesem Wurmgeschlecht.

Timon (starrt ihn an). Bekriegen willst du
Dein Vaterland?

Alcibiades. Es hat uns ausgestoßen —
So fall' es denn!

Timon (wie oben). O, das ist groß, so groß,
Daß ich d'ran schwind'le.

Alcibiades. Willst du seine Flüche
Mit Segen lohnen?

Timon. Nein, beim Himmel nicht,
Die Götter mögen sie verderben, alle,
Die d'rin ein Menschenantlitz tragen — alle —
(Wie abwesend.) Und dich zuletzt.

Alcibiades. Mich, teurer Timon, mich?

Timon. Weil du, indem du dies Gezücht zermalmst,
Mein Vaterland vernichtest.

Alcibiades. Wie? So liebst
Du dies Athen noch immer?

Digitized by Google

Timon (furchtbar). Sagt' ich das?
O nichts von Liebe! Haß iſt meine Loſung,
Und Rache, Rache hab' ich mir erfleht.
Ihr ſendet ſie mir, allgerechte Götter,
Und ich verwürfe das erbet'ne Gut,
Weil eure Flammen es umlodern? Nein!
Komm', Alcibiades. Die Ew'gen ſchicken
Mir aus der Hölle dieſen gold'nen Schatz.
Gold zog die Falſchheit dieſer Teufel groß,
Gold falle wie ein Schwefelregen nun,
Erſtickend, brennend auf die Sündenbeule,
Athen geheißen. — Dir verbünd' ich mich.
Sei der peſtbringende Planet! Dein Schwert
Verſchone keinen: nicht den würd'gen Greis
Um ſeinen weißen Bart — er iſt ein Wuch'rer.
Triff mir die heuchelnde Matrone, nur
Ihr Kleid iſt ehrbar, Kupplerin ſie ſelbſt.
Der Jungfrau weiße Buſte, die durchs Gitter
Der Männer Augen kirren, ſind Verräter,
Sie ſtehen nicht im Buch der Gnade. Schone
Den Säugling nicht, laß Narren Mitleid fühlen,
Wenn er ſich Grübchen lächelt, denk' es ſei,
Ein Baſtard, deiner Kehle habe dunkel
Ein Götterſpruch Gefahr von ihm geweiſſagt,
Und würg' ihn ohn' Erbarmen. Keine Gnade!
Um Aug' und Ohr leg' einen Harniſch, den
Kein Wehgeſchrei der Greiſe, Mütter, Kinder,
Kein Schreckensblick blutüberſtrömter Prieſter
Durchdringen kann. Komm! Hier iſt Gold für dich
Und dieſen heil'gen Krieg.

Alcibiades (triumphierend). Nun ſtehe feſt, Athen!

Myron (zu Timon). Herr, Herr, was wollt ihr thun
Die Stadt,
Die euch gebar, iſt eure Mutter, und
Verflucht der Arm, der ihre heil'ge Bruſt
Bedroht.

Timon. Wohl, laß die Furien kommen.

Myron (ihm den Weg verlegend). Herr!
Die einzig liebe Tochter lebt euch dort —
Bedenkt! —

Timon. Laß! Ich verlor ſie! Sie iſt tot.
Was hältſt du meinen Arm? — Komm! Helm und
Schwert!
Wir wollen dieſe Welt in Blut und Aſche
Verwandeln, und wenn unſre Wut ſich ſatt
Geraſ't, wenn Alles ſtill um uns, dann gehen
Wir ſelbſt zur Ruh. (Er bricht ohnmächtig zuſammen.)

Myron. Es überwältigt ihn.
Er hat zu viel erduldet.

Alcibiades. Laß ihn ruhn.
Das Schickſal hat die Schalen ſeines Lebens
Durch Höh'n und Tiefen auf und abgeſchleudert,
Stürmiſch und mitleidlos.

Myron. Er blickt umher.
Er richtet ſich empor.

Alcibiades. Kennſt du mich, Timon?

Timon (dumpf). Du biſt der Drache, der Athen verheert.
O pfui, was widerfuhr mir. — Das iſt nur
Der Hunger. Meine Tafel iſt zu karg
Beſtellt. Ich habe meinen Koch gewechſelt.
Zeit bringt Gewöhnung. — (Stark.) Auf denn! Gen Athen!
(Sie brechen auf. Die Muſik fällt rauſchend ein.)
(Der Vorhang fällt.)

(Schluß folgt.)

„Vielleicht."

Ich hätte dir's doch damals ſagen ſollen,
Welch Fühlen ich verbarg ſo ſtill und bang, —
Dort, bei des grauen Waſſers müdem Klang,
Beim Gang durch dunkelbraune Ackerſchollen.

Das iſt ſchon lange her .... Wir beide waren
Auf gleiche Dinge wunderſam geſtimmt,
Auf Dinge, die die Seele nur vernimmt, —
Wir hatten beide Trauriges erfahren . .

Entſinnſt du dich? Wir ſahn die Wolken fliegen
Tiefrot dahin im blaſſen Himmelsmeer, —
Und zwiſchen uns lag's ſeltſam, drückend, ſchwer, —
Wir harrten eines Wortes, — doch wir ſchwiegen.

Vom Baume hörten wir die Droſſel flöten . .
Wir mußten ſchweigen, unruhvoll verträumt,
Und haben ſo vielleicht ein Glück verſäumt,
Um eine zarte Stimmung nicht zu töten . .

Und als ich jetzt zu dir trat, wirr, beklommen,
Da iſt dein liebes Antlitz ſäh erbleicht, —
Kein Jawort, — nur ein zitterndes „Vielleicht!"
Hab' ich von deinem blaſſen Mund vernommen.

Was lag in dieſem Wort! Dein ganzes Bangen,
Dein ganzes Hoffen, rein und wahr und tief,
Und manches auch, das heimlich in dir ſchlief,
Ein ſcheu Gedenken deſſen, was vergangen.

Weiß Gott, mein Kind, ich kann dir drob nicht grollen, —
Was war es nur, das traurig mich beſchlich? . .
Ich weiß, du biſt mir gut, — ich glaub' an dich, . .
Und doch, — ich hält' dir's damals ſagen ſollen . .

Richard Specht.

Der Kukuk.

(Dialekt vom Bodenſee.)

Was iſch au, daß de Guggugg ſchreit?
Guggugg die ganze Nacht.
I ham me j'Obed ſchlofe gleit
Und bi darob verwacht.

Si Wibli iſch em uf und furt,
Drum ſchreit der arme Tropf;
Und trurt und ſchilt und girrt und gurrt:
Es git am End en Chropf.

Und nebet mir, do ſchmarcht mi Wib,
Und wenn ſ'mi nümme will,
Und daß ſie nümme bi mir blib',
I weiß, no wär' i ſtill.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Franz Freiherr Gaudy.

Ungedruckte Briefe aus den Jahren 1834—1840.

Mitgeteilt von **Georg Hirzel.**

IV. (Schluß.)

Keiner Erläuterung bedarf der folgende Brief aus Berlin, datiert 5. Juni 1838:

Theuerster Freund und Herr, meinen aufrichtigsten Dank für Brief und Probebogen. Letztere sind sehr schön und mit Ausnahme eines Druckfehlers korrekt.

Wenns nicht ärger kommt bin ich sehr zufrieden. Wird das Ganze noch vor meiner Abreise welche auf den 15ten k. M. festgesetzt ist fertig? — Mit unserm Alm. steht es schlecht. Ich bin immer noch der Meinung besser keinen als einen schwachen. Cham. kann sich aber gar nicht mit der Idee befreunden. Sollten Freil. u. A. Grün ausbleiben, so faelt er so wie so zusammen, denn wenn auch Cham. Pfizer, Sallet u. ich ungewöhnlich viel beitragen, und ich noch Reserve habe, so macht das noch immer den Kohl nicht fett. Peinlich wird mirs außerdem meinen Namen zu dem letzten Jahrgang zu geben; der plebs schreit mich gleich als den Todtmacher aus. Von der andern Seite bedenk' ich mir wieder Platens Portrait, welches schon in Arbeit ist, und ob man den Schwaboven den Triumph lassen solle. Erstehn doch ohnehin gleich 3 neue Almanache, so wie unsrer die Augen zumacht. Mit einem Worte, ich bin mir in diesem Wirrwarr nicht klug genug. Ein Gedicht, welches durch Dahlmanns Broschüre veranlaßt wurde, u. dem M. A. bestimmt ist, lege ich für Sie in Abschrift bei — ich kann nicht leugnen, daß ichs gern gedruckt hätte. Der Titel ist einem in Hannover ausgebrachten Toast entlehnt.

Ich machte Ch. den Vorschlag, wenn der Alm. nicht zu Stande käme, ob wir beide nicht die Gedichte der neueren Zeit, welche noch nicht in unsern Sammlungen stehn, u. auch zum größten Theil ungedruckt sind, unter dem Titel: Neue Lieder (Dichtungen) von A. C. u. F. G. herausgäben. Es möchte circa 16 Bogen sein, u. wäre das Verhältniß wie beim Béranger, wo ich $^2/_3$ er 1 geben — doch sein Name thut ja das Beste, hat auf jeden Fall mehr Glück als der meine. Es ist nur so ein pis aller. Sie schreiben mir wohl frank und frei, wie ich es Gott sei Dank von Ihnen gewohnt bin, was Sie dazu meinen. Ebenso ob Lieder u. Romanz. Schneidergef. u. dergl. nur ein klein klein wenig wohl wirken. Wigand habe ich ein für allemal aufgekündigt. Wegen unsers Tiro aber thut mir's leid. — Es ist für mich eine trübe, recht trübe Zeit in jeglicher Beziehung. Wenn ich nicht das bissel Poesie im Leibe noch hätte — ich trüg's wohl kaum. Gott besser's. Ihr lieber guter Schwager kommt ja wohl bald her. Ist denn auch wahr, daß A. Grün nach Berlin kommen werde? Ich werde wohl schwerlich nach Leipzig können. Wenn ich meine sieben Sachen beisammen habe, eile ich gleich den Rhein aufwärts durch die Schweiz, besuche u. a. Demme*) in Bern, gehe über Turin nach Neapel. Vielleicht ersänfe ich all mein Herzeleid und Verdruß im Golf von Bajae. Im Maerz k. J. wollte ich dann nach Berlin kehren, nur um es auf immer zu verlassen. Ich denke in Süddeutschland wird mir die Luft leichter werden, vielleicht auch die Erde — wer kann's wissen

Ich schreibe Ihnen noch vor meiner Abreise.
Leben Sie recht wohl, mein verehrter Freund
treu der Ihrige

Gdy.

Das im vorstehenden Briefe erwähnte, durch Fr. Ch. Dahlmanns Broschüre: „die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren" veranlaßte Gedicht Gaudys trug die Ueberschrift: „Non consulibus, sed exulibus!" Es war ursprünglich für den Almanach bestimmt, aber die Zensur verbot seine Aufnahme; so wurde es zunächst nur als Flugblatt gedruckt und an die Göttinger Sieben gesandt. In Gaudys Werken (Berlin 1844) wurde es von Arthur Mueller unter dem Titel: „Die Landesflüchtigen" aufgenommen, später aber in der Ausgabe von 1853 fortgelassen. In einem Briefe vom 22. Juni 1838 schreibt Gaudy über besagtes Gedicht: „. . . . . Was mein unglückliches Drei-Männer-Gedicht anbelangt, so sandte ich es Ihnen nur in der Voraussetzung daß d. M. Al. nicht zu Stande kommen werde; ich glaube immer, daß es in der Masse den Augen des Censors entgeht, habe ihm daher eine weniger auffallende Ueberschrift gegeben, u. will es im Alm. noch einmal versuchen: sollte aber der Leipziger Censor (asinus domesticus Linn.) es auch dort ausschnüffeln, so hat mir Ihr Herr Schwager versprochen, es an Wackernagel oder sonst wohin zu besorgen. Im allerschlimmsten Falle käme vielleicht den Herren Dahlmann und Grimm eine Abschrift zu . . . . ."

Am 15. Juli reiste Gaudy nach Italien ab. In Neapel erfuhr er durch den dort anwesenden Professor

*) Wilh. Ludw. Demme (1801—1878), Rechtsgelehrter.

Digitized by Google

Gans*) aus Berlin die Nachricht von dem Tode Chamissos. In tiefsten Schmerze um den Verlust des treuesten Freundes schreibt er an Hirzel:

Capri, den 28sten Sept. 38.

Mein verehrter Freund,

Seit vier Wochen lebe ich in Neapel; ich befand mich in einem fortreißenden Freudentaumel. Die göttliche Natur, der klare blaue Himmel, das reizvolle Meer hatten mich mit dem Leben so recht wieder ausgesöhnt; seit Jahren hatte ich mich körperlich und geistig nicht so frisch und kräftig gefühlt — da erfuhr ich Chamissos Tod, zufällig, da ich keine Zeitungen lese, und nun ist es mit der ganzen Freudigkeit wieder zu Ende, und ein recht herber tiefer Schmerz tritt verdüsternd an die Stelle der kurzen Lust. Ich kann es gar nicht sagen wieviel ich mit Chamisso verliere — ach nicht weniger als Alles. Er war mit meinem Treiben, Plänen und Aussichten so innig verwachsen. Es ist als sei mit ihm mein besseres Ich zu Grabe getragen. Was ich je geworden bin, und geleistet habe verdanke ich zum größten Theil meinem Chamisso. Und wenn in reiferen Jahren ein solches Band zwei Männer verknüpft, jahrelang auf das innigste verschlingt, und dann durch den Tod gelöst wird, so verliert der Ueberlebende warlich den Muth, die Hand wiederum nach einem neuen Freunde auszustrecken. Mein Kummer ist so groß, daß ich noch kaum an den der Anderen Zeit zu denken gehabt hatte, an den der Waisen, der übrigen Freunde. Noch vor 14 Tagen schrieb ich von Neapel aus einen von Lebenslust überspindelnden Brief an Chamisso — ich schrieb schon an einen Todten. — Das letzte Wort welches ich von ihm vernahm war: Wir sehen uns wieder, hier — oder Jenseits. Ich nahm ihm scherzend das Wort ab, vor meiner Heimkehr nicht sterben zu wollen. Es ist das erstemal, daß der Freund wortbrüchig ward. — Mir ist Neapel verleidet. Seit 8 Tagen lebe ich schon einsiedlerisch in Capri, und arbeite, um mich zu zerstreuen. Seit Ch. Tode zieht es mich wieder nach Deutschland zurück, obgleich er das einzige Band war, welches mich an die Heimath band. Ich weiß gar nicht recht was ich nun beginnen soll. Auf keinen Fall bleibe ich jetzt so lange als ich mir ursprünglich vorgenommen hatte. — Unser Musenalmanach wird wohl Chamisso nachfolgen. Ich wenigstens zweifle, daß er zwei Verluste wie die seiner Redakteure ertragen könne. Wollen Sie ihn fortgesetzt wissen, so haben Sie wohl die Güte es mir wissen zu lassen. Durch meine Bankiers Loeffler et Klent (Neapel, strada dei fiorentini 39) kommt mir der Brief am sichersten zu. Vielleicht könnte der Almanach durch eine doppelte Redaktion, durch den Eintritt von Rückert, Anast. Grün, oder Freiligrath gehalten werden. Entschließen Sie, und thun Sie was Sie für passend erachten. Ihr Wille war und wird jederzeit der meinige sein. Sollte der Almanach noch fortbestehen, so bin ich schon im Februar wieder zurück. — Vielleicht ist es Ihnen auch mögl. mir schon nach Ablauf der Michaelismesse einigermaßen anzugeben wie Béranger sich anläßt und wie das Publicum ihn aufnimmt. Ich habe Sie gebeten, 1 Exempl. des Béranger u. M. A. an meine Schwester Frau von Kalkreuth auf Schönborn bei Züllichau durch die Darnmann'sche Buchhandlung zu schicken. Vielleicht finden Sie Gelegenheit dazu. — Gerdinus wohnt mit mir in meinem Hause. Noch habe ich ihn nicht gesprochen aber wohl oftmals gesehen. Er ist in Gesellschaft des Berliner Prof. Gans — eben jenes Todesboten — und dem gehe ich aus dem Wege. Er (Gans) ist an und für sich unliebenswürdig und gewinnt durch jene traurige Mittheilung wahrhaftig nicht. — Ursprüngl. war ich willens gewesen den nächsten Monat in Sizilien u. Malta zuzubringen. Wie viel noch daraus wird, wissen die Götter. Man widerräth mir allgemein die Reise, weil die Jahreszeit schon zu vorgerückt und namentl. die Straßen zu unsicher seien. Beides würde mich nun nicht aufhalten, aber das Unglück ist, daß ich keinen Reisegefährten habe, und allein ist solche Tour nicht zu unternehmen. Auf jeden Fall trifft mich eine Antwort noch bis zum 15. Nov. in Neapel mag ich schon wieder zurück, oder gar nicht gegangen sein. Einliegend. Brief an Hitzig haben Sie wohl die Güte durch d. Post befördern zu wollen. Ihrer Frau Gemahlin, Herrn Schwager und Frau Schwägerin bitte ich mich herzlichst zu empfehlen, auch J. Grimm, wenn er wieder bei Ihnen sein sollte. Und so leben Sie denn wohl, und möge der schmerzliche Verlust den wir erlitten haben auf lange Zeit hin der letzte sein.

Treu der Ihrige

Gaudy.

Meine Adresse in Neapel ist Santa Lucia 21. in terzo piano.

Die Briefe aus dem Jahre 1839 fehlen mir leider ganz und auch aus dem Todesjahre Gaudys (1840) kann ich nur den einen hier folgenden Brief mittheilen, der zehn Tage vor seinem Tode geschrieben ist.

Am 8. Februar hatte Gaudy an einem längeren Gedicht arbeitend die Verse niedergeschrieben:

Da trat, mit fall'gem Wechsel in der Hand,
Ein harter Gländ'ger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.

Am Abend desselben Tages traf den vollständig Gesunden und Kräftigen ein Schlaganfall, der ihn teilweise lähmte, und am 5. Februar abends 9 Uhr starb er nach hartem Todeskampf.

Sein letzter Brief lautet:

27/1 40 (Markgrafenstr. 17).

Hochverehrter Freund,

Wenn meine als Riesenkind geborne Faulheit in der bisherigen geometrischen Progression fortwächst, so sehe ich voraus, daß sie mich trotz dem Talec (?) den Juden mit Stumpf und Stiel auffressen werde; ich eile daher ehe diese tragische Katastrophe eintrete Ihnen noch p. p. c. ein Lebenszeichen oder vielmehr ein Scheinlebenszeichen, denn weiter bring' ich's nicht, zu geben. Wie unerträglich Berlin für mich geworden ist, brauche ich Ihnen wohl kaum

*) Nicht von Prof. Benary aus Berlin, wie Hitzig (Chamissos Werke, VI. 161) irrtümlich angiebt.

Digitized by Google

anzudeuten, und die Ueberzeugung, daß ich fort muß, wenn ich nicht in Apathie oder Verbitterung vollends untergehen will, drängt sich mir mit jedem Athemzuge deutlicher auf. Früherhin fand ich doch wenigstens in meinen literarischen Bestrebungen Trost und Beruhigung, und wenn ich mitunter verzagte, richtete ein Wort von Chamisso wieder auf, und dann ging's wieder eine Weile — das ist Alles vorbei. Hitzig hat mir Ch's Biographie geschenkt. Hier spielt das Stück von geschenkten Gaule. Daß aber Ihr Mißmuth kein grundloser war, ist mir nachgerade klar geworden. Es gehört eine starke Pietät gegen d. Sammler und Verf. die Wiederholungen u. Minutalia nicht satt zu kriegen. Mir theilte H. die letzten Bogen, Ch's Karakteristik (?) betreffend im Mspt. mit. Meine Ansichten über den Seligen standen öfters in offnem Konflikt mit den seinigen. Man sieht nur allzudeutlich, daß H. in der Friedrichstr. 242 wohne. Und was sollen die **mal à propos** eingeflickten Schilderungen eines Kurts, eines Rauschenbusch? Wer kennt die Herren? Und sind sie nach 4 wochentlichem Umgang wohl befähigt gewesen, eine so großartige Individualität wie die unsres Freundes aufzufassen? Wozu solche Bemerkungen welche die Note widerlegt? Solche Fragen drängen sich ziemlich ungezwungen auf. Möge der biographische Ballast dem Weltsegler nicht zur hemmenden Last werden. — Der Musen Almanach kommt also doch zu Stande.*) Wie er sich in den Fäusten der kritischen Wickelfrauen gestalten wird, bin ich neugierig. Die Redakteure verkünden triumphirend Zusagen von allen Notabeln und den Schwaben **par excellence**. Wie sicher auf solche Actien zu bauen wissen wir am besten. Ich wünsche den Leuten allen Glück und Segen — sie können nur nicht verlangen daß ich mitwirke, und nachdem ich dießfeits Hauptmann gewesen, zum Feinde überlaufe um als Querpfeifer wieder einzutreten.

Simion, der Verleger, träumt von goldnen Bergen — **risum teneatis amici!** —

Daß unsre vielgeliebte Majestät in ihrer unerforschlichen Weisheit die Feier des Buchdrucker-Jubiläum untersagt, ist ein neues Motiv auf den Namen eines Preußen stolz zu sein. Wahrscheinl. hat Ernst August**) es ihm verboten. Ich hätte ein Lüstchen nach Leipzig hinüberzukommen, wenn ich in jener Zeit noch hier bin, freilich noch größere Sehnsucht zu reisen, auf drei Monat nach dem südl. Frankreich, Algier, Hyères, und auf der Heimfahrt in Schwaben kleben zu bleiben. Dies wird von dem Verlauf meiner **Portogalli*****) bedingt. Und da bitte ich mir einen freundlichen Rath zu ertheilen, wem ich in Leipzig das Werk anbieten könne, circa 30—35 Bogen, bestehend aus 6 Novellen und einigen 30 Reisebildern gedruckt und ungedruckt, der Bogen höchstens zu $1^1/_2$ louis d'or: — Nehmen Sie aber die Bitte mir einen Verleger vorzuschlagen ganz au pied de la lettre, und bei Leibe nicht als indirekten Antrag. Ich habe zu viel Weh über Ihr Haus gebracht, als daß ich nicht für ewige Zeiten von fernerem abstehen sollte. Ist es nicht der Kulminationspunkt von guignon daß unser Béranger 2 uneheliche Kinder erzeugte*) und noch so krüppelhaft wie das Rathusianische? Und diese Lobhudeleien des neuen Messias? Da hört Alles auf! Und da in Allem auch dieser Brief eingegriffen ist, auch er. Gicht in der rechten Hand pisackt mich obnehin über die Gebühr. Es ist als wolle die Natur mit einen palpablen Wink geben auf das Schriftstellern zu verzichten; **de tout mon coeur**, nur erst was anders. Meine Bitte um Anstellung als Bibliothekar oder so etwas ähnliches habe Se. K. Hoheit der Kronprinz allerhuldreichst abzuschlagen geruht. Um mich dafür zu entschädigen, ist vor etwa 4 Wochen die letzte Erbschaft, auf die ich rechnen konnte, zu Wasser geworden. **Non c'è male!** —

Ihrer Frau Gemahlin u. H. Schwager meine gehorsamsten Empfehlungen. Wenn Sie einmal zwei Minuten für einen körperl. u. geistigen Invaliden übrig haben, so bedenken Sie, daß Sie ihm mittelst eines halben Dutzend Zeilen einen Silberblick in seinen moralischen Katzenjammer bereiten können.

Addio! Addio! Weshalb hab' ich mich vom Bösen aus Rom führen lassen, et **que diable allais-je faire dans cette maudite galère?**

Treu der Ihrige Gdy.

So ist denn durch die Mitteilung der Briefe Gaudys der Freundeskreis geschlossen, den Chamisso, Rückert, Gaudy und Schwab durch die gemeinsame, langjährige Arbeit an demselben Werke gebildet hatten. Die Leser der „Deutschen Dichtung" haben den Musenalmanach durch Chamisso entstehen, unter ihm sich entwickeln und von ihm und Gaudy zu Grabe tragen sehen. Sind nun hier und da auch noch Lücken, die der Zeit und dem Zufall auszufüllen bleiben, so vereinigen sich doch die Briefe aller in ihrer Zusammengehörigkeit zu einem anschaulichen Gesamtbilde der Geschichte des Deutschen Musenalmanachs.

*) Deutscher Musenalmanach, herausgeg. v. Th. Echtermeyer u. Arn. Ruge. 1840 u. 41. (Berlin, Simion.)

**) König von Hannover.

***) Italienische Reiseskizzen.

*) Béranger, Lieder verdeutscht durch L. S. Rubens. (Berlin 1839—41.)

—, hundert drei Lieder
giebt hier im Deutschen wieder
mit seinem wohlgemeinten Gruß
Phil. Engelb. Nathusius.
(Braunschweig 1839.)

Digitized by Google

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. II. Nürnberg. Joh Leonh. Schrag. 1893.

Fullerton, Lady Georgiana. Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig XIV. und der Regentschaft. Münster i. Westf. Adolf Russel. o. J.

Wundtke, Max. (Max Alfred Ferdinand.) Wildlinge. Neue lyrische und satyrische Dichtungen. Straßburg i. E. und Leipzig. H. Friedemann Nachf. 1893.

Margulies, S. N. Haman an die Antisemiten. Lübeck. Selbstverlag. 1893.

Böhm, Gottfried. Das Porträt der Pompadour. Lustspiel in einem Akt. München. C. H. Beck (Oskar Beck). 1893.

Müller, Karl. Liebes-Lust und Leid. Leipzig. Verlag zum Greiffen. 1893.

Meine Bibliothek. Anregungen und Winke für die Einrichtung von Haus- und Familien-Bibliotheken Zürich. C. M. Ebell. 1893.

Fontane's Führer durch die Umgegend Berlin's. Herausgegeben vom Touristen-Club für die Mark Brandenburg. Zweiter Teil: Norden. Berlin. F. Fontane & Co. o. J.

Strindberg, August. Die Beichte eines Thoren. Roman. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Kohn, S. Der Lebenstreter und andere Erzählungen. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Olafs, Edmund. Novellen. Berlin. A. Asher & Co. 1892.

Engel, Georg. Das Hungerdorf und andere Novellen. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Dörmann, Felix. Neurotica. Zweite Auflage. Leipzig. August Schulze. 1893.

Rosmer, Ernst. Wir Drei. Fünf Akte. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Bormann, Georg. Hans Boltmar. Die Geschichte eines Künstlers. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Bornhak, F. Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Die Begründerin der klassischen Zeit Weimars. Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalias mit Friedrich dem Großen. Mit zwei Porträts und einem Facsimile. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Ebers, Georg. Gesammelte Werke. Lieferung 1. 2. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Phlipp, Peter. Teufels Badstube. Wien. Weichelts Verlag. o. J.

Stobl, Lorenz. Der Fluch auf Juda. Berlin. J. van Groningen & Co. 1893.

Bendler, Georg. Carl Schulze. Im neuen Hause. Catharina von Siena. Berlin. Richard Wilhelmi. 1893.

Geiger, Albert. Im Wandern und Stehenbleiben. Gedichte. Karlsruhe. A. Bielefeld. 1893.

Manthner, Fritz. Zum Streit um die Bühne. Ein Berliner Tagebuch. Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1893

Friedrichs, Hermann. Chrysfonia's Liebe. Bühnendichtung in drei Akten Leipzig. Oswald Mutze. o. J.

Rauk, Friedrich. Atalanta. Dramatische Dichtung mit Tanz. Breslau P. Schweitzer. o. J.

Die ethische Bewegung im Judentum. Ernste Gedanken eines Modernen. Berlin. Hugo Schildberger. o J.

Pfalzer, Victor, Ritter von. Ein seltsam Spiel oder: Deutschnational. Lustspiel in fünf Akten. Leipzig. Otto Wigand. 1893.

Leutrodt, Willy. Heiße Spuren. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. o. J.

Wolff, Franz. Neue Gedichte. Leipzig. Oswald Mutze. 1893.

Pfalzer, Victor, Ritter von. Zeitgemäße Betrachtungen. Leipzig. Otto Wigand 1893.

Fürst, Hermann. Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893

Krücken, Oskar. Von Evas Stamm. Berlin. Richard Eckstein. o. J.

Rocknik, Paul. Im Zeichen Merkurs. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.

Bronner, Ferdinand. Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Liederbuch. Leipzig C. G. Naumann. o. J.

Kirchner, Friedrich. Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Lieferung I. II. Heidelberg. G. Weiß. 1893.

Frautl, Adolf. Lachende Wahrheiten. 300 Epigramme. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben 1893.

Fless, Erich. Miasmen. Roman. Berlin F. Fontane & Co. 1893.

Burenin, V. Das Totenbein. Ein absonderlich-mysteriöser Criminalfall. Nach der 4. Aufl. des russischen Originales übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilh. Henckel. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Croissant-Rust, Anna. Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Rotter, Friedrich. Gedichte. In Auswahl herausgegeben von R. Kraut. Stuttgart. J. G. Cotta, Nachfolger. 1893.

Ruland, Wilhelm und Riesgen, Laurenz. Himmel und Erde. Dichtungen. Leipzig. Robert Claußner. 1893

Sommerfeld, A. von. Leidenschaften. Realistische Geschichten aus der Gegenwart. Leipzig. Robert Claußner. 1891.

Gudden, Sophie. Familienfestspiele. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. o. J.

Fitzne, Gabriel. Die Eule. Schauspiel. Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von Ernst Braunsewetter. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Jordan, Karl Friedr. Morgengluhen. Oden und Lieder eines Antimodernen. Berlin. Rethwisch & Seeler. o. J.

Baledow, Hans von. Charaktere und Temperamente. Dramaturgische Studien. I. Shakespeare'sche Charaktere mit einem Anhang. Über Goethe's Faust. Berlin. Eduard Reutzel. 1893.

Uhland's Werke. Herausgegeben von Ludwig Fränkel. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut o. J.

Galb, Julius. Von der Flut überholt. Sprach-Gemälde. Zweite Auflage. München. J. Gallenkamp. 1893.

Wichert, Ernst. Sein Kind. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig. Philipp Reclam jun. 1892

Löwe, Fritz. Frau Zutta. Die Päpstin. Eine deutsche Volkssage. Epos in 3 Teilen. Offenbach a. M. Sebald'sche Buchdruckerei A.-G. 1892.

Wolff, Eugen. Geschichte rücklaufs. Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1892.

Weigand, Wilhelm. Nägelieder München. Carl Merhoff. 1892.

Fulda, Ludwig. Das verlorene Paradies. Schauspiel in drei Aufzügen. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Eine furchtbare Angſt ergriff Melanie plötzlich. Ihre Hand glitt über die Stirn des Knaben hin. Sie glühte. Melanie faßte nach ſeinem Puls. Er flog wie im Fieber. Wenn Bruno krank würde! Seine zarte, ſenſitive Natur war vielleicht dem Zwieſpalt nicht gewachſen, den man ihr anfdrängte. Sie wurde wie von zwei feindlichen Gewalten hin- und hergeriſſen, und jede war gleich mächtig und das Kind hatte keinen Widerſtand und fand keine Entſcheidung in ſich. „Euch alle beide gleich lieb!“ Darin lag der ganze Jammer und die ganze Verzweiflung dieſes Kinderherzens. Und vielleicht war's die mißachtete Natur ſelber, die hier ihre Rache nahm.

Noch immer weinte Bruno heftig. Melanies Hand lag auf ſeiner Stirn und ihr war's, als fühle ſie dahinter das Hämmern ſeines Blutes. Oder war's das eigene, das in den Adern klopfte und ſiedete? Sie unterſchied es nicht mehr. „Fühlſt Du Dich krank, Bruno?“ fragte ſie zärtlich.

Der Knabe verneinte mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. „Aber es iſt nur ſo ſchrecklich,“ ſagte er, kaum vor Schluchzen zu Worte kommend, „ſo ſchrecklich, Mama.“

„Was iſt ſchrecklich, Bruno?“ fragte Melanie.

„Alles, Mama, Alles.“ Und er weinte weiter, ohne daß ſie noch etwas ſonſt aus ihm herauszubringen vermochte.

So begnügte ſie ſich damit, zu verſuchen, ob ſie ihn nicht beruhigen könnte. Sie ſah ein, daß das ihre Pflicht war, hinter der jetzt alles andere zurückſtehen mußte, und daß ſie nicht mehr durch Neues dieſe Kinderſeele in ihrem Innerſten aufwühlen durfte. Sie ſprach gütige, zärtliche, friedvolle Worte zu dem Knaben. Sie redete ihm gut zu, es werde nun alles anders und beſſer werden, er ſolle nur ruhig ſein und jetzt ſchlafen, vor allen Dingen ſchlafen. Dabei ſtrich ſie ihm immer mit ihren Händen an den Schläfen entlang, wie wenn ſie ihn magnetiſieren wollte. Und das Kind ſchloß die Augen und lächelte, wenn auch nur ein klein wenig. Endlich küßte Melanie den Knaben und ging. Dennoch war ſie ſelber, die Ruhe hatte ſpenden wollen, nicht ruhig. Immer wieder ſtand das Schreckgeſpenſt vor ihrer Seele: wenn Bruno krank würde! Er muß ja an dem allen, was auf ihn einſtürmt, krank werden, er iſt dem nicht gewachſen, er war immer eine zarte Pflanze, die nur mit ſchwachen Faſern im Erdreich wurzelte. Und ſelbſt wenn ihm Berndt Herzbergs Nähe für immer entzogen würde, würde es dann beſſer werden? War das Gift, das in dieſe Kinderſeele geſtreut worden war, noch jemals wieder auszurotten? Und würde das Kind, das ſo zäh in allen ſeinen Empfindungen, ſo leidenſchaftlich in ſeiner Liebe war, überhaupt den noch wieder vergeſſen können, der ſich ſo raſch und leicht in ſein Herz geſtohlen hatte und für den die Stimme des Blutes in ihm ſo vernehmlich, ſo gebieteriſch redete? Auf alles das gab es keine Antwort.

Als Melanie nach Stunden der friedloſen Selbſtqual endlich dem Einſchlafen nahe war, ſchrak ſie noch einmal mit dem Gedanken wieder empor: Bruno hat heute nicht gebetet! Über alledem, was ſie in Sorge und Angſt um ihn empfunden, hatte ſie vergeſſen, mit ihm zu beten. Es war das erſte Mal im Leben, ſeit Bruno überhaupt beten konnte, daß ſie

Digitized by Google

es vergessen hatte. Eine nichtssagende Kleinigkeit — und doch regte es sie seltsam auf, doch war ihr's, als hätte sie etwas Heiliges vergessen, eine hohe, hehre Pflicht verabsäumt. Und zugleich, als sei etwas anders geworden in ihrem Leben, als sei etwas zerrissen, was sich wie ein Band zwischen ihr und ihrem Kinde geschlungen hatte. Es war auch umsonst, daß sie sich selber thöricht und kindisch deswegen schalt. Sie konnte nun erst vollends lange keinen Schlaf finden.

Müde, wie zerschlagen erhob sie sich am anderen Morgen. Ihr erster Gang war ins Kinderzimmer. Sie erschrak, als sie Bruno in seinem Bett liegen sah. Wie blaß und schmal er war! Und doch glänzten seine Augen fieberisch dabei. Er war matt und hatte über Kopfschmerzen geklagt, so daß Minna ihn noch im Bett gehalten hatte. In dem trüben Licht des Regentages, der draußen über der Welt lag, erschien seine Gesichtsfarbe so aschgrau, wie die eines Sterbenden. Melanie bedeckte die Stirn des Kindes mit Küssen. „Bist Du krank, Bruno?“ fragte sie in zärtlicher Besorgnis.

Aber der Knabe wollte davon nichts wissen. Mit sichtlicher Erregtheit erklärte er, ganz gesund zu sein und aufstehen zu wollen. Es war etwas sonderbar Hastiges und Unstätes in seinem Wesen. Melanie entging das nicht, aber sie hinderte ihn trotzdem nicht; sie hoffte, er würde allmählich wieder ruhiger werden, wenn er seinen Willen durchsetzte. Widerstand hätte ihn jetzt nur gereizt. Dennoch kam es ihr vor, als sei sein ganzes Gebahren nur aus einem erbitterten Kampf zu erklären, den der zähe Eigensinn dieses Kindes gegen die körperliche Schwäche kämpfte. Und wenn Bruno die Mutter manchmal scheu von der Seite her anblickte, geschah's wohl nur, um zu erfahren, ob sie auch nicht sähe, wie schwer es ihm wurde. In diesem Kinde steckte manchmal etwas von einem männlichen Geist.

Infolge des Regenwetters ergab es sich von selbst, daß die Kinder im Zimmer blieben. So oft Melanie die Kinderstube betrat, sah sie Bruno, still in eine Ecke gekauert, über seinen Bilderbüchern. Da er über nichts klagte, beruhigte sie sich mit der Zeit. Als am Spätnachmittag draußen die Glocke gezogen wurde, ging sie selber, um die Thür zu öffnen. Sie war überzeugt, Berndt Herzberg stehe draußen und fordere, eingelassen zu werden. Und dann würde es zum Äußersten kommen. Der Revolver lag geladen auf ihrem Nachttisch. Sie würde ihr Hausrecht zu wahren wissen. Ihre Mienen waren ganz ruhig, als sie unten den Riegel zurückschloß.

Es war aber nicht Berndt Herzberg, der draußen stand, sondern ein Besuch, vor dem sich Melanie unter anderen Umständen hätte verleugnen lassen. Nun fiel das unmöglich, und sie mußte die Damen, die trotz des schlechten Wetters nicht umhin gekonnt hatten, „endlich einmal mit der lieben Frau Lieuhardt ein Stündchen zu verplaudern“, wohl oder übel in das Wohnzimmer hinaufgeleiten.

Der Besuch zog sich sehr in die Länge. Trotz Melanies Schweigsamkeit fühlten die Damen sich veranlaßt, die Dienstbotenfrage in Roßthal von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu beleuchten, und konnten sich schließlich über das Resultat dennoch nicht einigen, da die Ältere folgerte, daß es überhaupt keine guten Dienstboten mehr gäbe, die Jüngere, daß man sich die guten Dienstboten erst selber ziehen müsse. Dieser Streit währte noch eine geraume Weile und blieb, da Melanie nicht Partei ergreifen wollte, unentschieden.

Als der unerquickliche Besuch endlich sich verabschiedete, worüber freilich auch wieder eine beträchtliche Zeit hinging, atmete Melanie auf. Sie hatte während der ganzen Dauer des Besuches ein Gefühl unruhiger Bangigkeit gehabt und horchte manchmal gespannt in die Richtung des Kinderzimmers hinüber, als ob sie von dort irgend einen Ton vernehmen wolle, was in Wahrheit nicht wohl möglich war. Als sie es nun selber betrat, fand sie es leer. Ihr Herz krampfte sich einen Augenblick zusammen, aber im nächsten lächelte sie wieder. Sie hörte Minnas Stimme vom Schlafzimmer her, wo sie die Kleine zu Bett bringen mochte, für die es schon Schlafenszeit geworden war; Bruno war vermutlich gleichfalls dort. Möglicherweise hatte er sogar selber verlangt, zu Bett zu gehen, oder das Mädchen hatte ihn dazu bestimmt. Es war Melanie selbst wunderlich, daß sie trotzdem zauderte, das Schlafzimmer zu betreten, und daß ihr Herz laut schlug, als sie es endlich that. Dann blieb sie auf der Schwelle stehen

Digitized by Google

und fragte in das fast dunkle Gemach hinein, in welchem sie nur die Umrisse des Mädchens unterschied, das neben dem Kinderbett kniete und mit halblauter Stimme dazu sang: „Ist Bruno hier?“

Minna sang den Vers erst unbekümmert zu Ende, ehe sie erwiderte: „Hier? Nein. Was sollt' er hier? Drüben im Kinderzimmer muß er ja sein.“

„Er ist nicht dort.“ Melanies Stimme bebte, als sie es herausstieß.

Das Mädchen ließ einen Ausruf des Erstaunens hören, mit dem sie sich erhob: „Er war doch noch da, als ich vorher mit der Kleinen herüberging. Und ins Freie wird er bei dem Wetter doch nicht hinausgelaufen sein. Er war ja so wie so nicht so recht munter.“

Melanie hatte sich antwortlos umgedreht und nun klang ihre Stimme durchs Haus: „Bruno! Bruno!“ Dem Mädchen, das ihr folgte, kam es vor, als ob sie diese Stimme noch nie im Leben gehört hätte, so fremd klang sie.

Dann rief auch sie selber, erst in den Zimmern, dann oben auf dem Boden, dann zum Fenster hinaus in den Garten. Aber es kam keine Antwort. Die Beiden durchsuchten das ganze Haus, ohne den Knaben zu finden. Mit Licht gingen sie endlich in den Garten hinunter. Melanie glaubte in jedem Augenblick auf den Körper ihres Knaben zu stoßen, der irgendwo entseelt zusammengebrochen sein mußte. Sie suchte mit Licht jeden Busch, jeden Winkel im Garten ab. Minna schüttelte den Kopf über ihr wunderliches Gebahren. Für sie stand es lange fest, daß der Knabe davongelaufen war, und sie zweifelte auch nicht daran, wohin? Aber sie mochte der Frau nichts davon sagen, sie fühlte, daß sie mit verantwortlich für das war, was hier geschehen sein mochte. Es waren scheue Blicke, die sie hin und wieder auf Frau Melanie warf, und doch war auch ein unterdrücktes, schadenfrohes Lachen zugleich in ihren Mienen ausgeprägt. „Hier ist er nicht, Frau Lienhardt,“ sagte sie endlich, als Melanie stehen geblieben war und wie geistesabwesend, erstarrt vor sich hinblickte.

Plötzlich fühlte sie ihre Schultern von den beiden Händen Frau Melanies umklammert, die sie heftig hin und her schüttelte. „Sie — Sie wissen darum,“ kam es über die zuckenden Lippen der plötzlich wieder zum Leben erwachenden Frau, „Sie haben es auf dem Gewissen, Sie haben es eingefädelt, — Sie allein. Aber es wird Ihnen nicht straflos hingehen, hören Sie wohl? Sie werden es büßen, Sie werden es büßen!“

Sie war wie außer sich geraten, ihr ganzer Körper zitterte, in ihren Augen lag ein wildes, heißes Feuer, während ihre Stimme schrill und scharf klang, wie das Feilen einer Säge. Das Mädchen war erschrocken zurückgefahren. Gleich danach erwachte aber ihr Trotz wieder und sie entgegnete, sich losmachend, mit höhnischem Achselzucken: „Ich glaube, Sie sind nicht ganz bei sich, Frau Lienhardt. Ich? Was sollt' ich eigentlich wohl dafür können? So 'was lebt nicht! Wenn ich die Kleine zu Bett bringe und inzwischen läuft der ungehorsame Bengel fort, das soll meine Schuld sein? Nann wird's Tag! Natürlich ist er zu dem Grafen gelaufen, das weiß ich gerade so gut, wie Sie, Madam', ob Sie sich nun verstellen oder nicht. Und wenn hier einer Schuld hat, na, dann sind Sie's doch natürlich ganz allein. Denn wenn Sie ihm nicht immer so unsinnig verboten hätten, mit dem netten, lieben Herrn 'mal hin und wieder ein bischen zu spielen, wäre er auf solchen verrückten Gedanken ja doch garnicht gekommen. Nun hat er's natürlich bloß aus Trotzigkeit gethan und ist heimlich zu ihm gerannt. Denn all' die schönen Sachen, von denen Der ihm geredet hat, ausgestopfte Tiere und Gott weiß, was alles noch? die ließen dem Jungen ja Tag und Nacht keine Ruhe mehr, die mußte und mußte er sehen. Na, nun haben Sie's, Frau Lienhardt. Aber mir deswegen 'was anhängen wollen, das verbitt' ich mir denn doch ernstlich, das könnt' Ihnen wohl passen. Ein Unglück ist's ja nun schließlich auch noch nicht. Bloß wenn der Junge sich in dem abscheulichen Wetter 'was holt — weil er doch schon nicht ganz gesund ist — dann bin ich unschuldig d'rau. Das wollt' ich man bloß gesagt haben.“

Sie wandte sich achselzuckend um und ging langsam ins Haus zurück, offenbar gewärtig, daß Melanie sie zurückrufen und wegen ihres frechen Betragens zur Rede stellen, vielleicht sofort entlassen werde. Aber es geschah nichts

Digitized by Google

davon. Melanie brachte kein Wort über die Lippen. Sie blieb nur wie angewurzelt stehen und starrte zu Boden. Und währenddessen sagte sie sich, daß das Mädchen im Grunde ja Recht habe. Sie trug wirklich die Hauptschuld an dem, was geschehen war, niemand, als sie selber. Sie hatte durch ihre Strenge sich das weiche Herz ihres Kindes entfremdet, sie hatte durch das Verbot, dessen Berechtigung es nicht zu begreifen im stande war, seinen Widerstand herausgefordert, seinen trotzigen Eigensinn geweckt. Aber was hätte sie denn sonst thun sollen? Welche Wahl war ihr denn geblieben? Und nun? Was sollte nun geschehen? Bruno war natürlich zu Berndt Herzberg gelaufen. Sie brauchte sich garnicht um ihn zu ängstigen, er war ja wohl aufgehoben. Und sie sollte vor diesen Mann hintreten und ihr Kind von ihm zurückerbitten! Vielleicht würde er ihr's weigern, vielleicht würde Bruno garnicht zu ihr zurück *wollen*. Oder Berndt Herzberg, dem es ja nun endlich gelungen war, den Knaben an sich zu locken, würde ihn bei sich verstecken, würde ihn der Mutter gegenüber verleugnen, würde ihn entführen wollen. Es war ja *sein* Kind, wie er's nannte, und die hartherzige Mutter wollte ihm keinerlei Zusammensein mit seinem Kinde gestatten; da war ihm denn wohl nichts anderes geblieben.

Ein bitteres Lachen zuckte um Frau Melanies Lippen. Sein Kind! Als ob er auch noch den Schatten eines Rechts an diesem Kinde besessen hätte nach allem, was geschehen war! Und nun mußte sie zu ihm. Sie hatten beide jetzt lange genug um das Kind gestritten, nun mußte es zum Entscheidungskampf kommen zwischen ihnen. In dieser Stunde mußt' es ein Ende nehmen, was sie in Zweifel, Qual und Angst gestürzt hatte, alle diese Tage hindurch. Und es war gut, wenn sie ihre Waffe mit sich nahm für diese Entscheidung.

Melanie war ins Haus zurückgegangen, während alle diese Gedanken sie umschwirrten, wie ein Bienenschwarm, in den ihre Hand unwissentlich hineingegriffen. Sie war plötzlich merkwürdig ruhig geworden bei alledem. Nur ihr Herz schlug laut und wild. Sie warf ihren Regenmantel um, verbarg den Revolver in ihrer Kleidtasche und ging. Nur einen letzten Blick that sie noch im Vorbeikommen in die Kinderstube, wo Minna wieder, als wäre nichts geschehen, am Bett der Kleinen saß und vor sich hin trällerte. Sie ließ sich auch durch Melanies Erscheinen darin nicht unterbrechen und Melanie nickte dem Kinde zu, das nichts davon gewahr wurde, und schloß die Thür wieder.

Nun trat sie in den kühlen Regenabend hinaus. Es war ganz dunkel geworden, nur aus dem Häuschen des Friedhofswächters drüben brach ein matter Lichtschein durch die niedrigen Fenster. Drunten im Städtchen tanzten und zuckten die Lichter in der schwerfeuchten Luft, wie durch einen dunstigen Flor. Ringsum war's still; nur der Regen rieselte gleichmäßigen Falls herab und manchmal schauerte ein heftiger Windstoß durch die Bäume. Melanie schritt rüstig aus, obgleich sie kaum zwei Fuß weit vor sich zu sehen im stande war, und in dem Morast der ungepflasterten Wege hier oben bald versank. Ein paarmal blieb sie stehen und rief Brunos Namen in die Dunkelheit hinaus. Vielleicht war das Kind ja schon wieder auf dem Heimwege, während sie ging, es zu suchen. Aber das war eine törichte Einbildung. Allein würde Berndt Herzberg es wohl schwerlich haben gehen lassen und so bald ließ er es auch wohl nicht wieder von sich, — wenn er es überhaupt freiwillig wieder von sich lassen wollte. Und doch war's Melanie immer wieder, als ob der Knabe sich heimlich an ihrer Seite vorüberschliche, in dem Wunsche, schon zu Hause zu sein, wenn sie ihn auswärts suche. Es war wie eine fixe Idee, die sie nicht los werden konnte. Ein Rauschen im Gebüsch neben ihr, ein Windstoß im Baumlaub erregte ihr immer wieder die gleiche Vorstellung. Wie ein Schauer überrann es sie dann, sie meinte, den kleinen Körper in der Dunkelheit des Weges an sich vorbeistreifen zu fühlen, ja sie spürte es ganz deutlich wie eine Berührung; und doch griffen ihre Hände ins Leere, wenn sie sie ausstreckte, und auf ihr Rufen kam keine Antwort. Was war das? War sie nicht mehr klar bei Sinnen? Hatte die Furcht, die Angst vor dem Ungeheuerlichen, was ihr drohte, ihr den Verstand verwirrt, ihre Nerven in diesen Aufruhr gebracht, der nahe an den Wahnsinn grenzte? Oder lag es nur wie eine düstere Ahnung auf ihr?

Digitized by Google

War das alles nur wie eine Vorempfindung dessen, was kommen würde?

Am Scheidewege blieb Melanie einen Augenblick stehen. Sollte sie durch die Anlagen oder auf dem direkten Wege in die Stadt hinab zum Kurhause gehen? Es war ihr selber wunderlich, daß sie schwankte. Aber sie konnte sich nun einmal von dem Gedanken nicht befreien, daß Bruno schon wieder auf dem Heimwege war und daß sie an ihn vorübereilen könne, ohne ihn zu sehen. Der Regen goß jetzt in Strömen herab. Melanie mußte daran denken, daß das zarte Kind allein in Regen, Dunkelheit und Wind hinausgelaufen war, bloß um zu dem zu kommen, der sich seinen Vater nannte, — heimlich, in dem Vollbewußtsein, dadurch gegen das ausdrückliche Verbot der Mutter zu handeln und sich schwerer Strafe schuldig zu machen. Wie es nur so weit hatte kommen können! Welch' ein Entschluß mußte nicht dazu gehört haben! Sie hätte es dem Kinde niemals zugetraut. Bruno war plötzlich wie über sich selber hinaus gewachsen. Er war ihr wie ein fremdes Kind, nachdem er das hatte thun können.

Während sie es dachte, hatte sie schon instinktmäßig den direkten Weg zur Stadt eingeschlagen. Sie ging jetzt noch schneller, als vorher. Regen und Wind trieben sie vorwärts, die Gasflammen in den Laternen wiesen ihr den Weg. Endlich war sie angelangt, triefend vor Nässe, mit windzerzaustem Haar, atemlos und erhitzt. Der Portier im Kurhause warf ihr einen halb erstaunten, halb empörten Blick zu, als sie nach dem Grafen Herzberg fragte.

„Ich glaube kaum, daß der Herr Graf Sie empfangen wird," sagte er in nachlässigem Ton. „Der Herr Graf ist krank und hat heute das Zimmer noch nicht verlassen."

„Gleichviel, gleichviel," stieß Melanie ungeduldig heraus. „Er wird mich empfangen — verlassen Sie sich darauf!"

Der Portier zuckte die Achseln. „Wenn Sie darüber sicher sind —"

Melanie war schon an ihm vorübergeschritten. Sie kannte ja den Weg zu Berndts Zimmern. Wenige Minuten später klopfte sie an seine Thür. Sie hatte zuerst eine Sekunde hindurch gehorcht, ob sie nicht die helle, fröhliche Stimme ihres Knaben von drinnen vernehmen könne. Aber alles war still geblieben. Nun fragte es heraus: „Wer ist da?"

Berndt Herzbergs Stimme. Sekundenlang schwankte Melanie, ob sie sich verraten solle, dann sagte sie mit lauter Stimme: „Ich bin es, Melanie Lienhardt. Öffnen Sie!"

Ein paar hastige Schritte drinnen, dann wurde die Thür aufgerissen und Berndt Herzberg stand im Rahmen derselben. Er war in einen dunkelroten Seidenschlafrock gehüllt, sein Kopf war mit einem weißen Tuch umwunden, seine Füße steckten in weiten, gefütterten Schuhen. Er blickte der Besucherin mit fassungsloser Verwunderung entgegen, zunächst offenbar noch nicht einmal fähig, zu sprechen. Auch sie war überrascht und sprachlos. Ihr Blick ging an ihm vorüber ins Gemach, das von einer mit einem roten Schirm verhüllten Lampe dämmerig erhellt war. Nichts regte sich darin. „Verzeihen Sie," murmelte Berndt, „ich — mein Kostüm — bei diesem vermaledeiten, feuchten Wetter bin ich ganz Invalide. — Ich konnte ja nicht ahnen —. Aber bitte, wenn Sie näher treten wollen —"

Ein toller, wilder Gedanke mußte jählings in ihm aufgezuckt sein. Er glühte im ganzen Gesicht. Melanie aber stotterte, ohne seine einladende Handbewegung zu beachten: „Wo ist Bruno? Geben Sie mir Bruno heraus — auf der Stelle!"

Er sah sie ganz fassungslos an, halb offenen Mundes, mit groß aufgeweiteten Augen. Er bemerkte erst jetzt den Aufzug, in dem sie gekommen war, und die maßlose Erregung, in der sie sich befand. Seine Mienen veränderten sich im Umsehen. Diese Frau war nicht gekommen, weil ihr Sinn sich gewandelt hatte. In ihren Blicken war vielmehr etwas, wovor Berndt Herzberg erschrak in den Tiefen seiner Seele. Unwillkürlich, mechanisch zerrten seine Finger an dem Tuche, das um seine Stirn geschlungen war, und nestelten es los, während er verwirrt herausstammelte: „Bruno? Wo Bruno ist? Ja, wie soll denn ich —? Ich habe ihn seit gestern nicht gesehen —"

Es lag etwas in seiner Betroffenheit, was Melanie sofort als ungekünstelt erkannte. Dennoch erschien er ihr viel zu verschlagen, als daß sie auf seine Verlegenheit hätte bauen und seinen Worten Glauben schenken sollen. Bruno mußte ja hier sein. Ihre Augen gingen forschend in das Gemach hinüber, an dessen Schwelle sie noch immer standen, wie um

Digitized by Google

irgend ein Anzeichen dafür zu entdecken, daß er hier war, — wenigstens hier gewesen war. Und zugleich begann eine wilde, sinnlose Angst in ihr emporzusteigen, indessen sie zwischen den aufeinandergepreßten Zähnen hervorstieß: „Sie lügen! Bruno ist hier, — muß hier sein!“

Er trat zurück und zuckte mit den Achseln. „Sehen Sie selbst, wenn Sie mir nicht glauben! Ich habe ihn heute nicht gesehen, — mein Ehrenwort darauf!“

Der Weg war frei und Melanie trat ein. Nichts in dem Zimmer deutete darauf, daß der Knabe hier gewesen sei. Melanie riß den Lampenschirm herab, um besser sehen zu können. Dann nahm sie die Lampe selber in die Hand und öffnete die Thür des Nebengemachs, ohne daß Berndt Herzberg Einspruch erhoben hätte. Er stand, die beiden Hände auf die Tischplatte gestützt, leicht vornübergebeugt und sah ihr zu. Offenbar wußte er selbst nicht, was er von dem allen denken sollte.

Melanie hatte alles durchsucht, sie hatte sogar ein paarmal mit zitternder Stimme, die sich nur mühsam aus ihrer Kehle losringen wollte, Brunos Namen gerufen. Nun kam sie zurück, die Lampe klirrte in ihren bebenden Fingern, ihr Gesicht war aschfahl und die Augen glühten fast unheimlich darin. Berndt war unwillkürlich einen Schritt zurückgefahren bei ihrem Wiedereintritt. Jetzt bohrten sich ihre Augen in sein Gesicht, und sie sagte — nicht angstvoll und nicht bittend, sondern mit kalter, scharfer, drohender Stimme: „Er ist nicht hier. Wo ist er also? Sie wissen es!“

Er schüttelte den Kopf. „Bei Gott nicht! Ich ahne nichts davon. Ist er denn nicht zu Hause? Seit wann vermissen Sie ihn? Und wie hat das geschehen können?“

Es zitterte jetzt ein Ton von so ehrlicher Angst in seinen rasch hervorgestoßenen Worten, daß es Melanie durchschauerte. Dennoch war sie nicht überzeugt. Diesem Manne glaubte sie nicht mehr, — auch nicht das Kleinste glaubte sie ihm mehr. Ein Gedanke durchblitzte sie, dem sie gleich danach Worte lieh. „Haben Sie ihn heute nicht erwartet? Haben Sie ihm gestern bei Ihrem heimlichen Besuch nicht gesagt, er solle heute kommen? Können Sie auch darauf „Nein“ sagen und mir in die Augen dabei sehen, Graf Herzberg?“

Er zuckte leicht zusammen, hob in erzwungener Gleichgültigkeit die Schultern und er widerte, halb von ihr abgekehrt: „Sie lassen mir ja keine andere Wahl. Ich hätte offenes Handeln vorgezogen. Aber wenn Sie mich doch zwangen —. Was konnt' ich denn thun? Schreiben Sie es sich selber zu! Er ist mein Sohn, — die Bande des Blutes —“

Ein scharfes, kurzes, mißtöniges Lachen unterbrach ihn. Dann schrie Melanie plötzlich auf: „Sie haben ihn entführen wollen, — haben ihn wirklich entführt! Gestehen Sie es ein! Geben Sie ihn heraus! Sagen Sie mir, wo er ist! Sie müssen!“

Er schien einen Augenblick erstarrt angesichts dieses Ausbruches einer elementaren Leidenschaft. Dann kam der müde, höhnische, blasierte Ton in seiner Stimme wieder zum Durchbruch, als er sagte: „Sie irren sich. Sie echauffieren sich ganz umsonst, Frau Melanie. Solche romanhaften Ideen kommen Unsereinem garnicht. Aber Sie bringen mich da eigentlich auf einen guten Gedanken. Wenn mit Ihnen nicht anders im Guten fertig zu werden ist, könnt' ich ja wirklich zu diesem Äußersten — Was? Was wollen Sie?“ Er stieß die letzten Worte erschrocken aus, denn plötzlich war der Lauf eines Revolvers dicht vor seinen Augen aufgeblitzt, und die Mündung desselben richtete sich gerade auf seine Stirn. Unwillkürlich hatte er die Arme erhoben, um sie schützend vor sich zu halten. Kaum einen Schritt vor ihm aufgepflanzt stand Melanie, die Waffe in der Hand, ruhig bis zur Starrheit; ihr Arm zitterte nicht. „Gestehen Sie, wo er ist — wo Sie ihn haben! Oder beim allmächtigen Gott: ich schieße!“

Berndt hatte sich schon wieder gefaßt. Er schämte sich seiner Schwäche, die Leichenblässe seines Gesichts war einer zähen, heißen Röte gewichen. Mit einem Achselzucken, sie fest anblickend und während die Zähne zwischen seinen kaum geöffneten Lippen durchschimmerten, sagte er kalt: „Schießen Sie! Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen.“

„Sie wissen nicht, wo Bruno ist? Sie wissen es nicht, Graf Herzberg?“ Die Waffe ruhte immer noch unbeweglich in Melanies Hand, ihre Mündung dicht vor Berndts Stirn. Und er zuckte jetzt mit keiner Wimper mehr.

„Ich weiß es nicht, nein. Er wollte heute zu mir kommen, ja, und ich habe ihn erwartet.

Digitized by Google

Aber er ist nicht gekommen. Bei dem häßlichen Wetter hab' ich mich nicht darüber gewundert. Auch sonst konnten Sie ihn ja gehalten haben. Und ich selbst — "

Der Revolver war abgesunken und ein Stöhnen war über Melanies Lippen gebrochen. Sie wankte. An der Wahrheit dessen, was Berndt Herzberg gesprochen, konnte sie jetzt nicht wohl mehr zweifeln. Aber wenn es wahr wäre, was dann? Dann haben Sie ihn getötet, Graf Herzberg! Auf Sie die Schuld, — auf Sie allein!"

Die Stimme versagte ihr, sie wollte zur Thür, aber die Kniee brachen unter ihr. Berndt eilte, sie zu stützen. Aber als er ihr den Arm um die Schulter legen wollte, schauerte sie zusammen und schüttelte ihn von sich ab, wie ein widriges Insekt. „Melanie," stieß er hastig heraus, als sie immer noch rang, sich aufrecht zu erhalten, „um Gotteswillen, was kann denn geschehen sein? Ich bin ja nicht weniger erschrocken, als sie. Ist Bruno fort? Und wann? Und wie konnte er denn überhaupt unbemerkt und gegen Ihren Willen — ? Ich begreife das Alles noch nicht. Erklären Sie mir doch —!"

Sie blieb, wie gebrochen, stehn und stierte hülflos zu Boden. „Weiß ich's denn selbst?" preßte sie hervor. „Es war Besuch da, der lange blieb, und das Mädchen hat nicht Acht gegeben oder war auch mit im Komplott, — was weiß ich? Als ich ins Kinderzimmer zurückkam, war er fort. Angeblich wußte das Mädchen nicht, wohin? Wir suchten ihn überall, obgleich es von vornherein feststand, daß er nur hier bei Ihnen sein könne, — daß zum Mindesten Sie wissen müßten, wo er ist. Und wenn das nicht ist — Aber Sie spielen ja doch wohl nur Komödie mit mir. Das Mädchen hat ihn in ihrem Auftrage irgendwo versteckt, denk' ich, — für Geld ist sie ja wohl zu Allem zu haben, — und weil Sie selber nicht wissen, wo? können Sie dreist sagen, Sie ahnten nichts davon, wo er ist — "

Melanie!" schrie er auf, „ich schwöre Ihnen zu, daß Sie sich irren, daß von dem Allen garkeine Rede ist. Aber Sie glauben mir ja doch nicht, und wenn ich hundert Eide leisten wollte. Und inzwischen verlieren wir vielleicht die kostbare Zeit, in der wir ihn retten könnten. Herr, mein Gott! das ist furchtbar!"

(Fortsetzung folgt)

Sommertag.

Aus weitgedehnten Blumenauen
Von mittäglicher Glut benommt,
Ragt Hochgebirge still im Blauen
Am duftig reinen Horizont.

Kaum sind die Menschen noch zu sehen,
Die dort im hohen Gras, entlang
Die goldnen Kehrenfelder gehen
Mit frohem Lachen und Gesang.

Es wiederholt aus Felsenklüften
Der Hall des Echos ihre Lust,
So wird der Tag auch in den Lüften
Der eignen Wonne sich bewußt.

Hermann Lingg.

Auf den Knien.

Anselm von Poitau, der Held, von Lieb bezwungen,
In wilden Seufzern war sein Liebeslied verklungen:
„Für alles Leid und Weh, das ich um dich erlitten,
Wirst du mich auf den Knien einst um Vergebung bitten."
Sie war empört und rief: „Was that ich dir, du Schlimmer:
Ich auf den Knien vor dir? Ich schwöre, nie und nimmer"!
Die Monde floßen hin. Ihr Stolz schmolz seiner Treue,
Sie schwur ihm ihre Lieb' von Tag zu Tag aufs Neue.
Sie stand vor ihm: der Mond glänzt durch der Laube Flieder,
Da zog auf seine Knie die Liebende er nieder,
Und drückt sie fest an sich mit seinen starken Armen:
„Vergebung fleh! Ich schwur und kenne kein Erbarmen!
Für alles Leid und Weh, das ich um dich erlitten,
Wirst du auf meinen Knien jetzt um Vergebung bitten!"

Hugo Salus.

Digitized by Google

Der Frack.

Novellette von Karl Emil Franzos.

Es ſind nun viele Jahre her, daß ich einige Wochen in Römerbad verbrachte: wer im Dampfwagen durch die ſüdliche Steiermark, die brauſende Sann entlang, dem Karſt zueilt, ſieht eine Stunde von Cilli auf grüner ſteiler Höhe das gelbe Gemäuer der uralten Heilſtätte wie einen Topas im Sonnenglanze ſchimmern. Dort quillt ein Warmbrunnen, ähnlich wie der Gaſteiner; in ſeiner Flut haben einſt die Veteranen von Noricum die ſteifen Glieder wieder heil gebadet und heute thun es die kaiſerlich-königlichen Offiziere aus der ſchönen Penſionopolis an der Mur und aus Laibach. Auch mehrere Trieſtiner Familien beziehen alljährlich ihre Zimmer im alten Badeſchloſſe zur Sommerfriſche; die Sonne brennt heiß auf den begraſten Gipfel nieder und der Wald iſt weit, aber kühler iſt's doch als in der alten engen Stadt am Meer. Wer weder Hauptmann a. D., noch Trieſtiner iſt, hat eigentlich in Römerbad nichts zu ſuchen, und wenn er es dennoch wagt, ſo thut er's auf die Gefahr, ſich langſam, aber ſicher zu Tode zu langweilen.

Vor dieſem Schickſal bewahrte mich der ebenſo blonde wie freundliche Badearzt, welcher den Eindringling an ſeinen Tiſch zog, hauptſächlich aber die Ankunft einiger Schickſalsgenoſſen. Gemeinſames Leid verbrüdert: wir vier einzigen Badegäſte, die weder in der Armee gedient, noch Handelsgeſchäfte in Trieſt betrieben, waren bald unzertrennlich, bei allen Mahlzeiten und Spaziergängen. Und daß wir uns ernſthaft geſtritten hätten, entſinne ich mich nicht.

Dies Zuſammenhalten aber war um ſo verwunderlicher, als jede Stimme in dieſem Quartett wahrlich ihr eigenes Lied ſang.

Der Stattlichſte, vielleicht auch der Glücklichſte unter uns war der hochwürdige Herr Jan Szule, Domherr der Laibacher Diözeſe; ein gutmütiger ſehr dicker und dabei dennoch ſehr eifervoller Mann. Zu jenen Prieſtern, welche den Herrn da droben blos durch Gebet und frommen Wandel ehren, gehörte er nicht; er fügte die dankbare Aufnahme alles Guten, was Er auf Erden reifen ließ, und die ungeſtüme Verteidigung der Weltordnung hinzu. In Beidem leiſtete der alte Herr mit dem weitläufigen, roten Geſicht ungewöhnlich Vieles: an jedem Abend drei Flaſchen ſchweren roten Luttenbergers zu trinken, ſämmtliche ketzeriſchen Irrlehren von den Paulianern im zweiten bis zu den Darwinianern im neunzehnten Jahrhundert herab völlig zu vernichten und dann feſten Schritts ſeine Stube aufzuſuchen — dies ſchwere Stück verbrachte er ſpielend. Waren die Ketzer abgethan, ſo kamen die Deutſchen und die Magyaren an die Reihe, denn Jan Szule war nicht blos Slovene von Ueberzeugung, ſondern gehörte zu den Führern ſeiner Nation, ja zu ihren hervorragendſten Schriftſtellern; er hatte die junge Litteratur, welche bis dahin nur aus einer Fibel beſtanden, durch die Herausgabe eines Katechismus verdoppelt. So nannten wir ihn denn wohl auch zuweilen ehrfürchtig den Verfaſſer der Hälfte der ſloveniſchen Litteratur, was ihm aber geringe Freude machte, noch geringere freilich, wenn wir uns bewundernd über ſein treffliches Deutſch äußerten. „Zuweilen merkt man doch den Slaven", pflegte er beſcheiden abwehrend zu ſagen, denn er hieß eigentlich Hans Schulz, war ein Bauerſohn aus dem Salzburgiſchen und hatte ſein bischen Wendiſch erſt als reifer Mann mit

Digitized by Google

saurer Mühe erlernt, um in der Laibacher Diözese rascher vorwärts zu kommen.

Es war aber eigentlich nur Einer unter uns, der dem guten Domherrn diese Bewunderung seiner Sprachkünste oft und nachdrücklich entgegenbrachte, natürlich jener, der den geringsten Grund zu solcher Neckerei hatte: ein Edelmann aus dem Oedenburger Komitat, Herr Arpad von Nagy, ein Magyare von gradezu verblüffender Echtheit. Wohl standen ihm in dem freundlichen runden Gesicht hellblaue Augen und sein Haar war blond, auch die Gestalt wies nichts von der Geschmeidigkeit seines Stammes, aber der Schnurrbart war zu zwei Dolchspitzen aufgewichst, das Haupt mit einer Art Sommer-Kalpak, die vierschrötige Gestalt mit einem verschnürten Rock bekleidet und auch in engen Hosen pflegte er zu erscheinen, wenn es die Temperatur irgend gestattete. Was seine Sprechweise betrifft, so hatte er zwar die ständige Gewohnheit, hinter je zwei Sätzen einen magyarischen Kernfluch einzuschalten, aber im übrigen war sie verschieden; begann er ein Gespräch, so kostete ihn unser Deutsch ersichtliche Mühe, er radebrechte es mit magyarischer Betonung und machte viele Fehler, aber geriet er in Eifer, so floß ihm die Rede glatt von den Lippen und — o Wunder! — im reinsten Schwäbisch, wie es nur je zwischen Kinzig und Neckar erklungen.

Er erklärte dies dadurch, daß er, der Sproß eines uralten Adelsgeschlechts aus dem Alföld, seine Kindheit im Banat verbracht. Das war auch richtig, er war sogar dort geboren, der Sohn eines schwäbischen Weinbauers und hieß Michel Großkopf; aus dem Michel war 1860 ein Arpad, aus dem Großkopf 1867 ein Nagy und einige Jahre später ein von Nagy geworden.

Es giebt viele solcher Arpads innerhalb der grün-weiß-roten Grenzpfähle und sie pflegen durch grimmigen Deutschenhaß verschleiern zu wollen, daß sie einst Michel geheißen; das that unser freundlicher und ehrenwerter Genosse nicht; sein Haß kehrte sich nur gegen die Slaven und sein Lieblingswort war: „Toth nem ember“ („Der Slave ist kein Mensch“). Herr Szule schwor darauf, das sei der einzige magyarische Satz, über den unser Edelmann verfüge; vielleicht hatte er Recht.

Gleich kräftig aber wie über ihr Volkstum setzten sich die beiden Herren über die höchsten Fragen auseinander. Herr von Nagy war, nach Art halbgebildeter Leute, durch das eifrige Lesen materialistischer Bücher in einen eifervollen Atheismus geraten und bekämpfte den lieben Gott wie einen persönlichen Feind, weil er nach seiner Ansicht nicht existierte.

So standen sich der Urslowene und der Urmagyare auch als Zeloten der Gläubigkeit und der Ungläubigkeit gegenüber, Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, aber doch fast immer in aller Freundschaft und Höflichkeit. Und wenn die Wogen einmal drohend aufschwollen, wußte sie unser dritter Gefährte rasch wieder zu glätten, freilich mehr durch Blick und Geberde als durch lange Reden, denn viel zu sprechen lag nicht in seiner Art.

Es war dies ein Advokat aus einem der südsteirischen Flecken der Nachbarschaft; Dr. Mathias Stiernegger mag er hier heißen, in Wahrheit trug er einen andern, gleichfalls echt bajuvarischen Namen. Seltsam genug — aber man weiß ja, wie sich in unserem Österreich das Blut mischt — sah dieser Mann aus echt deutschem Geschlecht weit eher einem Welschen ähnlich: auf einem schlanken, feingegliederten Körper saß ein Kopf mit rabenschwarzem Bart und Haar; die großen braunen Augen blickten aus einem schmalen, länglichen Antlitz von auffallender Blässe. Um dieser Farbe willen, noch mehr aber, weil auf seinen Zügen ein Ausdruck tiefsten Ernstes wie festgemeißelt lag, hielten wir ihn anfangs für recht krank; in der That hatte angestrengte Arbeit in seinem Berufe — er war der gesuchteste Anwalt im Unterland — seine Kräfte fast erschöpft, aber auch als er sich zu erholen begann, wich dieser Ausdruck nicht, die Augen blickten noch immer wie verschleiert aus dem feinen edlen Antlitz, und den Ton seiner Stimme, einer tiefen, leisen, vibrierenden Stimme vernahmen wir auch nun stundenlang nicht. Er war einer der schweigsamsten Menschen, die uns je begegnet, darüber waren wir drei Andern von Anbeginn einig, „aus Hochmut“, fügte der Domherr hinzu, der gegen den nationalen Widersacher—Stiernegger war der anerkannte Führer der Deutschen in jenen Grenzbezirken — einen leisen Groll empfunden mochte.

Aber auch er hielt seine Ansicht nicht aufrecht; wie wäre dies auch möglich gewesen

Digitized by Google

gegenüber der Güte, Schlichtheit und Herzlichkeit dieses Mannes. Lag es in dem Druck seiner Hand, der etwas Warmes, Belebendes hatte, in der Art, wie er teilnahmsvoll jeder Klage, jeder Darlegung des Andern horchte, in den wenigen, aber immer klugen und guten Worten des Rats und Trostes, die er zu geben wußte — wie im Sturm gewann er sich unsere Liebe. Und wenn der gute Arpad, der auf seine wissenschaftliche Bibliothek von ganzen zwanzig Bänden — „darunter der ganze Molleschott!“ — sehr stolz war, in den ersten Tagen argwöhnte, Stiernegger folge seinen hohen Gedankenflügen nicht, weil es ihm eben an der nötigen Bildung fehle — „höhere Bildung, verschtehe Sie! Daß er ein feschter Jurischt ischt, Teremtete, das glaub ich!“ — so war dies nicht aufrecht zu halten. Im Gegenteil, erwog man, ein wie „feschter Jurist“ Dr. Stiernegger war und welche Last von Geschäften auf seinen Schultern lag, so mußte man staunen, daß er daneben Zeit gefunden, ein wahrhaft gebildeter Mann zu werden, dem auch Entlegenes nicht ganz fremd war. Großen Staat machte er damit freilich nicht, aber eine kurze Bemerkung, ein treffendes Urteil, welches er zuweilen nach stundenlangem geduldigen Zuhören ins Gespräch warf, ließ dies deutlich erkennen.

„Das macht das Leben im kleinen Nest,“ sagte er mir zur Entschuldigung, als ich ihm meine Verwunderung darüber aussprach, daß er sogar aus der trostlosen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts einiges gelesen hatte, „wie soll man den Abend anders benützen?“ Er war unvermählt geblieben; eine verwitwete Schwester besorgte seine Wirtschaft, und da er nun an die Fünfzig war, so hatte unser wackerer Domherr, der gern Ehen stiftete, geringe Aussicht auf einen Erfolg seiner eifrigen Mahnreden; der Anwalt schüttelte lächelnd das Haupt, wies wohl auch auf die silbernen Strähne an den Schläfen und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Tieferen Eindruck glaubte ihm Herr Szule mit seinen Ausführungen über Gott und die himmlischen Freuden zu machen, wenigstens hörte der schweigsame Mann da ohne ein Zeichen der Ungeduld zu. Aber das that er auch, wenn Herr Arpad seine Ansichten auskramte. Kein Wort, kein Zucken seiner Lider verriet, wie er über diese Fragen dachte; was ihm in anderen Dingen Überzeugung war, hatten wir — wie viel bespricht sich nicht bei solchem währenden Zusammensein! — nachgerade erfahren; die Eine war uns so unbekannt, wie am ersten Tag, wo uns der Badearzt den Genossen zugeführt hatte, der uns seither immer lieber und erquicklicher geworden.

So war uns Tag um Tag vergangen, ohne daß wir unseres herben Geschicks, weder von den Pensionisten noch von den Triestinern als vollwichtige Menschen betrachtet zu werden, recht inne geworden wären. Da wir nicht würdig waren, mit ihnen herdenweise auf dem kahlen Gipfel oder in den bescheidenen Anlagen am Abhang zu lustwandeln, so machten wir vier Verstoßenen alle Tage einen größeren Ausflug ins Thal der Sann, nach einem der alten Schlösser des Unterlandes, oder ins Gebirg, der „Velika Planina“ zu, am liebsten aber nach Süden, ins Thal der Save. Zu Steinbrück, wo die Sann in diesen schönen und reinlichen Fluß mündet, dessen slawischer Name in deutscher Aussprache so unhübsch und ungerecht klingt, hatten wir ein Wirtshäuslein entdeckt, wie es ernsthaften, mehr dem Wesen als dem Schein geneigten Männern erfreulich sein kann: von Außen dürftig, sogar nur strohgedeckt, aber mit prächtigem Ausblick ins Thal und einem vortrefflichen Wein im Keller.

Da sahen wir denn behaglich ins Thal hinab, wo sich tief zu unseren Füßen die Wogen der beiden Flüsse mischten und die Bahnzüge ins Land rollten, westwärts dem Karst, ostwärts dem „weißen“ Agram, nordwärts den Alpen zu, und neben jedem der blitzenden Schienenstränge liefen saubere weiße Bänder, auf welchen sich emsig große und kleine dunkle Dinger bewegten: das waren die vielbefahrenen Heerstraßen nach Krain, Kroatien und der Steiermark.

Da der Weg weit und der Bergpfad nicht der beste war, so nahmen wir uns alle Tage vor, höchstens eine Stunde unter den alten Linden zu rasten, die das Häuschen umstanden, aber da lockte es, zuzusehen, wie die Sonne über dem Flußthal sank, immer röter erglühend, daß die Save wie geschmolzenes Gold dahinfloß, bis die schwarzgrünen Wälder von Sagor den roten Ball verschlangen, und schön war es auch, wenn der Mond über den sanft geschwun-

Digitized by Google

genen Lichtenwalder Höhen aufstieg, aber am meisten lockte der Luttenberger. Das ist ein Wein, von welchem jedem guten Menschen ein ganzer Keller zu gönnen ist und einem Hundsfott kein Tropfen; er ist klar, feurig und doch harmlos, das Herz macht er fröhlich, aber um Kopf und Beine kümmert sich dieser brave Tropfen nicht. Und so hatte der freundliche Szule wohl von seinem Standpunkt recht, wenn er uns an diesem Wein Gottes fürsorgliche Güte nachwies, aber ohne Widerspruch blieb dies freilich nicht; Herr v. Nagy wies nach, wie sich die Moleküle von selber zum Lutterberger Rebstock zusammengefügt, und es fehlte nicht viel, daß er diesen klugen Molekülen dafür ein Hoch gebracht hätte. Aber wie heftig dann auch der Kampf entbrannte, heimwärts schritten die beiden Widersacher Arm in Arm und ich und der Anwalt folgten stillvergnügt hinterdrein.

Drei Wochen pflegt die Kur in Römerbad zu währen, sie waren uns rasch genug vergangen. Ungern dachten wir ans Scheiden, und da es endlich sein mußte, setzten wir einen Tag fest, an dem wir gemeinsam das alte Gemäuer verlassen sollten, freilich um dann jeder eine andere Straße zu ziehen und in sein Leben zurückzukehren, das von dem der anderen so sehr verschieden war. Und doch, wie gut hatten wir uns trotz dieser Verschiedenheit in einander gefunden. Natürlich sollte der Abschied feierlich begangen werden, und wo anders als in jenem Häuschen ob Steinbrück!

Schon am Morgen wurde ein Bote hinübergesandt, der Wirtin, der hübschen, schwarzäugigen Frau Mara, aufzutragen, das Beste zu richten, was ihre Küche vermochte, und am Nachmittag machten wir uns selbst dahin auf. Der Ausblick war schön und der Wein gut, wie immer, und auch das Gespräch ging, wie gewöhnlich, lustig genug im Zickzack zwischen Widerspruch und Zustimmung.

Gleichwohl sollte uns der Abend etwas Besonderes bringen, um dessentwillen er mir unvergeßlich geblieben ist: eine Geschichte, die eigentlich nüchtern und alltäglich ist und doch uns drei Hörern das tiefste Herz bewegte. In mir ist sie all' die Jahre nachgeklungen, und nun ich heute deshalb zur Feder gegriffen habe, um sie aufzuzeichnen und mir das Bild jener abendlichen Stunde unter den Linden greifbar lebendig vor Augen steht, ist's mir, als dürfte ich mich unterfangen, den Wortlaut wiederzugeben.

Das wäre unmöglich, aber derselbe Inhalt wird es sein.

Die Veranlassung, daß wir zu dieser Geschichte kamen, war das Eheglück unseres Herrn Arpad.

Er hatte, eben als wir den Gang antraten, ein zärtliches Willkomm-Telegramm von seiner Gattin empfangen; das las er uns um stolz vor.

„Wie flüssig Sie das übersetzen," meinte Herr Szule in harmloser Bewunderung.

Aber der Edelmann blieb die Antwort nicht schuldig:

„Grüße Sie mir die Salzburgische Slovake . . . . Übrigens hat sie's ja deutsch geschriewe, weil's jonschten die deutsche Telegraphiste schön verhane hätte, Teremtete!"

Dann aber ward er wieder gut und weich und erzählte uns des Breiteren, wie er zu seinem Glück gekommen: nach jahrelangen Kämpfen und da er schon verzagen wollte, hatte ihm ein günstiger Zufall, das Einschneien eines Bahnzugs, die Hand der Geliebten zugewendet.

„Und so ischt alles gut geworde, Bassama, Alles," schloß der vertrauensame Mann in seiner kuriosen Art, „und wird's wohl bleiwe bis an unser End' . . ."

„Bis an Ihr selig End'," sagte der Domherr. „Nun, wo ich Ihre Geschichte kenne, zweifle ich nicht mehr daran, daß auch Ihnen die Stunde der Erleuchtung schlagen wird. Sie haben das verdiente Glück gefunden, weil Gottes Hand alles gut und gerecht geschlichtet hat. Es wäre keine Gerechtigkeit auf Erden ohne sein Walten . . ."

„Vergleiche wir uns!" fiel ihm Herr Arpad ins Wort, er gebrauchte diese Wendung immer, wenn er sich zu einer besonders scharfen Philippika sammelte.

Sie blieb auch jetzt nicht aus. Er gebe zu, erklärte er, daß es eine ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden gebe, aber das sei eben ein Naturgesetz.

„Sehe Sie das Appele dort?" schloß er und wies unter den nächsten Obstbaum hin. „Warum ischt es abgefalle? Teremtete — Naturgesetz der Schwere! Und warum bin

Digitized by Google

ich glücklich worde? Teremtete — Naturgesetz der Gerechtigkeit!"

Das wollte Herr Szulc nicht einsehen, der Streit drohte endlos zu werden und hülfesuchend sah ich den Anwalt an. Auch ihn mochten die nicht eben gedankenschweren Reden ungeduldig gemacht haben; in dem sonst so ruhigen Antlitz zuckte es.

„Wozu der Streit?" sagte er mit einem so scharfen, bitteren Tone, wie ich ihn nie von ihm vernommen hatte. „In der Hauptsache sind Sie einig, es geschieht auf Erden jedem, wie er verdient. Ob damals so viel Schnee fiel, weil es Gott wollte, oder sich damit das Naturgesetz der Gerechtigkeit erfülle, das sollte Sie nicht trennen! .... In der Hauptsache haben Sie natürlich recht!"

„Hawe mir auch, Bassama! Wisset Sie's anderscht?"

Stiernegger schüttelte den Kopf; um den Mund spielte ein trauriges Lächeln ...

„Bewahre! Ich habe nur, während Sie von Ihren jahrelangen Kämpfen erzählten und dann von dem günstigen Zufall, der sie beendete, an eine andere Geschichte denken müssen, die einer meiner Freunde erlebt hat ... Ich weiß selbst nicht, warum mich die Erinnerung überkam, vielleicht, weil auch jenes Mädchen Marie hieß und blond war ... Der Ausgang ist freilich ein anderer geworden, aber die Lehre ist dieselbe ... Auch jenen beiden ist geworden, wie sie verdient haben, nur daß in diesem Falle das Naturgesetz der Gerechtigkeit keinen so gewaltigen Apparat aufbieten mußte, um sich zu erfüllen — hier genügte ihm ein winziges Mittelchen ... Aber das kann Sie nicht interessieren ..."

„Doch! Erzählen Sie!" bat der Domherr und der Edelmann stimmte ein.

Der Anwalt aber schüttelte das Haupt. „Brauchen Sie noch eine Bestätigung Ihrer Theorie?" fragte er; der Ton schwankte seltsam zwischen Hohn und Schmerz.

Dann jedoch, als die Anderen nicht abließen, begann er:

„Nun wohl, Sie sollen Ihren Willen haben. Wie der Mann hieß, der diese Geschichte erlebt und nie wieder überwunden hat — ich kenne ihn genügend, um zu versichern, daß er noch in seiner Todesstunde ihrer gedenken wird — gehört nicht zur Sache; wir wollen ihn hier meinetwegen Hans nennen. Zur Zeit, da jenes Erlebnis über sein Herz kam — es sind nun siebenundzwanzig Jahre her — war er ein junger, eben promovierter Doktor der Rechte in Graz, der bei dem dortigen Landesgericht den Justizdienst erlernte. Ob er blond oder braun, groß oder klein war, mögen Sie sich nach Belieben ausmalen, aber über sein Wesen muß ich Einiges sagen. Er war für seine Jahre — an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag war er Doktor geworden — ungewöhnlich ernst und in sich gefestet, was freilich nicht sein Verdienst war, sondern eine Folge seiner Schicksale, vielleicht auch ein Erbe von Mutterseite. Und vor lauten Vergnügungen, die viel Geld kosteten, war er schon durch seine große Armut bewahrt.

Die war freilich nicht schon an seiner Wiege gestanden.

Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht der oberen Steiermark, das niemals, weder im Guten, noch im Bösen, viel von sich reden gemacht, aber all' die Jahrhunderte in seinem Bergwinkel still und behaglich von dem gelebt hatte, was nach den Ansichten der Zeit ein ehrbares Verdienst für seinen Stand war; zunächst vom Plündern und Wegelagern — die alte Handelsstraße von Venedig nach Salzburg führte dicht an der Burg vorbei —, dann vom Kriegsdienst und daneben vom Ertrag seines Bodens; groß war er nicht, denn das Ackerland gab geringe Ernte und das Holz der Wälder ließ sich bei den schlechten Wegen schwer verwerten. Aber zum Leben reichte es doch, und wenn nicht, so ließ der reichere Adel, mit dem die Vorfahren unseres Hans verschwägert waren, das alte Geschlecht nicht sinken.

So hätte sich denn wohl auch sein Vater, obwohl es da schon mit dem Besitz abwärts ging, erträglich durchs Leben geschlagen, sofern er nicht etwas gethan hätte, was in den Augen seiner adeligen Sippe ein dummer und schlechter Streich zugleich war. Nachdem er nämlich, wie alle Herren seines Hauses, bis in sein dreißigstes Jahr des Kaisers Rock getragen und es bei den Dragonern zum Rittmeister, sowie zu einer nicht unerheblichen Zahl von Schulden gebracht hatte, heiratete er nicht etwa ein reiches und ebenbürtiges Mädchen, sondern die Tochter eines armen bürgerlichen Landrichters. Das werde ein schlechtes Ende nehmen, meinten

Digitized by Google

die erbosten Vettern, und die schlimme Weissagung sollte sich schließlich auch erfüllen.

In den ersten Jahren freilich ging alles trefflich; die junge Frau war nicht blos sehr schön, sondern auch so gut, fest und klug, daß sie den Gatten zu geordnetem Wesen anzuhalten und durch ihre Sparsamkeit einige jener schlimmen Andenken an seine Offizierszeit zu beseitigen verstand. Als ihnen nun vollends ein Knabe geboren wurde und fröhlich gedieh, genügte ein Hinweis auf die Zukunft des Kindes, den schwachen Mann für Monate häuslich und sparsam zu machen. Schon schien das Schlimmste überwunden, als in ihren Verhältnissen ein Umschwung eintrat, der anscheinend ein Glück bedeutete und doch zum Unheil wurde: drunten im Thal, hart neben der alten Handelsstraße, wurde ein Schienenstrang gelegt, bald pfiff die erste Lokomotive durch die grüne Wildnis der Berge und Wälder, und unter jenen, welchen ihr schriller Ton wie Sphärenmusik ins Ohr klang, waren auch die beiden Gatten; ihre Wälder, bisher fast wertlos, standen nun im zehnfachen Preis, da sich das Holz leicht und billig verfrachten ließ.

(Schluß folgt.)

Das kranke Mütterlein.

Ein Mütterlein liegt krank und matt,
Auf letzter, harter Lagerstatt.
Verloschen halb des Auges Licht —
Und dennoch sterben kann sie nicht.
Fleht sie auch stündlich und faltet die Händ':
„Wann machst du, Herr, mit mir ein End,
Und nimmst mich von der Erde hier
Und schenkest Ruh und Frieden mir.
Machst mich von Qualen frei und los,
Denn, ach, mein Leid ist gar zu groß".

Und ihr zu Füßen, im schwarzen Gewand
Der Priester sitzt an des Bettes Rand,
Und tröstet sie sanft und zeigt ihr, erfüllt
Vom Gram um die Menschheit, des Heilands Bild.
Und redet zu ihr von des Himmels Saal,
Da seh sie die Heiligen allzumal,
Und der Englein Schaaren in himmlischen Reih'n,
Und würde dann selbst solch Engelein.
Säng' mit die sel'gen Melodien',
Die auf zu Gottes Throne ziehn.

Doch, still nur lächelnd, das Mütterlein spricht:
„Ach tanzen und singen das kann ich ja nicht.
Wohl möcht' ich sie schauen, wohl ist's mein Begehr,
Doch zu ruhn und zu schlafen verlangt mich noch mehr.
Wie einstmals als Kindlein, ohn' Schmerzen und Pein,
Zu schlummern so selig, das wünscht' ich allein."

Rudolf Dreydorff.

Siesta.

In Ranken und Geflecht vergraben
Schläft die kleine Elly hier im Grünen?
Das heißt ein süßes Lager haben
Im Blumenthal der todesöden Dünen.

Pirola steht und Orchideen,
Strandröslein winkt mit seinen weißen Blüten,
Den Flugsand sah ich drüber wehen:
Keine Linien, die im Wind versprühten.

Mein Kind erwacht. Das Wogen
Schwarzgrüner Nordseewasser tönt herüber;
Sie stützt sich, hat den Arm gebogen
Und neigt das Köpfchen träumend hinten über ...

Heinrich Ernst Wachler.

Willst du mit?

In des Waldes Einsamkeit
Grünen lichte Weißdornhecken,
Frühling trägt sein schönstes Kleid,
Lacht und grüßt an allen Ecken.
Willst Du mit mir fliehen,
Willst Du mit mir ziehen,
Holde, dunkeläugige Maid,
In des Waldes Einsamkeit?

Unterm jungen Apfelbaum
Seh ich's rosige Blüten regnen.
Lächelnd scheint des Himmels Saum
All die Keime mild zu segnen.
Willst Du mit mir fliehen,
Willst Du mit mir ziehen,
Daß wir träumen wonnigen Traum
Unterm jungen Apfelbaum?

Zu der Liebe Seligkeit
Ladet kühler Waldesschatten,
Sonnenlichter glühn verstreut
Funkelnd auf den grünen Matten.
Willst Du mit mir fliehen,
Willst du mit mir ziehen,
Holde, dunkeläugige Maid,
Zu der Liebe Seligkeit?

Aus dem Italienischen des **Enrico Panzacchi** von **Valerie Matthes.**

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Timon von Athen.

Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von

Heinrich Bulthaupt.

(Schluß.)

Fünfter Akt.

Vor den Thoren Athens. Frühe Morgendämmerung, fast noch Nacht. Mauer mit Zinne und Stadtthor im Hintergrund. Links das Zelt des Timon, rechts das Zelt des Alcibiades.)

Alcibiades (zu einigen Hauptleuten). Die Wachen am Acharnerthor verdoppelt.
Legt fünf Cohorten vor die Propyläen.
Zwar fürcht' ich keinen Ausfall, doch es gilt
Auf jede Möglichkeit gerüstet sein,
Und die Verzweiflung ist ein tapfrer Krieger. —
Wir haben dich, Athen! Du bebst uns wie
Ein Vögelchen in erzumschienter Hand.
Ein Druck der Faust, und du hast ausgeatmet.
Ich bin kein weichgemuter Knabe mehr,
Und mit der Brut der Geier macht man nicht
Viel Federlesens.

(Zu Timons Verwalter, der aus dem Zelt kommt.)

Nun wie steht's? Er schläft

Myron.
Ein wenig.

Alcibiades. Laß ihn ruhn.

Myron. Wollt ihr ihn seh'n?
Der Zug des Grams, der Stirn und Wange furcht,
Er würd' euch rühren.

Alcibiades. Denk', er thät's. — Doch eben
Sein Kummer ist es ja, für den Athen
Uns büßen soll.

Myron. Versteht ihr ihn so wenig?
So bitter ihn Senat und Volk gekränkt,
Dies edle Herz erträgt die Wunden leichter,
Die man ihm schlug, als die es schlagen soll
Vergebt dem alten Mann die freie Rede —
Steigt euch nicht selbst ein bitter-süßer Quell
Durch Herz und Hals bis an das Thor der Augen,
Wenn ihr des Gartens eurer Kindheit denkt,
Und rauscht er euch nicht leise mahnend zu:
Laß ab!?

Alcibiades. Und wär's — ich mischte meine Galle
In seine Flut und wäre stracks geheilt.
Ich soll es lieben? Liebt es etwa mich,
Dies Vaterland? Dies hundertarmige
Meerungetüm, das seinen Besten Herz
Und Hirn aussaugt, und, wenn es ihrer satt ist,
Die armen Trümmer auf den Kehricht speit?
Was haben sie dem größten ihrer Geister,
Der wie ein Lichtreif ihr Gedünst durchzog,
Beschieden, diese liebevollen Seelen?
Im Schierling reichten sie ihm ihren Undank,
Und Sokrates erstickte dran.

Myron. Herr, Herr!

Alcibiades. Ich liebe, wer mich liebt, und hasse den,
Der mich verfolgt. Das Vaterland? Ein Name!
Wo Rosen glüh'n und Trauben Most gebären,
Da streck' ich mich beseligt zum Genuß,
Und vor der Pestluft flieh' ich dort wie hier.
Der Staub, aus dem sich mir die Glieder fügten,
Kehrt in Athen wie bei den Antipoden
Zum Staub zurück, und ihn verweht der Wind
Hierhin — dorthin — er achtet keine Grenzen,
Und keine Mauer bindet ihn — die Welt
Ist seine Stätte. Alcibiades
Nennt er sich eine kurze Frist — ich weiß,
Woher ich stamme.

Myron. Haben euch die Götter
Das Blut so leicht gemischt — in Timons Adern
Besteht es einen mörderischen Kampf,
Und er, so fürcht' ich, wird als Opfer fallen.

Alcibiades. Zwing' ich ihn denn? Er selber will Athens
Verderben, will's mit größter Festigkeit —

Myron. Doch wider diesen Willen kämpft sein Herz.

Alcibiades. Dann ehre du sein Opfer und verstumme,
Wie ich, der sich vor seiner Seele neigt,
Auch jetzt. Er ringt die Größe seiner Milde,
Dem angeborn'en Drang der Liebe ab —
Das ist das Thun der Helden, und das kannst
Du nicht verstehn. — Er kommt. Laß uns allein.

(Timon tritt aus seinem Zelt, gealtert und verfallen.)

Myron. Wie bleich und hohl er schaut! und wie die Augen
Ihm brennen! Armer Herr! (ab nach links.)

Alcibiades. Du hast geruht?
Wie geht dir's?

Timon. Gut.

Alcibiades. Bald schütteln wir der Rache
Voll aufgehäuftes Maß. Sie wagen drin
Nicht mehr zu trotzen. Freue dich: auf Gnad'
Und Ungnad' wird der Mauswurfhaufen unser.

Digitized by Google

Timon. Nun, das ist recht
(Man hört in der Stadt ein Signal blasen.)
Alcibiades. Sie regen sich — was soll's?
(Ein Hauptmann bringt dem Alcibiades eine Meldung.)
Sie wollen unterhandeln? Dacht ich's doch.
Nur zu! Laß sie auf ihren Mauern flehend
Katzbuckeln und sich ducken vor den Siegern,
Der Anblick wird uns laben.
(Der Hauptmann ist abgegangen. Man hört das Signal erwidern.)
Timon, Timon,
Nun könnt' ich wie ein Knabe jauchzen. Endlich!
Wir haben diese Senatoren! Keiner
Soll in den Tod, bevor er nicht die Lippe,
Die zitternde, auf deinen Schuh gedrückt.
Und er, des schnöden Hauptes freches Maul,
Die große Trommel dieser Gauklertruppe,
Hipparch — ein Schloß vor seines Odems Thor,
Und Ketten ihm an Händ' und Füße — so
Mag er, ein Hund, dir folgen, wenn wir lachend
Durch die bekränzte Siegespforte ziehn.
Timon. So sei's — so sei's.
(Auf den Mauern sind **Agenor, Klinias** und andre Senatoren erschienen. Das Signal ertönt wieder.)
Alcibiades. Was wollen die Trompeten?
Klinias. Gehör erfleh'n für Rat und Volk der Stadt
Athen von seinen vielgeliebten Bürgern
Timon und Alcibiades.
Alcibiades (zu Timon). Beliebt es,
Mein edler Freund?
Timon. Sprich du.
Alcibiades. Vor Allem denn:
Was schickt ihr uns nicht euer Oberhaupt,
Das schuldigste von allen — warum fehlt
Die gift'ge Zunge hier?
Klinias. Weil sie der Tod
Verstummen ließ. Der durch den Bannspruch dich
Zu diesem Zug gereizt, gesteinigt ward
Hipparch von dem empörten Volk. O nimm
Das Opfer gnädig an und fühl', o Held,
Daß uns die Schmach, in die wir unklug dich
Gestürzt, so glühend brennt, ja glühender
Als dich, dich selbst — denn uns're Reue gießt
In ihre Höllenflammen Oel auf Oel.
Alcibiades. Die Reue kommt zu spät, und Timon,
Timon!
Gesetzt, mir selbst genügte jener Tote —
Er thut es nicht, doch nehmt es immer an —
Was ihr an meinem edlen Freund verbracht
Schreit siebenmal und aber siebenmal
Um Rache, ja es ruft die ganze Menschheit
In Waffen wider eure Falschheit auf.
Wir heilen uns're mütterliche Erde
Von schwerer Krankheit, wenn wir den Karfunkel
Aus ihrem Fleische schneiden.
Klinias (zu Timon). Grausam haben
Wir deine Großmut, königliche Seele,
Vergolten. Doch nun bieten dir die Bürger
Für die verlor'nen Schätze tausendfältig
Ersatz; in ihrer Liebesfülle soll
Ihr vor'ges Unrecht wie ein Schiff im Meer
Versinken. Macht und Ehre — was ihr wollt —
Ja, selbst die Herrschaft über uns're Stadt,
Wir bieten sie euch Beiden, Timon, dir
Und Alcibiades — wenn ihr Athen
Verschont.
Timon. Schweigt! schweigt!
Klinias. Weh uns! Sind diese Mauern
Von denen, die euch kränkten, anferbaut?
Muß jeder Turm, muß jede Säule stürzen,
Um euch genug zu thun? Zieht ein und zehntet,
Als Schäfer kommt zur Hürde, sondert drinnen
Die Räudigen — doch trefft die Unschuld nicht
Zusammen mit dem schuld'gen Haupt.
Alcibiades. Habt ihr
Auch so besonnen unterschieden, als ihr
Mit schmutz'gem Griff die jungfräuliche Hand
Umspannet, Schrecken und Verwirrung ihr
In's junge Leben jagtet, sie im Dunkel
Verbargt — weh über euch, daß ihr mich dran
Gemahnt! Des edlen Timon schöne Tochter
Spricht euch das Urteil: steig' ins Grab, Athen!
Klinias (während sich unten das Stadtthor öffnet und die schwarz gekleidete **Klytia**, von zwei Hauptleuten geführt, heraustritt). Wohl, laß sie uns das Urteil fällen. Öffnet
Euch, Mauern, tritt hervor und sprich zum Vater,
Hilf uns sein Herz bestürmen, sei das Jünglein
Der Wage, das zu Hoffnung oder Furcht,
Tod oder Leben unsres Schicksals Schalen
Unwiderruflich neigt. Seit Troja fiel,
Hat nicht in Menschen- nicht in Götterhänden
So viel geruht wie in den deinen jetzt,
O Klytia!
Alcibiades. Komödianten bis
Zum Tod. Doch diesmal könntet ihr euch täuschen,
Ihr klugen Rechner.
Klinias. Komme, was da will.
In Sack und Asche harren wir der Botschaft,
Die uns Entscheidung bringt.
Alcibiades (zu Klytia.) Dir hab' ich Wort
Und Schwur verpfändet. Meine Ehre ruht
Bei dir, und deinem Schiedsspruch beug' ich mich.
Doch wolle nicht mit einer leichten Thräne
Den männlichen Entschluß erschüttern. Denke,
Was deinem Vater, was dir selbst geschah,
Und wähle dann.
Klytia. Ich kenne meine Pflichten.
(Die Senatoren haben die Mauer verlassen. Alcibiades und die Feldherren und Krieger, die sich versammelt hatten, ziehen sich zurück. Klytia bleibt mit Timon, der mit verhülltem Haupte auf einen Stein gesunken ist, allein.)
Klytia. Wir sind allein, mein Vater.
Timon. Fort! fort! fort!
Klytia. Nicht seh'n? Du willst dein Kind nicht
seh'n? So schwer
Hat deine Klytia dich gekränkt?
Timon. So schwer. —
Ich hab' dich deine Straße ziehen lassen,
Wie du gewollt, und nichts von dir begehrt,
Nur einmal, als mich Gott und Welt verstießen,
Hab' ich nach deiner weichen Hand getastet,
Ein Bettler nach der Krücke — du versagtest
Sie mir, in winselndem Erbarmen, ganz
Ein elend Weib, verstopftest du mit Linnen
Die Wunden eines todgeweihten Leibes,

Digitized by Google

Da meine Seele sich aus tausend Quellen
In tausendfachem Tod verblutete.
Das waschen keine Thränen weg.

Klytia. Ich fühl's.

Timon. Und nun? Was willst du? Wieder ganz ein Weib
Der schlechten Rührung folgen? ein verdammt
Geschlecht vor der Vernichtung retten? Hoffe
Das nicht. Hier hat sich eine Mauer steinern
Erbaut, die trennt, was einstens Timon war,
Von deiner Welt. Kaum daß ein Rauschen ihm
Von euch und eurem Treiben Kunde bringt —
Und die durchdringst du nicht.

Klytia. Will ich's denn, Vater?
Wie du's beschlossen, so ist's gut und recht.
Ob ich es fassen kann, wen kümmert das.
Ist diese Frucht aus deinen Leiden dir
Erwachsen, grauenvoll, versteinernd — du
Trägst keine Schuld. Wer sich die Saat gesä't,
Deß mag die Ernte sein. — Zwar auszudenken
Vermag ich's nicht — oh! oh! — Vergieb, ich will
Ja ruhig sein.

Timon (verwundert). Du selber stimmst mir zu?
Dann ist's ja gut — (dumpf) dann ist ja Alles gut

Klytia. Ich messe an der Buße, die du uns
Verhängt, die Riesengröße deines Leids.
Und sieh — darf ich hier ruh'n, zu deinen Füßen? —
Ich habe selber in Gedanken schon
Das stolze Parthenon in Schutt gelegt,
Vermöcht' ich gleich kein armes Steinchen dran
Von seinem Platz zu rücken. Muß es fallen?

Timon. Es muß.

Klytia. Das Haus, in dem wir herrlich wohnten,
Ach! und der Garten drin, der Mandelbaum
Mit seinen roten Blüten, und die Schale,
Die Marmorschale, die der Meergott trägt,
Drin sich die gold'nen Fischchen überstürzen —
Wie oft hat deine Klytia dort gespielt —
Es fällt?

Timon. Es fällt zuerst

Klytia. Und Alles stirbt?
Die Greise mit den Kindern, Bös und Gut —
Die blonde Dirke, unsres Nachbars Tochter,
Die Jugendfreundin, die so lieblich singt,
Du hast sie oft auf deinen Knien geschaukelt —
Auch sie — auch sie?

Timon. Denk', es sei Weltgericht.

Klytia. Auch sie — auch sie! Doch aus der allgemeinen
Verwüstung, teurer Vater, retteten
Die Götter selber sich ein Friedenspfand,
Deukalions und Pyrrhas schonten sie,
Und neu begrünte sich die tote Welt.
Doch das — das ford'r ich nicht. (leise.) Ein Grabmal nur
Erbitt' ich als Geschenk von dir — sonst nichts —
Nichts sonst, geliebter Vater.

Timon (sieht sie groß an). Was begehrst du?

Klytia. In dunkler Kammer neigt ein schneeweiß Haupt,
Ein Mütterchen, auf einen Aschenkrug
Die heiße Stirn und weint die Augen rot.
Die zitternde Verwaiste möcht' ich trösten;
Die Urne, die den teuren Staub verschließt,
Den armen Erdenrest — den schenke mir.

Timon (erschreckt.) Die Asche ihr — ?

Klytia. Glaukons, den ich geliebt.

Timon. Den ich erschlug — ?

Klytia. Den ich geliebt, mein Vater.

Timon. Der dich verriet — ?

Klytia. Den ich geliebt und liebe,
So lang dies schwache Herz zusammenhält.

Timon. Nein — nein!! — Er hat das Ärgste dir gethan —
Und du — ? Ihr Götter!

Klytia. Hat ein Dämon ihm
Den Sinn gewandt — mich hat nicht Leid noch Tod
Von ihm geschieden. Hätt' er ganz in Dornen
Den jungen Busen mir gebettet, Vater,
Zu Rosen hätte meine Liebe sie
Gewandelt — hätt' er mich zur Flammenglut
Verdammt — das Spiel der Sommerlüfte wäre
So lieblich meinen Wangen nicht erschienen.

Timon (furchtbar erschüttert.) Das — kann — ein Menschenherz?

Klytia. Ich lieb' ihn ja.

Timon (stammelnd.) Nicht Dank — nicht Lohn — ?

Klytia. Begehrt die Liebe den?

Timon. Die Liebesflut, die ihm entgegenquoll,
Er hat mit frecher Sohle drein gestampft —
Und immer stürzt die heiße Quelle noch — ?
Kind — Kind —

Klytia. Ist nicht der Liebe Wesen so?
Hast du mich nicht gelehrt, sie rechne nicht,
Sie fellsche nicht, sie wisse nichts vom Schaden,
Ihr Reich sei ohne Grenzen wie die Luft
Und unerschöpflich wie der Born der Meere?

Timon. Still — still, du Wildling meines Herzens,
— still.
(Er hat sie stürmisch an sich gepreßt und spricht das Folgende mehr zu sich selbst als zu ihr.)
Ein Räuber hat die Krone deines Lebens
Zerbrochen, hat den Garten deiner Jugend
Verwüstet — deine Mädchenhoffnung deckt
Ein dunkler Flor — und du, ganz Liebe, ganz
Verzeihung, flehst um deines Todfeinds Asche,
Und deine Thränen fließen ihm, ihm, ihm —
Und ich!! O wie mir's von den Augen fällt!

Klytia. Gewährst du's mir?

Timon. Ward mir ein Gut verletzt,
Das deiner reinen Liebe sich vergliche?
Ward ich betrogen, wie man dich betrog?
Ich schloß die Augen vor dem Thun der Welt,
Vom Glück verwöhnt, im Dammel der Gefühle
Zog ich ein Wahngebild vom Menschen groß
Und stand betäubt, als es in Dunst zerging.

Klytia. Man that dir bitter weh.

Timon. Wohl wahr, wohl wahr —
Des Lebens Brunnen hat man mir vergiftet,
Der Gifte stärkstes aber hab' ich selbst
Mir in das Blut getropft. Ich sah nur noch
Den Haß und wollte nichts als ihn — die Liebe,
Die mondengleich mir durch das Dunkel schien,
Ich achtete sie nichts, und so, verhärtet,

Digitized by Google

Ließ ich die Klägerin da drinnen schweigen
Und schickte mich zur Frevelthat der Rache,
Zur ungeheuren an. Und kannst du nicht,
So war Athen verloren.

Alkibiades. Vater — Vater!

Timon. Das konnt' ich wollen! Hör' es, Welt und richte!
Athen! Athen! Du hell'ge sollst sterben,
Kind, Weib und Greis, Gerecht und Ungerecht,
Um meines Wahns, um meiner Sünde willen —
O ich that Unrecht, und mein eigen Blut
Spricht mir das Urteil. — Aber Dank, Dank, Dank
Dir, Tochter, daß du mich errettet — kaum
Ich gleich der Welt nicht mehr ins Antlitz schau'n.

Alkibiades. So — bleibt — Athen?

Timon. Mit jenem Aschenkrug,
Der des Erschlagnen Staub umschließt, vermach'
Ich es den Göttern. — Laßt es wachsen, laßt
Ein neu Geschlecht in seinen Mauern blühen,
So groß wie gut, so weise wie gerecht!

Alkibiades (außer sich). O in den Staub — Du herrlichster der Menschen —
Mein Vater, teurer, teurer Vater! (Sie liebkost ihn.) Doch
Nun fort! nun komm, daß von den Zinnen herrlich
Die Freudenkunde über Stadt und Land
Wie ein bekränzter Liebesbote schwebe,
Und mit dem Oelzweig schreite durch die Straßen
Glückbringend wie die Götter und verehrt
Wie sie.

Timon. Dorthin? — O niemals, niemals wieder! —
Das Leid, die Schuld, die Scham — ich trüg' es nicht.
Ich bin ein Baum, entwurzelt und zerspellt,
Und mitten durch das Mark klafft mir der Riß. —
Verkünde du dem Alcibiades,
Was ich verhängt — er wird nicht widerstreben.
Mich aber — höre, Tochter — In der Wildnis,
Drin ich gehaust, am Seegestad zunächst
Hebt sich ein Felsen, dessen Fuß die Brandung
Mit gelbem Schaum bedeckt; dort sah mein Auge
Die Sonne kommen, wenn die Welt noch schlief,
So göttlich ruhig, wie die Flut bewegt,
Ein klarer Geist ob wallendem Gemüt.
Dort will ich mir die Hütte bauen — oder
Das Grab — Dort mag, wer mich noch lieben will,
Mein armes Dasein teilen. Nun ade!
Schont meinen Frieden. Ehret meine Bitte! —
Verkünd's dem Alcibiades. Mit dir
Die Götter!
(Er küßt sie, wendet sich dann dem Zelt zu, bleibt stehen und faßt in heftiger Bewegung nach dem Herzen, dann geht er langsam hinein.)

Alkibia. Wie er leidet! Armer Vater! —
All deine Heilkraft, gütige Natur,
Vertraue meinen Händen, meinen Worten,
Und laß dies kranke Herz genesen.
(Sie geht zum Zelt des Alcibiades und öffnet den Vorhang; man sieht ihn zwischen seinen Hauptleuten sitzen. Es ist völlig Tag geworden.)

Alcibiades. Nichts
Von Schonung! Mit dem Sturmbock gegen Nord,
Du hörst — Wer kommt? (Er bemerkt Kiyilia.)
Verzeih! (Er tritt heraus.)
Nun?

Alkibia. Gnade bring ich.
Er hat vergeben, und von deiner Großmut
Erwartet er, daß du die Waffen senkst.

Alcibiades (heftig.) Was sagst du?

Alkibia. Gieb der Stadt den Frieden.

Alcibiades. Nein,
Schmach über solch' ein klein und schwächlich Thun!
Das ist der Männer unwert!

Alkibia. Auch der Menschen?
Du ehrst und liebst ihn ja, und glaub' mir: war
Er jemals groß, war er's in dieser Stunde.

Alcibiades. Ich muß ihn selber sprechen.
(Er geht, ehe Kiyilia ihn hindern kann, zum Zelt Timons und öffnet den Vorhang. Man sieht Timon auf einem Ruhelager ausgestreckt.)
Timon! — Timon! —
Das ist — ihr Himmlischen — das ist —

Alkibia (die herangetreten, aufschreiend). Der Tod!
Ist's so — ist's wirklich so?
(Sie sinkt schluchzend über den Leichnam.)

Alcibiades. Ihm brach das Herz.
Und ich — ? (Er steht einen Augenblick in heftigem Kampf.)
Dein heiliges Vermächtnis will ich
Erfüllen. (Zu einem Hauptmann.) Gebt das Zeichen!
(Zu einem andern.) Laßt den Ton
Der Klage schallen.
(Das Signal wird geblasen. Die Senatoren erscheinen auf den Mauern Gleich darauf setzt hinter der Scene ein Trauermarsch ein.)

Klinias. Eine Trauerweise?
Weh uns! Das Totenlied Athens.

Alcibiades. So ist's,
(Er öffnet auch die andere Seite des Zeltes, so daß Timon's Leiche Allen sichtbar wird.)
Denn einer beff'res Teil liegt hier entseelt.
Sein letzter Hauch gab euch das Leben wieder —
Weh über euch, wenn seiner Seele nicht
Ein Odemzug fortan die Brust euch schwellte —
Ihr wärt sein königlich Geschenk nicht wert.
Und wenn des Mitleids, wenn der Menschheit Stimme
In euch — in uns verstummen will, dann laßt
Wie zur Orakelstadt zu seinem Grabmal
Uns wallen und auf seine Stunde lauschen.
So lebt du uns unsterblich, Abgeschiedner,
Und lohnst, so lang sich Herzen drinnen regen,
Den Undank mit verschwenderischem Segen!
(Der Vorhang fällt.)

Aphorismen.

Die Elemente eines Kunstwerks sind den Buchstaben, die Stimmungen den Worten vergleichbar. Tausend Buchstaben können zusammenkommen, ohne daß ein Wort entsteht; doch wenige genügen, wenn sie der zusammenfügt, welcher des Schreibens kundig ist.

* * *

Die Gliedmaßen kann man verlieren; das Herz hört nur mit dem Tode zu schlagen auf.

* * *

Einigen Klugneuesten. Wir haben beide recht. Wir, indem wir nach der Sonne sehen; ihr, indem ihr euch nach dem Kalender richtet. P. Y. Cohmann.

Digitized by Google

Danaë.

Eine Dichtung

von

Rudolf Knuſſert.

Oft ſpiegeln Sterne ſich und Mond
Im Turm, den Danaë bewohnt,
Und oft den Strahl der Sonne trinkt
Sein Eiſen, welches düſter blinkt,
Oft klingt im Winde ſein Metall
Wie ſanft bewegter Glocken Schall
Und oft auch hüllt ihn liebend ein
Der Blitz mit ſeinem Flammenſchein,
Als wär' ein Teil der finſtre Bau
Von ſeiner Wolkenheimat Grau.

Dann ſprach ſie: „Nie noch war ich bang,
Wenn dies Gewölb im Donner klang.
Nun bang ich, weil ein zweites Licht
Aus dieſer Lebensflamme bricht.
Denn eine Kinderſtimme klingt
Mir oft ins Ohr. So traulich ſingt
Das Vöglein nicht im Myrtenwald.
Noch iſt's ein Traum, doch wird es bald
Die lautre goldne Wahrheit ſein,
Ich bin nicht mehr wie ſonſt allein.

Indeß was fürcht' ich! Dieſes Herz
Umſchirmt die Mauer doch von Erz!
Und ſichrer noch wie ſie bewahrt
Es Liebe himmliſch hoher Art.
Und ob auch Zeus im Donner ſpricht,
Iſt er nicht mein? Und bin ich nicht
Ein Teil von ſeiner Ewigkeit?
Hat jene Nacht mich nicht geweiht
Unſterblich, wie er ſelbſt zu ſein
Und göttergroß wie Er? Doch nein:
Ich bin die Blüte, Er der Baum.
Und iſt vorbei mein Blütentraum
Und iſt nach ſchwüler Tage Flucht
Gereift aus meinem Schoß die Frucht,
Dann ſchüttelt er das Haupt vielleicht —
Ich falle, wie ein Stern erbleicht.

Doch auch im Tode preiſ' ich ihn,
Durch den ich nun ſo glücklich bin!

Der einſt im Sturm ſich mir genaht
Umrauſcht von goldner Regenſaat,
Die meiner Glieder Glut begoß
Und drauf wie Tau auf Blumen floß.
Der ſonſt die Saat der Sterne ſät
Und ſtarke Eichen niedermäht,
Wenn er des Blitzes Senſe ſchwingt,
Deß Blick durch alle Welten dringt
Und allen Licht und Wärme giebt . . .
Du höchſter Gott haſt mich geliebt!
Haſt über jedes Weſen mich
Erhöht und auserleſen mich
Zu einer Wonne ſchön und groß,
Wie ſie kein Mädchen noch genoß.
O daß in jener heil'gen Luſt
In deinem Arm, an deiner Bruſt
So ſchnell mir das Bewußtſein ſchwand,
Daß ich mein Glück nicht voll empfand!
Sieh! meiner Seele Schwinge war
In deiner Näh der Regung bar,
Sie war wie tot — ein Schmetterling
In Knabenhand, die raſch ihn fing
Ihn auf das ſchönſte Roſenblatt
Zu ſetzen, das der Garten hat.
So haſt du ausgeſucht für mich
Das höchſte Glück! Wie lieb' ich dich!
Seit jener Stunde Schimmer kann
Nicht Trauer mehr an mich heran.

Einſt war es anders und ich ſah
Zum Himmel der Verzweiflung nah.
Da grüßt' ich jedes Blitzes Schein,
Als könnt er mir Befreier ſein.
Denn glühend war nach ſchwülem Tag
Der Boden, drauf ich ſtöhnend lag,
Es wehte die metallne Wand
Auf meine Glieder Glutenbrand;
Ich lag in einem Glutenbad,
Von oben warf das Sonnenrad
Durch des Gewölbes weiten Spalt
Der Strahlen ſengende Gewalt.

Digitized by Google

Des Vaters Angst und Grausamkeit
Hat dieser Marter mich geweiht
Als Kind noch; denn es werde drohn
Der Tod ihm einst von meinem Sohn,
So lautete der Götter Spruch
Zum Schrecken ihm und mir zum Fluch.

Seit jener dunklen Stunde mied
Mich alles Schöne. Nimmer sieht
Auf mondbeglänzter Wellenbahn
Mein Auge ziehn den stolzen Schwan,
Und seines Rades Blau und Gold
Kein Pfau mehr meinem Blick entrollt
Wie lieblich mögt ihr duften jetzt,
Ihr Rosen all, vom Tau benetzt,
Und blickt mit klugem Aug das Bild
Noch träumend in das Schilfgefild?
Der Wiese Grün, das blaue Meer,
Die weißen Städte liebt ich sehr,
Von Liederspiel und Reigentanz
Durchbraust, durchstrahlt vom Sonnenglanz.
Vom veilchenblauen Himmelsrand
Umspannt. O du mein Heimatland!

Doch ward gewährt mir, wie zum Trost:
Von Allem, was das Auge kost
An Schönheit auf der Erde, stahl
Ich einen Schimmer, einen Strahl
Und nahm ihn mit, verklärt von Leid
Herauf in diese Einsamkeit.
Ja, ich ward schön! Ein Blütenreis
Ist nicht so zart und schimmernd weiß
Wie dieser Leib, und wo ich stand,
Im dunklen Glanz der Eisenwand
Sah ich mein Bild, bald zitternd bleich
Bald leuchtend einer Flamme gleich.
Ein Feuer mußte wahrlich hier
Im schönen Busen glimmen mir,
Das seine holde Form durchschien,
So daß sie längs den Wänden hin
Sich spiegelte, dem Monde gleich
Der Mitternacht im dunklen Teich.
Ja liebereif und feuervoll
War damals dieser Leib, es schwoll
Die Ader längs dem Schwanenarm
Es schlug das Herz so liebewarm!
Für wen? Ich wußte nicht für wen!
Ich konnte nicht die Qual verstehn,
Die ich erlitt, die Sehnsuchtspein . . .
Im Traum nur war ich nicht allein;
Doch selten träumt' ich; Sehnsucht schied
Vom Schlummer ja mein Augenlid,
Da lag ich denn auf diesem Erz
Und nichts war hörbar, als mein Herz.
Durch jene Lücke blickte auf
Mein Auge zu der Sterne Lauf,
Bis es in Thränen überging,
An denen Sternenschimmer hing.

Nach Liebe lechzt das Herz der Frau,
Wie Blumen glühn nach Morgentau,
Wie Lerchensang das Sonnlicht sucht;
Und ein Asyl, wer auf der Flucht.
Ein Flüchtling ist ja jede Frau
Vor Allem, was da roh und rauh.
Es trifft das kalte Wettgewicht
Wie Reif ihr blumengleich Gefühl,
Und wieder wohlig wird und warm
Ihr nur in zarter Liebe Arm.
Oft auf dem Eisenboden lag
Ich regungslos an schwülem Tag;
Dann flackerten in Herz und Sinn
Der Sehnsucht Flammen her und hin;
Doch träufelte kein Liebestraum
Ins Herz mir aus dem Sternenraum
Wie Tau auf junger Rosen Pracht,
Und mir vergebens kam die Nacht.
In kühlen Nächten quillt der Hauch
Des Atems aus der Brust wie Rauch
Und schneller scheint die Lebensglut
Zu zehren dann an Mark und Blut —
Dann weint' ich Thränen bittren Leids,
Daß all der heiße junge Reiz,
Geschaffen einzig und allein
Zu lieben und geliebt zu sein,
Den Menschen nutzlos, ungesehn
Und ungenossen soll vergehn. —
Ich rang die Hände sehnsuchtswild:
Nur einen Traum! O nur ein Bild,
Wie oft es die Erinnerung giebt!
O hätt' ich nur geliebt, geliebt!
Doch allzufrüh ward ich gebracht
Hierher in diese Eisennacht.
Und keine junge Neigung lieh
Dem Herzen ewge Melodie.
Den Käfig kleiner Vögelein
Hüllt man in schwarze Tücher ein,
Daß aus der Nacht, die sie umringt,
Nur heller ihr Gesang erklingt;
Der blinde Mann am Wanderstab
Er singt vom Licht, das ihn umgab,
Als er noch sah in schönrer Zeit
Mehr, als der Seele Dunkelheit —
Ich wußte nur von Kinderland,
Eh' mich umgab die Eisenwand,
Und nur ein dunkles Sehnen schloß
Mau ein mit mir; das zog ich groß,
Bis endlich nur der eine Sang
Stets wieder mir die Brust durchklang,
Daß ich, am Herzen einen Mann,
Nicht meinen Himmel finden kann,

Digitized by Google

Wie ohne Stamm die Ranke nicht
Aufklimmen kann zum Himmelslicht
Und nur in schwülem Sonnenkuß
Im Staube kriechend welken muß.

So fleht' ich einst, als dumpf Geroll
Die Wolkenwand entlang erscholl
Goldadern gleich in schwarzem Schacht
Durchglomm der Blitz die Wetternacht.
Da rief ich: „Töte meine Qual,
O Zeus, mit deinem Donnerstrahl
Und streiche mit des Blitzes Stift
Mein Leben aus der Schöpfungsschrift!"

Doch sieh! ein bleicher Sonnenstrahl
Durchquert den Raum mit einem Mal,
Und zeigt in flüchtigem Rebellor
Die Himmelsstadt mit Turm und Thor.
Umflossen scheint der Mauerwall
Von Feuergräben; aus Krystall
Scheint jede Zinne, weil das Licht
Sich drin in sieben Farben bricht.
Die Sonnenringel flattern weiß
Den Wall entlang; aus Hagel-Eis
Erscheint, die rasselnd niederbebt,
Die Kette, dran die Brücke schwebt,
Und Veilchenblau und Rot und Grün
Und alle Farben seh ich glühn,
Ein stolzer Bogen; drunter rinnt
Der Wolkenstrom, gepeitscht vom Wind;
Draus spricht der Blitze weiße Glut,
Schaumkämmen gleich aus schwarzer Flut.
Und sieh! ein schöner Jüngling naht
Mir auf dem irisfarbnen Pfad;
Ein Adler ruht auf seiner Hand,
Mit Flügeln, mächtig ausgespannt,
Von Glut umrändert und Azur —
Da bebt und dröhnt die Himmelsflur —
Er aber schüttelt das Gelock
Und nieder träufts wie Goldgestock,
Und beide Arme breit ich aus
Und schlürfe Ströme goldnen Taus,
Indeß die Brücke schillernd fliegt,
Bis sie mein Busen trägt und wiegt
Und bis das breite Irisband
Mein Herz vereint dem Himmelsland.

Doch still! was dann mir wurde kund,
Das schildert nie ein Menschenmund,
So heilig war's, und dennoch kam
Es auf die Seele mir, wie Scham
Und eine Rosenwelle flog
Ins Antlitz mir und überzog
Alsbald mir auch des Auges Licht.

Woher sie kam, ich weiß es nicht;
Ich sah nur Glut; was ich empfand,
War süße Scheu und heilger Brand;
Wie Opferflammen aufwärts ziehn,
So glomm mein Herz zum Himmel hin.

Jetzt weiß ich's. Diese Erde giebt
Kein größer Glück; ich ward geliebt!
Und nur um eins noch möcht' ich flehn:
Mein Kind, das Götterkind zu sehn,
Die Himmelsgabe; Himmelsluft
Zu drückt' ich dann an meine Brust!
Sein Auge strahlte mir zurück
Den Schein von jener Stunde Glück
Und blickt' ich zärtlich-tief hinein,
So würd' ich süß erinnert sein,
Und immer wieder fühlt' ich nach
Den Schauer, der mein Auge brach;
Es soll vor meiner Seele stehn
Des Kindes Bild in Mutterwehn:
Wenn bald mir spielt der Sonnenstrahl
Im Angesicht, verzerrt von Qual,
Wenn bald der Mond in Thränen blinkt,
Die mir der bittre Schmerz entringt,
Wenn dies Gewölbe leise tönt
Vom Ach! das meine Lippe stöhnt!
Doch wenn mein Leib erbebt im Krampf,
Wenn, mit des Körpers Pein im Kampf,
„Laß sterben mich!" die Seele fleht,
Geliebter, hör nicht das Gebet!
Hilflosigkeit in wilder Not
Nur zeigte mir als Licht den Tod;
Ein Irrlicht wär er. Leben will
Und leiden ich, ergeben, still . . . .
Denn seit dem Tag, da süß und kühl
Auf mich der goldne Regen fiel,
Zerfließt vor meinem Angesicht
Die ganze Welt in goldnem Licht."

So sprach sie und ein Donner krachte
Auf Danaës Verließ mit Macht,
Das eiserne Gewölbe klirrt,
Ein Panzer, den ein Schwert umschirrt.
Und wie von scharfem Schwertesstreich
Es aufsprüht — wurde, Funken gleich,
Ein Geistergruß aus ferner Welt:
„Getrost! ich bin dir bald gesellt"
Als Antwort auf des Mädchens Flehn,
In Wolken ein Gestirn gesehn,
Und heut noch glänzt, wie Schwert und Schild
In Heldenhand, das Sternenbild,
Das jener Wetternacht entstammt,
Als „Perseus" durch die Zeiten flammt.

Digitized by Google

Gregorovius' „Römische Tagebücher".

I.

Am 1. Mai 1891, wenige Monate, nachdem er sein 70. Lebensjahr vollendet, hat Ferdinand Gregorovius sein arbeitsvolles Leben beschlossen. Eine anschauliche Biographie dieses großen Humanisten unserer Zeit wird wohl nie veröffentlicht werden. „Er selbst, statt Materialien zu einer solchen zu sammeln, war während seiner letzten Lebensjahre bemüht, die vorhandenen zu zerstören, indem er sowohl seine eigenen Papiere den Flammen übertieferte, als von den Freunden, mit denen er korrespondiert hatte, die Vernichtung der Briefe forderte." So erzählt sein Freund Friedrich Althaus in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen „Römischen Tagebüchern" des Dahingeschiedenen. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) Gregorovius hat sie ihm als Vermächtnis einer vieljährigen Freundschaft hinterlassen, eine Herausgabe weder verordnet noch verboten. Althaus hat sich zur Veröffentlichung entschlossen; man wird ihm warmen Dank dafür zollen müssen. Denn unsere Litteratur ist dadurch um ein wahrhaft bedeutendes Memoiren-Werk, und zugleich um ein anziehendes und herzgewinnendes Buch reicher geworden.

Ferdinand Gregorovius war über 30 Jahre alt, als er zum ersten Mal die Stadt betrat, deren Geschichtsschreiber er werden und sich dadurch ein unvergängliches Denkmal errichten sollte. Er war ein Ostpreuße, am 19. Januar 1821 im Städtchen Neidenburg an der russischen Grenze geboren. Sein Vater war daselbst Richter, Bureau und Wohnung waren in dem mächtigen, wohlerhaltenen Schloß der deutschen Ordensritter untergebracht. „Die Burg war der Stolz der Familie, sie gewöhnten sich früh, dieselbe als ihr Eigentum zu betrachten. Vor allem regte das Leben inmitten ihrer Säle und Korridore, ihrer Gewölbe und unterirdischen Gelasse, der weite Blick in die Ferne aus ihren Turmfenstern die Phantasie des jungen Ferdinand mächtig an. Seiner eigenen Ansicht zufolge wurde dadurch die Richtung seines Geistes auf Altertum und Mittelalter früh entschieden. Er würde, so meinte er öfter, weltlicht nie die „Geschichte Roms im Mittelalter" geschrieben haben, hätte er seine Jugend nicht im alten Schloß der Deutschritter verlebt. Das wird nur begreiflich, wer den ungeheuren Einfluß der Kinderjahre auf die gesamte Entwicklung des Menschen verkennt.

Nachdem er in Gumbinnen das Gymnasium absolviert, bezog er 1838 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren. Das erste theologische Examen hat er denn auch bestanden; daß dies nicht sein wahrer Beruf sei, erkannte er früh. Nachdem er durch eine Schrift „über den Begriff des Schönen bei Plotin und den Neuplatonikern" die philosophische Doktorwürde erworben, wandte er sich der Dichtkunst zu. Er schrieb viel Lyrisches und trat 1845 mit seinem Roman „Werdomar und Wladislaw" vor die Oeffentlichkeit. Der Grundton darin ist ein romantischer. „Nachklänge Jean Pauls, Hölderlins, Eichendorffs, Zimmermanns verschlingen sich zu einer wunderbaren Symphonie". Der Roman hatte Erfolg, gleichwohl wandte sich Gregorovius nun der Geschichte zu: eine Monographie über Kaiser Hadrian war seine erste größere Arbeit auf dem Gebiet dieser Wissenschaft, der fortab sein Leben gehören sollte. Zunächst riß ihn freilich das Jahr 1848 aus seinen stillen Studien. „Seine Sympathieen waren wesentlich kosmopolitisch demokratischer Natur. Was er für Deutschland ersehnte, forderte er als unveräußerliches Recht auch für die anderen kämpfenden Nationalitäten." Namentlich für die Polen und Magyaren, trat er, ein Kind seiner Zeit und ihrem Zuge folgend, in Wort und Schrift ein. Auch sein Buch zur ersten Säkularfeier Goethes: „Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen" reflektiert die Strömungen der Zeit. „Wie Natur und Geschichte", sagt er darin, „endlich darauf ausgehen, den Menschen zu finden, so geht auch alle echte Poesie am Ende nur auf die Entdeckung des Menschen aus. Auf diesem Wege liegt alle wahre Tragödie, alle Komödie und alles Epos. Goethe aber ist dieser Columbus, der in seinem Wilhelm Meister das Amerika des Humanismus für uns entdeckt hat." Der Schrift folgte 1851 seine Tragödie „Der Tod des Tiberius"; sie ist zugleich ein äußerer Beweis für die Thatsache, daß ihn die römische Welt immer mehr anzog.

Im folgenden Jahre, 1852, sollte er Rom sehen. Am 2. Oktober 1852 fuhr er in die Ewige Stadt ein. „Mein erster Gang war aufs Kapitol und Forum; noch spät ins Colosseum, darüber der Mond stand. Worte habe ich nicht zu sagen, was da alles auf mich einstürmte." Er war ganz vereinsamt und arbeitete mit fast leidenschaftlichem Fleiß an seinem Buch über Corsica. Im April 1853 war das Buch beendet. „Ich schrieb es gleich ins Reine. Der Ather Roms wirkt auf mich wie Champagner. Diese sonnige Himmelsluft dringt zu mir wie aus seligen Fernen." Noch immer wollte sich kein Freund finden, doch besuchte ihn Althaus, kurz darauf Paul Heyse, „ein Jüngling von fast mädchenhafter Schönheit; in so jungen Jahren scheint er schon völlig fertig zu sein!"

Seine Erholung waren Ausflüge in die Umgebung Roms. Die Eindrücke hält das Tagebuch in lapidarischer Kürze, aber meisterhaft fest. Eine Probe mag genügen: „Am 23. Juni (1853) in Pompeji. Dies ist ein Wesen, welches entzückt und abstößt. Die Häuser stehen da wie leere Särge; Straßenreihen, Tempel, Theater, Forum — alles totenstill, vom Sommerzauber flimmernd. Nie fühlte ich solche Wehmut. Nur Dichter können sie sagen."

Auch das folgende Jahr 1854 fand ihn noch ganz einsam. Nicht ohne Rührung wird man Eintragungen wie die folgende vom 9. Mai lesen: „Der Frühling ist über mich gekommen, ehe ich dessen gewahr wurde. Die Mandeln haben abgeblüht, die Akazie steht voll. Ich war Wochen lang krank." Im Herbst dieses Jahres ging ihm der Plan zu seinem Lebenswerke auf. Am 3. Oktober 1854 schreibt er: „Ich beabsichtige, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. Für diese Arbeit bedarf es, so scheint mir, einer höchsten Disposition, ja so recht eines Auftrages vom Jupiter Capitolinus selbst. Ich faßte den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Engelbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich mißtraue etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe. Den Plan teilte ich dem Doktor Braun mit, dem Sekretär des archäologischen Instituts. Er wurde aufmerksam und sagte dann: ‚Dies ist ein Versuch, an dem jeder scheitern muß.'"

Dennoch ging er mutig ans Riesenwerk. Ein Jahr später heißt es: „Viel an der Chronik von Rom gearbeitet. Es ist ein Ozean, auf den ich mich wage, so allein auf mich angewiesen und so mittellos, daß ich mir kaum ein Buch erschwingen kann." Und wieder ein Jahr später: „Rom ist der Dämon, mit welchem ich ringe." Daneben muß er freilich kleinere Arbeiten schreiben, um sein Leben zu fristen; von seinem Ver-

Digitized by Google

kehr weiß er noch immer nicht viel zu erzählen. Die meisten Beziehungen sind ganz flüchtig. Freilich sind die Urteile, soweit wir es konstatieren können, von seltener Treffsicherheit. So heißt es zum Beispiel über Goethes Gattin, den Legationsrat: „Er ist im Gespräch gar nicht zu verschroben, wie es seine ganz unglaublichen Gedichte sind. Aber auf seiner Stirn steht der Vers seines Großvaters: ‚Wehe Dir, daß Du ein Enkel bist!‘“ Oder über Peter Cornelius: „Ein entschiedener Wille spricht aus allem, was er sagt und thut. Eitelkeit und Nichtgeltenlassenwollen der Bestrebungen anderer scheinen seine Fehler. Er hat Adlerangen. Er ist ein Geist.“ Als Gregorovius einen Freund, den Grafen Paolo Perez, gewinnt, verliert er ihn auch bald wieder. Perez geht ins Kloster. Dasselbe Tagebuchblatt vom 12. November 1856, das dem Wehe über seinen Verlust Ausdruck giebt, bringt auch die Eintragung: „Heute um 9 Uhr des Morgens habe ich den ersten Band der Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben angefangen. Im 5. Jahre meines Aufenthalts in Rom, meines Lebens im 35., im 11. Jahre des Papstes Pius IX. Nachdem ich nachmittags die Feder weggelegt hatte, ging ich auf das Forum. Es regnete, dann ward es klar. Da sah ich im Colosseum das herrliche Wolken-Phänomen bei untergehender Sonne. Es ergoß sich ein Purpurstrom über die Ruinen des Palatin, das Amphitheater stand im magischen Brande. Ich hatte eine weihevolle Stunde und so kam ich heiter zurück.“

Die drei folgenden Jahre brachten ihm neben harter Arbeit endlich auch den verdienten Erfolg. Sein Gedicht „Euphorion“, sowie die beiden ersten Bände der „Geschichte Roms“ erwarben ihm einen festgegründeten Namen. Nun suchte ihn auch jeder bedeutende Mensch auf, der nach Rom kam. Aus den Federzeichnungen, die das Tagebuch festhält, seien hier einige mitgeteilt, zunächst die Bemerkungen über Turgenjew: „Die Russen schwärmen für die Emanzipation der Leibeigenen. Sie haben kühne Ideen und halten Rußland noch für jung. Ihre Projekte gehen auf Konstantinopel, Prag und Lemberg, kurz auf die Herstellung des oströmischen Reiches durch den Panslavismus. Aber Rußland ist ein halb mongolisches Wesen, ohne Geist und Thatkraft. Der Deutschenhaß dort fließt aus dem Bewußtsein der geistigen Abhängigkeit vom Germanentum, vielleicht aus der instinktiven Ahnung eines bevorstehenden Zusammenstoßes mit Deutschland, wenn dieses ein einiges Reich geworden sein wird. Solchen Haß zeigte selbst Turgenjew. Er schenkte mir seine Jäger-Novellen. Ich machte die Bemerkung, daß die Russen kein künstlerisches Formgefühl besitzen. Sie sind noch nicht geistig frei, sie photographieren, wenn sie schildern, ähnlich den alten deutschen Malern, die jedes einzelne Haar auf einem Kopf zur Darstellung bringen.“

Womöglich noch treffender ist das Urteil über Gutzkow, der im Mai 1858 nach Rom kam. „Ich hatte mir von diesem virtuosen Sophisten unserer Litteratur ein Bild gemacht, wie von einem dünnen, geistreich aussehenden Menschen, mit scharf zugespitzter Nase, und ich fand einen gedrungenen, sehr kräftigen Mann mittlerer Größe. Seine Gesichtszüge sind derb und verzwickt, seine Augen voll Mißtrauen und seine Stimme hat einen herben, schneidenden Klang. Er stieß mich ab, ich fand nichts in ihm, was vom Wesen eines Dichters Zeugnis gab. Er kam her, um für einen Roman „Der Zauberer von Rom“ Szenen zu suchen. Nachdem ich mit so vollem Ernst die Geschichte Roms schreibe, widerte mich das frivole Hineinstöbern auf diesem tragischen Theater der Stadt heftig an. Gutzkow schimpfte beständig auf Rom; er blieb nur in der niedrigen Hefeschicht der Stadt, aus welcher er sich in die höheren nicht erheben konnte. Ich bemerkte ihm einmal, daß man in Rom nur dasjenige finde, was man für das Weltwesen schon mit sich bringt. Seine ganze Art zu denken und zu sein wirkte auf mich wie eine Dissonanz. Er reiste ab nach Neapel, sehr unzufrieden, wie ich glaube, mit Rom, wo man keine Notiz von ihm genommen hatte. Denn was bedeuten wir hier? Wir sind nur wie Spreu und Stroh, das durch die Straßen irrt.“ Nebenbei bemerkt, ist dies die einzige Klage, die wir in den Tagebüchern jener Jahre über die Thatsachen finden, daß sich die Römer mit dem Mann, der eben die Geschichte ihrer Stadt als „monumentum aere perennius“ in Angriff genommen, gar nicht kümmerten. Auf Gutzkow kommt Gregorovius nur noch einmal zurück, 1865, bei der Kunde von dessen Selbstmordversuch: „Das tragische Schicksal Gutzkows erschüttert mich. Wie viel Krankheitsstoff in der Litteratur, im Fühlen und Denken dieser geistreichsten Zeit. Gutzkow hat keine Humanität in sich, er ist über sein eigenes Ich gefallen.“

Daran sei die Mitteilung einiger Bemerkungen über Italien und die Tagesereignisse angeschlossen. Über Florenz schreibt er in seinem Lapidarstil: „Die Luft ist hier fein und trocken; vielleicht sind davon die Florentiner so geistreich.“ Im Mai 1859: „Rom ist still und schwül, wie aus der Welt verloren, wie in sich eingesponnen und verzaubert. Der Sirocco weht auch immerdar. Die aufgeregtesten Momente der Zeit fallen hier wie tonlos in die Ewigkeit nieder.“ Im Juli 1859 schreibt er die folgende Bemerkung nieder, die heute wie eine Prophezeiung berührt: „Ich betrachte die Unabhängigkeit Italiens als ein heiliges Nationalrecht; und wenn jeder Österreicher in der Lombardei mein leiblicher Bruder wäre, ich wollte selbst die Italiener anreden, ihn zu verjagen. Nur kann ich den Gedanken nicht vertragen, daß sich ein Mann wie Napoleon mit dem Pöbel, ein Volk befreit zu haben, schmücken kann. Deutschland wird sich versünigen, Preußen ist das Piemont in ihm. Das protestantische Prinzip wird siegen, aber durch die mögliche Zerstörung der weltlichen Gewalt des Papstes wird sich der Katholizismus wieder energisch konzentrieren und ein religiöser Prinzipienkampf steht bevor.“

Aus den Aufzeichnungen der folgenden Jahre seien zunächst jene wiedergegeben, die den Leser dieser Zeitschrift zumeist interessieren müssen über Dichter und Gelehrte.

Im Mai 1861 lernte er Hans Christian Andersen kennen. „Er sieht ungeschlacht und tölpisch aus, ist sehr eitel; aber seine Eitelkeit ohne Hochmut gleicht der eines Kindes. In einer Soirée las er drei kleine Sachen vor; es war komisch, diese unschuldigen Märchergeschichten in Rom zu hören. Es war dort auch der Poet Browning, und ein norwegischer Dichter Björnson Björnstirne, von dem ich nichts kenne.“ Gemeint ist selbstverständlich Björnstjerne Björnson. Wie allen andern Menschen macht Ludmilla Assing auch Gregorovius einen höchst unangenehmen Eindruck. „Ich sah und floh Ludmilla Assing,“ schreibt er in das Tagebuch. In der Folge finden sich Aeußerungen der Entrüstung über ihre indiskreten Veröffentlichungen. Berthold Auerbach lernte er 1863 in der Schweiz kennen. „Auerbach ist ein kleiner dicker Mann von auffallend jüdischen Manieren. Seine Augen sind groß und klug, sein Benehmen von gesuchter Natürlichkeit. Wir sprachen 25 Minuten miteinander, während er eine Unmasse von Pflanzen aus der Tasche aß.“ Vier Jahre später traf er den Dichter in Berg bei Cannstadt. „Auerbach ist noch ein frischer Mann. Er strahlt von Gesundheit und von Glück — sein Roman „Auf der Höhe“ macht Aufsehen und erscheint jetzt in der fünften Auflage. Ich begleitete ihn nach dem alten Bade, wo er in dem schmutzigen Neckar sich untertauchte. Dann gingen wir durch den Park gegen Stuttgart hin. Auerbach ist Enthusiast für Preußen. Er sagte, Stuttgart würde viel schöner sein, wenn jeder dritte Mensch darin Preuße wäre. Er kam von Bingen. Er fand mich, wie fast alle Menschen, sehr jung aussehend und im Widerspruch zu meiner Geschichte der Stadt Rom, und er bemerkte, daß dies daher komme, weil ich nicht Professor geworden sei.“

Digitized by Google

Zwei Jahre darauf traf er Auerbach flüchtig in derselben Sommerfrische. „Er ist älter geworden, aber immer noch kraftvoll, frisch und voll Leben; jedenfalls einer der glücklichen Schriftsteller der Gegenwart. Auch wird er reich. Cotta hat seinen neuen Roman „Das Landhaus am Rhein", in 20000 Exemplaren ausgegeben — ein Erfolg, der in den buchhändlerischen Annalen Deutschlands kaum erhört sein dürfte. Auerbach hat sich in Berlin fixiert." Mit dem Reichtum Auerbachs hat es bekanntlich seine besondere Bewandtnis und vielleicht auch mit den 20000 Exemplaren.

In demselben Jahre (September 1869) lernte er Ferdinand Freiligrath kennen. „Die Persönlichkeit Freiligraths überraschte mich. Er ist fast so stark beleibt wie Falstaff, und nachlässig in der Kleidung — ein großer, mächtiger, fast löwenartiger Kopf mit sehr hoher Stirn, lange, ins Graue spielende Haare, — breite Züge voll Weichheit; sein Ausdruck und Wesen sprechen eine gesunde, fast flamländische Natur und reine Herzensgüte aus. In dem Ruf dieser vorzüglichen Eigenschaften steht auch Freiligrath überall. Seine Rede ist frei von Absicht; ich hörte ihn nie etwas Geistreiches sagen. Am 10. September war ich bei ihm zum Thee (noch nach englischer Sitte). Ich sah dort seine Frau, eine geborne Melos aus Weimar, eine feine, würdige Erscheinung. Ich vermied jedes politische Gespräch, worin wir nicht würden übereingekommen sein; denn er will nichts von Preußen wissen. Lächelnd sieht er nur auf den schwarz und weiß getäfelten Fußboden in seinem Vorhause. Freiligrath lebt in Stuttgart im Genuß der ihm von Deutschland gestifteten Rente und kann nun sein Alter in glücklicher Ruhe hindringen. Er hat vor kurzem zwei Töchter verheiratet. Von seinen Söhnen ist der eine Kaufmann, der andere Gerber geworden. Wie es scheint, will die demokratische Partei Freiligrath an Waldecks Stelle als Abgeordneten wählen — doch dürfte er auf dem Felde der Politik wenig Lorbeeren zu pflücken haben." Bekanntlich wurde Freiligrath nicht gewählt, was sicherlich im Interesse des Dichters nicht zu beklagen war. Im nächsten Jahr sah Gregorovius den Dichter wieder. Nun schien Freiligrath sogar der Annexion von Elsaß-Lothringen an Preußen zuzustimmen.

Nicht gleich geduldig fanden sich andere Achtundvierziger in die Gestaltung der Dinge seit 1866. So Wilhelm Rüstow, ein alter Bekannter Gregorovius' von Königsberg her, wo er Offizier gewesen. „Er diente als Freischaren-Oberst unter Garibaldi und machte von sich reden durch seinen (mißglückten) Sturm auf Capua. Ich fand ihn im roten Garibaldihemde, schreibend. Er scheint wütender Mazzinist zu sein. Rüstow erklärte, die Unternehmung Garibaldis in Sizilien sei eine Dummheit." Als er ihn fünf Jahre später in der Schweiz wiedersah, fand er ihn „an demselben Tische, bekleidet mit demselben roten Garibaldihemde, nur war dies um fünf Jahre älter und sadenscheinig geworden. Er ergoß sich über alle Deutsche in Zürich in plebejischen Ausdrücken. Er war nervös aufgeregt, und schien mir gemütskrank; die Norm aller Dinge für ihn ist das Jahr 1848. Er scheint erbittert, weil man weder in der Schweiz, noch in Deutschland von seinen Kräften hat Gebrauch machen wollen. Er lebt als Eremit, mit allen Menschen zerfallen. Mit dem Stift in der Hand beweis er mir, daß Frankreich keinen Krieg mit Deutschland führen könne, weil sein Heer nur ein Drittel der numerischen Stärke des deutschen besitze. Er sagte, daß er mehr, als man wisse, für den Frieden zwischen beiden Nationen gearbeitet habe. Unter der Wucht seines Schicksals, nämlich der Dunklosigkeit, scheint dieser talentvolle Mann zu erliegen, oder sich einzubilden, daß er Märtyrer sei."

Anders Gottfried Kinkel. „Ich traf ihn in einem Garten mit seiner Familie und sah ihn dann noch einmal. Er ist als Kunstprofessor beim Polytechnikum angestellt. Seine Gestalt hat etwas Athletisches, was mich überraschte, da seine Schriften dies nicht verraten. Ich war erstaunt, ihn sich zu Bismarck bekennen zu hören; er sagte, daß Männer von 1848 überflügelt seien, und daß man mit der vollendeten Thatsache weitergehen müsse. Hier hörte ich, daß es sein Wunsch sei, noch in Deutschland eine Rolle zu spielen, was wohl kaum in Erfüllung gehen dürfte. Seine Schicksale haben ihn nicht gebeugt — dies ist rühmlich; aber seine Leiden im Gefängnis und zu weiter möchte er in Bezug auf ihre Bedeutung für das Vaterland doch überschätzen."

Hingegen blieb Ludwig Walesrode auf seinem preußenfeindlichen Standpunkt stehen. „Er ist trotz seines beginnenden Greisenalters noch frisch und lebhaft, noch derselbe bedürfnislose und liebenswürdige Diogenes, voll Humor. Er gab mir seine Humoresken zu lesen, welche in Berlin bändchenweise erscheinen. Walesrode hat Verwandschaft mit Börne und dieselbe politische Tendenzsucht, doch mit minderer Bitterkeit. Sein Witz ist oft glänzend und seine Geistesgegenwart bewundernswürdig."

Nicht immer ist Gregorovius so scharfsinnig wie in diesen Fällen. So ist z. B. die folgende Stelle doch wohl allzu kühl. „Ich besuchte in Stuttgart auch den Ästhetiker Vischer; ein kleiner, untersetzter Mann mit rotem Bart, in den Vierzigern, schwäbischen Dialekt redend; sehr natürlichen und einfachen Wesens, voll Witzen und Geist." Und doch hätte ihn schon die nachstehende Bemerkung Vischers darüber aufklären können, daß er einem der bedeutendsten Menschen gegenüberstände, mit denen ihn überhaupt sein Lebensweg zusammengeführt. „Jeder Schweizer," sagte ihm Vischer, „sähe so aus als trage er eine Hellebarde, die er nur irgendwo an die Wand gelehnt habe. Es gäbe in der Schweiz keine Damen, nur Frauen. Die Bildung in der Schweiz sei importiert; nachdem sich das Volk von der deutschen Kultur, der es angehört, losgerissen, besitze es nichts eigenes mehr." Was nun vollends die Begegnung mit Josef Victor Scheffel betrifft, so giebt sie gewiß nur ein Momentbild, aber nicht ein wahres Bild der Persönlichkeit wieder. „Ich besuchte gestern," schreibt Gregorovius in Karlsruhe, 27. September 1870, „Victor Scheffel, den ich von Rom her kannte. Er empfing mich mit den Manieren eines Wilden, brüllte mir ganz irrsinniges, zusammenhangloses Zeug über die Weltereignisse entgegen, wobei er sich als Sozialdemokrat geberdete — ich war erschreckt, glaubte, einen Betrunkenen oder Wahnsinnigen vor mir zu sehen, und ließ ihn toben, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Ein Hauptmann kam und befreite mich, so daß ich fortgehen konnte. Scheffel schrie, mit Fäusten auf den Tisch schlagend, daß er auswandern wolle in ein Land, wo man nicht Republikaner, wie jetzt in Frankreich, totschlägt; er riß sein Kind in die Höhe, und dies fragte: „Papa, in welches Land werden wir gehen?" Ich begriff, daß Scheffel auch noch jetzt Studentenlieder dichten kann. Da er an meinem Schweigen und an meiner Miene merkte, was ich über ihn dachte, schrie er einmal: Sie können mich jetzt verachten — ich sagte ruhig: „Bitte, denken Sie nur, daß ich ein stiller Beobachter der Menschen bin." Menschen solchen Schlages sah ich schon zu anderer Zeit mit Ordensbändchen im Knopfloch fromm und still im Vorzimmer großer Herren warten."

Dazu ist zu bemerken, daß Scheffel gerade damals krankhaft erregt war; eine republikanische Gesinnung stand ihm in Wahrheit immer völlig fern. Sogar 1848 war er im Grunde über einen sehr harmlosen Liberalismus nicht herausgekommen. Daß er also sechs Jahre später vom Großherzog von Baden den Adel annahm, war durchaus kein Bruch mit seiner Vergangenheit.

Einige weitere Hinweise auf den Inhalt, sowie eine Charakteristik des Buches seien einem Schluß-Artikel vorbehalten.

o. h.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— „Zittergras“ von Marie von Glaser (Breslau Schlesische Buchdruckerei). Die Erstlingsnovellen einer wohlerzogenen jungen Dame, die sich an Elise Polko und Genossinnen gebildet hat. Ein liebenswürdiges, bescheidenes Naturell und Gemütstiefe gepaart mit Sentimentalität und Unkenntnis des Lebens geben ein Gemisch, das der Anmut doch nicht ganz ermangelt, und den Altersgenossinnen der Verfasserin gewiß eine spannende Lektüre bieten wird. Hie und da ist ein Anlauf zur Vertiefung zu bemerken, der die Hoffnung nicht ganz ausschließt, daß Marie von Glaser über diese ihre Versuche mit der Zeit hinauswächst, besonders wenn sie sich einmal davon überzeugt haben wird, daß der Mensch nicht erst beim Baron anfängt. F. O.

— Herr Dr. Ernst Rethwisch in Berlin sendet uns folgende Zuschrift: „In der „Deutschen Dichtung“ vom 15. Mai d. J. ist bei der Besprechung meiner „Letzten Jugendlieder“ ein Irrtum untergelaufen. Ich soll gesagt haben:

„Ist's recht auch, liebes Weib, wenn ich bisweilen
Gedenke dankbar meiner Jugendliebe? —
Und wer will sagen, wie's geworden wäre,
Ward meine Jugendliebe meine Frau?“

Diese Zusammenstellung liegt thatsächlich nicht vor; vielmehr stehen die beiden ersten Zeilen am Anfang der ersten Strophe des betreffenden Gedichts, die beiden letzten am Anfang der dritten Strophe; dazwischen liegen sechs den Sinn verbindende Zeilen. Auch steht hinter dem Worte „Frau“ nicht, wie in der Besprechung, ein Fragezeichen, sondern ein Semikolon. Mit der Bitte, dieser Berichtigung Raum zu geben, bin ich u. s. w.“ Wir haben diese Zuschrift dem Verfasser der Rezension, Herrn K. B., zugehen lassen, der erwidert: „Es liegt kein „Irrtum“ vor. Daß die beiden ersten und die beiden letzten Zeilen im Original auf einander folgen, habe ich nicht behauptet, noch mehr, ich habe das Gegenteil so deutlich verausschaulicht, als eben möglich und üblich ist, durch den Strich nach der zweiten Zeile. Ein Gedicht anders zu charakterisieren, als durch Mitteilung der wichtigsten Stellen, ist unmöglich, vollends gilt dies von schiefrichten und lächerlichen Reimereien; hier würden sich Redakteur und Leser beim Kritiker für das Gegenteil schönstens bedanken! Der „Dichter“ aber darf nur dann „berichtigen“, wenn dadurch der Sinn seiner „Dichtung“ entstellt worden ist. Daß hier dem nicht so ist, erweise das folgende Zitat, das nichts mehr auslaßt:

„Ist's recht auch, liebes Weib, wenn ich bisweilen
Gedenke dankbar meiner Jugendliebe?
Ich weiß, Du stimmst nicht, denn weit erhaben
Bist Du ob allem kleinlichen Getriebe.
Du weißt, daß im Gedenken alter Zeiten
Die Sehnsucht nie des Gatten Auge feuchtet;
Der Sinn bleibt still, wenn jenes Mädchenauge
Aus meiner Jugendzeit hervorleuchtet.
Und wer will sagen, wie's geworden wäre,
Ward meine Jugendliebe meine Frau:“

Ich meine: das Urteil kann ich jedem Unbefangenen überlassen. Statt des Semikolons ein Fragezeichen gesetzt zu haben, gestehe ich ruhig ein, aber auch dies geschah wahrlich ohne böse Absicht, ja unbewußt. Ich habe nämlich die Schwäche, eine Frage mit einem Fragezeichen zu schließen, nicht mit einem Semikolon; so pflegen es ja auch die meisten andern Menschenkinder zu halten; daß Herr Dr. Rethwisch in solchen Fällen ein Semikolon setzt und solchen Wert darauf legt, um es zum Gegenstand einer Berichtigung zu machen, habe ich überhaupt, resp. nicht ahnen können. Mit bestem Gruß u. s. w“ Wir haben dem nichts beizufügen, als das aufrichtige Bedauern, daß uns Herr Dr. Rethwisch um solcher Lappalien willen zur Aufnahme seiner „Berichtigung“ veranlaßt hat. Aber hätten wir sie abgelehnt, so würde er sich ja vermutlich über unsere „Ungerechtigkeit“ beklagt haben!

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1893.

Uhland, Ludwig. Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von W. L. Arndt, G. Closs, G. Koch, H. Markart, G. Max, A. Zick u. A. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. o. J.

Haars, Ferdinand. Deutsche Klänge. Hannover-Linden. Manz & Lange. o. J.

Jensen, Wilhelm. Nimmenblut. Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau. Leipzig. Philipp Reclam jun. Universalbibliothek. o. J.

Manthner, Fritz Lügenohr. Fabeln und Gedichte in Prosa. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1892.

Molières Meisterwerke. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. Stuttgart. J. G. Cotta's Nachfolger. 1892.

Behrend, Otto. Sigfrid. Leipzig. Rengersche Buchhandlung. 1892.

Albert, Dr. Eduard. Poesie aus Böhmen. Fremde und eigene Übersetzungen aus dem Böhmischen. Wien. Alfred Hölder. 1893

Specht, Richard. Gedichte. München. Seitz & Schauer. 1893.

Kniest, Philipp. Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben. Oldenburg. Gerhard Stalling. 1892.

Herzog, Albert. Sulamith. Eine Bearbeitung des „Hohen Liedes“ in acht dramatischen Gesängen auf Grund der neuesten Forschungen. Berlin. S. Gerstmann. 1893.

Zenker, E. B. Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1893.

Wolff, Franz. Werke. Blätter. Novellen. Mit Randzeichnungen von Leopold Bunger. Leipzig. Oswald Mutze. 1893

Die Edda. Die Lieder der sogenannten älteren Edda, nebst einem Anhang: Die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra Edda. Uebersetzt und erläutert von Hugo Gering. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. o. J.

Tiecks Werke. Herausgegeben von Gotthold Ludwig Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. o. J.

Bernstein, Aron David. Novellen. Enthaltend: Vögele der Maggid. — Mendel Gibbor. Sechste Auflage. Berlin. Freund und Jedel. 1892.

Grisebach, Eduard. Der neue Tannhäuser. Siebzehnte, vermehrte Auflage. Stuttgart. Berlin. Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

Sie hatte plötzlich den Kopf erhoben und sah ihn mit einem befremdeten Blick an, wie erwachend. Das klang ja ganz anders, als bisher, das war ja wirklich ein Aufschrei der Natur, das hatte ja der Vater dieses Kindes gerufen! Und er hatte Recht: sie verloren die Zeit. Statt zu reden, mußten sie handeln, — handeln. Heiliger Gott! Wie nur gleich? Wie nur? Sie griff sich an die Stirn, ihr schwindelte. Sie war ja den gleichen Weg gegangen, den das Kind zurückgelegt haben mußte, wenn es hierher gelaufen war, und hatte es nicht gefunden. Und wenn nicht hierher, wohin war es dann gelaufen? Und weshalb war es nicht vor ihr hier angelangt? Sie verstand das Alles nicht, ihre Gedanken verwirrten sich. Es gab doch nur den einen Weg hierher — Aber nein! nein! Es gab ja noch den zweiten, weiteren durch die Anlagen. Dort also, dort! Aber selbst dann hätte das Kind schon hier sein müssen — Wieder zog es wie ein Schwindel durch Melanies Augen hin.

Und während dessen mußte auch in Berndt Herzbergs Kopfe der gleiche Gedanke aufgesprungen sein, denn plötzlich hatten sich seine Züge angstvoll verzerrt und er stieß heraus: „Bruno wird doch nicht durch die Anlagen — Ich meine: weil Sie ihm sonst begegnet sein würden, — ihn eingeholt haben müßten — Das wäre entsetzlich!“

Ihre Augen richteten sich aus einem kreideweiß gewordenen Antlitz groß und starr auf ihn. Es lag etwas Stumpfes und Verständnißloses in ihrem Blick und ihre Lippen murmelten: „Warum? Sie meinen: des Flusses wegen? Oder weil es dort dunkel ist —?“

„Ja, ja,“ brachte Berndt stoßweise heraus, „und gerade heute — Der Fluß wird bei dem Gewitter heute Nacht und bei dem ewigen Regen während des Tages ausgetreten sein, — Laternen brennen dort unten niemals, weil in der Dunkelheit Keiner dort etwas mehr zu suchen hat, geschweige denn heute — Und Bruno kennt wahrscheinlich gerade nur den Weg durch die Anlagen, wo er so oft gewesen ist, wußte von keinem andren — Mein Gott! Mein Gott! Wenn das nur kein Unglück gegeben hat!“

„Dann sei Ihnen der Himmel gnädig,“ fiel Melanie dumpf ein, „denn Sie hätten es zu verantworten.“ Sie wollte grußlos davonstürzen, aber er hielt plötzlich ihren Arm umklammert. „Lassen Sie mich mit Ihnen gehn!“

Es war im Klang seiner Stimme etwas, das wider ihren Willen eine zwingende Wirkung auf sie ausübte. Sie mochte ihm innerlich ein Recht darauf zugestehn, bei der Rettung dessen mitzuhelfen, an dessen Unglück er die Mitschuld getragen hätte. „Eilen Sie! Eilen Sie!“ war Alles, was sie hervorstoßen konnte.

Berndt war in's Nebenzimmer gestürzt, um sich zum Ausgang bereit zu machen. Nach wenigen Minuten, die Melanie eine Ewigkeit dünkten, stand er vor ihr. Er hatte sich in einen dunklen Gummimantel gehüllt und den breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gezogen. „Wollen wir Niemand mit uns nehmen?“ fragte er draußen an ihrer Seite. Melanie verneinte mit entschiedenem Kopfschütteln.

So hasteten sie hinaus, an dem Portier vorüber, der ihnen einen verdutzten Blick nachsandte, ins Freie. Der Regen goß in Strömen. Berndt vermochte mit seinen schmerzenden Füßen und seinem hinkenden Gange Melanie

Digitized by Google

kaum zu folgen, die rüstig voranschritt. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um keinen Wehelaut auszustoßen, und seine Brust keuchte von der Anstrengung des raschen Gehens. Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, sein Herz hämmerte wild.

Melanie sah sich nicht nach ihm um und kümmerte sich nicht um ihn. Er mußte ihr endlich zurufen, sie möge einen Augenblick stehenbleiben, er könne nicht mehr. Dabei klang seine Stimme wieder so angstvoll, daß sie wirklich innehielt und, den Kopf wendend, fragte: „Was ist? Was haben Sie?“

„Nichts.“ Sein Atem ging schwer. „Ich bin heute Invalide, — ich sagte es Ihnen schon. Mein altes Leiden — ein chronischer Gelenkrheumatismus — So! Nun können wir wieder weiter.“

Melanie erwiderte nichts, aber sie verlangsamte ihre Schritte so, daß er sich jetzt an ihrer Seite halten konnte. Sie hatten den nächsten Weg in die Anlagen hinüber eingeschlagen und jetzt konnten sie die wuchtigen Massen der alten Baumwipfel dort sich schon gegen den dunklen Regenhimmel abzeichnen sehen. Fast gleichzeitig aber vernahmen sie auch das Rauschen und Brausen des aufgeschwollenen Flusses, dessen Ufer sie sich nun näherten. Immer düstrer wurde es um sie her, denn die Laternen-Region ging hier zu Ende. Kein Mensch begegnete ihnen mehr, kein menschlicher Laut war mehr hörbar. Unwillkürlich hatten sie beide die Schritte sekundenlang gehemmt, wie um auf die wilden Stimmen der Nacht zu horchen, die zu ihnen herüberdrangen, oder sich noch einmal zu sammeln. Dann gingen sie der Brücke zu, die sich hier über dem Fluß wölbte und die Anlagen mit der Stadt verband. Sie sahen jetzt, daß der Fluß mächtig gestiegen war und daß seine gelbbraunen, in gewaltigem Gefälle abwärts strudelnden Wasser bereits gegen die Brückenwölbung mit donnerndem Prall anschlugen, ja, hin und wieder einen zerschäumenden Schwall darüber ausgossen. Weiter unten schien sich an beiden Ufern schon ein breiter See gebildet zu haben, der durch die niederstürzenden Fluten stetig gespeist wurde und sich in jeder Minute weiter hinausdehnte. Die Wasser hatten schon Büsche und Bäume dort umzingelt und man hörte das zischende und gurgelnde Geräusch, mit dem sie das Erdreich an den Uferböschungen annagten, zerrieben und verschlangen. Es war, als ob eine Legion von unsichtbaren Kräften sich überall in geheimnißvoller Thätigkeit befinde und als gelte es in aller Stille ein ungeheures Zerstörungswerk zu vollenden.

Melanie stand einen Augenblick wie gebannt. Ein Grauen packte sie an, das sie versteinerte und ihr die Sprache raubte. Dann hörte sie Berndt Herzberg sagen: „Wenn er von oben gekommen ist, hat er wahrscheinlich die zweite Brücke passirt. Die lag ihm näher. Aber das ist eine niedrige Holzbrücke und sie muß schon längst unter Wasser sein.“

Die letzten Worte hatte der Sprecher, wie über sich selber erschrocken, nur noch gemurmelt, aber Melanie vernahm sie dennoch mitten im Getöse der strudelnden Wasser unter ihr und mitten im Geprassel des stürzenden Regens. Das Herz in der Brust wollte ihr stillestehn. Dennoch zwang sie sich zur Fassung und sagte: „Vorwärts! Dorthin müssen wir!“ Und sie gingen.

Sie achteten nicht darauf, daß ihre Füße jetzt manchmal bis über die Knöchel in dem aufgeweichten Boden versanken, daß das schlammige Wasser sie gurgelnd umspülte. Sie wußten nur, daß sie weiter müßten, und sie kamen weiter. Weg und Steg waren hier nicht mehr zu erkennen, die Dunkelheit erschien undurchdringlich und unheimlich scholl das Gurgeln der Flut zu ihnen hinauf. Melanie lag es so schwer auf der Brust, daß sie endlich wähnte, sich nur durch einen Schrei von der Last befreien zu können, die sie drückte. Und nun schrie sie .... Es war der Name ihres Knaben, den sie in Regen und Finsternis hinausschrie, ohne daß sie es gewollt hatte, ohne daß sie sich selber dessen bewußt war: „Bruno! Bruno!“ Das erleichterte sie, das nahm den atemraubenden Druck von ihrem Busen. Immer lauter, immer gellender schrie sie den Namen. Ihr Schrei sollte das Rauschen des Regens und das Gurgeln der Flut überhallen. Es wurde ihr beinahe fremdig und hoffnungsvoll dabei zu Mute. Wenn ihr Kind hier in der Nähe war, hier ziellos umherirrte, würde es ihren Ruf hören. Und Bruno mußte ja hier sein. Wo sonst, wenn nicht hier?

„Dort hinüber! Dort, Frau Melanie!“ kommandirte Berndt Herzberg hin und wieder mit ächzender, fast versagender Stimme. Sie selbst hatte jede Richtung verloren, ihre Gedanken

Digitized by Google

gingen wie im Wirbel um, sie wußte nichts mehr, als daß sie nach ihrem Kinde rufen müsse, immer rufen und rufen, bis sie gehört wurde. Und sie that's. So drangen sie mühsam, schrittweise weiter.

Manchmal blieben sie stehn, nicht aus Ermattung, nur um aufzuhorchen, ob nicht durch das Geräuschdes Regens und der Flut irgend ein Ton ihnen vernehmbar würde, aber niemals drang etwas an ihr Ohr, das einer menschlichen Stimme ähnlich geklungen hätte. Und dann konnten sie plötzlich nicht mehr weiter. Sie waren in eine seeartige Wasserlache geraten, die der übergetretene Fluß gebildet, und versanken augenblicks beinahe knietief darin. Melanie schrie auf vor Angst und Schreck. Und doch dachte sie in dieser Sekunde nicht an sich selbst, nur daran, daß sie ihr Kind nicht würde retten können, wenn sie selber zu Grunde ging. Und dann sah sie plötzlich ihren schönen, zarten, blonden Knaben in diesem einsamen Dunkel, in dieser stürzenden Regenflut auf den durchweichten, überschwemmten Wegen ratlos und hilflos umherirren, ohne einen Steg zu finden, ohne überhaupt mehr zu wissen, wo er sich befand und wohin er nun sollte. Ganz deutlich sah sie ihn, wie eine Vision. Und ein heißes, tiefes Mitleid ergriff sie, kein Zorn und kein Schmerz mehr. Der Knabe suchte ja seinen Vater. Es war etwas in ihm, was mächtiger gewesen, als seine Liebe zur Mutter und sein Gehorsam und alles Übrige sonst. Und doch dachte Melanie im gleichen Augenblick — denn das Alles war nur wie ein sekundenhaftiges Empfinden, nur wie ein niederzuckender Blitz in Gewitterschwüle, — auch an Fritz Lienhardt. Wenn er gewußt hätte, wo sie jetzt war, was ihr jetzt oblag! Der Gute, Edle, Treue! Sie hatte ihn nie geliebt, wie in dieser Stunde. Gleich einer leuchtenden Offenbarung stand die Liebe zu ihm, seine Liebe zu ihr vor ihrer Seele, vor ihren wild erregten Sinnen.

„Bruno! Bruno!" Wieder schrie sie es hinaus, lauter, dringender, als früher. „Bruno!" Ihre Stimme schlug allmälich in ein heiseres Kreischen um, sie fühlte, daß sie nicht mehr könne, daß in Kürze ihre Kräfte zu Ende gehen würden. Wie ein Krampf rüttelte es an ihr und eine furchtbare Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. „Bruno! Bruno!" Es klang jetzt wie ein Hülfeschrei, wie eine letzte, gewaltsame Auflehnung gegen die Schwäche, die sie bezwingen wollte.

Und nun plötzlich ein leises Wimmern drüben, das durch das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wasser herüberdrang! Kein andres Ohr hätte es wohl vernommen, zu keiner andren Stunde hätte es Melanie Lienhardt vernehmen gekonnt; jetzt und hier war das Ohr dieser Mutter, die ihr verlorenes Kind suchte, sonderbar geschärft. Ein Zucken ging durch ihr Herz, ein unartikulirter Aufschrei, halb Jubeln, halb Weinen, brach von ihren Lippen. Ihre Nerven waren bis zum Äußersten angespannt und drohten zu reißen. „Herr Gott, nur jetzt laß meine Kräfte aushalten, nur jetzt laß mich nicht schwach werden!" betete sie im Stillen.

„Was haben Sie?" fragte Berndt, der sich mühsam an ihre Seite hielt, erschreckt.

„Haben Sie es denn nicht gehört?" flüsterte sie dagegen, ihn bei der Hand packend und gleichzeitig mit großen Augen starr ins Dunkel hinausblickend, „haben Sie es nicht gehört? Dort — dort! Seien Sie ganz still, bis wir es wieder hören!"

Berndt durchfuhr es sekundenlang mit der furchtbaren Angst, Melanie könne wahnsinnig geworden sein. Denn er selbst vernahm keinen Ton außer dem Toben des entfesselten Elements, das alle anderen Geräusche in sich verschlang. Aber nach einigen Sekunden herzklopfender Spannung preßte Melanie seine Hand noch fester zwischen ihre Finger und wie ein elektrischer Schlag ging es durch sie hin. „Dort — dort!" Wieder deutete ihre Hand in die gleiche Richtung, wie vorher, nun aber hasteten gleichzeitig dorthin auch ihre Füße und sie zog ihn hinter sich nach. Immer näher kamen sie dem Flusse, immer tiefer versanken sie in dem überschwemmten Erdreich. Noch immer hörte Berndt nichts, begriff er nicht, wohin sie ihn führte und was sie beabsichtigte. Nur zu ihrer Linken gewahrte er jetzt in schwachen Umrissen die Holzbrücke über dem Fluß. Ihr Geländer schien von den andrängenden Wassern fortgerissen, der Steg selber überflutet zu sein. Plötzlich, während die Schlammwellen ihnen beiden schon bis zu den Knieen heraufschlugen, hörte auch er den Ton, den Melanie lange vor ihm vernommen

Digitized by Google

und der sie magnetisch hierher gezogen hatte. Wie ein klägliches, halb ersticktes Wimmern klang's. Ob es von einer menschlichen Stimme ausging, vermochte er nicht zu unterscheiden. Aber auch ihn zog es nun näher heran und regte alle seine Pulse, sein kreisendes Blut fieberisch auf. Er spannte jetzt im Wetteifer mit der Frau an seiner Seite alle seine Sinne an, um zu erspähen, ob es hier wirklich ein Menschenleben zu retten galt, das in Gefahr schwebte. Er dachte nicht einmal an das Kind. Wieder der gleiche Ton! Diesmal noch näher bei ihnen, aber noch leiser, wie verweht und überrauscht.

„Bruno! Bruno!“ Endlich hatte der Schrei sich noch einmal aus Melanies wogender Brust losgerungen. Und gleichzeitig stürzte sie besinnungslos vorwärts, den gurgelnden Wassern gerade entgegen. Berndt vermochte ihr kaum zu folgen. Die Flut wälzte sich gegen sie heran; da verlor Melanie plötzlich den Boden unter den Füßen, der Anprall drohte sie umzureißen. Ein Angstruf quoll zwischen ihren Lippen hervor. Berndt hatte die Sinkende aufgefangen, die, halb ohnmächtig, regungslos ihm Sekunden hindurch im Arme lag. Da erscholl abermals der wimmernde Klageton aus den Wassern. Jetzt war's, als käme er von weiter unten, von der Brücke her. Berndt durchzuckte es. Wenn die Flut einen Menschen erfaßt hatte, wenn die wirbelnden Wasser ihn gegen die Brücke schleuderten, — das konnte seinen Tod bedeuten. Und nun gar ein Kind! Ein schwaches Kind, das schon eine Weile gegen die Wellen angerungen hatte, das kaum mehr die Kraft besaß, um Hülfe zu schreien. Und nun hier muthätig verharren zu sollen, die ohnmächtige Frau im Arme, gelähmt, — während jede Minute von unberechenbarem Werte sein, jede über ein Menschenleben entscheiden konnte! Und über welch' ein Leben vielleicht! Über das Liebste, das es für Berndt Herzberg auf Erden gab, über das einzige, an dem sein Herz auf Erden hing. Diese unselige Schwäche! Wenn er noch stark gewesen wäre, wie einst! Was für Thaten hatte er einst zu verrichten vermocht! Und heute und jetzt — Aber er mußte es auch heute wieder können, — heute noch einmal — zum letzten Mal —

Mit einer ungeheuren Willensanstrengung riß er Melanie zu sich empor. Mit dem linken Arm ihren Leib fest umklammernd und gegen seine Brust drückend, schritt er vorwärts; mit der Rechten tastete er sich zwischen den Bäumen hindurch, hielt er sich hin und wieder an ihnen, wenn die gurgelnden Wassermassen ihn umschwollen und er das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Höher und höher rauschte die Flut zu ihm empor, je mehr er sich der Brücke näherte. Aber er achtete nicht darauf. Seine Augen waren vor sich hinausgerichtet, immer nur bemüht, die Finsternis zu durchdringen, sein Ohr spannte sich jedem heranzitternden Geräusch entgegen. Als er nichts mehr vernahm, als die Stimmen der Wasser, packte ihn sinnlose Angst. Und nun schrie auch er, um sich davon zu befreien, wie die Frau, die ihm, ihrer Sinne noch immer nicht wieder mächtig, an der Brust lag, vorher geschrieen hatte: „Bruno! Bruno!“

Da — ein Schrei, der ihm Antwort gab, ein jammernder, halb erstickter, von der Flut überhallter Schrei, der wimmernde Klageschrei eines Kindes. Und ganz nahe klang er, so nahe, daß Berndt Herzberg seine Hand ausstreckte, weil er meinte, er müsse dies jammernde Kind, das dort in den Fluten rang, ergreifen können. Aber noch sah er es nicht, noch fühlte er keinen menschlichen Körper vor sich. Langsam watete er weiter vorwärts. Dann rief er noch einmal. Und noch einmal kam ihm Antwort. „Hier, — hier,“ klang es jetzt.

Allmächtiger Gott! Das war ja wirklich Brunos Stimme. Auch die Frau, die er im Arm hielt, mußte sie vernommen, mußte sie erkannt haben. Denn plötzlich kam wieder Leben in sie, sie regte sich, ein tiefer Atemzug, der einem Seufzer gleichklang, hob ihre Brust. Sie strebte von seinem Arm herab, ein ungeheures, übergewaltiges Verlangen in ihr stählte plötzlich ihre Muskeln, ließ das Blut feuriger durch ihre Adern rinnen, gab ihr ihre verlorene Kraft zurück. „Lassen Sie mich! Mein Kind!“ stieß sie hervor.

Behutsam ließ er sie herabgleiten und ein keuchendes Stöhnen seiner Brust gab Kunde davon, wie schwer er an seiner Last getragen hatte. Jetzt aber dachte er nicht daran. Er rief Melanie nur zu, sie möge, mit den Händen den ihr zunächst stehenden Baum um-

Digitized by Google

klammernd, sich zu halten versuchen, bis er ihr das Kind bringen werde. Es kam ihm jetzt kein Zweifel mehr daran, daß es ihm gelingen würde, es zu finden und zu retten. Eine freudige Zuversicht war in ihm, die alle seine Adern schwellte, die ihn die zitternde Schwäche seiner Glieder nicht spüren ließ. Er tastete sich vorwärts, seine Hände wühlten in dem schlammigen Wasser, das ihn umbrodelte, während er weit vorn übergebeugt auf die Brücke zu watete, die immer mehr in den Fluten zu verschwinden drohte. Und nun stieß er auf etwas Weiches, — auf einen menschlichen Körper. Er wollte einen Jubelschrei ausstoßen, weil es ihm sonst die Brust hätte zersprengen müssen, aber es kam kein Ton mehr aus seiner Kehle; eine eiserne Faust hielt sie unsichtbar umklammert. Er beugte sich tiefer nieder, seine Arme hoben das Etwas auf, das wie ein lebloser Klumpen von den Wassern gegen den hölzernen Brückenbogen gepreßt worden war. Und nun hielt er es und drückte es an seine Brust, an sein wild schlagendes Herz. Was in diesen Sekunden ihn durchwogte, war unbeschreibbar. Er hätte schluchzen können, wie ein Kind, er fühlte sich plötzlich fromm werden, er glaubte an einen Gott, an eine Vorsehung, an eine ewige Barmherzigkeit.

Dann packte ihn wieder eine qualvolle Angst. Lebte das Etwas, was er da in den Armen hielt, denn auch noch? Es gab kein Zeichen des Daseins mehr von sich, starr und kalt, von Nässe triefend, lag es an seiner Brust. Berndt legte seine Hand auf das Herz des Kindes. Da fühlte er, daß es noch schlug — zwar leise nur, ganz leise, aber es schlug noch. Gott sei Dank! Wie ein Gebet quoll es über seine Lippen. Und seit wann hatte er nicht mehr gebetet! „Jetzt nur fort," klang es in ihm, „nach Hause! Nach Hause!" Er hatte Melanie darüber vergessen. Er wußte überhaupt nichts mehr, außer dem einen: „Das Kind lebt! Ich habe mein Kind gerettet!" Damit hastete er fort.

Da stand Melanie plötzlich vor ihm. Ihre Augen funkelten ihn irr an, ihre Lippen stießen heraus: „Lebt er?"

Berndts Zähne knirschten aufeinander. In diesem Augenblick haßte er das Weib, das da Ansprüche an sein Kind erhob, das es ihm entreißen wollte, — tödlich haßte er es. Ein wilder, furchtbarer Gedanke durchblitzte ihn. Seine Faust hob sich auf. Jetzt, auf Tod und Leben kämpfen um mein Kind mit diesem Weibe! dachte er, und ich werde siegen! Ja, er würde siegen, er wußte es, — trotz seiner Erschöpfung, die ihn fast zusammenbrechen ließ, trotz dieser bleiernen Schwere in all' seinen Gliedern, trotz seines wahnsinnigen Herzschlagens und seiner brennenden Schmerzen in allen Nerven und Sehnen; seine Verzweiflung, die ihn geradeswegs aus dem Krankenzimmer hierher getrieben und ihn das Rettungswerk hatte vollbringen lassen, dessen der Stärkste sich nicht hätte zu schämen brauchen, diese gleiche Verzweiflung würde ihn auch jetzt den Sieg über seine Natur erringen lassen und ihm Riesenkräfte verleihen. Es war ein kurzes, heißes, innerliches Ringen, das er bestand. Aber seine begehrliche Selbstsucht triumphierte nicht darin. Ein Blick auf das von Schmerz und Angst verzerrte Gesicht dieser Mutter, die von einem Wort seines Mundes Leben oder Tod erwartete, entwaffnete ihn. „Er lebt! Er wird leben bleiben!" murmelte Berndt.

Er war darauf vorbereitet, daß Melanies Arme nun nach dem Kinde greifen würden, das er an seiner Brust hielt, und er war entschlossen, es ihr zu lassen. Aber es geschah nicht. Sie mochte ihrer Schwäche eingedenk sein oder ihm das Recht zuerkennen, seine kostbare Last nun auch bis zum Ziele zu tragen; vielleicht war ein neidloses, dankbares Erbarmen in ihr wach geworden. Dicht neben ihm, Schulter an Schulter, die Augen immer auf ihr Kind geheftet, erkämpfte sie sich ihren Weg zur Stadt zurück. Ihrer beider Atemzüge gingen rasch und schwer. Manchmal mußten sie innehalten, weil ihre Kräfte versagen wollten, manchmal mußte der eine oder andere sich an einen Baumstamm klammern, um aufrecht stehen zu bleiben. Die schlammigen Wasser brodelten und zischten hinter ihnen drein, als ob sie nach dem Opfer riefen, das ihnen entrissen worden war. Dann aber gelangten die beiden doch endlich wieder auf festen Boden und überschritten die jetzt schwer gefährdete Steinbrücke, um so den Weg in die Stadt zu erreichen.

Noch immer hatte Bruno auf Berndts Armen kein Lebenszeichen von sich gegeben, noch immer hafteten Melanies Augen auf ihm

Digitized by Google

mit sorgender Mutterangst. Und hin und wieder schienen diese Augen zu fragen: „Lebt er auch wirklich noch?“ Dann gab ein siegesgewisses Lächeln, das um Berndt Herzbergs Mundwinkel schattenhaft huschte, ihr befriedigende Antwort. Denn Berndt fühlte fort und fort das Schlagen dieses jungen Herzens nahe dem seinen. Und endlich schlug das Kind, das er er enger und enger in seiner Todesangst an sich gepreßt hatte, und das nun allmählich an seiner Brust zu erwärmen anfing, wirklich die Augen auf. Berndt sah es und hätte aufschreien mögen vor Jubel. Aber es war ein seltsam irrer und verstörter Blick, der aus den blauen Kinderaugen brach. Berndt erschrak davor. Es mußte das Fieber sein, das in ihm glühte. Liebkosend rief er des Kindes Namen wieder und wieder, drückte es an sich, wiegte es hin und her, streichelte es und küßte es. Aber Bruno schien das alles nicht zu spüren. Wieder blickte er in unruhiger, angstvoller Verstörtheit um sich und seinen Lippen entrang sich stöhnend: „Nicht böse sein, Mama! Nicht böse sein! Ich will es auch nie wieder thun, ganz gewiß nie wieder.“

Berndt fühlte etwas Feuchtes an seiner Wimper vorbrechen, er sah sich nach Melanie um. Sie stand hart neben ihm, über seine Schulter hinweg auf ihr Kind blickend. Eine schreckensvolle Ahnung lag in ihren Augen. „Geben Sie jetzt mir das Kind!“ sagte sie mit heiserer Stimme.

Er fuhr leicht zusammen, zauderte einen Augenblick, legte aber dann, ohne ein Wort zu sagen, das Kind in ihre Arme. Sie gingen weiter. Berndt hörte Melanie, die ihr Antlitz ganz auf das Kind herabgebeugt hatte, leise unaufhörlich auf dasselbe einsprechen, aber er verstand nicht, was sie sagte. Nur den beruhigenden Klang ihrer Stimme vernahm er. Sie wollte dem Kinde wohl klar machen, daß sie ihm nicht böse war, um es zu beruhigen, und Berndt mußte sich sagen, daß Bruno jetzt wirklich besser in den Armen seiner Mutter aufgehoben sei, als in den seinen. Dann aber erfaßte ihn gleich wieder ein peinliches Unbehagen und er fragte, seinen Schritt verlangsamend: „Wohin bringen wir ihn? Das Beste wäre sicherlich, ihn im Kurhaus unterzubringen. Es liegt uns am nächsten, — wir sind gleich da — Der Arzt ist im Hause — Und für den Anfang wenigstens — bis morgen — Es kommt doch alles darauf an, daß der Junge baldmöglichst in ein warmes Bett kommt, — jede Verzögerung könnte da unheilvoll sein —“

Er wollte noch weiter auf sie einreden, aber Melanie hatte den Kopf aufgehoben, sah ihn ruhig an und verneinte dann mit kühler Entschiedenheit. „Ich bringe Bruno dorthin, wohin er gehört,“ sagte sie. „Rufen Sie den nächsten Wagen an, den Sie sehen! Ihnen will ich überlassen, uns den Arzt aus dem Kurhause hinaufzuschicken, so rasch Sie können.“

Er wollte noch etwas einwenden, aber er fühlte, daß es umsonst sein würde. Überdies hörte er gerade jetzt das Rollen eines Wagens und ließ nun einen langgezogenen Pfiff hören, um den Kutscher aufmerksam zu machen. In der nächsten Minute hielt das Fuhrwerk und Berndt riß den Schlag auf, um Melanie mit dem Kinde einsteigen zu lassen. „In einer Viertelstunde sind wir oben,“ rief er ihr zu, während er den Schlag wieder zuwarf. Es klang ihr seltsam im Ohr, dies „Wir“; aber ehe sie noch einen Einspruch dagegen hätte erheben können, hatte er schon dem Kutscher die Adresse zugerufen und der Wagen rumpelte davon.

Bruno war seit den ersten Worten, die er gesprochen, nicht wieder zum Reden zu bringen, so viel Melanie sich auch mühte, die unablässig zärtliche und gütige Worte ihm ins Ohr flüsterte. Er schien sie gar nicht zu hören, sein Geist mußte abwesend oder im Bann gehalten sein. Seine Zähne schlugen jetzt im Frost aufeinander und immer wieder rüttelte ein eisiger Schauer durch seine Glieder. Dabei blieben seine Augen geschlossen und seine kleinen Hände zusammengekrallt, wie wenn ein Starrkrampf den Körper gepackt hielt. Melanie meinte ihn mit ihren Küssen erwärmen zu können. Unaufhörlich drückte sie ihre Lippen auf die des Kindes, auf seine Stirn, seinen Hals, seinen Nacken, seine Hände. Aber vergeblich. So langten sie zu Hause an, ohne daß Bruno noch ein weiteres Zeichen seines klaren Bewußtseins von sich gegeben hätte.

Minna wollte, die Arme hoch emporschlagend, in ein Jammergeschrei ausbrechen, als sie plötzlich Melanie mit dem Kinde in den Armen eintreten sah, beide triefend vor Nässe, von Schlamm besudelt, entstellt und verstört.

Digitized by Google

Aber Melanie wies sie mit einem zornigen, fast hoheitsvollen Blick zur Ruhe. Dann erteilte sie, ohne die erschrocken-neugierigen Fragen des Mädchens einer Antwort zu würdigen, mit klarer und ruhiger Stimme ihre Befehle. Sie hatte ihre Haltung völlig zurückgewonnen, und ihre Worte zeugten von Umsicht und Fassung. Das Mädchen eilte verschüchtert hin und her, um die ihr gewordenen Aufträge zu erfüllen. Nach kurzer Zeit lag Bruno entkleidet in seinem gewärmten Bett, er war mit warmen Tüchern am ganzen Leibe gerieben worden, man hatte ihm einen heißen Trank tropfenweise zu schlürfen gegeben, aber immer noch hatte er sich nicht ins Leben und zur klaren Erkenntnis dessen, was mit ihm geschehen war, durchgerungen. Es war etwas beängstigend Stieres in seinen nur halb geöffneten Augen. Manchmal murmelte er etwas vor sich hin, aber es war unmöglich, selbst wenn man sich dicht über ihn herabbeugte, ein Wort davon zu verstehen. Eher klang es wie ein angstvolles Ächzen, als wie Worte, die einen Sinn gehabt hätten, und der Atem kam mit pfeifender Hast aus der Brust des Kindes.

Melanie, die sich kaum Zeit gegönnt hatte, sich selber umzukleiden und einen warmen Schluck zu nehmen, saß neben dem Lager des Knaben, ohne einen Blick von ihm zu wenden, seine Hände in den ihrigen. Sie hatte das Mädchen, das ihr mit seiner zudringlichen Geschäftigkeit jetzt lästig fiel, hinausgeschickt und horchte allein auf Brunos Atemzüge und fühlte das Jagen seines Pulses in ihren Fingern. Draußen rauschte und rieselte immer noch der Regen eintönig hernieder und der Wind heulte in wimmernden Tönen durch die Bäume des Friedhofs. Endlich rollte ein Wagen vors Haus, endlich kam der Arzt.

Melanie atmete auf. Sie verließ ihren Platz am Bett des Kindes, dessen Hände, die sie noch einmal küßte, auf das Deckbett zurücklegend, und ging dem Arzt bis zur Thür entgegen. Er kam nicht allein, Berndt Herzberg war bei ihm. Beide Männer grüßten stumm. Berndt blieb neben der Thür stehen, während der Arzt sofort auf das Bett des Kindes zuschritt. Er war ein Mann in mittleren Jahren, stark und breitschultrig, mit einem mächtigen, an den Spitzen ergrauten, braunen Vollbart. Er hatte die Manieren eines Weltmannes, seine Augen blickten klug, ruhig und gütig zugleich in die Welt. Als Melanie sprechen wollte, sagte er mit einer Kopfneigung: „Bitte, lassen Sie! Ich habe schon alles gehört und nun will ich mich selber überzeugen, wie es steht."

Damit beugte er sich über das Kind herab und begann seine Untersuchung. Sie währte lange. Bruno ließ hin und wieder einen Schmerzenslaut dabei hören, der Arzt sprach kein Wort. Melanie und Berndt verharrten in angstvoller Spannung. Endlich fragte Doktor Weilheim, sich aufrichtend, mit einem forschenden Blick, den er Melanie zuwarf: „War das Kind bis zu dem heutigen Unglücksfall ganz gesund? Hatte ihm bis dahin noch nichts gefehlt?"

Melanie mußte zugeben, daß Bruno schon unwohl, vor allem fieberhaft erregt gewesen sei, ehe er heute in das Unwetter hinausgelaufen, ja, es erschien ihr nicht unmöglich, daß er hierzu schon durch eine krankhafte Vorstellung oder Anreizung getrieben worden war. Der Arzt nickte zu solcher Auskunft beistimmend. „Ich habe mir's gedacht," sagte er. „Das Fieber ist ungewöhnlich hoch und ließe sich kaum durch das, was dem Kinde heute Nachmittag geschehen, genügend erklären. Die Disposition zu einem abnormen Zustande war bereits vorhanden und der Knabe scheint überhaupt zart und nervös zu sein. Er macht den Eindruck eines Kindes, bei dessen Geburt die Mutter unter dem Einfluß einer großen Gemütsdepression gestanden hat, sich jedenfalls nicht in normalen Verhältnissen befand. Ich erwähne alles das, weil ich hier einen besonders schwierigen Fall vor mir zu haben glaube."

„Mein Kind ist schwer krank?" fragte Melanie. Ihre Stimme klang merkwürdig hart, aber ganz ruhig.

„Es wäre unrecht, Ihnen das zu verheimlichen. Sie würden es auch ohnedies in Kürze selber sehen."

„Sie geben mein Kind verloren?" Halb wie ein Aufschrei kam's von Melanies Lippen. Aber nicht mit jammerndem Ton; es lag vielmehr etwas wie starre Verzweiflung darin ausgeprägt.

Der Arzt, der sich niedergesetzt hatte, um ein Rezept aufzuschreiben, blickte sich um. Er

Digitized by Google

betrachtete die Frau eine Sekunde hindurch mit seinen klugen, forschenden Augen, als ob er sich erst klarmachen wolle, wen er denn da eigentlich vor sich habe, ehe er antwortete. Dann sagte er: „So voreilig pflege ich die Flinte nicht ins Korn zu werfen, gnädige Frau. Bei dem Kinde ist eine Lungenentzündung im Anzug. Wir werden ein ernstes Krankenlager durchzumachen haben und der Ausgang steht dahin. Sie sehen: ich gebe Ihnen volle Wahrheit. Aber zum Verzagen liegt kein Grund vor. Bleiben Sie stark! Sie werden Stärke nötig haben."

Er drehte sich wieder um und schrieb weiter. Ein paar Minuten lang hörte man nichts, als das Atemholen der drei Menschen in dem Gemache und das leise, schmerzliche Stöhnen des kranken Kindes, das sich geschlossenen Auges in seinen Kissen umherwälzte. Melanie warf zum ersten Male, wie ohne es selbst zu wissen, einen Blick auf den Platz, an dem Berndt Herzberg vorher bei seinem Eintritt stehen geblieben war. Sie sah, daß er jetzt zusammengekauert in einem Stuhl hockte, in den er gesunken war, wie wenn ihn das, was er gehört, niedergeworfen hätte. Wie ein Bild hülflosen Jammers erschien er. Sein ohnehin hageres und eingefallenes Gesicht war totenfahl, das Kinn hing herab, der Mund stand halboffen, während die Augen einen starren, düsteren Glanz angenommen hatten. Auf den Füßen schien er sich nicht mehr halten zu können, sie hatten ihm offenbar den Dienst versagt. Melanie zwang sich, ihn nicht länger anzusehen; sie wollte kein Mitleid mit ihm haben. Sie schlich bis an das Bett ihres Kindes zurück und kniete dort nieder. Die beiden Arme über den Holzrand der Lagerstatt gelegt, den Kopf darauf gebettet, blieb sie ruhen. (Schluß folgt.)

Sommerabend.

Gar seltsam spielen Schatten
Im Abendsonnenschein
Um Blumen auf den Matten
Durch's Laub im Buchenhain.

Die Tanne will was sagen,
Sie rauscht empor und winkt
Mit langvergang'nen Tagen,
Indeß die Sonne sinkt.

Ach Ihr, die Ihr geschieden,
Manch Gut, das ich erstrebt,
Ward endlich mir beschieden;
O hättet Ihr's erlebt!

Ihr fahlt, wie ich gerungen,
Ihr wart mir sorgend nah,
Nun ich ans Ziel gedrungen,
Nun seid Ihr nicht mehr da!

Ich fühl Euch doch noch immer,
Und Eure Liebe geht
Durch diesen Abendschimmer,
Der mich so sanft umweht.

Von seiner ew'gen Milde
Fühl' ich mich angehaucht,
In lichtere Gefilde
Sind alle Höh'n getaucht.

Hermann Lingg.

Beim Walporzheimer.

Das war an der Ahr, in Walporzheim,
Im lauschigen Garten der Schenke,
Da hatte ein schelmischer Kobold mit Leim
Arglistig bestrichen die Bänke.

Nun sitz ich hier schon, wer weiß wie lang —
Ein Vampyr am Blute der Reben —
Im Zauberbanne des Leims auf der Bank
Und kann mich nicht wieder erheben.

Und wenn ich denn einmal gefesselt bin,
Laß mich nicht schmachten, Elise,
Du liebliche, fröhliche Winzerin,
Noch eine Flasche wie diese!

Und ist die letzte Flasche leer,
Dann werd' ich den Kobold besiegen,
Dann hält er mich auf der Bank nicht mehr,
Dann werde ich drunter liegen.

Kurt Hainau.

Eingeregnet!

Die grauen Wolken treiben,
Vom Schindeldache tropft's,
Und an die kleinen Scheiben
Des Bauernstübchen klopft's.

Von drüben klappert leise
Der Marmormühle Gang,
Im Käfig eine Meise
Übt ihren Piepgesang.

Digitized by Google

Vom braunen Holzgetäfel
Tickt eine alte Uhr,
Am Boden rollt sein Schäfel
Ein Büchchen an der Schnur.

Großmutter in der Ecke
Mit ihrem Spinnrad surrt,
Hoch auf der Ofendecke
Ein schwarzer Kater schnurrt.

Am Fenster quält ein Mädel
Sich mit dem Schieferstift,
Sie stützt den kleinen Schädel
Und denkt an Alm und Trift.

Im Erkerplatz am Tische
Der junge Bauer sitzt,
Und für die Milch, die frische,
Ein Kübelchen er schnitzt.

Vor'm Tisch mit einem Topfe
Die junge Bäurin steht.
Sie schüttelt mit dem Kopfe
Und ruft ein Stoßgebet.

Sie rührt die Hafergrütze
Für Mutter, Mann und Kind
Und schielt — ach — nach der Pfütze,
Die uns vom Mantel rinnt.

Hin auf dem Tannenboden,
So frisch und blank und weiß
Läuft's naß von unsern Loden
Und weitet sich zum Kreis.

„Jo, jo, dös is a Reg'n!"
Die Ahne leise spricht
Und greift nach ihrem Segen,
Die Brille vor'm Gesicht.

Die grauen Wolken treiben,
Es trieft vom Schindeldach,
Der Wind peitscht an die Scheiben,
Und drüben rauscht der Bach.

Hermann Pomsch.

Sturm.

Laß' ihn kommen! — er erprobt,
Ob der Baum im Innern feste, —
Ob, ist schuldlos er umtobt,
Nicht zersplittern Stamm und Äste.

Siehst du auf der stillen Au
Manchen bis in's Herz zerschmettert,
Klagst, daß allzuhart und rauh
Das Geschick um ihn gewettert:

Schau dich um! gar mancher auch
Ward von gleicher Macht gerüttelt,
Doch ihm schien's wie Himmelshauch,
Der die Last ihm abgeschüttelt.

Was der markios leere Baum
Muß mit jähem Tode büßen,
Wirft dem starken, wie im Traum,
Die gereifte Frucht zu Füßen.

Emilie Droescher.

Entsagung.

Versunken lief des Lebens Lust und Leiden,
Erstarrt der Seele Flügelschlag
Und bleiern über dem gesenkten Scheitel
Des Herbstes sonnenarmer Tag.

Müd Wandern ohne Wünschen, ohne Wollen,
Gehüllt in des Verzichtens Grau
Solang, bis plötzlich wie mit Blitzesstärke
Ein Nichts zerstört den stolzen Bau.

Verwehter Ton, das Duften einer Blume,
Die einst'ger Freuden Zeuge war,
Und sieghaft taucht aus der Entsagung Nebel
Der Jugend leuchtend Augenpaar.

Ein Schrei nach Glück, nach Liebe, nach Genießen,
Die Lippe brennt und fiebernd droht
Die Bande seiner engen Haft zu sprengen
Dasselbe Herz, das eben tot.

Fruchtloser Rausch, vergeblich Schwingenbreiten
Nach der Verheißung glühem Licht,
Dann wieder still im Schatten Weiterwandern,
Bis neuer Sturm die Dämme bricht.

G. Braun.

Abend.

Der Abend küßt des Himmels Auge zu,
Auf Thal und Hügel sinkt betaute Ruh,
Im Westen schwere rote Wolken hangen.

Nun macht sich auf ein leiser Flüsterhauch,
Der säuselt wunderlichen Sang im Strauch,
Und weckt im Herzen dunkles Abendbangen.

Mich hat des Tages lust'ger Schwall umreigt,
Nun ist mir einsam, da sein Lärmen schweigt,
Und nur die Wehmut bleibt und das Verlangen.

O hielt' ich dich in meinem Arme nun,
Daß wir in unsrer Liebe könnten ruh'n,
Und aneinander lehnen unsre Wangen.

Walter Bloem.

Digitized by Google

Der Frack.

Novellette von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Bald war der Vertrag mit einer Holzfäge abgeschlossen; die Schulden wurden getilgt, es kam Geld ins Haus. Damit jedoch erwachte auch in dem gutmütigen, aber haltlosen Manne der Trieb der Genußsucht wieder; anfangs drängte er nur zu bequemerer Lebensführung, dann begann er sich auf eigene Faust zu vergnügen, und kostspielig genug. Die Frau, ihrer Macht über ihn bewußt, suchte die Zügel fest anzuziehen, vielleicht zu fest — sie rissen. Auch falscher Stolz mag ihn immer weiter gepeitscht haben, immer tiefer abwärts; er wollte seinen Vettern, die sich von ihm abgekehrt, beweisen, daß er sich auf vornehme Allüren noch besser verstehe, als sie. Anfangs gab er sich noch die Mühe, Vorwände für seine Reisen zu erfinden, später blieb er aus, so oft und so lang es ihm beliebte. Und während er so des Winters in Wien, des Sommers auf den Rennplätzen den Erlös seiner Forste vergeudete, saß die unglückliche Frau einsam, in stummer, ratloser Verzweiflung auf dem Schlosse, bis sie sich zu dem Einzigen aufraffte, was sie nun noch zu vollbringen hatte: der Vorbereitung ihres Kindes für sein künftiges Geschick.

Es war eine seltsame Erziehung, die sie dem Knaben mitten in dem scheinbaren Wohlleben, das den künftigen Erbherrn umgab, zu Teil werden ließ: sie spornte ihn an die Bücher, als ob jede lateinische Vokabel, die er ins Hirn bekam, sein Heil werden könnte; sie gewöhnte ihn an eine Kost, an ein Lager, als ob er eines Tagelöhners Sohn wäre; alle drei Monate wechselten die Lehrer, weil keiner solche Strenge mitverantworten wollte; sie hielten sie für unmenschlich hart, vielleicht für geistig gestört, während sie mit der Thatkraft der Verzweiflung für die Tage rüstete, die nach ihrer Überzeugung kommen mußten . . .“

Der Erzähler atmete tief auf.

„Nun, dies Ende kam denn auch, und noch früher und schrecklicher, als es sich die Unglückliche in ihren bängsten Stunden ausgemalt hatte. Eines Tages kam zum ersten Male der Gerichtsbote ins Haus und heftete an die alten Erbstücke die roten Pfändungssiegel.

Am nächsten Abend kehrte der Rittmeister heim; im Beisein seines Knaben warf er sich seiner Frau zu Füßen und flehte sie um Vergebung an; sie befahl dem Sohne, das Zimmer zu verlassen und hatte dann eine Unterredung mit dem Gatten, in welcher sie ihm wohl Furchtbares gesagt haben muß, denn der Verzweifelte verließ das Zimmer, das Schloß und irrte wie sinnlos die Nacht im Freien umher.

Am nächsten Morgen trat er, totenblaß, aber scheinbar gefaßt, vor seine Frau: Ihm sei nicht mehr zu helfen, die Gant unausbleiblich, aber ihr und des Knaben Los könne er noch dürftig sichern.

„Thu's, wenn Du kannst!“ erwiderte sie finster.

Er reiste ab; drei Tage später trat er wieder vor sie und zählte ihr dreißigtausend Gulden zu. Seine Hände zitterten und sein Antlitz war so verwüstet, daß sich Mitleid und Liebe jäh in ihr regten. Aber er riß sich los, er müsse sogleich wieder fort, nur den Knaben wolle er noch einmal sehen.

Dem Hans wollte es fast unheimlich werden, als der blasse, verstörte Mann in sein Stübchen stürzte, ihn in seine Arme preßte und sein Haupt mit Küssen und Thränen bedeckte,

Digitized by Google

nein, überflutete. Und auch dieser Stunde wird er nie vergessen, obwohl er damals kaum zehnjährig war.

Denn das war das letzte Mal, wo er seinen Vater gesehen hat . . ."

Wieder hielt der Erzähler inne und als er fortfuhr, zitterte seine Stimme.

„Zwei Tage später wurde die Gant verkündet. Die Frau raffte zusammen, was sie mit gutem Gewissen ihr Eigen nennen durfte, darunter jenes Geld, und flüchtete mit dem Söhnchen zu ihrem Bruder, der als Landrichter in einem Flecken des Oberlandes lebte. Hier ereilte sie die Schreckensnachricht von der Verhaftung ihres Gatten; der tiefgesunkene Mann habe, berichteten die Zeitungen, noch eine Woche vor Eintritt des Bankerotts einen groben Betrug begangen, indem er bei einem Grazer Bankhause Wechsel mit dem Giro seines reichen Vetters eskomptierte; durch den Bankerott aufgeschreckt, habe die Firma bei dem Giranten angefragt und erfahren, daß seine Unterschrift eine Fälschung gewesen sei.

Die Frau eilte nach Graz, den Schaden gut zu machen; es war zu spät; das Geld wurde in die Gant geleitet; gleich den andern Gläubigern kam auch das Bankhaus schwer zu Schaden; der Angeklagte wurde nach Aberkennung des Adels zu zweijähriger Kerkerstrafe verurteilt. Gott war ihm gnädig, er ist schon nach einigen Wochen gestorben.

So also waren die ersten Schicksale unseres Hans und dies sein Erbe von Vaterseite, Die Mutter aber setzte ihr Leben daran, es von seinen Schultern zu nehmen. Mit einer Thatkraft, einer Hingebung, wie sie nur die Mutterliebe aufzuwenden vermag, suchte sie in der jungen Seele jeden Keim der beiden Fehle auszuroden, an denen der Unglückliche zu Grunde gegangen war, der Lüge und der Genußsucht. Das gelang ihr auch; wie des Knaben Antlitz nur dem ihren glich und keine Spur von den weichen, heiteren Zügen des Vaters aufwies, so wurde er auch wahrheitsliebend, arbeitsam, anspruchslos, wie sie. Freilich auch eben so wortkarg und in sich gekehrt. Gleichwohl war er unter seinen Mitschülern im Gymnasium bei den Benediktinern nicht unbeliebt und das Schlimmste, was sie ihm zuweilen nachsagten, war seine „Büffelei", sein Fleiß. Über seine Abkunft bekam er nie ein verwundendes Wort zu hören, obwohl ja Knaben sonst grausam sind; vermutlich wußten sie gar nicht, wer sein Vater gewesen, es erinnerte sie nichts daran, auch nicht der Name. Die Frau hatte es durchgesetzt, daß sie und Hans den Namen ihrer Familie führen durften, einen bürgerlichen Namen, der plebejisch genug klang, aber unbefleckt war.

Als sie starb, durfte sie glauben, daß jenes Erbe völlig ausgetilgt sei. Wohl ihr, daß sie in diesem tröstlichen Wahn dahingegangen ist. Denn es war ein Wahn, derlei tilgt sich nie ganz . . .

Kaum neunzehnjährig war der Jüngling, als ihm die Mutter entrissen wurde, und stand erst im zweiten Semester, aber sie hatte ihn zur Tapferkeit und Selbsthülfe erzogen; er verdiente durch Privatstunden, was er brauchte, sogar etwas darüber. Auch zogen ihn die Familien, deren Kinder er unterrichtete, sowie seine Kollegen, freundlich in ihre Kreise; die Mutter freilich konnte ihm niemand ersetzen, aber er lernte doch allmählich, mit Menschen zu verkehren und sich heiter seines Lebens zu freuen. Das beste Verdienst daran gebührte einem gleichaltrigen Genossen, der auch völlig einsam dastand; Karl hieß er und war die bravste, lustigste Seele von der Welt; in der ewigen Heiterkeit, die ihm aus dem runden, roten Gesicht strahlte, in dem leichten Sinn, mit dem er das Schicksal nahm, wie es fiel, das gerade Widerspiel seines Freundes. Aber die Gegensätze ziehen sich an, vielleicht waren sie eben darum unzertrennlich und schließlich auch Stubengenossen geworden.

Von seinem Karl lernte der ernste Jüngling zuerst das Lächeln und dann das Lachen, schließlich bekehrte ihn der sogar zum Fechtboden und zum Bierkomment. Aber Hans that doch nur so weit mit, als es ihm mit seinen Pflichten und Mitteln verträglich erschien, und keinen Schritt darüber; obwohl er nur sein Verdientes hatte, während Karl die Zinsen eines nicht unerheblichen Vermögens genoß, war doch er der Bankier ihres winzigen Hausstandes, mußte dem guten Jungen alle Monate einmal aus der Not helfen und hielt ihm alle Woche eine kräftige Mahnrede zur Sparsamkeit, die freilich wenig nützte. Denn Karl meinte, man könne ein braver Mann werden, auch wenn man als Student die Zeche

Digitized by Google

im Wirtshaus ankreiden lasse und im Herbst seine Sommer-, im Frühling seine Winterkleider ins Leihhaus schicke, und daß er da nicht ganz Unrecht hatte, hat er später selbst bewiesen. Er ist heute einer der hervorragendsten Richter Oesterreichs, ein makelloser Ehrenmann, sein Gesicht noch weit röter und breiter als damals und fast nicht minder lustig. Jedoch auch er wird ernst, wenn er jenes Erlebnisses gedenkt, das ich nun berichten will, und klagt sich an, daß damals sein Leichtsinn des Fremdes Unglück geworden.

Mit Unrecht; es war nicht seine Schuld, sondern das Walten jenes — wie nannten Sie's nur, Herr von Nagy? — des „Naturgesetzes der Gerechtigkeit“ . . .

Ich sagte schon, es ist eine Liebesgeschichte und zwar wahrlich keine ungewöhnliche.

In dem Sommer, wo sich die beiden Fremde ihren Doktorhut geholt, wanderten sie an einem schönen, heißen Augustmorgen, wie oft vorher, zum Thor hinaus und nach Judendorf, einem Dörfchen unfern der Mur, in dessen Hütten und Villen viele Grazer ihre Sommerfrische halten. Nachdem sie dort ihre staubigen Kehlen erfrischt, wandelten sie zum Fluß hinab, um mittelst der Fähre, die den Leuten von St. Stefan am Gratkorn gehört, ans andere Ufer zu gelangen, von wo ein hübscher Fußweg nach der Stadt zurückführt. Aber das Floß war nicht zur Stelle, die letzten Hochwasser mochten es weggespült haben, am Ufer schaukelte freilich ein Kahn mit den nötigen Rudern, aber der lag an einer Kette; der Schiffersknecht erholte sich wohl eben im nächsten Wirtshaus.

Es blieb nichts übrig, als seiner zu harren; Karl erklärte sogar, er warte lieber, bis der Fluß abgelaufen, ehe er dieselbe staubige Straße zurückwandle. Die beiden warfen sich in den Schatten eines Baumes am Ufer hin und waren eben im Einschlummern, als ihnen das Rufen zweier feiner Stimmchen ins Ohr klang.

Sie richteten sich auf; drüben trippelten zwei weißgekleidete Damen ängstlich auf und nieder, schwenkten die Taschentücher und riefen „Hol über!“ so laut sie konnten.

Was thun? Karl erklärte sofort, die Ritterpflicht gehe über das Strafgesetz, und rüttelte an dem Pflock, um den die Kette geschlossen war, so lange, bis er locker wurde; die Beiden sprangen in den Kahn und ruderten, Kette und Pflock im Wasser nachschleifend, hinüber. Je genauer die Damen — es waren zwei ganz junge Fräulein, die eine blond, die andere braun und beide sehr hübsch — die seltsamen Schiffsknechte sehen konnten, desto ängstlicher wichen sie vom Ufer zurück, bis sie endlich, blutrot vor Verlegenheit, Posto fassten.

Karl trat vor sie hin und erklärte in wohlgesetzter Rede: er und Hans seien von der Behörde in der Zwischenzeit, bis die leichtsinnige Fähre zu ihren Pflichten zurückkehre, als Ruderknechte für junge weißgekleidete Damen bestellt; der Fährlohn sei amtlich auf einen Händedruck festgestellt, doch seien der Wohlthätigkeit keine Schranken gesetzt.

Die Mädchen hörten ihn mit gesenkten Lidern an, im Antlitz der Blonden stieg ein noch höheres Rot auf, aber um den Mund der Braunen zuckte es von verhaltenem Lachen.

„Was das Amt bestimmt hat,“ erwiderte sie möglichst würdevoll, „wollen wir bezahlen, mehr haben wir nicht mit!“

Die Mädchen bestiegen den Kahn, wir ruderten sie zurück, während der Fahrt wurde geschwiegen; erst auf dem Wege nach Judendorf — die Straße schien uns plötzlich nicht mehr staubig — kam das Gespräch in Fluß. Es wies sich, daß die Fräulein aus ihrer Sommerfrische zu Judendorf eine Freundin in Gratwein besucht und dann den kürzeren Heimweg über St. Stefan eingeschlagen hatten, weil sie längst zu Hause erwartet wurden — und nun bedankten sie sich, als hätten wir sie aus Lebensgefahr gerettet. Dann kam es auch zu gegenseitiger Vorstellung, die Braune hieß Klara Breitner und die Blonde Maria Wilkens.

„Alle Wetter!“ rief Karl, „da stehen wir ja schon in geschäftlicher Beziehung. „Breitner und Wilkens“ heißt das Bankhaus, bei dem meine hundert Millionen erliegen.“

In der That waren es die Töchter der beiden Kompagnons, und dieser Anknüpfung hatten wir es wohl auch zu danken, daß uns Frau Breitner in ihrer Villa zu Judendorf — die mutterlose Maria wohnte bei ihr — freundlich empfing, als wir die Fräulein zur Schwelle geleiteten, und uns zur Jause, beim Abschied zum Wiederkommen einlud.

Uns — Sie haben ja längst erraten, daß ich Ihnen meine eigene Geschichte erzähle.

Digitized by Google

Nun — wir kamen bald wieder und seither so oft, als es die Schicklichkeit irgend gestattete.

Der treue Karl that es mir zu Liebe; sein Herz war in festen Händen und er konnte darum der munteren Klara straflos in die dunklen Augen schauen, mir aber war die blonde Maria sehr teuer geworden.

Ich will nicht ausmalen, wie sehr ich sie liebte und wie gut und hold das Mädchen war ... Es war eine schöne Zeit, und ich armer Mensch erkannte damals zum ersten Male, wie hell die Sonne scheine und wie herrlich das Leben sei. Denn sie erwiderte meine Liebe und es war weit und breit kein Wölkchen an unserem Himmel. Wohl stand ich eben nur auf der ersten Stufe meiner Laufbahn, aber wir waren beide noch so jung — sie achtzehn, ich fünf Jahre älter — wir konnten warten. Herr Wilkens war ein Mann von behäbigem Wohlstand, aber nicht übermäßig reich, und von schlichtem, bürgerlichem Wesen; ein tüchtiger Anwalt konnte ihm wohl zum Eidam passen. Dies schien auch Frau Breitner zu denken, denn sie legte unserem Verkehr kein Hindernis in den Weg, und als ich einmal des Sonntags Herrn Wilkens selbst in der Villa traf, kam er mir mit großer Freundlichkeit entgegen und lud mich sogar für den Herbst in sein Haus, in welchem eine alte Verwandte die Honneurs zu machen pflegte.

Natürlich machten Karl und ich unsern Antrittsbesuch am ersten Sonntag, an dem wir Maria wieder in der Stadt wußten. Die Herrschaften seien daheim, beschied uns das Mädchen im Vorzimmer, nahm unsere Karten in Empfang und kehrte erst nach einigen Minuten wieder; sie habe sich geirrt, meldete sie in sichtlicher Verlegenheit, es sei niemand daheim.

Verblüfft schritten wir die Treppe hinab. „Die Damen waren wohl bei der Toilette", tröstete Karl, mir aber war das Herz schwer und, wie sich rasch genug erwies, nicht grundlos. Denn als wir nun bei Breitners vorsprachen, empfing uns wohl die Dame des Hauses, aber sichtlich kühl und befangen. Und als wir gingen, sagte die sonst so freundliche Frau kein Wort vom Wiederkommen.

Das Rätsel sollte sich bald lösen, am nächsten Ersten, als Karl seine Rente bei dem Bankhause holte. Schon als er in unsere Stube trat, las ich ihm vom Gesichte ab, daß er eine Hiobspost bringe. „Lieber Junge," begann er herzlich und faßte meine beiden Hände, „Du bist kein Hans aus Mondschein, der daran stirbt, wenn er seine Grete nicht kriegt, Du mußt alles wissen. Wilkens hat sich, wie's in der Ordnung war, nach Dir erkundigt; daß er da über Dich nur das Beste gehört, giebt er zu. Aber gleichzeitig hat er auch erfahren, daß Du nicht immer Stiernegger geheißen hast ... Und er läßt sich's nicht ausreden, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Vielleicht hielte er minder hartnäckig daran fest, wenn er nicht auch leider eine persönliche Beziehung zu der Sache hätte. Du hast wohl nicht gewußt, bei welchem Bankhaus sich damals vor 13 Jahren — hm! — das Unglück ereignet hat? Es war Breitner und Wilkens. Die beiden waren damals Anfänger und kamen hart am Ruin vorbei. Derlei vergißt sich schwer."

„Derlei vergißt sich schwer!" wiederholte ich mechanisch wie ein Echo. Ich war vernichtet; das Erbe, das ich getilgt geglaubt, sank mir mit Zentnerlast auf meine Schultern und schmetterte mich in den Staub.

Aber die dumpfe Verzweiflung überdauerte die nächste Nacht nicht. So hart, so thöricht ungerecht konnte der Mann auf die Dauer nicht urteilen. Was war mein Anteil an meines Vaters Schuld, daß ich sie büßen sollte? — ich, der damals ein Kind gewesen und eben erst die Namen der Männer erfahren, an denen er gefrevelt; meine Mutter hatte mir das Haus nie genannt. Und was war Mariens Schuld, daß sie es mitbüßen sollte?! Ich kannte ihr Herz und ihre Liebe zu mir und daß sie darum in diesen Tagen nicht weniger litt, als ich. Schon um ihretwillen durfte ich jenen Bannspruch nicht thatlos hinnehmen wie ein Schicksal.

Ich bat Wilkens um eine Unterredung, er lehnte sie ab; ich schrieb ihm einen Brief, worin ich ihm mein ganzes Leben klarlegte, wahr und ehrlich; er erwiderte nicht; ich ließ Breitners durch Karl um ihre Mithülfe bitten, sie ließen mich ihres herzlichen Anteils versichern, aber Wilkens sei jeder Vorstellung unzugänglich.

Gleichwohl verlor ich keinen Augenblick den Mut, weil ich Mariens sicher war. Sie fand

Digitized by Google

die Wege, mir zu schreiben, und einmal konnten wir uns auch, da uns Klara beistand, für Minuten sprechen.

„Wir werden siegen“, sagte sie, „wenn Du ausharren willst!“

Ob ich wollte! Ein Müssiggänger und Taugenichts war ich ja schon bis dahin nicht gewesen; nun spannte ich alle Kraft an, das Lob meiner Vorgesetzten zu verdienen, und führte ein Leben, daß nicht das böswilligste Auge einen Makel daran gewahren konnte; war ich doch fast auch zum Einsiedler geworden.

Da erhielt ich eines Tages — es war im März — die Nachricht, daß Maria erkrankt sei. War es die Folge einer Erkältung oder der Aufregungen, sie begann zu hüsteln und ihre Kräfte sanken; was ich dabei litt, sagt kein Wort.

Aber das Unheil schien uns zum Segen zu werden. Der Arzt erklärte Wilkens offen: „Für solche Krankheit giebt es nur in Ihrer Apotheke ein Medikament. Seien sie kein Thor, eines Verschwenders Sohn kann ein anständiger Mensch sein und umgekehrt!“ Auch Breitner meinte: der Stiernegger sei ja ein Musterknabe, ein Mensch von geradezu beängstigender Sittlichkeit und Sparsamkeit — ob Wilkens seine Tochter einer Schrulle opfern wolle?

Da gab der alte Herr nach. Eines Morgens — ich weiß noch jetzt das Datum, es war am Dienstag den 6. April 1858 — brachte mir des Vormittags 10 Uhr ein Dienstmann in mein Bureau im Landesgericht einen Brief der Geliebten; auch den Wortlaut kenne ich noch: „Geliebter, Papa willigt ein. Komm heut' zur Mittagsstunde zu uns und halte um mich an. Maria.“ Und das Postskript: „Du weißt, er hält auf Formen. Natürlich kommst Du im Frack!“ Toll vor Glück eilte ich in den Trakt des Hauses, wo Karl arbeitete; dann stürzten wir Beide heim, unsere Kollegen und dann die Leute auf der Straße starrten uns erstaunt nach, wie wir so unter quartilierten Lauten der Freude dahinrannten. In unserer Stube angelangt, fiel ich zuerst Karl um den Hals und küßte ihn ab, dann lief ich zum Kleiderschrank, das feierliche Gewand hervorzuziehen. Aber der Haken, an dem es sonst hing, war leer.

„Um Gottes willen!“ hörte ich da Karl plötzlich rufen, und als ich mich umwandte, stand er ordentlich bleich vor Schreck da, — die Finger in den Haaren.

„Verzeih!“ rief er, „was hab' ich da wieder angerichtet! Vor zwei Wochen, wo es mir an Geld fehlte, hab ich, um Dir die Predigt zu sparen, meine Winterkleider ins Leihaus geschickt und Deinen Frackanzug dazu; Du hast ihn ja den ganzen Winter nicht angezogen. Sogleich lasse ich das Bündel auslösen; in einer halben Stunde kann der Dienstmann damit zurück sein! Bitte, sei mir nicht böse, Mathi, sei mir nicht böse!“

Du lieber Gott, in meiner Stimmung hätte ich einem Todfeind das Schlimmste verziehen, geschweige denn diesen Streich meinem lieben, leichtsinnigen, tüchtigen, mordeutlichen Freund und Bruder, der auch als junger Doktor seine Studentenwirtschaft forttrieb!

Aber ganz so rasch kam der entsendete Dienstmann nicht wieder. Schon läutete es Mittag von den Thürmen, als er endlich zurückkam. Hastig warf ich mich in das feierliche Gewand, noch einige Bürstenstriche des Mannes, dann hing ich den Überzieher um und ging, nein lief zu Wilkens' Hause, daß ich dann auf der Treppe stillhalten mußte, so rasch klopfte mein Herz.

Aber es klopfte ja auch der seligsten Stunde meines Lebens entgegen . . .“

Der Anwalt hielt inne und holte tief Atem. Dann fuhr er sich einige Male mit der Hand über die Stirn und seufzte wieder tief auf. Es kostete ihn sichtliche Mühe, weiter zu sprechen, und als er es dennoch that, fielen die Worte dumpf und tonlos von seinen Lippen.

„Es wurde die unseligste Stunde . . .

Ich will es kurz machen . . . Der Begim war genau so, wie ich erwartet. Ich wurde in das Arbeitszimmer des Vaters gewiesen, der alte Herr empfing mich sehr gemessen, und doch herzlich, und ließ mich auf einen Sessel vor seinem Schreibtisch niedersitzen. Er wisse, weshalb ich käme und wollte nicht dagegen sein, obwohl sein Widerstand nicht auf Eigensinn und Vorurteil beruht, wie ich und Andere wohl gedacht, sondern auf den Erfahrungen seines ganzen Lebens.

„So ein Erbe ist doch zumeist vorhanden“, meinte er, „und bricht durch, früher oder später . . . Nun, möge es bei Ihnen anders

Digitized by Google

sein! Wer kann das heißer wünschen als ich, der Ihnen nun das Glück seines einzigen Kindes anvertraut. Aber ehe wir nun Maria rufen, will ich Ihnen doch sagen, wie ich mir Euer künftiges Leben denke. Ich habe mir da" — er holte ein Blatt aus der Mappe — „einige Aufzeichnungen über mein Vermögen gemacht . . . Bitte, Herr Doktor", sagte er nachdrücklich, als ich eine abwehrende Bewegung machte — „das ist sehr wichtig, sehr wichtig! Nur gestatten Sie, daß ich mir eine Cigarre dazu anzünde; es spricht sich dann leichter, ich bin es so gewohnt!" Damit erhob er sich von seinem Lehnstuhl und schritt an mir vorbei zu dem Rauchtischchen, welches hinter meinem Stuhl, dicht am Schreibtisch stand.

„Sie selbst rauchen nicht, wie ich zu meiner Freude —"

Mitten im Satze brach er ab, dann hörte ich einen seltsamen Ton, wie ein Ächzen.

Ich wandte mich um, und schnellte erschreckt empor.

Was war das? Totenblaß stand der alte Mann da und starrte mich an, wie gelähmt vor Grimm und Entsetzen; die Augen quollen aus ihren Höhlen, die Lippen zitterten . . .

„So!" stieß er endlich mit erstickter Stimme hervor, und dann auf die Thüre deutend: „Hinaus!" . . .

Mir stand das Herz still, war er plötzlich wahnsinnig geworden?!

„Fort mit Ihnen!" wiederholte er. „Sie — Sie . ."

„Herr Wilkens", stammelte ich fassungslos, „was ist Ihnen?"

„Hinaus!" wiederholte er nun gellend und als ich zögerte, fügte er hinzu: „Soll ich meinen Diener rufen?!"

Da ging ich — wie ich die Treppe hinab und in meine Stube gekommen bin, weiß ich nicht mehr.

Dort traf mich Karl, zernichtet, regungslos brütend; als ich endlich erzählen konnte, da wirbelte auch ihm das Hirn, er faßte es nicht.

Er stürzte zu Breitners; er fand nur die Damen daheim, Herr Breitner war eben zu seinem Compagnon abgerufen worden. Als Karl drei Stunden später vorsprach, sagte ihm Breitner: „Mein Socius ist eben mit seiner Tochter nach Italien abgereist. Es ist das Beste so. Maria muß den Unwürdigen zu vergessen suchen."

Karl verbat sich diesen Ausdruck und forderte Aufklärung.

„Die bin ich Ihnen", war die Antwort, „weder zu geben berechtigt, noch verpflichtet. Auch ist es überflüssig. Fragen Sie nur Herrn Dr. Stiernegger, er wird's wissen. Und auf die Gefahr hin, Ihren Zorn zu erregen, muß ich Ihnen sagen, ich als Vater hätte genau so gehandelt. Leben Sie recht wohl!" Mit diesem Bescheid kam Karl heim . . ."

„Und dabei beruhigten Sie sich?!" rief der Domherr.

„O nein! Ich that, was mir irgend möglich war. Ich suchte Breitner auf — er empfing mich nicht. Ich schrieb an Wilkens flehentliche Briefe — sie kamen uneröffnet zurück. Klara, die es uns gern gesagt hätte, wußte es selbst nicht . . . Ich war damals dem Wahnsinn nahe . . .

Meine einzige Hoffnung war nur die Rückkehr der Geliebten. Wilkens kam im Sommer, allein — die Tochter hatte er bei Verwandten in Deutschland untergebracht, wo, erfuhr ich nicht. Ich flehte ihn noch einmal um Aufklärung an, wieder wollte er den Brief nicht lesen . . .

Da drang Karl darauf, daß ich Graz verließe und vermittelte mir eine Stellung in Kärnten. Er that wohl recht daran, ich wäre sonst vielleicht an diesem Rätsel zu Grunde gegangen.

So aber ließen mich die fremde Umgebung, das Uebermaß von Arbeit nach einiger Zeit wieder zur Ruhe kommen — was man so Ruhe nennt. Denn als ich vier Jahre später in der Grazer „Tagespost" las, daß sich Maria mit dem Prokuristen ihres Vaters vermählt, da hatte ich Gelegenheit zu erkennen, daß ich noch nicht genesen sei . . ."

„Und die Sache hat sich niemals aufgeklärt?"

„Doch! Etwa zwei Jahre nach Marias Vermählung.

Ich war in Gleichenberg, dem Kurort für Brustkranke, zu Besuch bei Freunden. Am Morgen nach meiner Ankunft erhielt ich ein Briefchen. „Lieber Freund! Ich höre, daß Sie hier sind. Kommen Sie zu mir, ich möchte Sie noch einmal sprechen. Sie thun es gewiß,

Digitized by Google

man soll Sterbenden den letzten Wunsch nicht weigern. Maria.“ Ich ging zu ihr; sie war wirklich eine Sterbende. Ob ihr an meiner Seite ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre, als an jener des ungeliebten Gatten, ohne all' die Kämpfe und Seelenschmerzen — wer weiß es?

Sie war dieser Meinung, ich bin es noch heute. Und bei diesem Abschied für immer — denn einige Wochen später ist sie verschieden — klärte sich mir auch jenes Rätsel auf.

Als der alte Herr hinter meinen Stuhl trat, gewahrte er auf meinem Frack ein Zettelchen mit dem Stempel des Leihhauses und der Nummer, links stand der Belehnungstag geschrieben und rechts der 6. April, als Tag der Einlösung. Ich, meines Vaters Sohn, hatte also meinen Frack im letzten Augenblick aus dem Leihhaus geholt, um darin meine Werbung um eines reichen Mannes Tochter vorzubringen — und es war mir nicht einmal die Zeit geblieben, den Zettel zu entfernen. Ich weiß nicht, ob ich an seiner Stelle ebenso gehandelt hätte, aber von seinem Standpunkt hatte er nicht Unrecht. Sie sehen, Herr von Nagy, bei Ihnen war's ein Schneesturm samt Bahnunfall und bei mir ein winziges Zettelchen, aber das Gesetz ist dasselbe — das Naturgesetz der Gerechtigkeit —

Oder doch nicht ganz?“

Darauf blieb der Edelmann die Antwort schuldig und auch wir anderen schwiegen. Der Erzähler aber hatte sich erhoben und ging langsam auf und nieder. Immer weiter entfernte er sich von unserm Tische und endlich war er im Dunkel verschwunden.

Es folgte ihm Niemand.

Wir sahen ihn erst am nächsten Morgen bei der Abreise wieder. Da war er so freundlich, still und herzlich wie all' die Tage.

Wir drückten ihm die Hand, aber auch nun sagte ihm Niemand etwas.

Und was hätten wir ihm auch sagen können?!

Über den Nebeln.

Mir zu Füßen seh ich brauen
Undurchdringlich Nebelmeer,
Aber hell darüber blauen
Stolz die Alpen zu mir her.

Um die Zinken, um die Schroffen
Kaukt sich quellend Sonnenlicht,
Doch von keinem Strahl getroffen
Drunten wird die Nebelschicht.

In die Schatten lief versunken
Kuhn die Thale, ruht die Stadt;
Hoch in eignem Lichte trunken
Badet sich die Sonne satt.

Muß ich selbst auch wieder
In das Nebelthal den Fuß,
Trag ich doch mit mir hernieder
Keiner Höhen lichten Gruß.

W. Lüdegger.

Mutterstolz.

Das schönste Denkmal hab' ich mir errichtet,
Ein lebendes, in eig'nen Fleisch und Bein.
Wie auf den hallen Kuhm auf totem Stein
Mit Freuden mein beglücktes Herz verzichtet!

Was immer strebend dieser Geist gedichtet,
Hier grab' ich es voll heil'gen Eifers ein:
Des Herzens Liebesweisheit, keusch und rein,
Die Lehren der Erkenntnis, klug geschichtet.

Holdselig so an Sitten und Geberden,
Geh' denn hinaus, laß meinen Kuhm du sehn,
Mein Bürge der Unsterblichkeit auf Erden!

Nicht wird die Fülle meines Seins verwehn,
Nie meines Geistes Kraft vernichtet werden —
In dir begrüß' ich froh mein Auferstehn!

E. Zherolt.

Digitized by Google

Liebeslieder

von

Hoffmann von Fallersleben.

Ungedruckter Nachlaß.*)

Des Herzens Antwort.

Hattest du mir doch versprochen:
Wolltest immer fröhlich sein,
Hast so früh dein Wort gebrochen —
Herz, mein Herz, was fällt dir ein?

„Niemals hält' ich was versprochen,
Hättest du mich recht gefragt,
Und daß ich mein Wort gebrochen,
Hättest niemals du geklagt.

Sie nicht sehen und sich freuen,
Das vermag ich nun und nie.
Willst du mir mein Glück erneuen,
So gelingt's dir nur durch sie."

Dein Herbst.

Du sollst nicht weinen, sollst nicht klagen,
Sollst heiter wie die Blumen sein,
Die noch in diesen kühlen Tagen
Sich freu'n am kurzen Sonnenschein.

Die Blumen blühn trotz Wind und Wetter,
Sie ahnden nicht die schlimmre Zeit.
Heut stehn in Pracht noch Blüt' und Blätter
Und morgen sind sie überschneit.

Dir aber muß der Lenz erscheinen
In deiner Liebe Lust und Pein:
So oft du denkest an den Einen,
Wird's immer für dich Frühling sein.

Singe! singe!

Singe, singe, mit Gesange
Lockest du die Freud' herbei
Und bei heitrer Lieder Klange
Wird dein Herz dir froh und frei.

Singe! So nur kannst du stillen
Deinen Unmut, deinen Gram:
Mit Gesang machst du die Grillen
Und die wilden Sorgen zahm.

Singe denn! dein Sinn wird milder,
Taucht sich in Zufriedenheit,
Und versöhnend nahn die Bilder
Deiner schönen Jugendzeit.

Singe, singe! Sang belebet
Deinen Mut dir früh und spat
Und begeistert und erhebet
Dich zu jeder schönen That.

Singe, singe! Mit dir singet
Was da fliegt in reger Luft,
Und voll Mitgefühl erklinget
Jede edle Menschenbrust.

Singe denn, und immer wieder
Denke, daß ich denke dein,
Laß dir jedes meiner Lieder
Eine froh' Erinnrung sein!

„Könnt' ich dir frohe Kunde sagen ..."

Könnt ich dir frohe Kunde sagen!
Ein einzig Wort, das dich erfreut,
Das dir in diesen Frühlingstagen
Den eignen Frühling auch erneut!

Ich bin gewandelt an der Stelle,
Wo du so oft gewandelt bist,
Wo jeder Strauch, und Baum und Quelle
Wohl weiß, was dein Geheimnis ist.

Ich soll und darf danach nicht fragen,
Und dennoch ward's mir offenbart,
Und frohe Kunde muß ich sagen
Vom Schlosse droben an der Hart.

Es sang die Nachtigall im Flieder:
„Noch heute bin ich einsam zwar,
Bald aber höret meine Lieder
Und meinen Wunsch ein liebend Paar."

*) Aus der soeben bei F. Fontane & Co. in Berlin erscheinenden, von Dr. Heinrich Gerstenberg herausgegebenen Gesamt-Ausgabe. Vergl. Band XIII, S. 200 ff., Band XIV, S. 28, 54, 138 und 215.

Digitized by Google

„Ich war so stolz ...“

Ich war so stolz, kühn konnt' ich sagen:
„Ich habe niemals sie betrübt,
Ich habe, was mein Herz versprochen,
Als eine heilge Pflicht geübt.“

Nun liebes Herz, nun kannst du büßen,
Weil all dein Rühmen eitel ist.
Weh mir! ich muß an dir erleben,
Daß du ein menschlich Herz nur bist.

An der Hart.

I.

Mir ist zu Mut so wonnig,
Ich weiß nicht, wie mir ward.
Der Tag, der ist so sonnig,
Ich muß hinaus zur Hart.

Ein Schloß winkt mir hernieder,
Ich steige rasch hinan:
Und Alles grüßt mich wieder
Und sieht mich freundlich an.

Die traulich stillen Räume,
Die Laubensitz' im Frei'n,
Die Reben, Blumen, Bäume,
Epheu und wilder Wein.

Und von dem Turm erklinget
Mir frohe Botschaft zu,
Denn deine Stimme singet,
Ich hör's: Du bist es, du!

Und als ich dich nun sehe,
Da steh' ich wie gefeit,
Da steh' ich und vergehe
In lauter Seligkeit.

II.

Die Sonne sank, es war schon spat,
Da gingen wir den Felsenpfad.
Kaum sah ich wie im Morgenstrahl
Hell glänzte Schloß und Berg und Thal.

Ich sah nach dir, ich folgte dir,
Dich sah ich nur und nichts von mir.
Tot war die herrliche Natur —
Dich sah ich nur, dich hört' ich nur.

Man sprach zu mir: wir sind am Ziel;
Man sprach von schöner Aussicht viel;
Man sprach vom Schloß und wem's gehört,
Und wer es endlich hat zerstört.

Ich sah nach dir, ich folgte dir,
Dich sah ich nur und nichts von mir.
Tot war die herrliche Natur —
Dich sah ich nur, dich hört' ich nur.

III.

Wir sind im Schlößchen wieder,
Gehn droben hin und her.
Der Abend senkt sich nieder.
Und still sind wir wie er.

Ringsum ein tiefes Schweigen,
Die Welt ist wie ein Grab.
Nun raschelt von den Zweigen
Ein falbes Blatt herab.

Wir blicken in die Ferne
Und keins von beiden spricht.
Hoch über uns die Sterne
Und um uns Mondenlicht.

Es will das Herz mir brechen —
Horch, wie es bebt und schlägt!
Ich wag's nicht auszusprechen,
Was mich so tief bewegt.

Und wollt ich es auch sagen,
Mein Mund ist stumm für mich.
Du magst die Thräne fragen,
Sie spricht: ich liebe Dich!

IV.

Nun bin ich wieder ganz allein,
Seit von der Hart ich schied.
Heim wandl' ich still beim Sternenschein,
Nichts blieb mir, als mein Lied.

So sei mein Lied, sei du mein Stern,
Der aus sich selber lebt
Und so in eignen Lichtes Kern
Schön wie die Sonne schwebt.

Vom heitern Himmel leuchte dann
Herab auf Berg und Thal,
Und die ich nie vergessen kann,
Die grüß viel tausendmal!

Am Neckar.

I.

Daß ich dich unendlich liebe,
Machte mich unendlich kühn,
Und ich ließ der Hoffnung Blumen
Auf des Herzens Auen blühn.

Nicht ein Wort von Liebe sprach ich,
Gegenliebe heischt' ich nicht —
Heiß mich du nur, laß mich heißen
Dich auch du wie im Gedicht.

Und da hast du mich erschrecket,
Hast mit Stolz mich angeblickt,
Hast mit einem Wort den Frühling
Meines Herzens mir zerknickt.

Doch zerknickt schau'n meines Herzens
Blumen ihrer Sonne zu,
Schau'n nach dir und flüstern leise:
„Und wir nennen dich doch du.“

II.

Und ich stand vor dir erschrocken,
Und du sahst an jedem Tritt,
Sahst an jedem meiner Blicke,
Sahst und fühltest, was ich litt.

Digitized by Google

Als mein Herz, dies tief bewegte,
Zwischen Stolz und Wehmut rang,
Sprachest du ein Wort der Liebe,
Das wie Engelsstimmen klang.

Als ich Abschied nehmen mußte,
Leichtest du mir still die Hand,
Sahst mich an und sprachest leise,
Sprachst: „Leb wohl!“ und ich verschwand.

III.

Mein, so wollt' ich doch nicht scheiden,
So verleiden mir mein Glück
Froh nur will ich Abschied nehmen!
Und ich kehrte froh zurück.

Wie ein heller Frühlingsmorgen
Kam ich wiederum zu dir,
Und die Hoffnung und die Freude
Kehrten wieder ein mit mir.

Und ich war ein Kind geworden,
Kannt des Daseins mir bewußt:
O wie schwanden schnell die Stunden
In des Wiedersehens Lust!

Wie der schönste Tag im Herbste,
Mild umglänzt von Abendschein,
Muß ich dir im Glanz der Freude
Wiederum geschieden sein!

An Johanna.

Reiches Leben, das noch blühen
Neben reichen Früchten beut,
Und im Winter wie im Sommer
Seiner eignen Kraft sich freut!

Solch ein Leben sei, Johanna,
Auch dein Teil noch manches Jahr,
Gleich Erdbeeren blüh' und bring' es
Früchte im Januar sogar.

Verblühende Rosen.

Die Blume kann nicht enden
Ihr flüchtiges Geschick,
Sie muß zur Sonne wenden
Noch ihren letzten Blick.

So kann auch ich nicht enden
Hier meinen Liedersang,
Ich muß zu dir noch senden
Des Herzens letzten Klang.

Winden im Winde.

In der Sterblichen Geschicke
Sind es oft nur Augenblicke,
Daß die Freude kommt und weilt.
Kaum daß es sich hat gefunden,
Ist das Glück auch schon verschwunden,
Glück und Zeit von hinnen eilt.

Wenn es Freude dir will bringen,
Freue dich auch am Geringen.
Auch die Winden dir gewunden,
Blühn sie auch nur wenig Stunden,
Wollen Freude dir verleihn:
Heiß sie froh willkommen sein!

Wein und Liebe.

Ruhig kann der Wein nicht bleiben,
Wann der Sonne milder Schein
Blüten heißt an Reben treiben —
Ruhig bleibet nicht der Wein.

Wann die Rosen wieder blühen,
Kann nicht ruhn die Lieb' in mir,
Meine Wangen jung erglühen,
Liebe regel sich in mir.

„O wie bin ich so bescheiden ...“

O wie bin ich so bescheiden,
O wie wenig wünsch' ich mir!
Gieb mir, gieb mir deine Leiden,
Eins doch hält' ich gern von dir!

Dürft ich auch für mich hienieden
Oftmals wünschen Freud und Ruh,
Schließen Wünsch' um deinen Frieden
Jedem Wunsch mein Innres zu.

Gieb mir, gieb mir deine Leiden!
Mit den andern trüg' ich sie:
Schöner grünte zwischen beiden
Meine Lieb' und Poesie.

„Geträumet hab ich Jahr und Tag ...“

Geträumet hab' ich Jahr und Tag
Geträumt von Sonnenglanz,
Von Nachtigall- und Finkenschlag,
Von Sang und Reigentanz.

Dann sucht' ich über Berg und Thal
Den viel geträumten Traum.
Ich fragte jeden Sonnenstrahl
Und fragte Blum' und Baum.

Mitleidig sah mich jedes an,
Mein Herz nur sprach ein Wort:
Gehüt dich Gott, dich armen Mann,
Und träume hoffend fort!

Und Winter ward es wieder hier
Und alles floh und schied:
Vom Frühling aber träumte mir,
Vom Frühling sang mein Lied.

Und was die Zeit so lang verhüllt,
Ward endlich licht und klar,
Ja, endlich ward mein Traum erfüllt
Und all mein Hoffen wahr.

Digitized by Google

Und sieht mich jetzt ein Blümchen an,
Gleich spricht's ein freudig Wort:
Gott grüß dich, reicher sel'ger Mann!
Und träume liebend fort.

Am Verlobungstag.

Nun hat zur Freude sich gestaltet
Mein Traum, mein stilles Leid, mein Schmerz;
Wie eine Blume sich entfaltet,
Hat sich nun aufgethan mein Herz.

Und mir gehört die Erde wieder,
Und mir des Himmels blaues Zelt.
Durch Farb' und Glanz, durch Klang' und Lieder
Begrüßet mich die neue Welt.

Ein Engel kam herab zur Erden
Mild in der Liebe Frührotschein:
Erwach', heut soll's dir Frühling werden!
Heut bist du mein und ich bin dein.

Vergänglichkeit.

Ob Lilien blühen im Thale,
Ob Rosen an den Bergen stehn —
Ich weiß, was lebt vom Sonnenstrahle,
Das muß am Sonnenstrahl vergehn.

Wie blühn so schön die roten Wangen,
Wie ist dein Herz an Freude reich!
Ich weiß, die Freud' ist bald vergangen,
Bald sind die roten Wangen bleich.

Viel hat auch mir die Welt gegeben.
Doch ward's ein Raub der flücht'gen Zeit,
Und was mir übrig blieb vom Leben
Ist nur ein Herz voll Lieb' und Leid.

„O Anneli . . ."

O Anneli, o weine nicht,
Schlag nicht die Augen nieder!
Wann der Frühling kommt, wann die Lerche singt,
Wann das Gras hervor aus der Erde dringt,
Dann kehr' ich, Anneli, wieder.

O Anneli, o freue dich,
Der Frühling kehret wieder,
Und ich komme heim an seiner Hand
Und ich habe dich und das Vaterland
Und Alles, Anneli, wieder.

„Wenn die weißen Wolken ziehen . . ."

Wenn die weißen Wolken ziehen
Durch des Himmels lichtes Blau,
Möchte meine Liebe fliehen
Aus des Lebens Dunkelgrau.

Meine Lieb' ist nur ein Träumen,
Sehnt sich aus der Welt hinaus,
In des Himmels stillen Räumen
Sucht sie sich ihr Heimathaus.

Frühling, Frühling kommt hernieder,
Komm, belebe Wald und Feld,
Daß auch meine Liebe wieder
Heimisch wird in deiner Welt!

Aphorismen.

Ich glaube, es ist nicht nur das Vergnügen an Gesellschaft, welches manche Menschen immer an die belebtesten Orte treibt, sondern auch eine Art Instinkt, der ihnen sagt, daß sie allein keine Figur machen, daß ihre eigentliche Bestimmung ist, Kollektivbegriffe zu ermöglichen.

* * *

Das Theater steht am Markte, das Krankenhaus in einem abgelegenen Winkel vor dem Thore. Der Festzug geht durch die Hauptstraße, der Leichenzug durch die Nebengassen. Der in der Lotterie gewonnen hat, ist allerorten zu sehen; der Verlierer bleibt zu Hause. So kommt der Wanderer leicht zum Glauben, es gebe mehr Theater als Krankenhäuser, mehr Festzüge als Leichenzüge, mehr Gewinner als Verlierer.

Paul Nicolaus Cossmann.

Gregorovius' „Römische Tagebücher".

II.

Daß Ferdinand Gregorovius ein großer Geschichtsschreiber gewesen ist, leugnen wohl heute auch jene Fachgenossen nicht, die durch seine Art und Arbeitsweise fremdartig berührt wurden. Anders zu seinen Lebzeiten; schon der Umstand, daß er zuerst Theologe, dann Dichter gewesen, erst als reifer Mann sich seiner Wissenschaft zugewendet und die ein Lorbeer besiegen, ist ihm von den zünftigen Historikern niemals verziehen worden. Doch ist die unbehagliche Beziehung, in welcher der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Rom zu dem großen Historiker des alten Rom, Theodor Mommsen, zeitlebens stand, nicht auf diesen Umstand allein zurückzuführen, sondern auch auf den ungemeinen Gegensatz der Naturen und der Arbeitsweise. Eine viel verbreitete Anekdote hält ein kurioses Gespräch zwischen den beiden Männern fest. Als Theodor Mommsen 1862 nach Rom kam, näherte sich ihm Ferdinand Gregorovius mit aufrichtiger Bewunderung, aber auch nicht ohne gerechtes Selbstgefühl. Mommsen war sehr liebenswürdig, lobte den „Euphorion" und andere Dichtungen von Gregorovius, deutete jedoch mit keiner Silbe an, daß er den Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" vor sich habe, bis er einmal beim Spaziergang so recht naiv und

Digitized by Google

harmlos sagte: „Sehen Sie, lieber Doktor, die Geschichte Roms im Mittelalter, das wäre ein Stoff für einen Historiker! Ein prächtiger Stoff!"

Was Gregorovius dazu gesagt, und ob das boshafte Wort wirklich gefallen ist, mag dahingestellt bleiben. Der inneren Wahrheit entbehrt es nicht, denn in den Tagebüchern leisen wir:

„Theodor Mommsen befindet sich hier. In seiner Erscheinung ist ein eigentümliches Gemisch von Invenilität und von schulmeisterlicher Gewissenhaftigkeit. Dies erklärt mir vieles im Wesen seines durch kritische, destruktive Schärfe und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Werks, welches aber eher ein Pamphlet als eine Geschichte ist." Ferner aus dem Jahre 1873: „Mommsen kam nach Rom, wo er sich noch aufhält. Nur zufällig begegnete ich ihm bei einem Diner. Die Katheder-professoren lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstelle einnehme und sogar horrible dictu einiges Dichtertalent besitze. Meinen Sinn für schöne Form verzeiht man mir nicht. Mit Schweigen und Achselzucken ist von den Pedanten Deutschlands die Geschichte der Stadt Rom aufgenommen worden. Es erschien meines Wissens noch keine Anzeige von ihr in den offiziellen Organen der Kritik. Doch sie wird noch manches Menschen Sinn klären und erfreuen." Eine Stelle in dieser Charakteristik Mommsens, die allzu scharf und darum allzu ungerecht ist, haben wir nicht wiedergeben zu sollen geglaubt.

Besser stand Gregorovius mit einem anderen berühmten Historiker, Wilhelm Giesebrecht. Er lernte den Verfasser der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" 1860 in Königsberg kennen. „Ein Mann der Dichtung, des Stilistanden und der Regel." Menschlich fanden sich die beiden Männer, doch politisch freilich nicht. Gregorovius hatte das Werden des neuen Italiens mit angesehen, und ohne für Garibaldis Schwächen blind zu sein, wußte er doch seiner Bedeutung gerecht zu werden, während Giesebrecht den „Revolutionär" hurzweg „aufhängen" wollte. Im Sommer 1863 trafen sich beide in München, wohin Giesebrecht inzwischen berufen worden. Er war es, der Gregorovius zuerst erzählte, daß König Max ihm in München placieren wolle. „Ich erklärte, daß ich nichts annehme, und in keinem Fall mich in den Dienst einer privaten Gnade begeben wolle. Da nun der König gewünscht hatte, mich zu sehen, so zeigte ich seinem Generaladjutanten, dem Herrn von Spruner, meine Anwesenheit an. Am 3. August wurde ich ins Schloß Nymphenburg beschieden. Der liebenswürdige König empfing mich allein. Er sieht nervös und leidend aus, hat etwas Timides. Wir hatten nur ein wissenschaftliches Gespräch, zumal über die Stadt Rom. Er sagte mir, daß er im Winter nach Rom kommen werde, und beim Abschied, daß er wünsche, mit mir sehr nahe bekannt zu werden. Ich war nie in irgend einem Dienst. Meine Natur erträgt das nicht. Ich verdanke alles mir selbst, und ich will frei bleiben; diese Unabhängigkeit ist mein einziges Gut."

Der Verkehr mit Giesebrecht setzte sich im selben Sommer auch in der Sommerfrische fort. Bei allem Gegensatz der Naturen war der Ueberzeugung — Giesebrecht neigte zum Ultramontanismus — war er doch fortwährend bemüht, für Gregorovius eine Professur in Deutschland zu bewirken. Auch zwei Jahre später sragte er in diesem Sinne bei ihm an. „Ich erklärte," erzählt Gregorovius, „daß ich für solche Stellung nicht passe, sondern mich nur als einen Schriftsteller betrachte, welcher historische Studien treibe, ohne einen praktischen Lehrberuf damit zu verbinden, wie viele englische Historiker. Ich begehre nichts als Freiheit und Unabhängigkeit, oder deren Sicherung auf angemessene Weise, für meine noch übrige Lebenszeit."

Das war nun freilich ein schwer lösbares Problem. Vielleicht hätte es sich trotzdem lösen lassen, wenn König Max, der im Oktober 1863 nach Rom kam und auch Gregorovius in seinen Kreis zog, länger dort hätte bleiben können. Doch mußte er bald wieder nach Deutschland zurück und eine Form, um den Geschichtsschreiber nach München zu ziehen, fand sich zunächst nicht. Erst 1874, als sein Werk beendet war, beschloß Gregorovius, Rom zu verlassen und sich in München anzusiedeln.

Es fiel ihm schwer, denn die Stadt war ihm teuer geworden und hatte sich inzwischen auch daran erinnert, wiewohl sie ihm schuldete. Schon 1872 hatte das römische Municipium beschlossen, den Verfasser der Geschichte der Stadt Rom dadurch zu ehren, daß es die Kosten der italienischen Ausgabe seines Werkes übernahm. Dies ließ sich aber nicht verwirklichen, weil Gregorovius schon vorher mit einem Buchhändler einen Vertrag darüber geschlossen hatte. Gleichwohl wuchs die Bedeutung des Werkes auch in den Augen der Römer immer mehr an, und so folgte im Jahre 1874 eine andere Auszeichnung, freilich ganz eigentümlicher Art: der Papst setzte das Werk auf den Index.

„Nach alter Regel," erzählt Gregorovius darüber, „werden die Dekrete der Indexkongregation an die Thüren der drei großen Basiliken angeschlagen, S. Peter, S. Johann im Lateran und S. Maria Maggiore, außerdem an die Thüren der Cancelleria und der Curia Innocenziana. An den beiden letzten Orten konnte das diesmal nicht mehr geschehen. Ich ging nach dem S. Peter, wo ich das Dekret an die Marmorsäule geheftet sah. Der ehrwürdige Dom bekam plötzlich ein persönliches Verhältnis zu mir. Noch nie zuvor durchwandelte ich ihn mit so erhobener Stimmung. Ich bedachte alle meine Mühen, meine Leiden und Freuden, meine große Leidenschaft, was alles ich in mein Werk versenkt hatte, und ich wies die guten Gnomen, welche über ihm gewacht zu haben schienen, daß ich es ungestört vollendete, und in demselben Moment, da die Papstherrschaft in Rom zusammenbrach. Hätten die Priester meine Geschichte nach dem Erscheinen der ersten Bände mit dem Interdikt belegt, so existierte das Werk heute nicht, denn dann verschlossen sich mir alle Bibliotheken Roms. Seitdem mich die Jesuiten in der Civiltà Cattolica denunziert hatten, war ich jahrelang in der Erwartung, daß dieser Blitzstrahl auf mich fallen werde, und so schrieb ich am Werke weiter, inter fulmina. Aber man ließ mich gewähren. Derselbe Kardinal de Luca, den ich bloßwellen bei Sermoneta traf, kannte meine Geschichte (er versteht deutsch) er las sie in Frascati, regte sich jedoch nicht. Erst jetzt ist der Pfeil abgeschossen, weniger gegen mich, als gegen Preußen, wo jetzt Bismarck als neuer Diocletian das Christentum verfolgt, wie die Pfaffen schreien, und vielleicht auch gegen das Municipium der Stadt Rom. Mein Werk ist vollendet und breitet sich in der Welt aus; der Papst macht ihm jetzt Reklame. Alle gratulieren mir zu der verdienten Ehre."

Im Jahre 1874 schied Gregorovius von Rom. Seine letzte Eintragung in das Tagebuch ist so charakteristisch, daß hier der volle Inhalt wiedergegeben sei:

„Mein Entschluß steht fest: mit meinen Geschwistern in Deutschland mich wieder zu vereinigen. Meine Mission in Rom ist beendigt. Ich war hier ein Botschafter, in bescheidenster Form, doch vielleicht in einem höheren Sinn als diplomatische Minister. Ich kann von mir sagen, was Flavius Blondus von sich gesagt hat: ich schuf, was noch nicht da war, ich erklärte elf dunkle Jahrhunderte der Stadt auf, und gab den Römern die Geschichte ihres Mittelalters. Das ist mein Denkmal hier. So darf ich ruhig von hinnen gehen.

Ich könnte wohl auch noch bleiben. Aber es sträubt sich ein selbstbewußtes Gefühl in mir gegen die Vorstellung, hier mich in Einsamkeit zu überleben, und in Rom zu altern, wo alles neu wird und sich verwandelt, und ein neues zudringliches Leben mir bald alte liebgewordene Pfade bedecken und unkenntlich machen wird.

Digitized by Google

Doch ist es ein Ungeheures, daß all dies innerste und lebendigste Leben meines Selbst jetzt zu einer Vergangenheit wird. In dieser Zeit fuhr ich oft nachts aus dem Schlaf empor, geweckt und gezogen von dem schreckenden Gedanken, daß ich Rom verlassen werde. Und niemand hier hält das für möglich. Es ist ein plötzliches Losreißen, wie Sturm einen Baum entwurzelt.

Als ich gestern vom Capitol herabkam, war es mir, als riefen Monumente, Bildsäulen und Steine mich laut bei Namen.

Wenn ich hier aus dem Fenster meiner Wohnung in der Gregoriana, die fast meinen Namen trägt, auf das große Rom blickte, sah ich vor mir — und das durch vierzehn lange Jahre — den S. Peter, den Vatikan, die Engelsburg, das Capitol, so viele andere Monumente. Ihre Bilder spiegelten sich gleichsam auf dem Papier ab, wenn ich an diesem Tisch an der Geschichte Roms schrieb; sie inspirierten und illustrierten fort und fort das allmählich entstehende Werk, und sie bauchten ihm Lokalfarbe und geschichtliche Persönlichkeit ein. Nun schwindet das alles und ist Phantom, wie das Weltgebilde des Prospero in Shakespeares Sturm.

Roma vale! Haeret vox et singultus intercipiunt verba dictantis." — —

Die Fülle an interessanten Mitteilungen, die uns die Tagebücher bringen, ist eine so große, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, noch einiges daraus mitzuteilen.

Unter jenen Männern, die Gregorovius in Rom näher traten, war auch Franz Liszt. „Auffallende dämonische Erscheinung," heißt es in dem Tagebuche vom April 1862, „groß, hager, lange, graue Haare. Frau v. S. meinte, er wäre ausgebrannt, und nur noch die Wände ständen von ihm, worin ein gespenstisches Flämmchen herumgängelte." Zwei Jahre später fixiert er den merkwürdigen Eindruck, den ihm ein Konzert Liszts gemacht, das dieser zu Gunsten des Peterspfennigs gegeben. Vier Kardinale redeten, die päpstliche Kapelle sang, Liszt spielte. Ein Jahr später verzeichnet er die Empfindung, die ihm Liszts Abschiedskonzert machte. „Er spielte die Aufforderung zum Tanz und Erlkönig. Ein sonderbarer Abschied von der Welt. Niemand ahnte, daß er schon die Abbatenstrümpfe in der Tasche trug. Am folgenden Sonntag erhielt er im S. Peter die Tonsur und erste Weihe vom Monsignor Hohenlohe. Dies ist das Ende des genialen Virtuosen, einer wahrhaft souveränen Persönlichkeit. Ich bin froh, daß ich Liszt noch spielen hörte; er und das Instrument schienen mir zusammengewachsen, als wie ein Klavier-Centaur."

Man weiß, daß der große Virtuose deshalb doch seiner Kunst nicht untreu wurde. Sonderbar klingt ein Wort, das Gregorovius bei einem Konzert, wo er eine geistliche Kantate zur Aufführung brachte, von ihm gehört hat. Sie ging ziemlich lahm, Liszt trat auf ihn zu und murmelte seufzend: „Kirchenmusik." Eine Eintragung vom Februar 1866 kantete: „Beim Prinzen von Preußen zum Diner gewesen mit Liszt. Liszt war sehr liebenswürdig; er wollte sich mir nähern, und sagte mir beim Weggehen, er hoffe, ich würde zu ihm Vertrauen fassen. Dies wird schwer sein, da ich keinen Punkt der Berührung mit ihm habe. Er ist sehr alt geworden; sein Gesicht ganz eingeschrumpft; doch ist seine Lebhaftigkeit noch immer hinreißend. Die Gräfin Tolstoi erzählte mir gestern, daß eine hier lebende Amerikanerin den Überzug eines Stuhls, worauf Liszt saß, eingerahmt und an die Wand gehängt habe; sie habe es Liszt gesagt, der anfangs sich entrüstet gestellt, dann aber gesagt habe, ob es wahr sei. Wenn solch ein Mann nicht die Menschen verachtet, muß man es ihm hoch anrechnen." Von einem der Konzerte erzählt Gregorovius sehr launig, daß eine Bewunderin den großen Virtuosen durch einen riesigen Lorbeerkranz, den sie ihm an den Kopf geworfen hatte, fast erschlagen hätte. Aus all' dem Triumph heraus sehnte sich Liszt bekanntlich immer wieder nach Einsamkeit. Im Oktober 1869 kam er zu Gregorovius und sagte ihm, daß er in die Einsamkeit nach der Villa d'Este gehe und dort Monate lang bleiben wolle, um dem Menschenschwarm zu entgehen. „Er will ein Musikstück für das Jubiläum Beethovens fertig machen, wozu ich ihm ein paar Verse schrieb, als Ergänzung derjenigen, welche er komponieren sollte. Er scheint das tiefste Bedürfnis nach Arbeit zu haben." Bald darauf tauchte er fröhlich wieder im Strudel der Gesellschaft auf. —

Daneben sei eine grundverschiedene Gestalt gestellt: Döllinger. Gregorovius lernte ihn 1863 in München kennen; die gemeinsame Abneigung gegen die Übergriffe des Papsttums führte die beiden Männer rasch zusammen. Gregorovius bestätigt, was übrigens schon anderweitig bekannt war, daß Döllinger der Verfasser der berühmten Cometi-Briefe in der „Allgemeinen Zeitung" und der Reformschrift „Janus" gewesen ist. Als im Oktober 1869 das Concil begann, erbat er von dem römischen Freunde Mitteilung über die Verhandlungen; Gregorovius war in einiger Verlegenheit; er hatte sich mit der Geschichte des Papsttums beschäftigt, soweit es seine Pflicht war; das Concil an sich flößte ihm nicht das geringste Interesse ein. Als ihn Döllinger nochmals darum bat, erwiderte er ablehnend: „Ich bin durch meine wissenschaftliche wie persönliche Stellung in Rom zum Schweigen genötigt; auch habe ich keine klerikalen und diplomatischen Verbindungen, die mich über die Geheimnisse der Sessionen aufklären könnten. Ich habe endlich kein Interesse für diese geistliche Komödie und ihre flachen Absichten." Als er Döllinger 1871 in München wiedersah, erklärte ihm dieser unumwunden, „daß er sich selbst vernichten würde, wenn er sich noch unterwürfe; es schmerze ihn, sich von seiner Kirche zu trennen, was er niemals beabsichtigt habe; doch wisse er wohl, zu welchem Ziel die Bewegung führen werde." Trotzdem meint Gregorovius: „Döllinger ist ein Mann des kalten Verstandes, nicht der Begeisterung für ein hohes Ideal." Besser wird dieses Urteil durch eine Eintragung aus dem Jahre 1871 wettwirt: „Mit Döllinger habe ich mehrmals weite Spaziergänge gemacht. Er ist jetzt 72 Jahre alt. Drei Stunden pflegten wir spazieren zu gehen, ohne auszuruhen. Im Gespräch ergreift er nicht gern die Initiative, er läßt sich fast immer auf die Bahn des Diskurses bringen. Ein feines, geistreiches Lächeln begleitet seine Bemerkungen. Als ein entschiedener Theoretiker denkt er sich noch heute die Möglichkeit einer Reform des Papsttums. Seine Feinde verleumden ihn. Ich halte ihn für wahr." Und im Jahre 1872 schreibt er das abschließende Urteil: „Döllinger ist ein einseitig großer Gelehrter, aber nur ein Verstandesmensch. Ohne das Feuer des Glaubens, welches vom Herzen strömt, kann kein Reformator gedacht werden. Döllinger besitzt keine einzige Eigenschaft dazu. Die altkatholische Bewegung ist nur eine kleine Empörung auf einem Schulkatheder."

Doch nun zu Gregorovius zurück. Über seine Münchener Jahre, von 1874 ab, erzählt Althaus: „Die Universität und die baierische Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitglied er erwählt war, boten die nötigen Hülfsmittel zu einer wissenschaftlichen Thätigkeit, während die Nähe Italiens den Verkehr mit dem schönen Lande erleichterte, das ihm ein zweites Vaterland geworden war. Wenn er den Sommer und Herbst in Deutschland verlebte, so brachte er den Winter und den Frühling mit im Kreise seiner italienischen Freunde, besonders in Rom, zu." Inzwischen war er auch „Civis Romanus" geworden, die Stadt hatte ihm den Bürgerbrief geschenkt. Als ihn Althaus 1878 nach einem Vierteljahrhundert wiedersah, fand er ihn relativ wenig verändert. „Seine Erscheinung hatte im höheren männlichen Alter (er hatte damals sein 57. Jahr vollendet) mit der charaktervollen, vor-

Digitized by Google

nehmen Haltung unvermindert auch die elastische Beweglichkeit bewahrt, welche den Weltmann kennzeichnet; und wenn mitunter melancholische Stimmungen ihn überfielen, oder die Nervosität des dichterischen Temperaments sich geltend machte, so hatte doch die Frische, mit der er sich den Eindrücken der Natur und der Kunst hingab, in Wahrheit geringe Einbuße erlitten."

Auch Althaus' Gesamturteil sei wiedergegeben; es ist freilich das Urteil des nächsten Freundes, kann aber nicht als überschwänglich gelten:

„So verschieden die Urteile über ihn lauten mochten, daß er in seltener Weise den Geist eines gelehrten Forschers verbunden hatte mit der bildenden Kraft eines Künstlers, daß seine Natur fest gegründet war auf den edelsten humanistischen Idealen, konnte kein Zweifler bestreiten. Wie kaum ein anderer verwirklichte Ferdinand Gregorovius in dem Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ideal eines Humanisten. Nichts Unedles durfte ihm nahen. Demokratisch in seinen Überzeugungen, war er zugleich aristokratisch in demselben Sinne, wie Goethe und Schiller aristokratisch waren. Über alles galt ihm jene Freiheit und Unabhängigkeit, die er sich mit heroischer Anstrengung durch ansdauernde Arbeit errungen hatte. In diesem Bewußtsein war er glücklich, so manches andere das Leben versagen mochte. Und wie er sich frei erhielt von der Pedanterie und Abgeschlossenheit der Zunft, wie er in seinem Wesen die Charaktere des Weltmanns und des Gelehrten vereinigte, so bildeten seine geschichtlichen Studien für ihn kein Hemmnis der eifrigen Teilnahme an den großen Bewegungen der Zeit. Die Geschichte war für ihn in diesem Sinne, nach Freemanns Ausdruck, vergangene Politik. die Politik gegenwärtige Geschichte."

Wir sagten, dies Urteil sei kein überschwängliches. Der Einschränkung bedarf es doch nach zwei Richtungen. Es braucht angesichts eines solchen Lebenswerkes vielleicht keiner Entschuldigung, daß niemand, der die Tagebücher gelesen, wird bejweifeln, daß Gregorovius selbst seine Bedeutung noch höher angeschlagen hat, als sie wirklich war. Und diese Selbstüberschätzung äußerte sich nicht in so harmloser Weise, wie etwa bei Andersen oder Anerbach. Ferner aber: dem Wissen und dem Studienkreise nach verbildlicht er „das Ideal eines Humanisten unserer Tage", nicht aber, was die vorurteilslose, liebevolle Gesinnung betrifft. Gegen Katholiken und Juden z. B. war Gregorovius sichtlich voreingenommen. Das sind nur Flecken auf einem blauen Schilde, aber sie sollen nicht verschwiegen sein.

Die „Tagebücher" selbst nennt Althaus einen „reichen Schatz vieljähriger Aufzeichnungen eines edeln, hochgebildeten Geistes". Wie doch wir das Buch schätzen, haben wir bereits im Eingang ausgesprochen und auch durch den Raum, den wir für diese Anzeige von der Redaktion dieser Zeitschrift erbeten haben, bewiesen. Aber daß weniger mehr gewesen wäre, soll nicht verschwiegen sein. Vieles ist unbedeutend, anderes Wiederholung. Einem anderen Vorwurf freilich, der gegen das Buch erhoben worden ist, vermögen wir nicht beizustimmen: die Widergabe der Eindrücke, die Gregorovius durch zwei Jahrzehnte von der italienischen Politik empfangen, scheint uns nicht tadelnswert. Im Gegenteil, das sind Aufzeichnungen von bleibendem Werte, aber auch ebenso gemsreiche, als belehrende Exkurse. Denn hier sehen wir das Werden eines großen Staats greifbar klar und wer gute Augen hat, mag auch hier, wie so oft in großen, weltgeschichtlichen Ereignissen das Walten des Zufalls erkennen und wie so leicht in mehr als einem Augenblick die Dinge sich ganz anders hätten entscheiden können! . . . o. h.

Litterarische Notizen.

— Ein bekannter, vielgelesener Autor, Ernst Eckstein, hat kürzlich einen zweibändigen Roman „Dombrowsky" (Hanschild. Univerſum. Dresden und Wien. 1892) erscheinen lassen. Auch in diesem Buch ist es seinem nervösen Talent gelungen, eine Reihe von Personen zu zeichnen, die uns in greifbarer Lebendigkeit entgegentreten. Der Titelheld ist eine recht mit modern tragische Gestalt mit seinem Pessimismus inmitten von Wohlleben und Glück, mit seinem unstillbaren Durst nach „Liebe" an der Seite einer entzückenden Frau, die er zudem aus purer Neigung geheiratet hat, und die in ihm ihren Abgott sieht. Leider ist die Figur der Nebenbuhlerin dieser Frau dem Autor weniger geglückt. Sie steckt voll ungelöster Widersprüche. Ein Charakter von der Zarten, reinen und vornehmen Weiblichkeit dieses achtzehnjährigen Mädchens erträgt nicht monatelang mit solcher Seelenruhe das Bewußtsein, die Geliebte des Mannes ihrer Freundin zu sein. Ebenso unbegreiflich ist die gleichmütige Entschlossenheit, mit der sie „Jaherl, ohne Vorbereitung mit ihm auf und davon geht, als dem wohlbehüteten Geheimnis Entdeckung droht. Daß er, Dombrowsky, in schrankenlosem Egoismus nur seiner wilden Leidenschaft folgt und eine Frau verläßt, die der Autor liebevoll mit allen Reizen eines köstlichen Geschöpfs ausgestattet hat, darf nicht Wunder nehmen. Der Ottilie aber, wie Eckstein sie schildert, müßte von Rechts wegen in der Erinnerung an das Verbrechen keinen Tag mehr die Sonne scheinen können. Nur eine gewissenlose, cynische Natur geht unter dem Druck einer solchen Last aufrecht und lächelnd einher. In diesem sanften Engel aber, dem sogar der Freiheit einer alles überflammenden, mächtigen Leidenschaftlichkeit versagt ist, regt sich das Gewissen erschütlich nicht. Beider Zukunft trägt natürlich den Todeskeim in sich, den alten Fluch für den, der „einmal lügt —". Des Helden immer wache Eifersucht entdeckt bald Gründe, ihr zu mißtrauen und selbstverständlich zieht er gleich den schnöden Schluß: warum soll sie mich nicht betrügen, nachdem sie Clara mit mir betrogen hat? Diese Entwickelung ist mir folgerichtig und vom Dichter in seinen, scharfen Zügen ausgemalt. Ottiliens Selbstmord, Claras Sterbegruß vereinigen sich zu einem düsteren Schlußakkord. Die Fassung dieser nicht mehr neuen Fabel spielt in all' den farbigen Lichtern, die man an Ecksteins Kunst gewöhnt ist. o. v.

— Max Geißler hört ohne Zweifel zu den begabteren unter den jungen Dichtern Deutschlands und niemand wird die „Deutsche Dichtung" schelten, daß sie, sein Talent liebevoll pflegend und ermunternd, eine stattliche Reihe seiner Lieder gebracht und seinen Namen dadurch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Trotzdem darf auch an dieser Stelle, wo ihm Wohlwollen gewiß ist, nicht verschwiegen bleiben, daß er sich, wie mancher andere, durch die vorschnelle Sammlung seiner Gedichte einen üblen, sehr üblen Dienst erwiesen hat. Denn das Büchlein — „Ausfahrt Dichtungen" (Dresden, Lehmann) — erweist, daß sich hier leider zu einer erfreulichen Begabung ein sehr unerfreulicher Mangel an geläutertem Geschmack, an Selbstkritik gesellt. Von den 50 Gedichten des Buches ist etwa ein Fünftel gut, die Naturbilder sogar sehr gut, voll Farbe und Empfindung, ein anderes Fünftel kann passieren, obwohl es keine Tonart bringt, die in den guten Nummern nicht schon voller und kräftiger angeschlagen wäre, alles übrige aber ist mittelmäßig oder geradezu schlecht. Die erste, rein lyrische Abteilung mit der freilich sehr gesuchten, auch durch ein Motto aus C. F. Meyers Gedichten nicht genügend erklärten „Herbstrift „Epoch" enthält so ziemlich alles, was in der Sammlung der kritischen Prüfung Stand halten kann; die zweite „Bilder und

Digitized by Google

Gestalten" ist bis auf ein oder zwei Stücke nur der Beweis dafür, daß Geister eben kein Erzähler und Gestalter ist; fast nirgendwo eine scharfe Kontur, und mit welchen Pinselstrichen die koloristische Wirkung angestrebt wird, mag man lieber nicht näher nachprüfen, denn wo man's thut, erlebt man geringe Freude. Ein Beispiel für viele: „Buntblütig, duftermattet dehnt die Haide — Sich endlos hin; aus dunkelgrünen Föhren — Schwebt leis die Nacht, den Traum im Fittich bergend. — Der Mondschein flattert lautlos mir zu Häupten — Im wilden Dorngeheg; die Blüten flammen — Die Haideroſen glühen aus den Zweigen." Schon daß die Haide sich „dustermattet" hindehnt, ist gewiß kein aus der Anschauung gewordenes Bild — und seit wann singt oder siedelt der Mondschein, so daß es der Hervorhebung wert ist, wenn er einmal zur Abwechslung „lautlos" „flattert": wächst in irgend einer, gleichviel welcher deutschen Haide das Dorngeheg so hoch, daß es einem Erwachsenen „zu Häupten" steht und „glühen" im Mondschein die Haideroſen wirklich aus den Zweigen?! Am schlimmsten steht es um die dritte Abteilung mit dem kuriosen Titel: „Halbe Sachen"; wo der junge Dichter volkstümlich sein will, wird er gezirt, wo er humoristisch sein will, dazu obendrein noch geschmacklos: „Laßt schnurren und surren, ihr Mädel, — Das Rädlein in fröhlichem Tanz, — Dann bindet im Maien das Fädel — Die Myrte zu bräutlichem Kranz." Alles in allem: die erste Abteilung erweist, daß Geibel für das lyrische Stimmungsbild begabt ist, aber die beiden anderen erweisen, daß er es nur in diesem Genre ist, und vor allem erweisen sie, daß es ihm vorläufig an jener Selbstkritik, jener gesteigerten litterarischen Bildung fehlt, ohne die sich eine derartige Sammlung nicht zusammenstellen läßt. o. h.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Heyse, Paul. Aus den Vorbergen. Novellen. Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.

Garny, Alfred. Lola. Ein Gedicht. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1893.

Drandt, L. Th. Tropfen in's Meer. Novellen. Wien. J. Dirnböck. 1892.

Grüninger, Hans M. Vom Wegrain. Neue Gedichte. Regensburg. J. Habbel. 1892.

Bierbaum, Otto Julius. Fünfundzwanzig Jahre Münchner Hoftheater-Geschichte. Ein Rückblick auf die fünfundzwanzigjährige Amtsführung des Freiherrn Karl von Perfall als Leiter der Münchner Hofbühnen. Mit dem Bildnisse des Jubilars und mit 70 Illustrationen. München. Dr. E. Albert & Co. 1892.

Tyche, Juliano. Die Todfünden der modernen Gesellschaft. Ein Protest gegen die bestehende Wirtschaftsordnung und ihre Folgen. III. Auflage. Wien. Jakob Dirnböck. o. J.

Foerster, W. Lieder aus der Dresdner Heide. Langebrück-Dresdner Heide. Glöß. 1892.

Scharf, Ludwig. Lieder eines Menschen. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Schaefer, Friedrich. Gedichte. Berlin. A. Haack. 1892.

Dukmeyer, Friedrich. Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin. Eduard Rentzel. 1892.

Nissen, Marie. Narida. Dichtung nach einer nordischen Sage. Dresden u. Leipzig. E. Pierson. 1892.

Roehl, Arthur. Hanna's Lastbahn. Berliner Roman. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Fontane, Theodor. Frau Jenny Treibel. Roman aus der Berliner Gesellschaft. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Weddigen, Otto. Epische und dramatische Dichtungen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wiesbaden. Rudolf Bechtold & Comp. 1893.

Grotowsky, Paul. Der große Kaiser im deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für Schule und Haus. Deutscher Verlag (Gerhard Maurer). Leipzig. o. J.

Meinardus, Ludwig. Mozart, ein sittlich erziehliches Vorbild deutscher Jugend und ihrer Pfleger. Charakter-Studie. Sammlung pädagogischer Vorträge. Bielefeld. A. Helmich.

Fluck, Franz Nikolaus. Weltfremd — weltfremd. Leipzig. C. G. Naumann. 1893.

Scherenberg, Ernst. Gedichte. Gesamt-Ausgabe. Dritte, stark vermehrte Auflage. Leipzig. Ernst Keil's Nachfolger. 1892.

Eckstein, Ernst. Themis. Roman. Berlin. G. Grote. 1892.

Woermann, Karl. Zu Zweien im Süden. Dresden. L. Ehlermann. 1892.

Schnitzler, Arthur. Anatol. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Tolstoj, Leo, N. Krieg und Frieden. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.

Fahrow, E. Heidekraut. Gedichte und Gedanken. Dresden. Verlag der Dresdner Wochenblätter. 1893.

Belt, Ernst. (Ernst Viktor Schellenberg.) Das große Jahr (1870—1871). Dichtung. Leipzig. Eduard Baldamus. 1892.

Leschivo, Alma. Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst. Weimar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1891.

Auerbach, Berthold. Dramatische Eindrücke. Aus dem Nachlasse. Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1893.

Schlichtegroll, Carl Felix. Totentänze. Ein Romanzero. Mit einem Briefe von Felix Dahn. Breslau. S. Schottlaender. 1893.

Hardung, Viktor, Stegemann, Hermann. Lieder zweier Freunde. Zürich. Juchli & Beck. o. J.

Müller-Guttenbrunn, Adam. Im Jahrhundert Grillparzers. Litteratur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Wien. Kirchner & Schmidt. 1893.

Herzog, Rudolf. Vagantenblut. Leipzig. Wilhelm Friedrich. o. J.

Groth, Klaus. Gesammelte Werke. Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1893.

Henkell, Karl. Aus meinem Liederbuch. München. Dr. E. Albert & Co. o. J.

Musil Peterkan, Nina. Der Weihnachtsmann. Dresden. B. Ulrich. 1892

Pohlidal, H. Psyche. Sensitive Novellen. Dresden und Leipzig. E. Pierson o. J.

Telmann, Konrad. Am Ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893

Meisner, Heinrich. Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen. Nebst einem Porträt. Leipzig. F. A. Brockhaus 1893.

Kaatz, Dr. Hugo. Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. Zweiter Teil: Kunst und Leben. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Wegary, Adolf. Graf. Deutsche Lieder. Berlin. Max Hoffschläger. 1892

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von J. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

Vaterrechte.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Schluß.)

Endlich war es der Arzt, der das Schweigen brach. Er gab seine Verordnungen mit kurzen, klaren Worten und versprach, die Rezepte selber zur Apotheke mitzunehmen, von wo man die Arzneien alsbald heraufschicken werde. Dann trat er auf Melanie zu, die sich erhoben hatte. „Die Nacht wird schlecht werden," sagte er, „darauf bereiten Sie sich vor! Die Krankheit muß austoben. Wird Ihnen ängstlich zu Mute, so schicken Sie nach mir. Sonst bin ich morgen früh wieder da. Wegen einer Krankenpflegerin reden wir morgen, heute würden Sie doch wohl noch nicht von diesem Bett da weichen wollen. Also Mut, gnädige Frau! Sie haben noch keine Ursache, zu verzweifeln. Mut! Auf Wiedersehn!"

Er reichte ihr die Hand, in die sie wortlos die ihre legte, und wandte sich. Neben der Thür fiel sein Blick auf Berndt und er blieb stehen, um zu fragen: „Kommen Sie mit, lieber Graf?"

„Noch einen Augenblick möcht' ich —," murmelte Berndt. „Ich — Sie schicken mir den Wagen wieder herauf, nicht wahr, Doktor?"

„Gewiß. Aber als Arzt kann ich Ihr Verhalten nicht energisch genug rügen. Mit Gewalt müßt' ich Sie nach Hause und ins Bett schleppen. Sie hätten mir heute nicht einen Schritt aus dem Zimmer dürfen. Und nun diese Extravaganzen, — körperlich und seelisch! Die Folgen auf Sie, Herr Graf, ganz auf Sie! Ich wasche meine Hände."

Die Worte waren keineswegs in scherzhaftem, sondern vielmehr in ernstlich-sorgenvollem Ton gesprochen, und Doktor Weilheim zögerte danach noch einen Augenblick mit dem Fortgehn, als ob er erwartete, daß Berndt sich eines Besseren besinnen und sich ihm anschließen werde. Als das nicht geschah, Berndt statt dessen nur etwas Unverständliches zwischen den Zähnen murmelte, ging er achselzuckend ohne ein weiteres Wort davon.

Als die Thür hinter ihm zugefallen war, waltete wieder Schweigen im Gemach. Melanie schien gar nicht mehr zu wissen, daß Berndt darin zurückgeblieben war, sie hatte jedenfalls keinen Gedanken und keinen Blick mehr für ihn übrig. Leise ging sie ab und zu, um draußen dem Mädchen ihre Weisungen zu geben; es mußte Eis geholt werden und mancherlei Vorbereitungen für ein ernstes und vielleicht langwieriges Krankenlager waren zu treffen. Dann überlegte sie, ob sie an Fritz schreiben oder telegraphieren solle. Er hatte ein Recht darauf, zu wissen, wie es hier stand. Aber doch scheute sie davor zurück. „Noch nicht," beschloß sie endlich, „erst soll die morgige Entscheidung des Arztes gefallen sein."

Nun kniete sie wieder an dem Bett des Kindes, jeden seiner Atemzüge belauschend, angstvoll auf jede seiner Bewegungen, auf jeden wechselnden Ausdruck seiner Mienen achtend. Und bei jedem Röcheln oder Stöhnen, das aus der rasch und mühsam arbeitenden Brust quoll, verzog sich ihr Gesicht schmerzvoll, jedes fühlte sie mit, als ob es ihre eigene Brust sei, die so heiß und wild rang. Statt daß die Eisumschläge auf der Stirn die Glut hätten mildern sollen, die diesen zarten, jugendlichen Körper durchraste, schien es, als ob mit ihnen die Fieberunruhe des Kindes nur noch wuchs und das keuchende Geächz seiner Brust sich beschleunigte. Dazu begann Bruno jetzt zu phantasieren. Die Augen weit und starr

Digitized by Google

aufgerissen, ohne doch etwas von dem zu sehen, was nun ihn her wirklich im Zimmer sich befand, unruhig sich hin- und herwerfend, manchmal mit den Fingern in die Luft greifend, wie nach etwas Wesenhaftem, redete er in abgebrochenen, heiseren, lallenden Worten vor sich hin. Und dann wieder fuhr er mit dem ganzen Körper aus den Kissen in die Höhe, schrie auf und wollte hinausspringen, wie auf der Flucht vor etwas Schrecklichem, das ihn bedrohte, so daß Melanie die größte Mühe hatte, ihn im Bette festzuhalten, ja, sogar einmal Gewalt anwenden mußte, um ihn zu fesseln und wieder zu beruhigen.

„Ich muß zu Onkel Berndt," stieß Bruno in heißer, angstvoller Erregung heraus, „ich hab' es ihm versprochen. Seine Versprechen hält der rechte Mann, sagt Onkel Berndt. Und ich hab' ihn ja auch so lieb. Und alle die Waffen möcht' ich sehn, die er mitgebracht hat, echte Indianerwaffen sind dabei. Und die Muscheln und die bunten Steine. So was hat Papa doch nicht. Und Onkel Berndt erzählt immer so schön. Was der alles gesehn hat! So kann kein Mensch sonst erzählen. Heut muß ich zu ihm gehn. Mama läßt mich nicht gehn, wenn ich's ihr sage. Die Mama kann Onkel Berndt nicht leiden. Die Mama schlägt mich, wenn ich von Onkel Berndt spreche. Sie ist gar nicht mehr so gut gegen mich, wie früher, die Mama" — Die Stimme des Kindes wurde hier so traurig, daß es Melanie in die Seele schnitt, aber sie kämpfte gegen das Schluchzen an, das sich in ihr emporringen wollte. Dann klang es wieder von den im Fieber zuckenden Lippen des Kindes auf: „Die Mama wird mich schlagen, wenn ich wiederkomme. Aber ich bin dann doch bei Onkel Berndt gewesen. Onkel Berndt ist böse, wenn ich nicht komme. Und vielleicht merkt's die Mama gar nicht. Ich lauf' ganz schnell — ganz schnell. Und wenn der Besuch weg ist, bin ich schon wieder da. Bloß das viele Wasser, das viele, viele Wasser. — Da ist doch der Weg zu Onkel Berndt und da ist lauter Wasser. Früher war da gar kein Wasser. Und so dunkel ist's, ganz dunkel. Wenn bloß Onkel Berndt da wäre! Der könnte mich ja 'rübertragen. Onkel Berndt! Onkel Berndt! Das hört er wohl gar nicht. Und durch das Wasser kann ich doch nicht zu ihm laufen. Onkel Berndt! Ach, da ist die Brücke. Da kommt man 'rüber. Bloß das Wasser, das viele Wasser, das früher gar nicht da war. Und so dunkel, so dunkel. — Ich hab' wirklich Angst. Onkel Berndt sagt, ein rechter Mann hat nie Angst. Wenn er bloß hier wäre, Onkel Berndt! Aber drüben ist er ja. Das ist gar nicht weit. Durch's Wasser kann man schon patschen, — eins, zwei, drei! Huh, das ist kalt! Und wie tief das ist! Wo kommt denn bloß all das Wasser her? Immer mehr, — immer mehr! Und das heult so und braust. — Ich kann ja gar nicht mehr stehn. — Immer mehr Wasser! Pfui, welch abscheuliches Wasser das ist! Ganz gelb, ganz braun. Und so dick und schwer. — Und immer mehr kommt und immer rascher kommt es. Wo ist denn die Brücke? Ich kann die Brücke gar nicht mehr sehn. — Mama! Mama! Es reißt mich mit. — Ich kann nicht mehr. — Onkel Berndt! Onkel Berndt! Ich sterbe, — ich sterbe!"

In furchtbarer Angst jagten sich die letzten Worte; wieder war der Leib des Kindes in die Höhe gefahren, ein heißes Ächzen entquoll seinen Lippen, und nun endete es mit einem heiseren, gellenden, markzerschneidenden Schrei. Der fieberglühende Kopf fiel aufs Kissen zurück, die beiden Hände krampften sich in den Leinenüberzug des Deckbetts. Nun lag es ganz starr, mit leichenblassen Zügen da und nur die Brust arbeitete heftig. Das Blut, das in diesem Adergeflecht kreiste, schien zu kochen; heiße, rote Flecke zeichneten sich unter den Augen auf der fahlen Hautfarbe ab. Zu Melanies Ohr und Seele hallte der gräßliche Schrei wieder, den sie vernommen hatte. Sie erschauerte. Wie hülfesuchend blickte sie um sich. Da fiel ihr Auge auf den Mann, der immer noch zusammengekauert neben der Thür in einem Stuhl hockte und mit großen, brennenden Augen zu dem Bette des kranken Kindes hinüberstierte. Auch ihn hatte ein Zittern durchflogen. Melanie gewahrte es, aber anstatt sie mitleidig zu stimmen, regte es sie nur zu maßlosem, wilden, zornigen Schmerz auf. Was wollte dieser Mann noch hier? Wie konnte er es wagen, an ihrem Jammer teilnehmen zu wollen? Mit welchem Recht drängte er sich in ihre Verzweiflung mit ein? Ein heißer Groll siedete in ihr auf.

Digitized by Google

Sie trat dicht vor ihn hin und mit einer Stimme, die gedämpft war in dem Bestreben, das kranke Kind nichts hören zu lassen, und durch das wilde Herzklopfen, das ihr die Brust beinahe zersprengte und den Atem versetzte, sagte sie zu ihm: „Haben Sie es gehört, Graf Herzberg? Das ist Ihr Werk! Sie haben ihn gemordet!“

Er wollte etwas erwidern, aber er brachte nichts über die konvulsivisch bebenden Lippen. Nur mit todestraurigen, mitleidheischenden Augen blickte er zu ihr empor, die beiden Hände gefaltet zu ihr aufhebend, als flehe er um Gnade. Aber Melanie kannte keine Gnade. Kalt ruhte ihr Blick auf ihm. „Was wollen Sie noch hier?“ fragte sie mit bitterem Hohn. „Wollen Sie sich an ihrem Opfer weiden?“

Berndt wollte aufspringen, aber die Füße mußten ihm wohl den Dienst versagen, denn er vermochte es nicht, sondern sank zitternd zurück. „Melanie,“ stöhnte er, „Sie gehen zu weit. Glauben Sie denn wirklich, ich wäre noch nicht genug gestraft? Müssen Sie mich noch mit Füßen treten, wenn ich am Boden liege? Sie sind nicht edel, Melanie.“

„Edel!“ Sie stieß eine kurze, harte Lache auf. „Und da drüben stirbt mein Kind!“

„Melanie, um Gotteswillen,“ ächzte Berndt, „habe ich es denn so gewollt? Wessen klagen Sie mich denn an?“

„Wessen ich Sie anklage?“ Sie richtete sich vor ihm auf. „Daß Sie die Seele meines Kindes vergiftet haben! Weshalb sonst, als um das zu thun, schlichen Sie sich in den stillen Frieden meines Hauses ein? Auf seine Seele war es abgesehen. Nun haben Sie ohne Ihr Dazuthun seinen Leib getötet!“

„Ich wollte nichts, als ein bischen Sonnenschein für mein Lebensdunkel,“ murmelte er.

Wieder flog's wie ein hartes Lachen ihr vom Munde. „Wirklich, Graf Herzberg? Nichts, als das? Und doch glaube ich mich zu erinnern, daß Sie mit sich handeln lassen wollten, — daß es Mittel und Bedingungen gab, unter denen Sie auf diesen „Sonnenschein“ zu verzichten bereit gewesen wären —.“

Er gab keine Antwort mehr, er hatte sein Gesicht in die beiden Hände gelegt, sein ganzer Körper zuckte wie im Krampf. Langsam wandte sie sich von ihm und ging an das Bett ihres Kindes zurück.

Bruno phantasierte schon wieder, die Eisumschläge mußten erneuert werden; dann kam die Medizin. Als Melanie ihm diese eingeflößt hatte, schien er etwas ruhiger zu werden. Nur sein schmerzvolles Stöhnen dauerte fort und manchmal, sich wild herumwerfend, wiederholte er in den ängstlichen Tönen von vorhin: „Das Wasser! Das Wasser! Onkel Berndt! Wenn nur das viele Wasser nicht wäre! Mama! Mama! Ich will es ja auch nie wieder thun, — nie wieder!“

Als dann eine Weile Ruhe eingetreten war, hatte Berndt sich mühsam erhoben. „Ich gehe jetzt!“ sagte er leise, „ich will Ihnen nicht länger mit meinem verhaßten Anblick im Wege sein und Ihren Zorn reizen. Aber erlauben Sie mir, wiederzukommen, — morgen.“

Eine Zeitlang gab sie keine Antwort. Sie hatte die Stirn über das jetzt schlummernde Kind herabgebeugt und verharrte reglos. Vielleicht kämpfte sie mit sich selber. Dann sagte sie über die Achsel zurück: „Ich will's nicht hindern.“

Das war alles. Und nun ging er. Er mühte sich, geräuschlos dabei zu sein, aber doch hörte Melanie seine schwerfälligen, schlurfenden Schritte. Es war, als ob er die Füße nur mühsam hinter sich her zöge. Und die Hände mußten das Thürschloß nicht fest genug umklammern können, denn es währte merkwürdig lange, bis er die Thür aufbrachte und wieder hinter sich schloß. Er hatte keinen weiteren Gruß mehr für sie gehabt. Wie ein Gerichteter hatte er sich hinausgeschlichen.

Und nun saß Melanie allein am Krankenbett ihres Kindes, lauschte seinem schmerzlichen Ächzen, in dem alle seine Atemzüge sich allmählich verloren, hielt es umschlungen, seine Arme gefesselt, wenn es in seinen wilden Fieberphantasien sich aufrichten wollte, sprach ihm liebkosend und schmeichelnd zu, sorgte für Eisumschläge und Arzenei. Und währenddessen mußte sie plötzlich einmal denken, daß sie Berndt Herzberg nach seinem heutigen Abschied niemals wiedersehen werde, daß er morgen nicht mehr kommen werde. Sie wußte nicht, weshalb ihr diese Vorstellung kam. Die Scham würde ihn doch schwerlich zurückhalten. Etwas wie Mitleid wollte nun doch in ihr wach werden, wenn sie sich auch selber deshalb schalt, ja, sich verachten zu müssen glaubte.

Digitized by Google

Ihrer Waffe gegen ihn hatte es nicht bedurft. Es kam eben doch alles im Leben anders, ganz anders, als menschlicher Aberwitz es sich träumen ließ. Melanie mußte ihre Gedanken auf die Stunde zurücklenken, wo sie bereit und entschlossen gewesen war, mit ihrem Kinde in den Tod zu gehen. Damals hatte sie sich berechtigt dazu geglaubt, damals war ihr's erschienen, als bliebe ihr kein anderer Ausweg. Und heute rang sie um dieses Kindes Leben, heute hätte sie es dem Himmel im heißen, ungestümen Flehen abringen mögen. Wie wunderſam wandelte sich doch alles im Menſchendaſein!

Die Nacht ging hin, eine lange, traurige Nacht. Gegen Morgen war Bruno endlich in einen anſcheinend feſten Schlummer verfallen, und Melanie hatte ſich auf das Kanapee geworfen, um ein paar Augenblicke auszuruhen. Draußen lag die ſtrahlende Sonne. Die Regenwolken waren zerflattert, ein ſtahlblaues Firmament ſpannte ſich über der Welt. Melanie wollte aus dieſem Anblick neue Hoffnung ſaugen, aber ihre Bruſt war von ſchweren Ahnungen bedrückt und ihr Herz ſchlug dumpf. Sie dachte an Fritz. Heute mußte er erfahren, wie es hier ſtand. Melanie wollte nur erſt den Arzt abwarten. Was würde er ſagen, wie es hier finden?

Endlich kam Doktor Weilheim. Er ließ ſich Bericht erſtatten, wie die Nacht verlaufen war, fühlte den Puls des Kindes, horchte an der Bruſt, ohne den Knaben dabei aufzuwecken, und beobachtete ihn eine geraume Weile, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Dann wandte er ſich ab. „Ich habe nichts neues zu verordnen," ſagte er, „fahren Sie, bitte, mit der bisherigen Behandlung fort. Abends bin ich wieder da. Daß Sie das Kind ſchlafen laſſen, ſo viel es irgend will, verſteht ſich von ſelbſt."

Er wollte gehen. Aber Melanie hielt ihn. „Doktor, haben Sie Hoffnung?"

Er zuckte die Achſeln. „Ich gehöre zu den Ärzten, die bis zur letzten Stunde hoffen, gnädige Frau."

„Das iſt keine Antwort! Finden Sie den Zuſtand beſſer oder ſchlimmer? Ich will die Wahrheit wiſſen, Herr Doktor. Ich muß dem Vater —." Sie unterbrach ſich unwillkürlich und fuhr fort: „— meinem Manne Nachricht geben."

Der Arzt ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Er ſchaute ernſt zu Boden und ſagte endlich, die Augen langſam aufhebend: „Nun denn, ich will Ihnen kein Hehl daraus machen, daß ich den Zuſtand heute noch ernſter finde, als geſtern. Der Prozeß in den Lungen iſt fortgeſchritten, der Entzündungsherd hat ſich vergrößert. Dazu ängſtigt mich die Schwäche des Kindes. Ich hätte ſeinen Körper doch für widerſtandsfähiger gehalten. Es iſt, als wollte gleich nach dieſem erſten, gewaltigen Anſtoß die Lebenskraft leiſe auslöſchen, wie ein verglimmendes Licht."

Melanie wunderte ſich über ſich ſelber, daß ſie das alles mitanzuhören vermochte, ohne laut und wild aufzuſchreien, ohne zuſammenzubrechen in Qual und Verzweiflung. Sie konnte ſogar noch erwidern: „Und der Schlaf? Wird ihn der nicht ſtärken? Iſt der nicht ein gutes Zeichen?"

Doktor Weilheim ſchüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht. Es iſt kein erquickender Schlaf, ſondern ein Schlaf der Erſchöpfung." Er beſann ſich. Dann ſetzte er hinzu: „Trotz alledem — wie geſagt — von Hoffnungsloſigkeit iſt da noch lange keine Rede. Wie oft erlebt man nicht Wunder in ſolchen Fällen! Und der Knabe ſtammt ja von kerngeſunden Eltern, hat gutes Blut in den Adern. Ja, wenn das nicht wäre, — dann freilich möcht' ich für nichts ſtehen. Aber ſo — das bleibt ja ſchließlich immer die Hauptſache. Die Mitgift der Eltern — insbeſondere des Vaters —, die beſtimmt in ſo kritiſchen Fällen oft genug allein den Ausgang. Der Junge wird es durchmachen, hoff' ich, weil ſein Vater ſo unverdorbene Säfte hat und einen ſo ſoliden Lebenswandel geführt hat. Denn darauf kann man ja wohl ohne weiteres bei dem Herrn Organiſten ſchwören."

Er hatte ſich bemüht, den ſchweren Ernſt ſeiner früheren Worte durch eine gemütvolle, faſt ſcherzhafte Wendung zu mildern, und jetzt überflog ſein kluges Geſicht ſogar ein verbindliches Lächeln. Auch Melanie hatte eine Sekunde hindurch gelächelt mitten in all ihrer Seelenqual; es dünkte ſie ſo komiſch, daß man bei Fritz noch erſt davon ſprechen wollte, er habe in ſeinen jüngeren Jahren immer einen ſittenſtrengen Lebenswandel geführt, bei ihm, der überhaupt nie von einer Ausſchweifung

Digitized by Google

etwas gewußt hatte. Dann aber wunderte sich Doktor Weilheim nicht wenig, als er plötzlich Frau Melanies Gesicht sich in furchtbarem Schreck verzerren, ja, sich ein Grauen darauf malen sah, für das er keinerlei Erklärung fand und das mit seinen tröstlichen Versicherungen sonderbar kontrastierte. Er schüttelte den Kopf und wollte eine erstaunte Frage thun, besann sich dann aber eines andern und verabschiedete sich. „Auf heute Abend!“ sagte er, „und verzagen Sie also nicht. Guten Tag.“

Melanie hatte undeutlich etwas zwischen den Zähnen gemurmelt, was wie die Erwiderung seines Grußes klingen konnte. Als die Thür sich dann hinter dem Weggehenden geschlossen hatte, stand sie immer noch unbeweglich auf derselben Stelle und stierte in verzweiflungsvollem Brüten vor sich hin. Sie hatte eine Minute lang bei den Worten des Arztes selber an Fritz als den Vater ihres Kindes gedacht. Und sie hatte lächeln können. Dann war es ihr mit entsetzensvoller Erkenntnis auf die Seele gefallen, welch' Erbteil des Blutes ihr krankes Kind dort mit in die Wiege gelegt erhalten hatte und Schreck, Scham und Angst lähmten ihr die Zunge, brachten sie fast dem Wahnsinn nahe. „Die Mitgift der Eltern,“ klang es unablässig in ihr nach, „insbesondere des Vaters bestimmt in so kritischen Fällen oft genug allein den Ausgang.“ Auch das noch! Das Kind da sollte „unverdorbene Säfte“ haben. Von solchem Vater! Der von früh auf ein Leben des Genusses, der Ausschweifung, der Sünde geführt hatte! Der nie ein Maß gekannt, nie sich die Befriedigung eines seiner Triebe versagt hatte! Wenn das Doktor Weilheim gewußt hätte! Wo wäre er dann geblieben, der letzte, einzige Trost, den er spenden konnte, zu spenden vor seinem Gewissen verantworten durfte? Das Kind eines Wüstlings! Der heute, wo er kaum die Mitte der dreißig erreicht haben konnte, schon ein abgelebter, gebrochener Mann war, den seine Laster im blühendsten Lebensalter zum Greise hatten verwelken lassen. Auch das noch! Dann also gab es vollends keine Rettung mehr, dann schwand die letzte Möglichkeit hin, das fliehende Leben hier festzuhalten. Die Sünde der Eltern wurde heimgesucht an diesem Kinde der Sünde. Und in doppelter Bedeutung des Wortes war Berndt Herzberg nun ihres — seines Kindes Mörder!

Mitten im Zimmer war Melanie auf die Kniee gesunken. Es warf sie zu Boden, wie ein Blitzschlag, dies grauenvolle Erkennen der wahren Sachlage. Sie wollte beten. Aber wozu noch beten? Gott konnte ihr ja nicht mehr helfen. Die unwandelbaren Bestimmungen der Natur konnte er nicht umstoßen. Es gab keinen Trost und keine Hülfe mehr. Sinnlose Worte stürzten ihr von den Lippen. Wie hätt' es auch anders sein sollen? Sie selbst würde, mußte ja sinnlos werden, — früher oder später. Wenn sie über dem allen nicht den Verstand hätte verlieren sollen, sie hätte keinen zum Verlieren haben müssen. Und wenn es nur schon so weit gewesen wäre! Wenn sie nur nichts mehr von sich selbst, nichts mehr von all' dem Furchtbaren gewußt hätte, was nun unabläßig in ihr wühlte und an ihr zerrte und sie so langsam, langsam der geistigen Umnachtung zutrieb!

Aber nein! Das alles war ja Sünde zu denken, Sünde und Frevel. Sie war nicht allein die Mutter dieses einen Kindes; da drüben schlummerte friedlich noch ein zweites, das sie unter dem Herzen getragen. Dies Kind blieb ihr ja. Und dieses Kindes Vater blieb ihr. Und sie liebte ihn, diesen Vater ihres Kindes. Nie hatte sie das heißer und tiefer empfunden, wie in diesen Stunden, wo sie um das Leben jenes Kindes dort rang, an dem er keinen Teil hatte und dessen Vater er doch hieß, das er doch liebte, wie ein Vater. Wenn er jetzt hier gewesen wäre, und sie hätte ihre beiden Arme ihm um den Nacken geschlungen und hätte sich ausweinen können! Der Wahnsinn, die Furcht vor dem Wahnsinn, das Verlangen nach dem Wahnsinn wären von ihr gewichen. Wie viel blieb ihr noch in diesem Manne und in ihrem Kinde, wenn das Entsetzliche wirklich über sie kam! Und noch war es ja nicht entschieden, noch konnte, wollte sie hoffen — trotz allem!

Sie ging leise in das Kinderzimmer hinüber, wo Minna eben die Kleine aus dem Bett genommen hatte, um sie anzukleiden. Das Kind lachte der Mutter mit strahlendem Gesicht entgegen und streckte die runden Ärmchen nach ihr aus, während sie noch halb schlaftrunken lallte: „Mama! Liebe Mama!“

Digitized by Google

Weinend schloß Melanie das Kind an die Brust. Es war ihr eine Erleichterung, daß sie nun weinen konnte.

Dann ging sie, um ein Telegramm an Fritz aufzusetzen, das Minna gleich forttragen sollte. Fritz durfte nicht länger ahnungslos bleiben, er hätte ihr das nie verziehen. Sie hätten ihn gern geschont, ihm gern Ruhe gegönnt, aber das Kind, das dort mit dem Tode rang, hatte er als das seine anerkannt, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor seinem eigenen Herzen, und sie war ihm die Verantwortung schuldig für dieses Kindes Leben. „Bruno ist schwer erkrankt," schrieb sie auf einen Zettel nieder, „komm' zu mir und zu ihm!"

Als das Mädchen das Blatt fortgetragen hatte, wurde Melanie ruhiger. Vielleicht konnte Fritz schon heute Abend hier sein. Sie empfand ein Grauen vor der Nacht, die diesem Abend folgen würde, sie wollte während derselben nicht allein sein. Dann ging sie wieder an Brunos Bett zurück. Der Knabe schlief noch immer, aber sein Schlaf begann unruhiger zu werden. Er warf den Kopf hin und her, daß die blonden Locken ihm wirr in die Stirn fielen, und stöhnte manchmal schmerzvoll im Schlaf. Melanie beobachtete, wie rasch und in wie krampfhafter Anstrengung seine Brust sich hob und senkte. Als Melanie sich auf dem Bettrand niederließ, begann er auch hin und wieder zu sprechen, wenigstens einzelne Worte auszustoßen, denen dann meist ein heiserer, bellender Hustenstoß folgte, der den ganzen Körper durchschütterte. Immer noch weilte die rastlos arbeitende Phantasie des kranken Kindes bei dem Wasser, in das es geraten war, als es sich in der Dunkelheit den Weg über die Brücke zu Onkel Brendt gesucht hatte. Die Todesangst, die es damals befallen, als die strudelnden Wasser ihm plötzlich den Grund unter den Füßen fortgezogen, bebte noch immer nach in seinen jagenden Gedanken und in seinen abgerissenen, klagenden, angstvollen Schreien!

Man konnte zuletzt nicht mehr unterscheiden, was Traum und was wache Fieberphantasie bei dem Kinde war. Denn Bruno hatte längst die Augen weit offen, als er noch immer vom Wasser redete, das ihm nun schon bis an den Hals ging, und gleichzeitig die schluckenden, gurgelnden Laute eines Ertrinkenden von sich gab. Es war grauenhaft anzuhören. Melanie ertrug es endlich nicht länger, sondern rief mit lauter, schmerzdurchzitterter Stimme Brunos Namen, um ihn nur aus seiner schrecklichen Traumverworrenheit gewaltsam emporzureißen. Aber das Kind hörte sie zwar, ließ jedoch von seinen Phantasien nicht ab, sondern murmelte jetzt nur undeutlich-wirre Worte, die immer um das gleiche, grauenvolle Erlebnis zu kreisen schienen. Weder die Eis-Umschläge, die Melanie regelmäßig erneuerte, noch die Arzeneien, die sie dem Kranken gab, brachten tagsüber eine Änderung in seinem Zustande hervor. Sein Geist schien sich immer mehr zu umnachten, seine Kräfte schienen immer mehr zu schwinden. Nahrung verweigerte er zu nehmen. Melanie mußte ihm mit Gewalt mittags etwas Bouillon einflößen, die er widerwillig von sich stieß, als sie ihm sie reichte. Dabei wurde der Atem immer kürzer, immer heißer und immer schmerzlicher. Er wurde allmählich völlig zu einem Ächzen, das Melanie in die Seele schnitt. Sie konnte sich schließlich bei allem Bemühen, irgendwo noch einen Hoffnungsstrahl aufschimmern zu sehn, nicht mehr verhehlen, daß der Zustand des Kindes immer bedrohlicher wurde. Der Puls flog nur noch, die Brust arbeitete qualvoll.

Nachmittags kam ein Telegramm von Fritz Lienhardt, das seine Ankunft für Mitternacht meldete. Melanie konnte nichts Anders mehr denken, als: „Wenn er ihn dann nur noch am Leben findet!" Daß hier die Krise nahe war, mußte auch sie mit ihren unsiorten Mutteraugen gewahren. Bruno war zwar allmählich wieder still geworden und schlief stellenweis sacht vor sich hin, aber jetzt konnte sich auch Melanie nicht mehr darüber täuschen, daß das kein Schlaf der Erquickung und Genesung, sondern nur einer der völligen Erschöpfung war.

Am Spätnachmittage schrie Bruno plötzlich nach Onkel Berndt. Das traf Melanie wie ein Schlag. Sie geriet in Versuchung, dem Kinde mit ihrer Hand den Mund zuzuhalten, bloß um diesen Ruf nicht mehr zu hören. Dabei kam ihr aber zum Bewußtsein, daß Berndt, der gestern ausdrücklich ihre Erlaubnis eingeholt hatte, heute wiederzukommen, noch nicht dagewesen sei. Das war auffallend. Melanie mußte daran denken, daß er doch vielleicht infolge der gestrigen Aufregung und Anstrengung krank geworden sei; die Worte

Digitized by Google

des Arztes an ihn beim Fortgehen gestern Abend klangen ihr im Ohr nach. Es war ihr ein peinvoller Gedanke, ihn krank, ans Zimmer oder gar ans Bett gefesselt zu glauben. Trotz seines Reichtums, trotz seines vornehmen Namens war er dann doch nichts weiter, als ein einsamer Mann, den man bemitleiden mußte. Und als er gestern gegangen war, hatte er das Aussehen eines völlig gebrochenen Menschen gehabt. Wer ihn seit damals nicht wiedergesehen hatte, wo er jung und schön und siegessicher, wie ein olympischer Gott, vor ihr auf dem Gute seiner Verwandten erschienen war, würde ihn niemals wiedererkannt, würde geglaubt haben, ein Zerrbild von ihm zu erblicken, — aber keines, das zum Spott, sondern eins, das zu tiefem Erbarmen Anlaß gab. Und Melanie mochte sich dagegen wehren, wie sie wollte, auch in ihrer Seele stieg dies Erbarmen auf, nun sie an diesem Krankenlager seiner gedenken mußte, und wollte nicht schweigen. War ihre eigene Sünde dazumal nicht ebenso schwer und ebenso groß gewesen, wie die seine? Warum fand sie es gerecht, wenn er soviel härter nun dafür büßen sollte, als sie? Sie hatte nach herbem Leid und strengen Prüfungen selbst reines, ächtes Lebensglück wiedergefunden. Vielleicht war sie dessen nicht würdig gewesen, deshalb kam jetzt dies Furchtbare über sie. Aber er? Was gab es für ihn, woran er sich klammern, woran er sich wieder aufrichten konnte, wenn der gleiche Verlust ihn traf? Sie hatte ihren Mann, ihr Kind, ihre Lebensaufgabe vor sich — auch dann noch; für den kranken, einsamen Mann, der sich fortan nicht einmal mehr mit den Sinnenreizen und lasterhaften Genüssen seines früheren Daseins über die öde Leere seiner verfehlten, vergeudeten Existenz würde wegtäuschen können, — was blieb für den? So sehr sich Melanie auch dagegen sträubte, sie fühlte das Mitleid mit diesem Manne, den sie zu töten gestern noch bereit gewesen war, den sie getötet hätte, wenn er ihr ihr Kind hätte rauben wollen, am Lager eben dieses Kindes, dessen Krankheit, dessen Qualen er verschuldet hatte, dessen Tod sie ihm zur Schuld anrechnen würde, wenn Gott ihr wirklich dies Äußerste zu tragen auferlegte, heißer und heißer in sich aufbrennen. Sie wußte nicht, wie das geschehen konnte, sie begriff sich selber nicht, hielt sich für wahnsinnig, als sie sich des Ungeheuerlichen und Widerspruchsvollen in ihrem Empfinden bewußt wurde; aber sie konnte nicht anders.

Und Bruno verlangte inzwischen immer dringender nach Onkel Berndt. Es machte den Eindruck, als ob er jetzt ganz klar sei, ganz genau wußte, wo er sich befand, und Onkel Berndt an seinem Krankenbette sehen wolle. Melanie mußte sich endlich entschließen, ihm zu sagen, daß Onkel Berndt später gewiß kommen werde. Das machte den Knaben sichtlich ruhiger. Er lächelte. Und nach einer Weile fragte er ganz zutraulich, wie in einem lichten Moment: „Heute darf Onkel Berndt doch kommen, Mama?“ Seine Augen ruhten mit freudig-erwartungsvollem Ausdruck auf ihr.

Melanie erschauerte leise, aber sie erwiderte, des Kindes fieberheiße Stirn streichelnd: „Ja, gewiß. Heute darf er kommen.“

Während sie dann Brunos Hand in der ihren behielt, schlummerte das Kind wieder ein. Ein befriedigter Ausdruck lag jetzt in seinem blassen Gesicht, dessen Züge sonderbar scharf geworden waren. Nur manchmal redeten die blutlosen Lippen noch aus dem Schlaf heraus zusammenhanglose Worte, aus denen immer nur wieder der Name „Onkel Berndt“ hervorklang. So vergingen abermals ein paar Stunden.

Als der Arzt kam, brachte Melanie die Frage nach Berndt Herzberg über die Lippen. Es wurde ihr schwer und sie setzte zur Entschuldigung leise bei, daß das Kind immerfort in seinen Phantasien nach ihm verlange, weil er gestern es aus dem Wasser gezogen habe, so daß sie schon auf den Gedanken gekommen sei, man müsse den Grafen bitten, herzukommen, um das Kind zu beruhigen. Sie würde freilich sehr wünschen, daß dies geschehe, bevor ihr Gatte heute anlange.

Doktor Weilheim hatte sie mit eigentümlichem Gesichtsausdruck angehört. Nun entgegnete er kurz: „Das ist leider unmöglich. Die gestrige Katastrophe hat zwei Opfer gefordert.“

Melanie unterdrückte den Schrei, der über ihre Lippen wollte. Nur wie ein Hauch klang es: „Er ist tot?“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Nein. Und er wird auch nicht sterben. Noch lange

Digitized by Google

nicht. Aber vielleicht wär's ihm lieber und man könnt' es ihm mehr gönnen."

Er schien weiter nichts davon sprechen zu wollen, aber Melanie beruhigte sich nicht dabei. „Sagen Sie mir doch alles, Doktor!" bat sie. Sie war schneebleich geworden im Gesicht, sie zitterte sogar.

Er zuckte die Achseln, es war ihm nicht schwer anzumerken, daß er nur ungern mehr Worte machte. Endlich brachte er fast rauh heraus: Graf Herzberg wird zeitlebens gelähmt bleiben. Seine Zukunft ist der Rollstuhl. Jede Aussicht auf Besserung ist da ausgeschlossen. Wenn ihn sein Herzleiden, das in Wassersucht ausarten kann, nicht erlöst, wird er alt damit werden. Aber Sie begreifen: das ist eine Existenz, die man kaum mehr Leben nennen darf, die man keinem wünschen darf. Er wird hülflos werden, wie ein Kind. Jetzt weiß er von seinem Zustand kaum noch etwas, er liegt in völliger Apathie da und wäre auch sonst nicht transportierbar. Bis man ihn hierher rollen könnte, wird hier längst alles entschieden sein. Überdies wird man ihn dann auch unverzüglich in ein anderes, milderes Klima überführen, je eher, desto besser. Der Wunsch des Knaben ist also unerfüllbar."

Melanie erwiderte nichts mehr und fragte nichts mehr. Sie war mit wankenden Knieen zurückgetreten, und mußte sich an der Lehne des Kanapees halten, das in ihrer Nähe stand, um nicht umzusinken. Wie ein Schwindel packte es sie an. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn hin. Das war alles so plötzlich über sie gekommen, daß sie es garnicht zu fassen vermochte. Gelähmt! Hülflos wie ein Kind! Ja freilich, Doktor Weilheim hatte Recht: dann wäre ihm besser gewesen, zu sterben. Und das war geschehen, weil er das Kind gerettet hatte, das Kind und sie selber. Hatte er nun gesühnt, was er je im Leben gefrevelt? Würde er noch lange sühnen müssen? Zwischen ihr und ihm war das Schuldbuch in dieser Stunde zerrissen. Sie vergab ihm; mochte ihm die Gnade des Himmels gleichfalls zu teil werden!

Doktor Weilheim hatte inzwischen das Kind untersucht und stand danach wieder eine Weile wie in Gedanken verloren. Dann fragte er plötzlich: „Wann kommt Herr Lieuhardt, sagten Sie?"

„Heute um Mitternacht."

Der Doktor sah auf seine Uhr, die er vom Pulszählen her noch in der Hand hielt. Es war acht vorüber. Er schien zu rechnen. Dann sagte er: „Ich werde Herrn Lieuhardt am Bahnhof erwarten, und dann mit ihm noch einmal hierherkommen. Neues hab' ich nicht zu verordnen. Wenn der Knabe irgend einen Wunsch ausspricht, erfüllen Sie ihm denselben, sofern es möglich ist. Sie brauchen ihm nichts mehr zu versagen." — „Doktor!" Wie ein grollender Schrei kam's von Melanies Lippen. Sie wankte auf ihn zu, die zitternden Hände gegen ihn ausgestreckt, bleich, wie ein Gespenst.

Er schlug die Augen nieder und preßte die Lippen aufeinander. Es war ein Ausdruck grollender Hülflosigkeit, der sich in seinen Zügen ausprägte. Nach minutenlangem Schweigen nahm er ihre Hand, drückte sie warm und schickte sich an, zu gehen. Unter der Thür wandte er sich noch einmal halb um und fragte in warmem Ton: „Wollen Sie, daß ich bleibe?"

„Nein, nein," sagte sie abwehrend. Und dann ging er.

Wieder war Melanie allein mit ihrem kranken — nein! mit ihrem sterbenden, ihrem todgeweihten Kinde. Nun war's also entschieden. „Tapfer! Sei tapfer!" rief sie sich zu; so würde Fritz ihr jetzt zurufen, wenn er schon hier wäre. Sie wollte tapfer sein.

Noch einmal ging sie in das Kinderzimmer hinüber, wo das Mädchen die Kleine eben zu Bett gebracht hatte, und schloß das Kind in leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme. Es war, als ob sie sich Trost und Kraft hier holen wollte. Dann kam sie zurück und kniete neben dem kleinen Bette des kranken Knaben nieder. Hier war ihr Platz, hier wollte sie ausharren bis zur letzten Minute, jeden Atemzug belauschen, sich voll trinken an seinem Anblick, bis er ihr für immer entrissen sein würde. Es war nicht auszudenken und doch sollte es sein.

Bruno lag im Halbschlaf, apathisch, sein Atem ging immer leiser und röchelnder. Einmal schlug er die Lider halb auf und fragte mit müder, sich mühevoll losringender Stimme: „Ist Onkel Bernd noch nicht da?"

„Er war hier, während Du schliefst," antwortete Melanie schnell, „und er wollte Dich nicht wecken. Er läßt Dich sehr grüßen und morgen kommt er wieder. Aber weißt Du, wer jetzt bald kommt? Papa kommt!"

Digitized by Google

Brunos Züge überflog ein Leuchten. „Papa“, murmelte er, „das ist gut — Papa —“

Er murmelte das letzte Wort nur noch wie im Traum, der Schlaf nahm ihn wieder gefangen; aber ein friedlicher Ausdruck blieb seinen Zügen aufgeprägt. Melanie blieb, seine Hand in der ihren, neben ihm sitzen. Manchmal preßten sich ihre Lippen leise auf seine feuchte Stirn, manchmal beugte sie ihr Ohr zu ihm herab, weil er ein Wort im Schlafe flüsterte, das sie auffangen wollte. Sie entnahm aus ihnen, daß es jetzt freundliche und helle Bilder waren, die vor der Seele des sterbenden Kindes gaukelten. Er sprach viel von Weihnachten, von einem brennenden Christbaum, von glitzernden Geschenken darunter, und von einem musizierenden Engel. Der letztere beschäftigte ihn besonders lebhaft. Er fragte immer wieder, ob der Engel die Harfe spiele, — er könne ja gar keine Harfe sehen, — oder ob das eine Flöte sei oder ob der Engel etwa singe. Eine Antwort erwartete er aber niemals, schien sie auch garnicht zu hören, wenn Melanie sie gab, sondern dämmerte wieder zwischen Schlaf und Wachen hin. Immer leiser wurde dabei sein Atem. Melanie war's auch, als ob sein Gesicht immer kleiner würde. Und wie ein flackerndes Flämmchen, das dem Erlöschen nahe ist, zuckte der Puls in der Hand, die heiß und schlaff in der ihren lag.

So gingen die Stunden. Melanie zählte sie nicht. Sie hörte nur hin und wieder von drunten aus der Stadt her die hallenden Klänge der Thurmuhr in der Stille und dann durchfuhr es sie jedesmal, weil sie denken mußte: „Wird er noch rechtzeitig kommen?“ Es war das einzige, was sie noch denken konnte. Sonst verschwamm und verwogte alles in ihr.

Sie blickte zu den Lichtkreisen empor, welche die Nachtlampe oben an der Decke durcheinander wirbeln ließ, sie hörte das Klopfen ihres eigenen Herzens in der tiefen Ruhe, aber denken konnte sie nichts mehr außer jenem Einen. Und auch damit verband sie keine besondere Vorstellung. Sie sieberte nur dem Augenblick entgegen, wo Fritz Lienhardt kommen würde. Ein paarmal verlangte Bruno zu trinken. Dann ging sie und brachte ihm einen kühlenden Trank und ließ seine trockenen, brennenden Lippen ihn schlürfen. Es war aber immer, als vermöchte der Trank den Durst des Kindes nicht zu löschen. Und dann fing Bruno plötzlich an zu singen. Melanie dachte anfangs, sie könne es nicht ertragen, das mit anzuhören, es brächte sie dem Irrsinn nahe. Ihr ganzes Herz drehte sich um bei diesen erschütternden Tönen. Aber sie blieb doch sitzen, und hielt die Hand ihres Kindes und nur wie ein leises Ächzen kam es sekundenlang über ihre Lippen, während ihre Augen sich mit einem langen, anklagenden Blick in die Höhe richteten. Dieser Blick schien zu sagen: „Auch dies noch! Es ist zu viel!“ Dann versuchte sie, das Kind zur Ruhe zu sprechen. Aber es war umsonst. Bruno sang immer weiter. Alle seine Kinderlieder stimmte er der Reihe nach an, wie Melanie sie ihn gelehrt hatte, und er sang sie mit einer so dünnen, feinen, süßen Stimme, daß Melanie, die Augen schließend, hätte meinen können, der Gesang komme von draußen her oder von der Höhe herab. Und vor sich hinnickend, murmelte sie: „Es wird der musizierende Engel sein, von dem er vorhin sprach —“

Die Thür des Nebenzimmers hatte sich leise geöffnet und Minna war auf der Schwelle erschienen, um mit großen, entsetzten Augen hereinzublicken. Sie hatte sich diesen unheimlichen Gesang nicht erklären können, und als sie den Knaben nun halbauf gerichtet im Bett sitzen sah und mit geschlossenen Lidern vor sich hin singen hörte, packte sie sichtlich ein Grauen an und sie trat mit einem hastig herausgestoßenen: „Herr Gott im Himmel!“ rasch wieder zurück.

Abermals windverhallte Schläge der Turmuhr durch die Stille der Nacht. Melanie wollte sie zählen, aber sie verwirrte sich dabei. War das schon Mitternacht? Wenn nicht, dann kam Fritz Lienhardt wohl nicht mehr zu rechten Zeit. Bruno war jetzt in seine Kissen zurückgesunken, er war verstummt, er lag da, wie ein Toter. Das Sichheben und Senken seiner Brust war kaum mehr zu gewahren. Seine Hände waren plötzlich kalt geworden, sie zuckten hin und her, sie zerrten am Deckbett wie im Krampfe, wie wenn sie sich gewaltsam festhalten wollten, während eine geheimnisvolle Macht den Körper aufzuheben und davonzutragen bemüht war. Melanie spürte das heiße Verlangen in sich, sich über diesen erkaltenden Leib ihres Kindes zu werfen, ihn zu wärmen mit ihrem Blute, ihn festzuhalten, ihn zu ver-

Digitized by Google

teidigen. Aber sie bezwang sich, sie verharrte stumm an ihrem Platze, sie wartete. Sekundenlang glaubte sie einmal schon, das fluchtbereite Leben sei bereits erloschen, denn sie spürte keine seiner Regungen mehr. Dann aber gewahrte sie doch wieder ein leises Vibrieren der Adern an den Schläfen, ein Zucken in den Händen und wußte, ihr Kind lebe noch. Nur daß Fritz ihn nicht mehr lebend wiedersehen werde, glaubte sie jetzt sicher. Warum kam er auch nicht? War es denn wirklich schon Mitternacht vorüber? Eine furchtbare Angst ergriff Melanie. Weshalb mußte sie allein bleiben, allein all' dies Schreckliche erleben? War Fritz etwas zugestoßen? War der Zug, der ihn herführen sollte, verunglückt? Warum nicht auch das noch zu allem Übrigen, was über sie kam? Was gab es denn noch in der Welt, dessen sie nicht gewärtig sein mußte? Der Zorn Gottes war ja offenbar über ihr.

Wieder war sie an dem Bette des Kindes niedergekniet in wortloser Qual. Da plötzlich sah sie Bruno sich langsam in seine Kissen aufrichten und mit immer weiter sich öffnenden Augen starr ins Leere blicken. Seine Hände fingerten in der Luft umher und seinen Lippen flüsterten geisterhaft leise: „Papa! Da ist ja Papa! Nun kommt er endlich zu mir, — endlich, — endlich." Melanie erbebte. Sie strengte ihr Gehör gewaltsam an, ob wirklich von draußen her irgend ein Geräusch vernehmbar war, das auf Fritz' Kommen schließen ließ oder das wenigstens eine solche Illusion hervorzurufen geeignet schien. Aber sie vernahm nichts. Es war totenstill draußen und drinnen; man hörte das leise Summen des Windes in den Laubwipfeln des Friedhofs. Aber der Knabe hielt fest an seiner Vision. Atemlos lauschend hörte Melanie ihn weiter sagen, immer in dem gleichen, geisterhaft rauhenden Ton: „Der Andre kommt auch mit ihm, der mir immer auf die Brust klopft. Das thut weh. Er soll nicht wieder klopfen. Und der Papa sieht so traurig aus. Warum sieht er so traurig aus, Mama? Sie fahren zusammen in einem Wagen. Sie fahren sehr rasch, aber der Papa sagt, sie fahren nicht rasch genug, und ruft immer: „Raschen! Raschen!" Nun kommen sie den Berg herauf — Trott! Trott! Trott! Nun — Nun" —

Melanie hielt es nicht mehr aus. Sie hatte nichts gehört, aber sie sprang auf und lief ans Fenster und riß es auf. Und nun hörte sie es wirklich: das Geräusch eines Wagens, der in scharfem Trabe den Berg von der Stadt her heraufkam. Ein Schauer überrann sie. Mit der Hellseherei seiner entfliehenden Seele hatte das Kind das Herannahen seines Vaters geahnt, — dessen, den er zeitlebens für seinen Vater gehalten, der ihm zeitlebens ein Vater gewesen. Es war, als ob das Kommen desselben ihn noch auf der Erde festgehalten, ihn noch einmal aus dem dämmernden Zwischenreich, in das sie schon sich geflüchtet, zurückgerufen habe. Als nun das Rollen des Wagens deutlich vernehmbar zum Gemache hereindrang, flog ein glückseliger Schimmer über Brunos Gesicht, seine Augen leuchteten in unirdischem Glanze. Er breitete seine beiden Arme aus —

Nun hielt der Wagen, die Hausthür knarrte, — ein paar rasche Schritte draußen. Melanie stürzte zur Thür und riß sie auf. Sie wollte etwas rufen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst, — die Zunge und die Füße zugleich. Sie sank in die Kniee. Fritz Lienhardt, der zuerst hereingestürzt war, wollte sie aufheben, da sah er den Knaben im Bett die Arme nach ihm ausstrecken. Er machte dem ihm nachfolgenden Arzt ein Zeichen und lief an seinem Weibe vorüber auf das Bett zu. — „Papa! Papa!" — „Bruno! Mein Junge! Mein Kind!" — Sie hielten sich fest umschlungen, — sekundenlang. Dann hatte Doktor Weilheim Melanie aufgehoben und von ihm gestützt, konnte sie wieder gehen. Sie wankte an das Lager, sie kniete neben ihm auf dem Boden nieder, sie breitete ihre Arme nach den Beiden aus. Und der Knabe sah sie. „Mama!" flüsterte er und lächelte.

Als Fritz Lienhardt ihn leise aus seinen Armen gleiten ließ, weil der kleine Körper plötzlich starr und schwer darin hing, fiel er reglos in die Kissen zurück und der sich über ihn Beugende gewahrte, daß die ringende Brust ausgeatmet hatte. Fritz sprach kein Wort. Er sah nur seine Frau mit einem langen, traurigen Blick an. Und Melanie verstand ihn und fiel ihm aufschluchzend in die Arme. „Sei tapfer!" sagte er, als sie weinend über der Leiche des Kindes an seinem Halse hing, „sei tapfer, mein Weib!"

Digitized by Google

Der Todesritt.

Von **Ernſt Rosmer.**

Er thront beim Feſte, der Königsgreis,
Sein Leib iſt riesig, ſein Haupt iſt weiß,
Oft hebt er den goldenen Becher.
Er lacht in den Wein und die rauſchende Nacht,
Ihn freuet der rote Genuß und die Pracht
Im Kreiſe der dienenden Zecher.
Denn wär' nicht der Schwarm, er wäre allein.
Nicht Weib und nicht Kinder nennet er ſein,
Der einſam gewaltige König.

Heut kränzet ihn wieder ein greiſendes Jahr
Und doch iſt ſein Auge noch falkend und klar
Und ſpähet in nächtliche Weiten.
Im himmliſchen Schleier erſilbert kein Stern,
Doch langſam und ſchattend erheben ſich fern
Gewölke, die näher ſich breiten.
Da ſauſtet der König die herriſche Hand,
Die Totenwolke er hat ſie erkannt,
Und alt iſt er hundert der Jahre.

Nun wird ſie ſich dunkeln weit über ſein Reich,
Die Luft wird heiß und das Gras wird bleich,
Und das älteſte Haupt wird erſchlagen.
Sein ſchneereifes Haupt! Doch ſein Blut iſt zu rot,
Dem Volk iſt die eiſerne Königshand not,
Kein Knecht kann die Kronenwucht tragen.
Doch wenn ihn der jagende Tod nicht erreicht,
Eh' morgen der Himmel in Dämm'rung verbleicht,
Dann gürtet das Leben den König!

„Ich künd' es dem Tode: noch blühet mein Mark
Und noch ſind die Lenden mir zeugend und ſtark,
Ich will mir mein Leben erſtreiten.
Ich will es in tollem, in jauchzendem Ritt,
Und einer der Treuen, er wagt ſich wohl mit,
Und fall' ich, fällt er mir zur Seiten."
Er hat es geſprochen, ſie haben's gehört.
Nun neigen ſie alle ſo fahl und verſtört.
Er ſchaut — und ſie laſſen ihn gehen.

Er ſchreitet allein vor ſein goldenes Schloß.
Er ſteigt allein auf ſein lichtweißes Roß
Und ſetzt über Gräben und Brücken.
Und flüchtig und feurig der Hufſchlag erkracht,
Vor ihm iſt die feindliche finſternde Nacht
Und der jagende Tod iſt im Rücken.
Er giebt nicht die Sporen, er beugt ſich dem Pferd:
„Nun zeige, daß mehr als die Menſchen du wert,
Halt' aus, du mein einzig Getreues."

Es hat ihn verſtanden, es hat ihn gefühlt —
O wie's mit den Hufen die Felder zerwühlt
Und Funken entſchnaubet den Nüſtern!
Und ferner und ferner die Wolke ſich wieg'.
Der König iſt ſchneller, er raſet, er fliegt,
Umrauſcht von des Dunkelwalds Nüſtern.
Schlaftrunken ein Glöckchen ſingt Mitternacht —
Da hat er die Hälfte des Waldes vollbracht
Und hält an der alten Kapelle.

Er ſchwingt ſich herunter, zu ruhen ſein Roß.
Es ſchauert und zittert der treue Genoß,
Den blutigen Schweiß an den Weichen.
Er greift ihm die Mähne, er forſcht ſeinen Huf —
Was hört er? Wer naht ſich mit ſuchendem Ruf,
Wen ſieht durch die Büſche er ſtreichen?
Er hat ihn gefunden, er hat ihn erſchaut,
Er ſtürzt ihm zu Füßen mit leuchtendem Laut —
Sein jüngſter, ſein ſchlechteſter Knabe.

Die Andern, ſie haben's ihm flüſternd geſagt,
Was ſündig der furchtbare Alte gewagt:
Dem Tode die Wette zu reiten.
Sein König, ſein Herrſcher, ſein heiliger Held!
Mit jagendem Fuß ſtürzt er nach in das Feld,
Er muß ſeinen König geleiten.
Der hebt ihn und hält ihn und faſſet es nicht,
Was Jugend und Liebe und Kraft zu ihm ſpricht
Aus armem, verachteten Munde.

„Mein guter Geſelle, was haſt du gethan,
Dein Körper haucht brennend und pochend mich an,
Du wirſt in den Händen mir ſterben.
Es dankt dir dein König, den froh du gemacht,
Doch haſt du ſo mutige Thorheit vollbracht,
Nicht ſoll dich dein Opfer verderben.
Lang kannſt du nicht weiter, vom Nachtwald umgrauſt
Dann hält dich des Todes erwürgende Fauſt,
Und nimmer kann lächeln mein Auge."

Digitized by Google

„„Und wenn ich auch sterbe, was lieget an mir,
Ich sterbe mit meinem König, mit Dir!“ “
Er glüht ihm die Kniee mit Thränen.
Es schnaubet der Hengst und der Herrscher erschrickt.
Der Sturm war als kündender Bote geschickt
Und angstvoll die Wipfel sich dehnen.
Heiß klopfet sein Herz ihm den heißeren Rat:
Belohne dem Knechte als König die That!
Und er reißt ihn zu sich in den Sattel.

Nun wird es erst Jagen, nun wird es erst Flucht,
Der Glutsturm stürzt Eichen mit prasselnder Wucht,
Es rinnet das Laub von den Zweigen,
Es fallen die Sterne und löschen im Moor,
Der Donnerwolf bricht durch das himmlische Thor,
Die Blitze entketten den Reigen.
Nicht zucket der König, er fürchtet sich nicht,
Ihm warmet am Herzen ein klares Gesicht,
Von jungem Gelocke umgoldet.

Er fühlt sich Beschützer und Vater für ihn,
Er will nicht für sich, für den Knaben nur flieh'n,
Der thöricht ihn tief überwunden.
Wenn er um das eigene Leben gejagt —
Der Knabe hat mehr als der König gewagt,
Der stärkere Held ist gefunden.
Zerküßt hat die Liebe das herrische Erz,
Er fühlt es in heißem, in edelstem Schmerz,
Er muß seinem Knechte sich beugen.

Es lahmet der Hengst unter doppelter Last —
Und gönnt er dem Treuen noch einmal die Rast,
So ist es zu tötlicher Feier.
Er naht, er naht, in schwarzknöcherner Faust
Blaufunkelnd die Sense, sie schneidet und saust
Durch feuriges Wolkengeschleier.
Und wäre der Herrscher entronnen allein,
Nun werden sie fallen und stürzen zu zwei'n.
Da küßt er die Stirne dem Knaben.

Er zwingt ihm die Krone, er reicht ihm das Schwert.
Der staunend und trotzig dem Kleinod sich wehrt,
Er zwingt ihn mit herrlichem Blicke:
„So hab' ich die Herrschaft dir anvertraut,
Du wirst mir gehorchen ohn' Spruch, ohne Laut.
Ich beug' mich ins Grab dem Geschicke.
Du aber, du wachse weit über das Land!
Der sterbende König, er hat dich gesandt,
Er hat dich zum Sohne gesegnet!“

Jetzt giebt er dem Hengste den goldenen Sporn,
Der bäumt sich voran in entzündetem Zorn —
Herab ist der Recke gesprungen.
Es schweiget der Sturm und es tauet das Licht,
Es purpurt und strahlt um des Knaben Gesicht,
Den König begrüßt es, den jungen.
Und wiedergekehrt vor das goldene Schloß
Stürzt sterbend zusammen das lichtweiße Roß
Und ringsum erzittern die Knechte.

Gedunkelt das Auge, geernstet zum Mann,
So blickt er zum blauenden Himmel hinan,
Fern schwindet die Totenwolke.
Er ruft und gebietet mit Herrschergestalt,
Sie ziehen hinaus zum zerschmetterten Wald,
Er schreitet inmitten dem Volke.
Und halb von gefallenen Eichen bedeckt,
Da finden sie, mächtig dahingestreckt
Erschlagen vom Blitze den König.

Vor dem Schlosse.

Bezaubernd aus dem Schloß herniederErtönt Musik zum Tanz, und baldSind auch die armen Mädchen wiederErschienen in dem nahen Wald.

Sie tanzen nach dem Takt der Geigen,Der für die droben ist bestimmt,Die Fürstin führt im Saal den Reigen,Die Hirtin, wo das Mondlicht glimmt.

Im Saale prunkt's von Edelsteinen,Der Wein blinkt im geschliff'nen Glas,Doch am zerrissnen Schuh der KleinenErglänzt der Tau vom feuchten Gras. —

Die Mädchen singen ihre Lieder,Da fällt ein Küßlein vom BalkonDer Schönsten vor die Augen nieder,Sie hebt es auf und läuft davon.

Hermann Lingg.

Im Lilienduft.

S' ist Mittag, weißer Zitterschein;Kein Rühren in der Luft;Durch's offne Fenster drängt hereinDer heiße Lilienduft.

Er haucht mich an mit Zauberwehn,Verwandelt Zeit und Raum,Vergangnes heißt er auferstehnUnd spinnt mich ein in Traum . . .

. . . Auf schimmernd-hellem SeidenpfühlEin feines Angesicht,Umrahmt vom zuckenden GewühlDes Haares, blauschwarz, dicht —;

Ein Leib, so weiß wie Kaubliertzahn,Wie Blumensammt so lind;Die Brust wie Flaum vom SilberschwanGeschwellt vom lauen Wind —!

Digitized by Google

Sie ſchien ſo ernſt, ſo marmorkalt,
Sie ſchien ſo regungslos,
Als wär' der Liebe Allgewalt
Für ſie ein Märchen bloß.

Ich trat heran, ich küßte ihr
In ſolcher Sommerſtund'
Im Schauer dürſtender Begier
Den brennend-roten Mund.

Da ſchlug ſie auf, wie nie vorher,
So groß des Auges Pracht,
Als ob aus Todesſchlummer wär'
Sie flammend auferwacht.

Den Nacken wild umſchlang ſie mir
Und hauchte: „O ſei mein!
Ich hab' geträumt, geträumt von Dir
Mein Lebenlang allein."

„Mit meiner Seele Tag und Nacht
Die Deine rief ich her —
Es zog Dich wohl mit ſtiller Macht,
Mit träumendem Begehr . . ."

Und heißer quoll und ſtärker ſchwoll
Der weißen Lilien Duft,
Von ferne ſcholl ein Donnergroll
Erſterbend durch die Luft . . .

Hermann Hango.

Mädchenlied.

Es hat mein Liebſter braunes Haar,
Das beut er gern dem Winde dar,
Wenn helle Frühlingswogen brauſen.
Ach, dürft' einmal bei Spiel und Tand
Auch ich mit neckiſch wilder Hand
Des Liebſten braune Locken zauſen!

Es hat mein Liebſter Wangen braun,
Draus hell die braunen Augen ſchaun,
Und wenn vorbei des Sturmes Toſen,
Darf ſtreicheln ſie der Maienwind —
O dürft auch ich einmal ſo lind
Des Liebſten braune Wangen koſen!

Walter Bloem.

Über den See.

Die Roſen, ſie blühen, ſo weit ich nur ſeh';
Was läuten die Glocken über den See?
Mit herbem Ton ihr harter Mund,
Was klagt er und ruft er und thuet er kund?

Die Inſel lag, des Friedens voll;
Frühmorgens ſchon die Glocke ſcholl.
Ein Brautzug zog zum Strand herab;
Die Braut ſo licht, ſo ſtolz der Knab'.

Das Hochzeitſchiff fuhr durch die Flut,
Die Braut bog ſich voll Übermut
Hernieder von des Bootes Bord —
Die Hochzeitglocken läuten fort.

Die Hochzeitglocken läuten hell —
Ein Lall! ein Schrei! ſo wild! ſo gell!
Die Fluten ziehen auf und ab.
Die ſchöne Braut zog es hinab.

Der Bräutigam, er ſprang ihr nach;
Der Bräutigam, er ſank ihr nach!
Die Fluten ziehen einen Kreis,
Noch blüht darin ein Myrtenreis.

Nun klagen die Glocken wohl über den See;
Ein ſchwarzes Boot ich kommen ſeh!
Noch ſchmücken es Roſen, purpurrot,
Drin ruhen die Liebſten, ſind beide tot!

Hans M. Grüninger.

Der alte Spielmann.

Der Wind weht kalt und es dunkelt ſehr —
Kein Stern am Himmel! . . . Mein Herz iſt ſchwer
Und müd' mein Fuß. . . So geh' ich ſtill,
Wohin mich die Straße führen will.

Ich weiß nicht, wohin — was liegt daran?
Was kümmert's mich alten fahrenden Mann?
Für mich iſt's nun in der ganzen Welt
Allüberall gleich elend beſtellt.

Ach ja, ich war ein tolles Blut,
Geigt', küßt' und trank und Alles war gut —
Gut wär's noch heut', hielt die Jugend an,
Nun bin ich ein alter Bettelmann.

Hier kreuzt' ſich der Weg — ich ſteh' und ſpäh' —
Gleichviel, mir thut die Wahl nicht weh.
Ich hab's verfehlt, rechts, links, gradaus,
O Gott, ich wollt', ich wär zu Haus.

Wo liegt das Plätzchen? Wann wird es mein?
Wer gräbt mir das Haus, wer bettet mich ein?
Ich wollt', daß ich zu Hauſe wär' —
Kalt geht der Wind und es dunkelt ſehr . . .

H. Weiß.

Digitized by Google

Das Tintenfaß.

Skizze von **Hermann Domsch.**

Gestern ist mir etwas sehr Seltsames begegnet! Ich will's aufschreiben. Wer weiß, — vielleicht ist's beilsam und wohlgethan, wenn ich's später öfter wieder einmal durchlese.

Ich saß noch sehr spät an meinem alten Schreibtisch. Die Stundenlampe brannte schlecht und trübe und das Petroleum war am Ausgehen. Ein ähnliches Geschick bedrohte meine mißhandelten Geistesträfte, denn ich hatte vorher schon stundenlang Pandekten getrieben und war todmüde, aber eine magische Gewalt hielt mich an meinem Platze, — ich mußte noch sinnen, — sinnen, träumen und dichten.

Ein unpraktischer Abschluß eines praktischen Tagewerks! Aber ich konnte nicht anders, und — ich weiß nicht, warum — seit mir der kleine Mediziner Reinhard von Moorbäderkuren erzählt hat, kommt mir die edle Jurisprudenz allein immer so vor, wie ein nützliches Moorbad ohne nachfolgende Läuterung im klaren Wasser.

Man braucht mich deshalb noch nicht für einen sonderbaren Schwärmer mit lyrischem Augenaufschlag und wallender Mähne zu halten. Ich trage zum stillen Kummer meiner guten Mama ganz kurz geschorenes Haar, und wenn ich auch allerdings schon manches Gedicht verbrochen habe, so habe ich doch den Mond noch niemals und den Frühling nur einmal — in einer schwachen Stunde — angesungen.

Doch, genug der Einleitung. Sonst werde ich vor dem Colleg nimmer fertig mit meiner Geschichte.

Ich saß also am Schreibtisch. In der Linken hielt ich die lange, quastengezierte Pfeife, aus deren Innerem sich der bläuliche Rauch des holländischen Knasters durch mein ganzes Stübchen zog in geisterhaften Fäden und Linien, mit der Rechten aber stützte ich mein Haupt, in dem es die Gedanken dem Rauche nachmachten und auf- und niederwogten, wie der Nebel im Hochgebirgsthal. Vor mir lagen mehrere Bogen weißen Papiers, teils beschrieben, teils leer, und in der Mitte des Tisches stand mein altes, altmodisches Schreibzeug, — links das Sandfaß, dem leider der Porzellanknopf oben fehlt, rechts das Tintenfaß, über und über geschwärzt von dem allzu freigebig eingegossenen Safte.

Lange, lange saß ich bewegungslos und blickte still vor mich hin . . . Da plötzlich, was ist das? — eine kleine, feine Stimme und bald darauf eine zweite, — leise aber doch deutlich vernehmbar.

Und nun hörte ich ein Gespräch, das mir so deutlich in Erinnerung geblieben ist, daß ich es hier fast wörtlich niederschreiben kann.

„Du, Tintenfaß, erzähle mir doch eine Geschichte!"

„Was? Schon wieder?! Merk Dir, Sandfaß, daß ich nicht Deinetwegen auf der Welt bin, sondern Du meinetwegen. Erzähle Du doch, wenn durchaus erzählt sein muß!"

„Aber ich bitte Dich, — wo soll ich armseliges, ungebildetes Sandfaß denn immer den Stoff hernehmen? Du bist das gelehrte vornehme Tintenfaß, das ja an Weisheit, Erfahrung und Macht alle andere Fässer der Welt übertrifft, da ja aus Dir alles stammt, was — — —"

„Schon gut, Sandfaß! Es zeugt immerhin von einer gewissen Einsicht, daß Du meine Stellung so zu würdigen weißt . . . Also eine Geschichte? Mir ist da gerade, wie ich unsern eingeschlafenen Herrn und Gebieter angesehen habe, eine hübsche Geschichte von einem jungen Dichter und seinem Tintenfaß eingefallen. Ich habe dieses Faß noch gekannt, ein sehr vornehmes Faß, denn erstens hatte es einen Deckel und zweitens wohnte ein Tintengenius darin!"

„Was Teufel!" rief das Sandfaß respektvoll.

„Ja wohl, ein Tintengenius! Höre nur!

Bekanntlich sind Sonntagskinder besser daran als andere Leute. Sie sind Glückspilze und alles, was ihnen begegnet, verwandelt sich unter ihren Augen und Händen in eitel Freude, Sonnenschein und Gold. Ein echter, rechter Dichter aber ist immer ein Sonntagskind. Und wenn ihn das Geschick noch so sehr hermischuttelt, wenn ihn die Welt für einen unglücklichen, armseligen, bedauernswerten Mann hält, — er ist zu beneiden, denn die sonnige Leuchte seiner Kunst kann ihm nimmer geraubt werden, — er bleibt ein Sonntagskind! —

Ein solches war jener Mensch, dem mein alter, vornehmer Freund gehörte. Der Mensch war noch jung, sehr jung. Mit fröhlichen Augen schaute er hinein in die Welt. In märchenhaftem Frühlingsglanze lag sie vor ihm, und Frühlingsglanz und Märchenduft strömten auch aus seinen Versen, die er in jugendlichem Übermut auf's Papier warf. Und alle möglichen bunten Gestalten umgaukelten ihn, Riesen und Zwerge, Feen und Nixen, Menschen aus vergangenen Tagen in sonderbarer Gewandung, mit den merkwürdigsten Schicksalen und alle forderten sie Gestaltung und poetische Verklärung. Namentlich setzte ihm eine alte, schöne Sage zu, die er irgendwo einmal gehört hatte und deren Spuren er mit großem Eifer nachgegangen war. Er kannte die großartige Gegend, den Schauplatz der Sage, aus eigener Anschauung und konnte sich diese Plätze gar nimmer anders denken,

Digitized by Google

als belebt mit jenen Gestalten, die ihn so sehr beschäftigten. Immer deutlicher wurden diese Gestalten in ihm, immer verlockender winkten sie ihm zu und baten und flehten, daß er sie heraushole aus ihrer Vergessenheit und sie festbanne in seinen Versen.

Und so jung er noch war, sehr jung, — so traute er sich doch die Kraft zu, sein Werk zum glücklichen Ende zu führen und mit feuriger Begeisterung machte er sich an die Arbeit.

Von seinem Großvater her hatte er noch ein altes Tintenfaß, nicht wie ich bin, von Porzellan, sondern von feinstem Metall, oben mit einem Deckel versehen, der mitunter sehr schwer auf und zu ging. Dieses Tintenfaß also füllte er mit neuer Tinte, kaufte sich Papier und Federn und setzte sich eines Abends hin, um zu beginnen. Den Plan seines Werkes hatte er längst im Kopfe fertig, ganze lange Stücke seiner Dichtung wußte er bereits auswendig, — so konnte es ihm ja nicht fehlen.

Als er seine Feder eintauchen wollte, sah er, daß das Tintenfaß geschlossen war, und als er sich anschickte, den Deckel aufzuklappen, gelang ihm dies nicht. Rasch legte er die Feder bei Seite, um mit beiden Händen dem Übel abzuhelfen.

Da sprang der Deckel plötzlich mit einem knallenden Geräusch von selbst auf und — unser Dichter traute seinen Augen kaum, — aus dem Tintenfasse stieg bedächtig ein winzig kleiner, koblichschwarzer Geselle, hüpfte auf den Tisch herab und machte eine Verbeugung.

„Du willst da", begann er, „ein großes Gedicht schreiben, junger Freund? Ich wünsche Dir hierzu alles gute Gedeihen, — vorher möchte ich jedoch noch einiges mit Dir verhandeln. Giebst Du mir das Versprechen, daß Du Dein Werk aus keinem andern Tintenfaß schreiben willst, als aus dem da, in dem ich wohne?"

„Gewiß!" antwortete der junge Mann, der sich kaum von seinem Erstaunen zu erholen vermochte.

„Gut, ich habe also Dein Wort und kenne Dich genug, um zu wissen, daß Du es halten wirst. Nun paß' auf! Mein Tintenfaß wird Dir so lange verschlossen bleiben, als es für Dich gut ist, mit dem Beginn Deiner Arbeit zu warten. Du darfst von Zeit zu Zeit versuchen, ob sich der Deckel noch nicht öffnen läßt. Kannst Du's nicht, dann laß Dich von der Ungeduld nicht übermannen. Findest Du ihn aber eines Tages aufgeklappt, so schreibe fröhlich drauf los, und dann: Glück auf zu Deinem Werke!"

Also sprach der Kleine, machte eine Verbeugung, glug zu seiner schwarzen Behausung und stieg bedächtig in die dunkle Tiefe. Und während er darin verschwand, ertönte aus dem noch geöffneten Tintenfasse sein dünnes Stimmchen:

„Ist er noch jung, so gährt der Wein
Und tobt in seinem Faß.
Und trinkst du ihn, so schafft dir Pein
Unreifes, trübes Naß. —
Doch wartest du, bis sich geklärt,
Was trübe war und schlecht.
Dann wohlgemut das Faß geleert!
Der Trank ist klar und recht!" —

Kaum war das letzte Wort verklungen, als sich der Deckel wiederum mit einem vernehmlichen Knall von selbst schloß.

Zwölf Monde waren seitdem vergangen. Der junge Mann hatte sich ein anderes Tintenfaß gekauft, aus dem er schrieb, was ihm freute und was ihn nicht freute. Was ihn nicht freute, das waren all' die Schreibereien des täglichen Lebens, eines Berufs, der ihn nicht befriedigte, dem er aber doch in treuer Pflichterfüllung seine ganze Kraft widmete. Was ihn freute, das waren die Arbeiten seiner Mußestunden, allerhand kleine Skizzen, Märchen, Lieder, Erzählungen, wie es ihm gerade kam. Drucken ließ er davon nichts, sondern schloß alles sorgfältig in seinen Schreibtisch ein.

Seine Dichtung ward ihm inzwischen immer lieber und lieber und ihre Gestalten wuchsen ihm immer mehr ans Herz. Er arbeitete in Gedanken beständig an dem Werke, änderte, fügte neue Züge hinzu, — aber dem Gebote seines kleinen schwarzen Tintengenius wagte er nicht entgegen zu sein. Mit liebender Sorgfalt hatte er die ganze Zeit über das wunderbare Tintenfaß behandelt. Oft hatte er es sehnlich angeblickt, aber immer war es geschlossen geblieben.

Heute, nachdem ein ganzes Jahr verstrichen war, trieb es ihn von neuem, sein Glück zu versuchen. Aber noch immer war der Deckel niedergeklappt. Da faßte ihn die Ungeduld und hastig griff er mit der Linken nach dem Glase, um mit der Rechten an dem Deckel zu rütteln. Doch plötzlich tönte laut und vernehmlich, genau wie vor Jahresfrist, das Sprüchlein an sein Ohr:

„Ist er noch jung, so gährt der Wein
Und tobt in seinem Faß — — —."

Da setzte er unmutig das Tintenfaß in den tiefsten Winkel seines Spinds, warf alte Bücher und Papiere darüber und drehte den Schlüssel um.

Bald darauf zog er in die Welt hinaus. —

Wiederum einige Jahre waren seitdem vergangen.

Das Leben hatte unsern jungen Freund tüchtig herumgeworfen, er hatte gerungen und geliebt, gearbeitet und gekämpft, Menschen und Schicksale der verschiedensten Art hatte er kennen gelernt, ihm selbst hatte das Schicksal oft genug übel mitgespielt, — jetzt kehrte er heim.

Sein erster Gang, nachdem er sich den Reisestaub von den Füßen geschüttelt, führte ihn auf den Speicher. Dorthin war sein Spind gebracht worden. Schnell öffnete er, räumte die Bücher bei Seite, griff nach seinem Tintenfaß und eilte zurück.

Das Tintenfaß stand weit, weit offen, und aus seinem Innern ertönte eine Stimme:

„Ein Mann ward aus dem Knaben,
Vergangen ist manches Jahr,
Gut' Ding will Weile haben, —
Der Wein ist gut und klar!" — —

Unser Dichter setzte sich hin und stützte sinnend das Haupt. Den Plan seiner Ependichtung hatte er nie aufgegeben, aber wie so anders, so ganz anders als damals, da er beginnen wollte, stand sein Werk jetzt vor seinem geistigen Auge! Wie leblose Puppen kamen ihm seine Gestalten von einst vor, wenn er sie

Digitized by Google

mit denen verglich, die heute vor seinem Blick standen, den Menschen von Fleisch und Blut, die sich rechtschaffen liebten und hassten, die ihren Freudenzauber in der eigenen, leidenschaftdurchwogten Brust mit sich trugen, — und lächelnd machte er einen dicken Strich unter die Erinnerungen aus jenen glücklichen Tagen traumseligen Sinnens und Dichtens.

Am nächsten Tage begann er sein Werk, er schrieb und schrieb, — nach einigen Monden wurde das Buch gedruckt, und bald war des Dichters Name und der seines Erstlingswerkes in aller Leute Munde. Und obwohl das kein Märchen ist, — ich sagte Dir ja: das alte Tintenfaß war mein Freund und es hat sich gewiß Alles so begeben — so muß ich doch hinzufügen, daß das Buch wirklich gekauft, in Deutschland gekauft wurde, ja, daß der Verleger bald mit schmunzelndem Gesicht die Worte „Zehnte Auflage" auf das Titelblatt setzen ließ."

„Ah, wie schön!" sagte das Sandfaß. —

Da that es plötzlich einen lauten Schlag, und ich erwachte. Die Pfeife war mir aus der Hand geglitten und zu Boden gestürzt. Sie war längst ausgegangen. Alles um mich her war still, die Lampe war fast zu Ende gebrannt.

Vor mir lag der große, weiße Bogen. Langsam ließ ich meine Blicke darüber gleiten. Er war zur Hälfte vollgeschrieben.

Da hieß es:

Erster Gesang: Burkard, der Klosterschüler, Morgenspaziergang im Walde, Marinka und die Zigeunermutter treten auf, u. s. w. Dann kam: Zweiter, dritter, vierter Gesang.

An der Seite aber standen ein paar Verse:

Nun sollt ihr hören ein altes Lied
Von duftenden Schwarzwaldtannen,
Von rauschendem Wasser und Moos und Ried,
Von Mönchen und Klostermannen,
Von fahrendem Volk und heißem Blut,
Von süßer, verbot'ner Minne,
Von scharfen Klingen und wilder Glut. —
Wohlan denn, — ich beginne! —

Nachdem ich den Bogen nochmals überflogen, nahm ich ihn geschwind zur Hand, faltete einen großmächtigen Fidibus daraus und steckte mit ihm meinen erloschenen Knaster wieder in Brand.

Das ist Alles. Vielleicht wäre noch was zu sagen, aber ich muß fort in's Kolleg . . .

Rabbia.

O schweigt mit eurer Weisheit mir, ihr Weisen,
Um meine Seele gießt sich glühend Eisen.

Ihr holden Sänger, hört auf zu singen;
Von tausend Hämmern will mein Herz zerspringen.

Ihr wohnt in einer fremden Welt des Lichts,
Ihr frommt in meiner Finsternis mir nichts.

Nichts frommen mir die Psalmen, nichts Homer,
Shakespeare ist tot und Goethe wüst und leer,

Und was Spinoza schwatzt von Gott-Natur
Wie Spott auf meinen Schmerz umgellt mich's nur;

In alle Winkel schleudr' ich ihre Bände
Und mir bleibt nichts als Thränen und kein Ende.

M. Filzer.

Eisenbahnfahrt.

Rauschend pfeift die schwere Dampfmaschine,
Und es rollt die lange Wagenreihe
Leis' erzitternd aus der dunklen Halle.

Lässig lehn' ich in den blauen Kissen,
Durch die off'nen Fenster spielt der Lufthauch,
Und mein Blick durchfliegt die heil're Landschaft,
Die die beiden schlanken Fensterspangen
Wie mit schwarzen, graden Federstrichen
Scharf durchziehen und in Felder teilen.

Grellbesonnte Telegraphenstangen
Blitzen auf und gleiten rasch vorüber.

Jetzt ein seichter Bach, der braun versandet,
Von Hollunderbüschen überwachsen,
Eine Weyr dann, über die er schäumend
Abwärts fällt, — und ruhig fließt er weiter
Unter der geländerlosen Brücke.

Jetzt ein Dorf mit einer alten Kirche,
Und die niedren Häuser sind bedeckt
Schuppengleich von halbzerbrochnen Ziegeln.

Hier am Weg ein kleines Heiligenbildchen,
Üppig wuchert dran der wilde Hopfen,
Und ein Knabe kniet davor und betet
Weinend, — weil die Mutter noch so krank ist,
Oder weil der Lehrer ihn gestraft hat.

Silbergrüne Haferfelder wogen, — —
Jetzt ein kühler, dunkler Kiefernwald,
Und die rötlichgrauen Stämme leuchten
In der milden, warmen Abendsonne.
Dort ein Sumpf — zwei weiße Schmetterlinge
Schweben wiegend langsam drüber hin . . .
Grell besonnte Telegraphenstangen
Blitzen auf und gleiten rasch vorüber,
Und die beiden schlanken Fensterstangen
Schneiden alles scharf und schwarz entzwei.

Und die Räder rollen rhythmisch weiter,
Und ich höre hundert Melodien,
Die sie unter mir in gleichem Takte
Immerwährend, immerwährend singen, —
Und von all den hundert Melodieen

Digitized by Google

Bleibt zuletzt mir eine einzge haften,
Die mir unaufhörlich fort im Ohr klingt —
Jenes ſüße dumme alte Liedel:

„Ach wie iſt's möglich dann,
Daß ich Dich laſſen kann?
Hab Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir . . . .“

Und ich blicke nicht mehr in die Landſchaft,
Andre Bilder ſchweben mir vor Augen,
Und ich denke an den letzten Abend,
Als ich bei Dir ſaß, im Lampenſcheine.
Und wir laukend Dinge uns erzählten,
Unſre kleinen, kindiſchen Geſchichten,
Die uns doch ſo vielen Kummer ſchufen,
Und wie Du ſo lieb mich tröſten wollteſt,
Und ſo ernſthaft ſorgend zu mir ſprachſt,

Und ich Deinen Worten kaum mehr lauſchte,
Weil mir Deiner Stimme Klang ſchon Troſt war . . .

Und die Räder rollen rhythmiſch weiter,
Singen jenes alte ſüße Liedel:

„Ach wie iſt's möglich dann
Daß ich Dich laſſen kann . . . . .“

Draußen iſt die Sonne ſchon verſchwunden,
Stahlhell blüht der lichte, weiße Himmel. —
Wie ein ſchmaler Roſtſtreif zieht dort ferne
Eine Abendwolke langſam hin . . .
Und die beiden ſchlanken Fenſterſpanzen
Sie verſchwimmen mählich in der Nacht.

Schön war's doch bei Dir, am letzten Abend . .

„Hab Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir . . .“

Richard Specht.

Trauer.

Leiſe rinnend aus der Seele
Fließt das dunkle, ſchwere Leid,
Wenn in nächt'ger Einſamkeit
Ich mir ſelbſt nichts mehr verhehle.

Wenn ich weit die Blicke ſpannte
Über meines Lebens Bahn,
Was verſäumt iſt, was gethan
Mit dem rechten Namen nannte

Wie ein Fremder, irren Ganges,
Wandre ich jahrab, jahrauf
Meines eignen Lebens Lauf,
Sklave dunklen Seelendranges.

Wie den Friedhof man beſchreitet,
Drin viel teure Tote ruhn,
Die kein Kuf zu neuem Thun
Weckt, und die man doch beneidet,

Die man grüßt in heißem Sehnen,
Segnend ihres Lebens Pfad,
Ihrer Liebe ſtille Saat,
Jetzt mit Kränzen, jetzt mit Thränen.

O mein Hoffen, o mein Lieben,
Heilge Tote meiner Bruſt,
Ach, mir iſt in Schmerz und Luſt
Kuch die Thräne nicht geblieben,

Nur mein Lied als Trauerboten
Hab ich noch, das unerſchlafft
Webt aus letzter Lebenskraft
Sterbekleider meinen Toten.

P. Drieſe.

Zu Hauſe.

Heut da, dort morgen die Lagerſtatt —
Er hatte das Wirtshausleben ſatt.

Nicht länger mocht er hauſen allein,
Er dachte deshalb, ein Weib zu frei'n.

Die Frau iſt des Hauſes Stolz und Zier,
Sie ſchwatzt franzöſiſch und ſpielt Klavier.

Jetzt endlich beſaß er ein reizendes Heim
Und träumte von lauter Honigſeim.

War die Supp' auch verſalzen, er aß ſie doch,
Doch kränkte ihn ſehr im Strumpf das Loch.

Und ſprach er ein Wort, ſo ging's ihm ſchlecht,
Denn allezeit iſt die Frau im Recht.

Er fühlte ſich bald zu ſeinem Graus
Am wenigſten daheim zu Haus.

In's Wirtshaus zog's ihn wieder zurück,
Beim Glas vergaß er ſein häusliches Glück.

Und kam er bezecht nach Haus vom Wein,
Nicht donnerl' es nur, es ſchlug auch ein.

Erſt, als man ihn trug auf den Kirchhof hinaus,
Da war der arme Mann zu Haus.

Armin Werherr.

Digitized by Google

Bauernfeld im März 1848.

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

Die folgenden Einzelnheiten stammen aus Bauernfelds Munde; sie betreffen eine merkwürdige Episode im Leben des Dichters und scheinen mir wichtig genug, um veröffentlicht zu werden. Ich glaube dadurch auch nicht den Absichten des Dichters entgegenzuhandeln, da er selbst zur Veröffentlichung entschlossen war und sie nur durch einen Zufall unterließ.

Bauernfeld hat seinen Anteil an der März-Revolution von 1848 nie eingehend geschildert; auch seine Skizze: „Die Märztage“ (in der Sammlung „Aus Alt- und Neu-Wien“) macht den Eindruck des Fragmentarischen. Ich machte ihn einmal, im April 1886, bei einem gemeinsamen Spaziergang darauf aufmerksam.

„Ja freilich!“ gab er zu, „und mir scheint, das Merkwürdigste ist gar nicht drin!“

„Dann schreiben Sie es doch!“

„Ich sollt's ja thun!“ war seine Antwort, „aber jetzt wird drüber schon so viel gedruckt, daß es den Leuten zum Hals herauswächst.“

Ich wandte ein, es sei doch die denkwürdigste Zeit unserer neuesten Geschichte und es komme darauf an, was man zu erzählen habe.

Da rief er: „Ich weiß aber nicht mehr genau, was ich schon erzählt hab' und was noch nicht.“

Dem konnte abgeholfen werden, da wir ohnehin auf dem Weg zu mir waren; daheim holte ich „Aus Alt- und Neu-Wien“ aus dem Schrank und las ihm die kleine Skizze vor. Er unterbrach mich fast bei jedem Absatz und gab neue Details, wie sich denn sein Gedächtnis überhaupt, wenn es erst für eine Sache geweckt war, stets als geradezu phänomenal erwies. Vieles darunter war so merkwürdig, daß ich ausrief: „Aber das müssen Sie schreiben, es ist Pflicht!“

Er lehnte ab: „So thun Sie's, wenn ich einmal tot bin!“

Ich nahme dies Vermächtnis nicht an, erwiderte ich scherzend, das müsse er selbst besorgen.

„Dann bleibt's ungeschrieben!“ sagte er. „Ich mag's nicht thun; die Leut' sollen nicht sagen: Jetzt kommt auch noch der Bauernfeld mit *seinem* März!“ Damit schieden wir. Ich notierte mir das Wichtigste, hoffte ihn aber doch noch umzustimmen, wenn ich mir nur die rechte Mühe gab.

Es war aber nicht nötig. Einige Tage später trat er bei mir ein: „Gut, ich thu's. Und weil Sie mich dazu gebracht haben, für die „Neue Illustrierte Zeitung.““ (Ich redigierte damals dieses Blatt.) Wir kamen überein, daß er mir den Aufsatz für den März nächsten Jahres (1887) schreiben sollte. Da ich jedoch bereits im Herbst 1886 von der Redaktion dieses Blattes zurücktrat, so blieb die Skizze ungeschrieben. Zwar erinnerte ich ihn an seinen Vorsatz und betonte, daß jedes Wiener Blatt den Aufsatz mit Vergnügen bringen würde, doch war's zum 13. März zu spät und er meinte: „An *dem* Datum ließen sich's noch die Leut' gefallen, aber sonst nicht!“ Im nächsten Jahr aber werde er's thun.

Er ist doch nicht dazu gekommen, gewiß nur, weil er's vergaß, denn er hat nie etwas versprochen, was er nicht halten wollte. Unter diesen Umständen glaube ich jene Notizen mitteilen zu dürfen. Ich denke, ihr Inhalt ist interessant genug, daß sich's „die Leut'“ auch an einem andern Datum gefallen lassen werden.

In „Alt- und Neu-Wien“ berichtet Bauernfeld, wie er sich um die Mittagsstunde des 15. März, von Auersperg-Grün begleitet, nach der Hofburg begeben habe, um die Erlassung einer Konstitution zu befürworten; seine Beweggründe seien die Besorgnis gewesen, daß die Ungarn (das Eintreffen einer Deputation unter Kossuths Führung wurde stündlich erwartet) sonst die Deutschen ins Schlepptau nehmen würden, vor Allem aber die Überzeugung, daß keine Stunde länger gezögert werden dürfe, wenn der Ausbruch einer blutigen Revolution verhindert bleiben solle.

„Mein Aussehen,“ erzählt er dort, „mochte nicht eben einladend erscheinen. Ich hatte mehrere Nächte nicht geschlafen, war unrasiert, trug über dem Leibrock eine Art grauer Blouse, dazu schmutzige Stiefel, einen Stock und meinen Proletarierhut — durchaus keine Audienz-Toilette! — Die Antichambre war überaus artig, ließ sich in Gespräche mit uns ein. Nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, sprang ich gleich medias in res. Ich schilderte die allgemeine Auflösung, sprach von Freiheit und Menschenrechten, hieb wohl in der Fieberhitze hie und da über die Schnur.“

Dazu bemerkte er mündlich:

„Richtiger sollte es heißen: ‚Die Antichambre *wurde* allmählich artig‘ ... Es war eine sehr merkwürdige Szene. Als wir eintraten, richteten sich Aller Augen auf uns, erstaunt oder zornig, ein General stieß halblaut hervor: ‚Da kommen sie schon‘ ... und griff an seinen Säbel. Wahrscheinlich glaubte er, daß wir die Führer eines eingedrungenen Haufens seien. Ich schritt auf einen anderen General zu, der uns zunächst stand, und sagte:

‚Ich heiße Bauernfeld, der da ist der Auersperg, wo ist der Franz Karl?‘

‚Seine Kaiserliche Hoheit?‘ wies mich der Mann scharf zurecht.

Digitized by Google

Darauf ich: ‚Ich nehm's ihm nicht. Aber jetzt haben wir keine Zeit zu langen Titulaturen. Wo ist er?'

‚Was wünschen Sie von ihm?'

‚Eine Konstitution, sonst ist alles verloren!'

‚In solchen Geschäften müssen Sie sich an Seine Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Ludwig wenden.'

‚Fällt mir nicht ein! Mit dem alten Reaktionär ist nicht zu reden! Den Franz Karl geht's auch zunächst an. Es handelt sich um die Zukunft seines Sohnes. In einer Stunde haben wir da unten die Anarchie.'

Darauf trat der Graf Ottokar Czernin auf mich zu und fragte, was es unten gebe. Ich erzählte von der Volksstimmung, das Gespräch wurde friedlich.“

Sein Gespräch mit dem endlich erschienenen Erzherzog Franz Karl, das sich im Buche nur sehr kurz angedeutet findet, schilderte Bauernfeld mündlich etwa wie folgt:

„Ich trete auf den Erzherzog zu und sage:

‚Es ist keine Minute Zeit zu verlieren. Sie müssen sofort eine Konstitution erwirken.'

Der Erzherzog: ‚Sie sind der Bauernfeld? Es freut mich, daß sich so ordentliche Leut' der Sach' annehmen.'

Ich: ‚Da haben S' recht! Sonst thun's die unordentlichen.'

Der Erzherzog: ‚No ja! Also eine Konstitution? Sonst nix?'

Ich glaube, daß er mich „frozzeln“ will und sage: ‚Schaun S' hinunter — jetzt ist keine Zeit zum Spaßen.'

Der Erzherzog ängstlich-begütigend: ‚Aber ich mein' ja nur: Also nur Konstitution? Nicht auch Preßfreiheit?'

Ich: ‚Natürlich, das versteht sich von selbst. Und Gemeinde-Autonomie und noch Vielerlei!'

Der Erzherzog in derselben Tonart: ‚Aber, Herr von Bauernfeld, von mehr war bisher nicht die Red'! Preßfreiheit hat man gefordert und Konstitution. Jetzt wollen S' uns noch mehr abdrucken! Wenn S' mit dem zufrieden sind, was bisher verlangt worden ist, das hab' ich schon mitgebracht.'

„Mitgebracht?!“ riefen Auersperg und ich jubelnd aus einem Munde.

„Ja, ja!“ erwidert der Prinz eifrig und zieht aus seiner Brusttasche einen Zettel heraus. Darauf stand geschrieben: ‚Ich gebe Preßfreiheit und Konstitution'.

Ich nehme den Zettel und frage: ‚Wer hat das geschrieben?'

Der Erzherzog: ‚Wer? Ich! Natürlich!'

Ich: ‚Gut! Aber es ja keine Unterschrift drunter!'

Der Erzherzog: ‚Ist denn das nötig? Bringen Sie's doch dem Volk, es wird die Leut' etwas beruhigen.'

Ich: ‚Aber es muß doch unterschrieben sein!'

Der Erzherzog: ‚Aber, Herr von Bauernfeld, wie soll denn ich's unterschreiben?! Bin ich der Kaiser?'

Ich: ‚Das ist's ja eben! Der Zettel von Ihnen hat gesetzlich nicht mehr Wert, als wenn der Graf Czernin oder ich ihn geschrieben hätt'.'

Der Erzherzog: ‚Ich bin ja zu Allem bereit! Aber was soll denn ich thun?'

Ich: ‚Zum Kaiser gehn und die Unterschrift erwirken.'

Der Erzherzog steht einen Augenblick zögernd.

Ich rufe: ‚Bei Gott und auf Ehre, es ist keine Zeit zu verlieren! Denken Sie an Ihren Sohn!'

Darauf seufzt er tief auf und sagt: ‚Gut, ich geh' zum Kaiser, warten Sie, bis ich wiederkomm' . . .

Er ging, ich blickte ihm nach, die Thür hinter ihm blieb offen, ebenso die Thür des nächsten Zimmers.

Da erblickte ich den Kaiser Ferdinand. Er ging, nein, taumelte totenbleich im Zimmer auf und nieder und schlug ein Kreuz ums andere. Als sein Bruder bei ihm eintrat, eilte er ihm mit gefalteten Händen entgegen.

Mehr konnte ich nicht sehen, die Thür wurde wieder geschlossen.“

Bauernfeld blieb, wie der Erzherzog gewünscht. Inzwischt kamen die Minister vorbei.

„Es war ja eine üble Situation,“ meinte Bauernfeld lachend. „Daß die Herren blaß aussahen und die Furchtsamen sogar zitterten, war wohl menschlich. Aber so wie damals der Graf Hartig soll überhaupt nie ein Mann aussehen und ginge er zum Hochgericht. Ich glaube wirklich und wahrhaftig, es war ihm im Vorzimmer aus Todesangst was passiert, was sonst nur im Sprichwort vorkommt, und so ging der Mann zum Ministerrat!“

Nebenbei bemerkt war dies derselbe Graf Hartig, der dann in seiner ebenso hochmütigen wie infpiden Schrift: „Genesis der Revolution“, sich über Bauernfeld lustig machte, „den Lustspieldichter, der am 15. März, selber von Seelenangst erfüllt, sich bemüht habe, dem Allerhöchsten Hof Angst einzuflößen.“

Von den sonstigen mündlichen Mitteilungen Bauernfelds, die mir noch im Gedächtnis sind, will ich aus dem Grunde keinen Gebrauch machen, weil sie wohl für seine Anfregung bezeichnend, nicht aber für die Kenntnis jenes in alle Zukunft denkwürdigen Tages von Interesse sind. Bemerken will ich nur, daß er dem eintretenden Palatin Erzherzog Stephan mit den Worten entgegeneilte:

„Endlich ein vernünftiger Mensch, mit dem sich reden läßt!“

In seiner gedruckten Darstellung findet sich der Satz abgeschwächt.

Welch jähes Ende Bauernfelds Anteil an der denkwürdigen Bewegung nahm, ist bekannt; er erkrankte infolge der maßlosen Aufregung an einer Gehirnhautentzündung und mußte sich nach Baden bei Wien zurückziehen. Auch nach seiner Genesung blieb er im Wesentlichen nur noch ein stiller Beobachter der Ereignisse. Er durfte sich sagen, daß trotzdem selten ein Dichter in der Lage gewesen, so wesentlichen Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes zu nehmen, wie er dies an jenem einzigen Tage, dem 15. März, gethan hatte.

Digitized by Google

Ein Brief Chamisso's.

Zu freundlicher Gesinnung für diese Zeitschrift, und um das Material, das sie zur Geschichte des „Musenalmanachs“ von Chamisso und Schwab beigebracht hat, möglichst zu vervollständigen, hat ihr ein Leser derselben den nachstehenden, bisher ungedruckten Brief Adalbert von Chamissos zur Verfügung gestellt. Der Brief bildet gleichsam das Vorwort zu den Mitteilungen, die wir in den letzten Bänden der „Deutschen Dichtung“ zur Geschichte des Almanachs gebracht haben: es ist der erste Brief des nachmaligen Redakteurs an den Verleger Karl Reimer in Sachen des Almanachs, und betrifft seine Beiträge für den ersten Jahrgang, der bekanntlich von Prof. Amadeus Wendt redigiert wurde.

Der Brief lautet:

Berehrter Herr und alter Freund!

Ich wünsche Ihnen sowohl als dem H. Prof. Wendt Glück zu Ihrem Musenalmanach, und will daran nicht zweifeln, daß diesem ersten erfreulichen Jahrgange viele andere nachfolgen werden. Ich meinerseits verspreche Ihnen gerne, das Beste, was ich dichten werde, falls ich nicht ganz verstumme, für Sie zurück zu legen, und bitte Sie, mich bei Zeiten zu benachrichtigen, und mir die längst mögliche Frist zu gönnen, um was etwa noch reifen möchte, nicht auszuschließen. — So war in diesem Jahre, mein bestes Gedicht: Salas y. Gomez noch im Entstehen, als ich gemahnt wurde, und ich war froh daß es noch nachträglich aufgenommen werden konnte. — Zu mehrerem kann ich mich nicht verpflichten. Ich kann und will mich zum dichten nicht zwingen. — Einiges liegt noch in meinem Pulte, aber nur karge Waare, und nichts, was mich selbst ganz befriedigte. Ich bin jetzt nicht bei Stimme.

Ich bitte Sie, den Herrn Professor Wendt herzlich von mir zu grüßen und zu danken, und einen alten Freund in gutem Angedenken zu behalten, der Ihnen noch gern seine besten Geschichten erzählen will.

Mit Hochachtung

ganz der Ihrige

D. Ad. v. Chamisso.

30. April 1829.

Das Schreiben würde an dieser Stelle wohl auch sonst mit Rücksicht auf die vorausgegangenen Mitteilungen über Chamissos Anteil am Musen-Almanach den Druck verdienen; es erscheint aber auch an sich beachtenswert, weil es Chamissos Ansicht darüber enthält, welches seiner Gedichte seiner Auffassung nach sein bestes ist. Es liegt hier der nicht eben häufige Fall vor, daß die Kritik zu demselben Ergebnis gelangt ist, wie die Selbstkritik des Autors.

Die besten Bücher.

Ein sehr hervorragender Mitarbeiter schrieb dem Herausgeber dieser Zeitschrift vor einigen Wochen:

„Die Deutschen kaufen wenig Bücher und dann selten die besten. An einem unparteiischen, gewissenhaften Wegweiser durch die neueste Litteratur fehlt es ganz und gar, aber auch bezüglich der neueren schöpft der Bücherkäufer seine Information nicht immer aus den besten Quellen. Dieser Gedanke war es ja auch, der vor Jahren zu der, von einem deutschen Verleger nach englischem Muster gestellten Rundfrage nach den „hundert besten Büchern“ Veranlassung gab. Diese Rundfrage blieb so gut wie ohne Erfolg, von ernsthaften Leuten beantworteten sie sehr wenige. Ich meine, daß dies doch nur zufällige Gründe hatte. Erstens war die Fixierung der Zahl hundert thöricht und unsachlich, zweitens witterte man hinter dem Unternehmen eine rein geschäftliche Spekulation und wahrlich nicht mit Unrecht, da sich das Ganze als der Versuch entpuppte, einen neuen Weihnachts-Katalog ohne viel Kosten — die Reklame sollten eben die Verfasser der Gutachten durch ihren Namen besorgen — einzuführen. Aber ließe sich derlei nicht auf solider Grundlage schaffen und raten Sie zu einem Versuch?“

Der Herausgeber der „Deutschen Dichtung“ glaubt diese Anfrage verneinend beantworten zu müssen und zwar zunächst aus denselben Gründen, aus denen er vor Jahren der Anregung jenes Verlegers nicht stattgegeben hatte. Es geschah dies in einem Schreiben, aus dem hier die Hauptstellen folgen mögen:

„Die Beweggründe Ihres Unternehmens sind der wärmsten Zustimmung Aller sicher; in der That sind wir nun auch in Deutschland täglich mehr von der Gefahr bedroht, daß die Zeitung das Buch, das sachliche Studium das allgemeine Bildungsstreben tot-schlage. Aber ob das Mittel, welches Sie schaffen wollen, dem edlen Zweck ausgiebige Hilfe zu leisten vermag, muß ich leider aus mehr als einem Grunde bezweifeln. Haben doch jene Übelstände, welche Sie mit Recht beklagen, nicht darin ihren Grund, daß es an Wegweisern für gute Lektüre fehlt, sondern in ganz anderen Umständen, deren Aufzählung ich mir um so mehr ersparen kann, als sicherlich kein Leser, dem diese Zeilen vor Augen kommen, für die Schäden unserer Zeit blind ist.

Angenommen aber, daß es eines solchen Wegweisers bedürfte, so könnte er doch meiner Überzeugung gemäß nicht auf dem von Ihnen versuchten Wege geschaffen werden, weil sich die Frage, ob ein Buch gut und empfehlenswert ist, in den wenigsten Fällen für alle Bildungsschichten gleichmäßig beantworten läßt. Lassen Sie mich aus den Tausenden von Beispielen zwei herausgreifen. Es erschiene mir eine Lächerlichkeit, Ihre Liste anzufüllen, ohne die Werke des Aristophanes darauf zu setzen; aber dächte ich daran, daß etwa ein deutscher Handwerker durch die Wiederkehr dieses Namens in sehr vielen und darunter auch in meiner Liste bewogen werden könnte, sich die Werke anzuschaffen, so unterließe ich dies sicherlich, weil einem Leser dieser Bildungsschichte ganz Anderes not thut. Ihm würde ich z. B. Zschokkes „Goldmacherdorf“ nicht warm genug empfehlen, aber könnte ich deshalb dies Buch mit gutem Gewissen der Liste der besten mir bekannt gewordenen Bücher der Weltlitteratur einfügen?!

Daß es unmöglich ist, nach dem englischen Muster eine Liste der hundert besten Bücher anzufertigen, d. h. daß das Ergebnis einer solchen Bemühung wahrlich in keiner Weise beachtenswert wäre, liegt so sehr auf

Digitized by Google

der Hand und ist bereits so vielfach betont worden, daß ich darüber nicht weiter sprechen will. Aber auch jede andere Liste, die nicht in die kuriosen Schranken einer bestimmten Zahl eingepreßt ist, erscheine mir in so lange wertlos, als die eingeforderte Antwort für alle und nicht für einzelne Bildungsschichten gültig sein soll. So bliebe denn noch jener Ausweg, den Ihr gefälliges Begleitschreiben andeutet: ein Verzeichnis solcher Bücher zu geben, welche auf die geistige Entwickelung jedes einzelnen Beitragenden besonderen Einfluß ausgeübt haben. Aber auch dagegen spricht das Bedenken, wie gering der Dienst wäre, welcher dadurch der Allgemeinheit und namentlich den von Ihnen verfolgten Zwecken erwiesen würde; eine bloße Bücherliste wäre in den meisten Fällen ganz unverständlich.

Lebte z. B. Friedrich Hebbel noch, so würde er Ihnen als jene Werke, welche bis zur Zeit, da er seine ersten dichterischen Versuche begann, den größten Einfluß auf ihn geübt, bezeichnen müssen: den „Brandenburgischen Kinderfreund", Lichtwer's Fabeln, ein Kräuter-Buch, Schillers Gedichte und die „Asiatische Banise." Was wäre damit ohne Erläuterung anzufangen? Angenommen aber, daß Ihnen der Dichter diese Erläuterung etwa in der Form eines biographischen Essay gegeben hätte, welche Bedeutung hätte diese nur aus ganz eigentümlichen Lebensverhältnissen erklärliche Liste für jeden Andern?!

Der Fall aber, daß Sie eine sehr sonderbare, aus durchaus nicht allgemein empfehlenswerten Büchern bestehende Liste erhielten, stünde voraussichtlich nicht vereinzelt, er wäre vielleicht sogar die Regel, sofern nur die Antworten bei der vollen Wahrheit blieben. So z. B. müßte ich meine Liste mit Gustav Nieritz „Trompeter von Dresden" und einigen Lustspielen von Lohelne eröffnen. Das erklärt sich lediglich aus den Verhältnissen, unter welchen ich meine Kindheit verbrachte. Die Bibel z. B. lernte ich sehr früh kennen, aber da sie einerseits dazu diente, mich in die Kenntnis des Hebräischen einzuführen und ich andrerseits in einer von Dominikanern geleiteten Klosterschule gleichzeitig den Inhalt der Bibel in ganz anderer Auffassung, als sie mir mein jüdischer Lehrer des Hebräischen vermittelte, mitgeteilt erhielt, so übte sie thatsächlich auch nicht den geringsten Einfluß auf meine Phantasie und ihre Bedeutung ging mir erst voll auf, als ich sie als zwanzigjähriger Student las. In ähnlicher Weise lernte ich Schiller, von dem ich bereits als achtjähriger Knabe wohl ein Dutzend Gedichte auswendig kannte, erst nach einer langen Reihe von Jahren recht schätzen; seine Gedichte dienten nämlich in meiner Kinderzeit als Grundlage für meinen Unterricht im Deutschen, und die Pein, sie grammatikalisch zergliedern und auswendig lernen zu müssen, war so groß, daß mir darüber der Inhalt völlig verloren ging. Ein anderes Buch, dessen Einfluß auf die kindliche Phantasie sonst ein unermeßlicher zu sein pflegt, ging mir aus demselben Grunde völlig verloren: eine französische Bearbeitung des Don Quixote war mein erstes Übungsbuch im Französischen. Jene beiden sehr mittelmäßigen Bücher aber, die ich oben genannt habe, waren eben meine einzige freie Lektüre und übten nur darum großen Eindruck auf mich. Kann dies aber, frage ich, oder kann die Fortsetzung dieser Liste bis in meine Mannesjahre für irgend jemand förderlich sein? Sie sehen, es sind triftige Gründe, um derentwillen ich Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen vermag."

Diese Antwort, war beigefügt, würde jedenfalls auch für jeden anderen Versuch gelten.

Hierauf erwiderte der Herr Verfasser der eingangs mitgeteilten Zuschrift:

„Ich bin und bleibe anderer Ansicht. Keine bestimmte Zahl, keine Hervorhebung der blos für den Einzelnen wichtigen Bücher, sondern Aufzählung dessen, was jedem einzelnen von uns aus der neuesten Litteratur, etwa seit 1870, der Empfehlung würdig erscheint — ich meine, das gäbe doch ein gutes und lebensfähiges Buch. Denn was Sie im Eingang Ihrer Zuschrift über die guten Wegweiser sagen, ist mir nicht verständlich. Die Litteraturgeschichten, die bis auf die neueste Zeit reichen, sind zumeist traurige Machtwerke. Im Übrigen mache ich Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Drucken Sie unseren Briefwechsel in Ihrer Zeitschrift ab; die „Deutsche Dichtung" wird ja von unseren hervorragenden Dichtern und Litterarhistorikern regelmäßig gelesen. Vielleicht fühlt sich dieser und jener veranlaßt, mir seine Ansicht durch Ihre Vermittlung zukommen zu lassen."

Dem Wunsche unseres verehrten Mitarbeiters haben wir hiermit entsprochen. Seiner zweiten Zuschrift sei nur eine Bemerkung entgegengesetzt: „zumeist traurige Machtware" möge die von ihm charakterisierten Bücher allerdings sein, aber doch wohl nicht alle. Im übrigen bleibt unsere Meinung unerschüttert.

Aus der Mittelregion.

In Süddeutschland pflegt man von einem Mädchen, dessen Anblick weder Entzücken noch Abscheu erregt, sondern das nur eben still in der Menge steht und in der Menge verschwindet, zu sagen, es sei „vor ach und pfui bewahrt", nämlich vor dem „Ach wie schön!" und dem „Pfui wie häßlich!" Dasselbe gilt von den lyrischen Sammlungen, die ich heute anzuzeigen habe.

Leopold von Schroeder ist ein Balte, Professor des Sanskrit an der Universität Dorpat; heute, wo aus dem alten deutschen „Dorpat" ein allerjüngstes russisches „Jurjew" geworden ist, muß es vielleicht heißen, daß er es war: ich weiß es nicht genau. Angenommen, daß auch ihn dies Schicksal getroffen hat, so sind doch seine „Gedichte" (Berlin, A. Deubner) keinesfalls daran schuldig, denn sie enthalten auch nicht eine einzige Andeutung von dem, was man in den Versen eines deutsch-russischen Lyrikers unserer Tage zunächst suchen würde, ein Wort der Klage über den politischen Druck, der auf dem kleinen tapferen Stamme lastet. Auch sonst entströmt der Sammlung nur ein geringer Erdgeruch. Eine Abteilung „Nordische Bilder" bringt einige Landschaftsskizzen und Sagen aus Estland; sie ist zugleich die beste im Buche. Im Übrigen ist Schroeders Lyrik, so verschiedene Tonarten sie anschlägt, doch nirgendwo farbig und kraftvoll, geschweige denn gar originell. Wo Schroeder das Allerschwerste versuchen will, das Lied im Volkston, gerät er in die stimmungslose Nüchternheit oder gar in die Trivialität. Wenn ich zur Probe das Lied „S'ist Alles hin" (S. 191) citiere, so thue ich ihm damit wahrlich kein Unrecht; durch die Mitteilung anderer wäre ihm noch schlechter gedient:

„O unerfülltes Sehnen,
O dunkles Thal der Thränen,
In dem ich wandern muß!
Mein Engel schwebt hernieder
Mit seligem Friedenskuß —
S'ist Alles hin!"

Um der „Nordischen Bilder" willen, die höher stehen, als denen sich aber mit Rücksicht auf den Raum keine Probe geben läßt, habe ich Schroeder dieser Gruppe zugeteilt. Seine Lyrik an sich würde ihn an eine geringere binden.

„Gar mancher glaubt ein Dichter zu sein
Und kann nur ein wenig reimen;
Das würde noch lange kein Tischler sein,
Der nur verstände zu leimen."

bemerkt Emanuel Geibel, der Verfasser der

Digitized by Google

„Weinsprossen“, Lieder und Sprüche (Breslau, E. Morgenstern) sehr richtig, und man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn nur als „Tischler“ gelten lassen wollte, aber „gelernt“ ist doch sehr Vieles in der Sammlung, gewiß reichlich über die Hälfte. Das kommt daher, weil die Enge des Stoffkreises — das Buch besteht vornehmlich aus Weinliedern — und die Kraft der Begabung nicht im rechten Verhältnis stehen. Was Gurlitt aus seinem Talent heraus dem Stoff abgewinnen konnte, war bald gesagt, das Übrige ist nur eben stetige und darum auf die Dauer ermüdende Paraphrase derselben Weisheit, daß Trinken fröhlich macht, Liebe und Wein wohl zu einander passen u. s. w. Die Tonart ist eine harmlos lustige, als Probe sei „Das Wunder“ (S. 12) citiert:

„Daß Rotwein meine Nase malt
Mit tiefen Purpurtönen,
Daß sie wie Abendsonne strahlt,
Ein Urbild alles Schönen,
Das ist begreiflich; doch daß Wein,
Kaum sichtbar in dem Glase,
Mit seinem blassen Sonnenschein
Färbt purpurn meine Nase, —
Das ist ein Wunder, hoch und hehr!
Wo nimmt er wohl die Farbe her?“

Aber dieselbe Thatsache, daß der Trinker eine rote Nase bekommt, wird uns dann noch einige Dutzend Mal vorgeführt, was nicht eben von gutem Geschmack zeugt, und die Form ist oft unerlaubt nachlässig und trivial, so in dem Gedicht „Das Berauschen“, das mit den klassischen Versen schließt:

„Warum soll ich denn nicht im selig'en Blauschen
Mit deutschem Weine geistig mich berauschen?“

Viel höher als Schrader und Gurlitt steht F. G. Adolf Weiß, der Verfasser der „Lieder und Fanfaren“ (Verlags-Magazin J. Schabelitz, Zürich). Das gilt zunächst von der Form, über die er mit vollendeter Sicherheit gebietet, etwas weniger schon vom Inhalt. Um diesen zu charakterisieren, setze ich jenes Gedicht des Buches her, das vielleicht das beste ist: „Ein Blütenmorgen“ (S. 16).

„Als wär's ein Schöpfungsmorgen, so waren sie aufgewacht,
Aus tiefem Schlafe die Knospen, die Blüten über Nacht.
An den duftenden Wimpern hingen die Freudenthränen schwer,
In Psalmen ohne Worte rauschte der Frühwind her.
Wir schwiegen voller Andacht und gingen Hand in Hand,
Die Blicke flogen zum rosig aufloderden Wolkenbrand.
Und als der Wind überstreute mit Blüten der Liebsten Haar,
Da träumt' ich, wir wären das erste, selige Menschenpaar.
O holder Traum, umspinne mit Deinem gold'nen Glanz,
Mit Deinem reinen Wesen mein graues Denken ganz!
Die Lippen baben geflüstert dies thörichte Gebet,
Und über das Antlitz der Liebsten des Lenzes Leuchten geht.
Da stand am Blütenpfade plötzlich das Bild der Not,
Ein bettelnd Kind, in den Wangen den Hunger und den Tod.
Die Liebste weinte, die Schmerzen, die alten, stiegen empor.
Und wieder standen wir traurig draußen vor Edens Thor.“

Wie man sieht, ein hübsches Gedicht, an dem aber doch eines den Eindruck stört, der Mangel an dichterischer Kraft der Sprache, den die vielen eingewobenen poetischen Redensarten gewiß nicht ersetzen, sondern im Gegenteil doppelt fühlbar machen. Auch Weiß ist trotz seiner glänzenden Form und obwohl es ihm weder an Gemüt noch an Gedanken fehlt, nur eben ein Mann der Mittelregion, weil er immer wieder in die Phrase verfällt, von der kaum eines der Gedichte frei bleibt. Das stört zumeist in den Liedern, während wir die poetische Phrase in den „Fanfaren“ schon deshalb geduldiger hinnehmen wollen, weil wir derlei in der sozialen und politischen Tendenzlyrik leider Gottes gewöhnt sind. Notwendig freilich ist's auch da nicht und ein wirklicher, echter Poet macht's eben anders als Weiß. Über den Inhalt seiner Zeitgedichte soll mit ihm nicht gehadert sein, wohl aber über die schwülstigen Phrasen, von denen die meisten triefen. Am besten hat mir noch unter den Zeitgedichten ein unpolitisches gefallen, die „Totenklage“ zum Gedächtnis Scheffels (S. 36), die mit dem schönen Gleichnis beginnt:

„Wenn am Himmel ein freundliches Sternelein
Erloschen, wer kann es uns sagen,
Wer kann es uns klagen?
Noch flutet ja grüßend der zitternde Schein
Wie ein wandelnder Traum
Des Lichts durch den Raum.“

So klingt das Lied des Dichters fort, auch nachdem er die Augen geschlossen:

„Weil es klang, wie der Hornruf in Waldespracht,
Wie Quellengerieſel so labend,
Wie Läuten am Abend,
Wie der Burschen Lied in der Sommernacht,
Wie der Becher Klang,
Wie des Windes Gesang.“

Eine schwere Aufgabe hat sich Franz Nikolaus Finck in seinem episch-lyrischen Gedicht „Weltfremdweltfreund“ (Leipzig E. G. Naumann) gestellt. Er will die Philosophie Nietzsches in poetischer Form darstellen, was nun freilich schon deshalb nicht notwendig erscheint, weil auch Nietzsche für die Verkündigung seiner Weltanschauung poetische Formen gesucht und gefunden hat. Indes ist das Streben des Dichters immerhin anzuerkennen, auch darf ihm zugestanden werden, daß er sich ehrlich bemüht hat, für die Gedanken, die er darzustellen unternommen, eine poetische Form zu finden. Gelungen ist ihm dies freilich nicht, weil dazu weder seine Kraft noch seine Formgewandtheit ausgereicht haben. Immer wieder versinkt er in die Phrase oder wird schwülstig, oder es ist Beides zugleich der Fall. Als Probe sei hier eine Stelle citiert:

„Zu wem ich bete?
Du fragst so zaudernd,
Als durchwehte,
Der Antwort schauderd,
Ein Hauch gewitterschwerer Schwüle
Das Echo zweifelnder Gefühle.

Wer darf es wagen,
Was Menschenhoffen
Schwer getroffen,
Anzuklagen?
Wer darf Verhängnis
Mißverstehn,
In Seelenbedrängnis
Sünde sehn?“

Besseres ließe sich kaum auffinden. Wenn wir Finck gleichwohl nicht in die Hölle zu verweisen ist, wo die Dilettanten unter Heulen und Zähneklappern ihre jammervollen Verse skandieren, sondern in diesen Fegefeuer, so gieht dabei eben sein Streben, ein bedeutendes Problem durchzuführen den Ausschlag. Sein Held verwirklicht Nietzsches Ausspruch: „Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden. Aber daß der Schaffende sei, dazu selber thut Leid not und viel Verwandelung.“ Er ringt sich aus der Weltfremdheit zur Weltfreudigkeit, zur Liebe, zum Leben empor.

Mehr Gutes ist von Julius Gesellhofen zu sagen, von dem mir ein Bändchen „Poesien aus dem modernen Leben“ unter dem Titel „Am Webstuhl der Zeit“ (Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge)

Digitized by Google

vorliegt. Er hat entschieden Beobachtungsgabe genug, das Leben zu sehen, wie es ist, auch Empfindung genug, um seine Stoffe warm und schwungvoll heraus zu greifen und zu gestalten, und einige Schilderungen bewolfsen sogar, daß es ihm an poetischer Kraft nicht fehlt, nur hat er sich eben verpflichtet gefühlt, auch alle Unarten seiner — der allerneuesten — Schule nachzuahmen, kommt aus dem Häßlichen kaum heraus und hält es für ein Verdienst, eine sonst gute und anschauliche Schilderung durch absichtlich eingewobene nüchterne Wendungen zu entstellen. Als Probe sei hier aus einem der besten Gedichte des Bändchens „Nirwana", die Schilderung der Prager Altstadt mitgeteilt:

„Es war zu Prag, der alten Wenzelsstadt;
Ein heißer Sommertag lag auf den Straßen
Und träge schien der Moldaustrom zu rinnen.
Ich hatte früh mich auf den Weg gemacht.
Doch war zu steil der Pfad mir zum Hradschin
Im Sonnenbrand; und durch der Altstadt Straßen
Hinschlendernd kam ich an das Judenviertel,
Wo in den dichtverwohnten, finstern Gassen
Ein vielgestaltig Leben schwirrt und hastet.
Des Tandelmarktes krauer bunter Kram,
Den aus Palast und Hütte hier das Leben
Zusammensetzt in einen wirren Haufen,
Wo sorgsam ihn die kund'gen Hände sichten,
Und ihn zu neuer Ware umgestalten, —
Der Tandelmarkt zog meinen Blick auf sich,
Er spiegelt treu die große Welt im Kleinen.
Hier hämmert's rüstig, schustert, flickt und schneidert
Und feilscht und markket um die Kupferkreuzer,
Und alles rennt und hastet, schilt und schreit
Und ist geschäftig wie ein Ameisenhaufen.
Daneben flüstert's in den Winkelhörfen,
Und zählt und rechnet mit gespreizten Fingern;
Aus einer Kellerkneipe tönt empor
Ein Gassenhauer zu der Harfe Klingen.
Hier fragt's auf Deutsch, dort flucht's auf Czechisch zornig,
Dort preist's auf Jüdisch seine Waren an,
Und schwirrend mischen sich die Idiome
Zu wüstem Lärm und schwerer Ohrenpein."

Es wäre schade um den Autor, wenn er sich von seinen Unarten nicht frei machen könnte. Auch die rein lyrischen Stücke des Buches legen uns diesen Wunsch nahe.

Ganz anderer Art ist der Deutsch-Russe Hans Schlif, der eben den ersten Band seiner „Gedichte" (St. Petersburg. H. Schmidtdorff.) erscheinen ließ. Dieser erste Band enthält auf 17 Druckbogen eine fast unübersehbare Zahl ganz kleiner lyrischer Gedichte, gegen deren Form nichts zu sagen ist, und die inhaltlich zum Teil auch weder kalt noch warm machen. Als Probe für die besseren unter ihnen sei hier das Lied „Zu Zweien" citiert:

„Lenke Deinen Lebenspfad
Traulich in den meinen;
Wandern Zwei auf einem Pfad,
Kürzer wird er scheinen.

Laß uns unsere Lebenslast
Glaubensvoll vereinen;
Tragen Zwei an einer Last,
Leichter wird sie scheinen."

Das ist weder gut, noch schlecht, freilich eher schlecht, als gut. Ein anderer Teil der Gedichte vermag allerdings dem Kritiker kalt zu machen, ja sogar einen Schauer über den Rücken zu jagen, so wenn Herr Schlif ein Lied mit den schönen Versen beginnt:

„Und hätt' ich tausend Hände
Ich legt sie betend auf Dich —"

Mit dieser einen haarsträubenden Geschmacklosigkeit wollen wir uns genügen lassen. Dennoch gehört auch Schlif hierher. Ein Funke ist in ihm oder vielleicht muß es richtiger heißen, daß er in ihm war: Der Funke ist im Meer seiner trittlosen Schnellproduktion kläglich ertrunken. K. B.

Litterarische Notizen.

— Aus Hartenstein im Erzgebirge (Königreich Sachsen) geht uns folgende Bitte mit dem Wunsche um Veröffentlichung zu: „Zu Hartenstein besteht die Absicht, dem daselbst am 5. Oktober 1609 geborenen und am 3. April 1644 in Hamburg verstorbenen frommen Liederdichter Paul Fleming ein Denkmal zu errichten, wozu bereits ein Fonds von ca. 2000 Mark vorhanden ist. Da dieser Betrag indessen nicht ausreicht, um ein Flemings würdiges Denkmal herstellen zu können, giebt man sich hier der Hoffnung hin, daß auch die deutschen Dichter, Schriftsteller, Pädagogen 2c. dieses Unternehmen nach Kräften unterstützen und fördern helfen werden. Der Ortsausschuß zur Herstellung dieses Denkmals hat nun, damit auch denjenigen Verehrern Flemings, an welche einzeln eine besondere Aufforderung zur Förderung dieses Unternehmens nicht geschickt werden kann, Gelegenheit geboten werde, ihr Interesse an dem Zustandekommen des Denkmals zu bethätigen, sogenannte „Bausteine" à 10 Pf. das Stück — in Heften zu 50 Stück — anfertigen lassen und rechnet hierbei auf die Unterstützung aller berufenen Kreise beim Absatze dieser Bausteine. Die letzteren sind durch den bezeichneten Ortsausschuß, dessen Vorsitzender Herr Bürgermeister Forberg ist, zu beziehen."

— Ein Lyriker von Begabung und feinem Kunstverstand, Reinhold Fuchs, der auch den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder ist, hat die für einen jungen Dichter unserer Tage nicht häufige Freude erlebt, seine Gedichte „Strandgut" (Verlag von Bauch in Gera), die 1890 zuerst erschienen sind, in zweiter Auflage erscheinen zu sehen, und zwar in einem wirklichen Neudruck, nicht etwa — wie dies auf lyrischem Gebiet nachgerade üblich wird — in einer Titel-Auflage. Es ist ein ehrlich verdienter Erfolg; das Buch ist warmer Anerkennung wert. Der Titel mag sich daraus erklären, daß Fuchs eine begeisterte und dabei verständnisvolle Liebe für das Meer hat; das Wogenrauschen der See tönt auch durch den epischen Teil des Buches, im lyrischen vollends hat Fuchs für alle Zauber des Meeres, die Naturbilder an sich wie ihre Wirkung auf das Gemüt so schöne und innige Töne gefunden, daß schon diese Lieder berechtigen, ihn den Berufenen beizuzählen. Am besten haben uns die Sonette gefallen die auch, was Formschönheit und sprachliche Glätte betrifft, nichts zu wünschen übrig lassen. Der Empfindungsstreis des Dichters ist kein allzugroßer; eine Folge davon ist, daß sich bei dem Leser ab und zu ein leises Gefühl der Monotonie einstellt, aber es stört doch kaum. Daß in der Lyrik der Naturlaut, der Ausdruck elementarer Empfindung fehlt, soll gleichfalls nicht verschwiegen sein, aber auch um denjenigen wollen wir den Dichter nicht schelten — „Non omnia possumus omnes" hat der alte Horaz gesagt, und das schöne Wort des Evangeliums: „Zu unsres Vaters Hause sind viele Wohnungen", gilt auch in der Kunst; auch der Reflexionspoet ist uns willkommen, sofern er Gedanken zu bringen weiß, wie Fuchs, und in so guter Form, wie er. Auch die epischen Stücke der Sammlung haben uns wohl gefallen, es ist nicht Alles gleichwertig, aber Vieles sehr gut und von einer großen Kraft der plastischen Darstellung. Dem Buche sind viele Freunde zu gönnen. l. h.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Saar, Ferdinand von. Schloß Kostenitz. Novelle. Heidelberg. Georg Weiß. 1893.

Arminius, Wilhelm. Um den Wildsee. Schwarzwaldnovelle in Versen. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1893.

Emants, Marcellus. Götterdämmerung. Ein Gedicht. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von P. A. Schwippert. Haarlem. De Erven F. Bohn. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg 1892.

Richter, E. P. Verzeichnis der Bibliotheken mit gegen 50,000 und mehr Bänden. II. Leipzig. G. Hedeler. o. J.

Westarp, Adolf, Graf. Der Verfall der deutschen Bühnen. Ein Mahnwort an Alle, die es angeht. Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.

Schadek, Moritz. In der Muttersprach'. Gedichte in nieder-österreichischer Mundart. Wien. Carl Konegen. 1893.

Kralik, Richard. Sprüche und Gesänge. Wien. Karl Konegen. 1893.

Bierbaum, Otto Julius. Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. München. Dr. E. Albert & Co.

Girard, Albert. Pierrot Lunaire. Deutsch von Otto Heinrich Hartleben. Berlin. Verlag deutscher Phantasien. 1893.

Wels, Alfred. Schlaglichter. Aphorismen und Epigramme. Berlin. H. Fried & Cie. 1893.

Tolstoj, Leo, N. Gesammelte Werke. Krieg und Frieden. III. IV. Teil. Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.

Stöber, Adolf. Gedichte. Zweite Auflage. J. H. Ed. Heitz. 1893.

Politscher, Philipp. Carols Weltreise. Ein Märchen. Mit zahlreichen Illustrationen und 8 Farbdruckbildern. Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut. o. J.

Schanz, Frida. Bierblätter. Zweihundert Sprüchsprophen. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1893.

Storm, Theodor. Vor Zeiten. Novellen. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Frenzel, Karl. Frauenrecht. Novelle. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Schubin, Ossip. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." Novellen. Dritte Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Hopfen, Hans. Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892

Weissenfels, M. Golgatha. Eine moderne Höllenfahrt. Zürich. J. Schabelitz. 1893.

Emden, Baron Ludwig von. Heinrich Heines Familienleben. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode, und 4 Bildern. Hamburg. Hoffmann & Campe. 1892.

Keller, Gottfried. Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.

Dinklage, Emmy von. Gedichte. Mit Porträt. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1893.

Hörmann, Angelica von. Neue Gedichte. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.

Mistral, Frederi. Mirèio. Provençalische Dichtung. Deutsch von August Bertuch, mit einer Einleitung von Eduard Böhmer. Straßburg. Karl J. Trübner. 1893.

Ebner-Eschenbach, Marie von. Gesammelte Schriften. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Mein Theater-Album. Gedenkbuch an meine Opernbesuche. Leipzig. J. J. Weber. o. J.

Sutermeister, Otto. Lebensfrüchte. (Der „pädagogischen Distichen" dritte, bedeutend vermehrte Auflage.) Bern. W. Kaiser. o. J.

Janitschek, Maria. Gesammelte Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart. Berlin. Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. o. J.

Olfers, Hedwig v., geb. v. Staegemann. Gedichte. Nebst Nachrufen von Hermann Grimm, Erich Schmidt und Ernst v. Wildenbruch. Mit dem Bildnis. Berlin. Wilhelm Hertz. 1892.

Fritz, S. Zu Thal. Gedichte. (Dritte Sammlung.) Leipzig. Carl Reißner. 1893.

Berding, Götz. Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. Studie über Eingang, Aufnahme und Aufführung der dramatischen Produktion an Provinzialbühnen und Zentren. Mit einer statistischen Übersicht. Berlin. Richard Heinrich. 1892.

Sommert, Hans. Grundzüge der deutschen Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. Vierte, durchgesehene Auflage. Wien. Bermann und Altmann. 1893.

Westermann, Albert. Der Junker aus dem Laufen. Ein Lied vom Rheinfall. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1892.

Stern, Dr. Adolf. Katechismus der Allgemeinen Litteraturgeschichte. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. J. J. Weber. 1892.

Villamaria. „Überall dasselbe." Novellen. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Meinhardt, Adalbert. Das blaue Buch. Märchen und Skizzen. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Omptеda, Georg Freiherr von. (Georg Egestorff.) Drohnen. Moderner Roman. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Merkens, Heinrich. Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Schmitz, August. Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwickelung der Menschheit. Leipzig. J. G. Findel. 1892.

Oswald, J. G. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1892.

Alecsandri, V. Am Bandusischen Quell. (Fontana Blanduziei.) Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. Aus dem Rumänischen übersetzt von Edgar von Herz. Wien. C. A. Sachse. 1885.

Pietsch, Ludwig. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Bormann, Georg. Die Stunde kommt! Eine Erzählung. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Warnke, Paul. Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1892.

Schmidt-Cabanis, Rich. Lachende Lieder. Berlin. R. Boll. 1893.

Ettinger, Dr. Georg. Kirchenlied und Volkslied. Geistliche und weltliche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf Klopstock. Sammlung Göschen. Stuttgart. G. J. Göschen. 1892.

Dietrich, Adolf. Friedrich der Freidige. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1892.

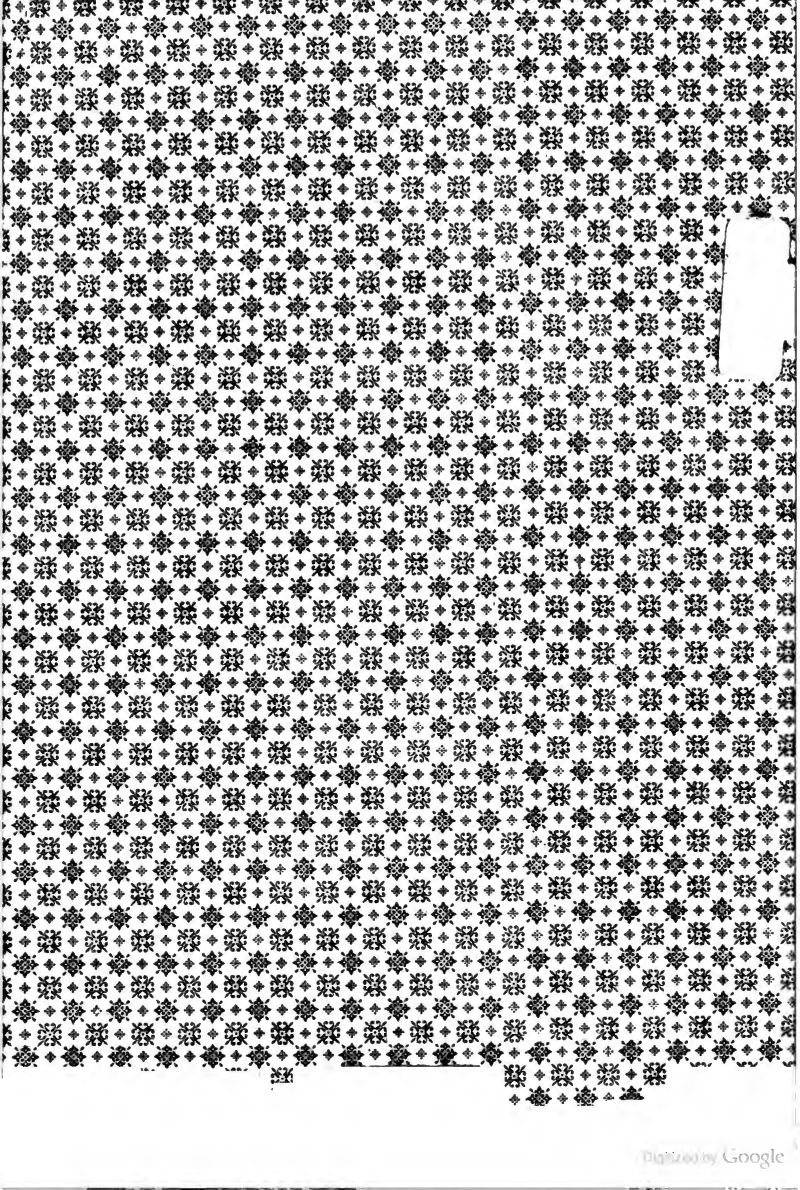
Holzamer, Wilhelm. Meine Lieder. Gedichte. Konstanz. Ernst Ackermann. 1892.

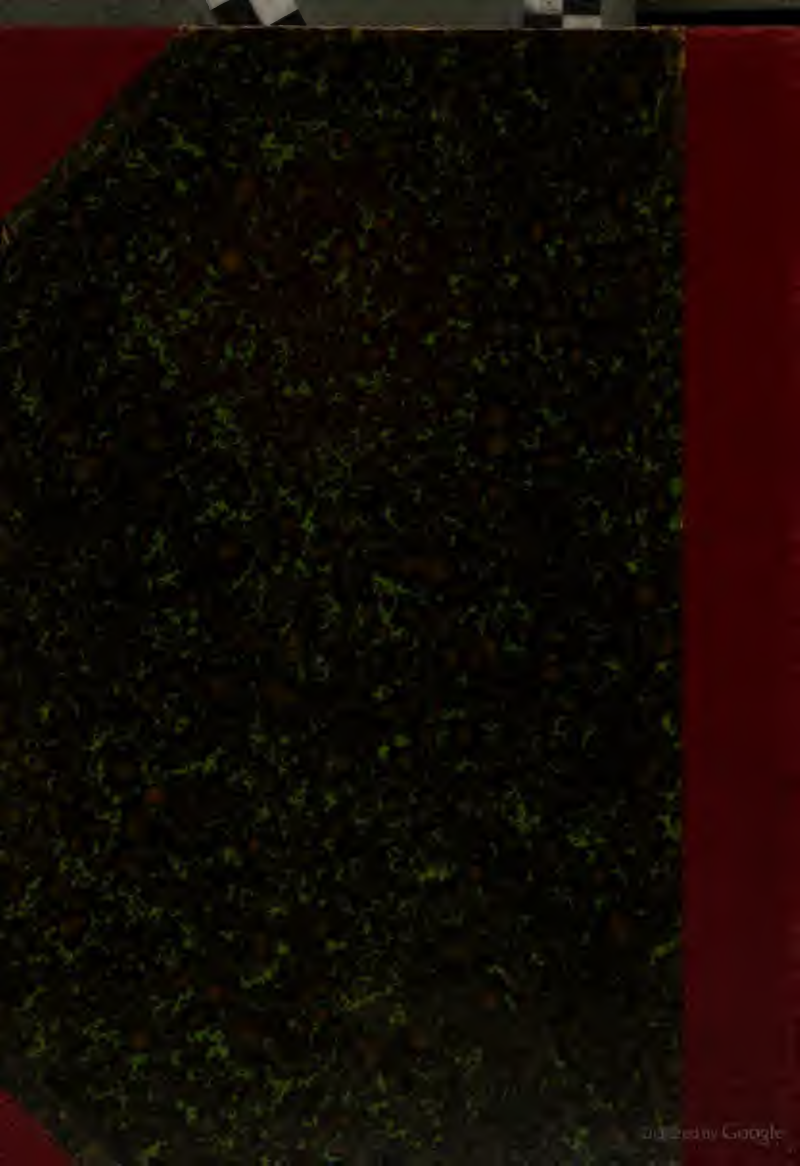
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. — Druck von Gergonne & Cie. in Berlin.

Digitized by Google

32101 064479817

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google